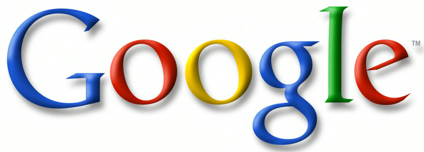


Heine


SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
FIAT LVX
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS



Ex libris Jacob Voorsanger D.D.

June 1890

Inhalt.

Biographie von Dr. G. Karpeles.

Buch der Lieder.

Junge Leiden.
1817—1821.

Traumbilder.

Lieder.

Romanzen.

Sonette.

Lyrisches Intermezzo.

1822—1823.

Die Heimkehr.

1823—1824.

Seite

Aus der Harzreise.

1824.

Die Nordsee.

1825—1826.

Erster Cyklus.

Zweiter Cyklus.

Anhang älterer Gedichte.
1816—1824.

Zu den Traumbildern.

Zu den Liedern.

Zu den Romanzen.

Zu den Sonetten.

Zum Lyrischen Intermezzo.

Zur Heimkehr.

Übersetzungen aus Lord Byron's Werken.

1820.

Gedichte aus dem Nachlaß

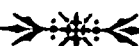
bis 1830.

Heinrich Heine's

Biographie

von

G. Karpeles.



Hamburg.
Hoffmann und Campe.
1887.

Biographie.

I.

Der Stammbaum der Familie Heine ist kein alter; zum Mindesten lassen sich seine Spuren nicht weit verfolgen, sie reichen nur bis etwa in die Mitte des vorigen Jahrhunderts, und es erscheint als Ahnherr der Familie der jüdische Kaufmann Heymann Heine, in Hannover ansässig, welcher eine Tochter des wohlhabenden Kaufmannes Meyer Simon Popert zu Altona heirathete. Dieser Ehe entsprossen sechs Söhne und zwei Töchter. Aber dieser Kindersegen war und blieb der einzige Reichthum der Familie, und nach dem Tode Heymann Heines zog die Wittwe nach Altona, wo sie sich mit ihrem Schwager Bendix Schiff verheirathete, welcher seinerseits gleichfalls sechs Kinder in die Ehe brachte. Sämmtliche Söhne erster Ehe hatten bei dem spärlichen Einkommen der Eltern eine mühevolle Jugend durchzumachen, sie verließen deßhalb früh das elterliche Haus und gründeten sich auswärts eine neue Heimat. Der Älteste, Isaak, ging nach Frankreich, wo er in Bordeaux sich verheirathete, dort einen Kleinhandel betrieb, und mit Noth und Sorgen seine sechs Kinder groß zog. Der inzwischen reich gewordene Bruder Salomon ließ seine Söhne nach Hamburg kommen, welche unter der strengen Obhut ihres Onkels sich dem Kaufmannsstande widmeten und später das weltberühmte Banquierhaus Armand & Michel Heine in Paris gründeten. Der zweite Sohn, Samson, Vater des Dichters, zog nach Düsseldorf; auf ihn werden wir später zurückkommen. — Der dritte oben erwähnte Salomon war sehr früh als Lehrling in das Bank- und Wechselgeschäft seines Verwandten Popert gekommen und hatte es durch Fleiß und Tüchtigkeit zum Banquier und Millionär gebracht, der in seiner zweiten Vaterstadt Hamburg wegen seiner großen Wohlthätigkeit in seinen Werken heute noch fortlebt. Seine sechs Kinder sind alle früh gestorben und haben kaum die mittlere Lebensdauer erreicht. Sein Sohn Carl, der Nachfolger des Hamburger Banquierhauses, heirathete eine Französin, Cecilie Furtado und so ist die Wittwe Frau Heine-Furtado in Paris, nebst den Nachkommen Isaak Heines, der französische Zweig der Familie. Der vierte, Meyer, zog nach Schwerin, wo er in glücklicher Ehe drei Kinder zeugte, von denen zwei Söhne sich eine geachtete Stellung als Mediziner erwarben. Der fünfte, Samuel, starb frühzeitig und blieb unverheirathet. Der sechste, Henry, der jüngste der Brüder, hatte studiert, doch widmete auch er sich dem Kaufmannsstande, und gründete sich in Hamburg eine angesehene Stellung als

Wechselmakler. Von seinen drei Kindern lebt nur noch ein Tochter als Gattin eines Frankfurter Millionärs.

Samson Heine, der Vater des Dichters, am 19. August 17 zu Hannover geboren, nach seiner Verheirathung dem Kaufmann stande angehörig, machte in seinen Jugendjahren den Feldzug Flandern und Brabant mit, in der Eigenschaft eines Provian meisters des Prinzen Ernst von Cumberland, mit Offiziersran so kam er in seinem Kriegsleben auch nach Düsseldorf und dies Aufenthalt entschied seine ganze Zukunft. —

Die Familie van Geldern, deren Stammvater Isaak va Geldern, war um das Jahr 1700 aus Holland in Deutschlan eingewandert. Isaak war ein reicher Mann, der sein Vermöge noch durch bedeutende Geldgeschäfte vermehrte, der zugleich abe auch ein warmfühlendes Herz für die Leiden seiner damals noc unterdrückten Glaubensgenossen hatte und eine Verbesserung ihres Looses anstrebte. Das „van" seines Namens verdankt derselbe wohl kaum einem Adelsdiplom, obwohl bereits im Anfange des 17. Jahrhunderts adlige Juden in Holland lebten und sogar hohe Staatsämter bekleideten.

Erst in Deutschland scheint das „van" in „von" umgewandelt worden zu sein. Wir begegnen ihm zuerst in einem Aktenstück, welches für die Bedeutung der Familie charakteristisch ist. In demselben ernennt der Kurfürst Karl Philipp im Jahre 1727 den Sohn Isaaks, Lazarus van Geldern, zu seinem Hoffaktor.

Peira van Geldern, Heine's Mutter, die ihren Namen später in Betty umwandelte, wurde als Tochter des Lazarus van Geldern am 27. November 1771 zu Düsseldorf geboren. Sie hatte eine treffliche Erziehung im elterlichen Hause genossen, sprach englisch und französisch so geläufig wie ihre Muttersprache und las die hervorragendsten Dichterwerke beider Nationen im Original. Rousseau und Goethe waren ihre Lieblingsschriftsteller. Ihr klarer Geist und ihr poetisches Gemüth sind am deutlichsten aus einer Correspondenz zu erkennen, die aus ihrem 24. Lebensjahre datiert und die uns einen tiefen Einblick in ihren Charakter wie in ihre ideale Lebensanschauung gewährt. Zugleich klingt aus denselben der tiefe Schmerz um die Leiden des Vaterlandes wieder. „Nur der Schwache," heißt es in einem dieser Briefe, „muß sich auf das große, dennoch aber schwankende Rohr, Etikette, stützen. Obgleich ich mit einem alltäglichen Gesicht und Figur auch einen alltäglichen Geist verbinde, so fühle ich dennoch die Kraft, mich über die Chimären: Vorurtheil, Convenienz und Etikette hinauszuschwingen und nur den Wohlanstand als die einzige Grenzlinie zu betrachten, um mich alsdann freiwillig unter den Schutz der Religion und Tugend zu begeben. Ich hoffe, Sie werden diese Art zu denken, billigen; sollte es nicht sein, so bitte ich um eine freundschaftliche Zurechtweisung."

Und wie rührend klingt unter all den ungrammatikalischen und unorthographischen Klagen und Sentenzen dieser in hebräischen Lettern geschriebenen Correspondenz des vierundzwanzigjährigen Mädchens der philosophische Satz: „Gewisse Leute ihr Glück und Unglück hängt weit mehr an ihren Empfindungen als an deren Bewegungsgründen."

Peierche von Geldern war eine kleine, anmuthige, zierliche Erscheinung von aufgewecktem Geiste und umfassender Bildung; natürlich wurde sie der Liebling der Familie und von vielen Freiern umworben. Unter diesen fiel ihre Wahl auf Samson Heine, den im Sommer 1796 ein Empfehlungsbrief in das van Geldern'sche Haus einführte. Ein schöner, stattlicher Mann, gewandt im Umgange, von redlicher Gesinnung und ernsten Strebens, gewann er, ohne gerade geistig hervorzuragen, bald das Herz der jungen Peira. „Die Schönheit meines Vaters," erzählt Heine, „hatte etwas Überweiches, Charakterloses, fast Weibliches. Ich will hiermit keineswegs einen Mangel an Männlichkeit andeuten: letztere hat er, zumal in seiner Jugend, oft erprobt und ich selbst bin am Ende ein lebendes Zeugnis derselben. Es sollte das keine unziemliche Äußerung sein; im Sinne hatte ich nur die Formen seiner körperlichen Erscheinung, die nicht straff und drall, sondern vielmehr weich und zärtlich gerundet waren. Den Conturen seiner Züge fehlte das Markierte und sie verschwammen ins Unbestimmte. In seinen späteren Jahren ward er fett, aber auch in seiner Jugend scheint er eben nicht mager gewesen zu sein."

Noch im September desselben Jahres wurde die Verlobung gefeiert. In der bereits oben erwähnten Correspondenz schildert der letzte Brief an eine Freundin in Wesel vom 8. September die Kämpfe, die die junge Dame nach ihrer Verlobung durchzumachen hatte: „Liebe Freundin, hätten Sie aber wohl gedacht, dass ich mir durch meine Verlobung so viel Feinde machen würde? Doch mein Heine entschädigt mich reichlich durch seine Liebe und Treue für Allem."

Es ist kaum zu bezweifeln, dass die Hochzeit des jungen Paares nun auch bald darauf, wahrscheinlich am 1. Februar 1797, stattfand. Die Neuvermählten bezogen ein einfaches, einstöckiges Haus in der Bolkerstraße Nr. 602, in dem Samson Heine ein Tuch- und Manufakturgeschäft etablierte.

Und in diesem Hause wurde am 13. Dezember 1799 Harry Heine geboren.

Die Zweifel über den Tag und das Jahr seiner Geburt hat Heine selbst verschuldet. Er nannte sich später einmal scherzweise „einen der ersten Männer des Jahrhunderts", da er in der Neujahrsnacht 1800 geboren worden sei. Dieses Datum ist aber absolut falsch. Während der französischen Okkupation in Düsseldorf wurden alle Papiere des Standesamts durch eine große Feuersbrunst vernichtet

und so fehlt es an durchaus sichern Beweisen. Einige noch erhaltene Briefe und die neuerdings bekannt gewordene Correspondenz der Mutter bieten sogar Anhaltspunkte für das Jahr 1797 als Heine's Geburtsjahr.

Später gab jedoch Heines Mutter das Jahr 1799 als sein Geburtsjahr an.

Auch schreibt er selbst in einem vom 16. Juli 1853 datierten, im Besitz des Herrn Ludwig von Embden befindlichen Briefe an seine Schwester anläßlich von dritter Seite gewünschter biographischer Notizen:

„Was das Datum meiner Geburt betrifft, so bemerke ich „Dir, daß ich laut meinem Taufschein am 13. Dez. 1799 ge„boren bin und zwar zu Düsseldorf am Rhein, wie Dir eben„falls bekannt sein wird. Da alle unsere Familienpapiere durch „die Feuersbrunst in Hamburg zu Grunde gegangen und in „den Düsseldorfer Archiven das Datum meiner Geburt nicht „richtig angegeben sein kann, aus Gründen, die ich nicht sagen „will*), so ist obiges allein authentisch, jedenfalls authentischer „als die Erinnerungen meiner Mutter, deren alterndes Ge„dächtnis keine verloren gegangenen Papiere ersetzen kann."

Ein fernerer authentischer Zeuge ist die noch in Hamburg lebende Schwester Frau Charlotte von Embden, geboren im October 1800, welche mit Bestimmtheit angiebt, daß ihr Bruder Harry eilf Monate älter wie sie gewesen sei.

Der Knabe wurde einem der besten Freunde des Hauses, dem Mr. Harry in Liverpool zu Ehren, bei der Geburt Harry genannt und erst später bei seinem Übertritt zum Christenthum veränderte er diesen Namen in Heinrich. Im vertrauten Familienkreise wurde er trotzdem immer Harry genannt und die Briefe an seine Mutter unterzeichnete er stets mit diesem Namen. Ebenso wie er auf den Titel seiner sämmtlichen Schriften stets nur den Anfangsbuchstaben seines Vornamens drucken ließ.

An seiner Vaterstadt Düsseldorf hing der Dichter stets mit der rührendsten Liebe. „Die Stadt Düsseldorf ist sehr schön," schreibt er in den „Reisebildern", „und wenn man in der Ferne an sie denkt und zufällig dort geboren ist, wird einem wunderlich zu Muthe. Ich bin dort geboren und es ist mir, als müßte ich gleich nach Hause gehn. Und wenn ich sage, nach Hause gehn, so meine ich die Bolkerstraße und das Haus, worin ich geboren bin. Dieses Haus wird einst sehr merkwürdig sein, und der alten Frau, die es besitzt, habe ich sagen lassen, daß sie bei Leibe das Haus nicht verkaufen solle. Für das ganze Haus bekäme sie doch jetzt kaum so Viel, wie schon allein das Trinkgeld betragen wird,

*) Vermuthlich gab man ein höheres Alter für ihn an, um seine Aufnahme in das Lyceum zu ermöglichen, für das ein Minimalalter vorgeschrieben war.

das einst die grünverschleierten, vornehmen Engländerinnen dem Dienstmädchen geben, wenn es ihnen die Stube zeigt, worin ich das Licht der Welt erblickt und den Hühnerwinkel, worin mich Vater gewöhnlich einsperrte, wenn ich Trauben genascht, und auch die braune Thür, worauf Mutter mich die Buchstaben mit Kreide schreiben lehrte — ach Gott! Madame, wenn ich ein berühmter Schriftsteller werde, so hat das meiner armen Mutter genug Mühe gekostet."

In der That war der Einfluss der Mutter auf die geistige Entwicklung des Knaben ein ungleich bedeutenderer als der des Vaters. Samson Heine scheint weder ein Mann von hervorragenden Geistesgaben, noch von besonderer kaufmännischer Tüchtigkeit gewesen zu sein. Obwohl der Dichter scherzweise dies später behauptet, so hat Samson Heine doch dem Kriegerstande eigentlich nie angehört. Während der französischen Okkupation in Düsseldorf war er Armeelieferant und dies verlieh ihm Offiziersrang. Seinen geschäftlichen Unternehmungen scheint Fortuna nie sehr zugelächelt zu haben.

Alles, was wir von Samson Heine wissen, deutet darauf hin, dass er ein würdiger Mann, ein trefflicher Gatte, ein zärtlicher Vater gewesen ist, dass er aber auf die Bildung seiner Kinder und deren spätere Lebensrichtung nur einen sehr geringen Einfluss geübt hat. Er war einsilbiger Natur und ziemlich beschränkt. Aus seinen Jugendjahren, wo er im Gefolge des Prinzen Ernst von Cumberland als Proviantmeister den Feldzug in Flandern und Brabant mitgemacht, hatte er allerlei bedenkliche Liebhabereien behalten. So ließ er sich gern zu hohem Spiel verleiten, protegierte die dramatische Kunst oder vielmehr deren Priesterinnen, und Pferde wie Hunde waren seine besondere Passion. Als er in Düsseldorf einzog, soll er zwölf Pferde mitgebracht haben. Grenzenlos mag aber seine Vorliebe für den Soldatenstand oder vielmehr das Soldatenspiel gewesen sein. Als in Düsseldorf die Bürgergarden errichtet wurden und er als Offizier derselben die „schöne dunkelblaue, mit himmelblauen Sammetaufschlägen versehene Uniform" tragen durfte, war er überglücklich.

Mit diesen Eigenschaften contrastierte eine wunderliche Gravität sehr seltsam, die über sein strengruhiges Antlitz verbreitet war und sich in der Haltung und jeder Bewegung des Körpers kundgab, so dass man ihn wohl für einen der sieben Weisen Griechenlands hätte halten können. Aber bei näherer Bekanntschaft merkte man nur zu bald, „dass er weder ein Thales noch ein Lampsakus war, der über kosmogonische Probleme nachgrübele." Wenn er seinen Kindern jeden musikalischen Unterricht verboten, weil er ihn als „Zeitverlust und luxuriösen Tand" betrachtete, und wenn man später die Gedichte von Goethe mit dem Namen „Ernst Schulze" umkleben musste, damit er dieselben für weniger bedeu-

tend als die seines Sohnes halte, und wenn er schließlich in den Stoßseufzer ausbricht: „Wie soll mein Junge aufkommen, wenn man immer und immer von Goethe spricht!" so zeigt dies und vieles Andere nicht gerade von bedeutenden geistigen Anlagen.

Ganz verschieden geartet war jedoch die Mutter des Dichters. An ihr hing er stets mit der rührendsten Kindesliebe, sie verherrlichte er in ergreifenden Gedichten, ihrer gedenkt er in seinen Schriften stets mit innigster Pietät. Betty Heine hatte auf ihre Kinder einen bedeutenden Einfluß. Die vortreffliche Erziehung, die sie im elterlichen Hause genossen hatte, übertrug sie auch auf ihre eignen Kinder. Sie war, wie bereits erwähnt, eine Schülerin Rousseau's, hatte dessen „Emile" gelesen und bewundert, säugte selbst ihre Kinder „und Erziehungswesen war ihr Steckenpferd". Ihre Vernunft und ihre Empfindung waren die Gesundheit selbst und nicht von ihr will Heine „den Sinn für das Phantastische und die Romantik" geerbt haben. Sie lehrte Harry, der ein ebenso aufgeweckter wie lebhafter Knabe war, mit großer Geduld Lesen und Schreiben. Zahllose kleine Charakterzüge sind uns von ihr aufbewahrt, die ihr Bild im hellsten Lichte erscheinen lassen und die fast alle für die spätere Entwicklung des Dichters charakteristisch sind. Nur einige seien hier erwähnt. Im Hause Heine's war ein großer englischer Kamin, eine Seltenheit in jener Zeit, den man im Sommer mit einer schwarz lackierten Platte verschloß, damit die Kinder beim Versteckspielen nicht hineinkriechen konnten. Auf diese Platte schrieb die Mutter große Buchstaben mit Kreide, die Harry mit dem größten Fleiße nachahmte. Er war erst vier Jahre alt, als er Lesen und Schreiben lernte und man schickte ihn deßhalb in eine Mädchenschule, deren Leiterin eine fünfzigjährige Jungfrau war. Der Knabe lernte alles mit der größten Leichtigkeit, aber das Stillsitzen war ihm unerträglich. Die Lehrerin bestrafte dagegen jede Unachtsamkeit auf das Empfindlichste und wurde dadurch dem Knaben so verhaßt, daß er beständig hin und her sann, wie er sich an ihr rächen könnte.

Ein Mal erwischte er die Schnupftabaksdose der Alten, leerte dieselbe vollständig aus und füllte sie mit Sand. Als die Lehrerin ihm eine Strafpredigt hielt und ihn fragte, warum er dies gethan habe, antworte er mit Nachdruck: „Weil ich dich hasse!"

Harry wurde darauf in eine Knabenschule geschickt; dort war er in seinem Element, konnte nach Herzenslust toben und die abenteuerlichsten Scherze machen.

Die Familie Samson Heine hatte sich inzwischen vermehrt; nach Harry im Jahre 1800 erblickte seine Schwester Charlotte das Licht der Welt, 1805 sein Bruder Gustav und 1807 der jüngste Bruder Maximilian.

Harry's beste Freunde waren zu jener Zeit Josef Neunzig, der Sohn eines in der Nachbarschaft wohnenden Bäckers und Bier-

brauers, Samuel H. Prag, der mit ihm die israelitische Privatschule eines Herrn Rintelsohn besuchte, und Wilhelm von Wizewsky, von dem Heine in seinen „Reisebildern" erzählt: „Wir waren Schulkameraden im Franziskanerkloster und spielten auf jener Seite desselben, wo zwischen steinernen Mauern die Düssel fließt und ich sagte: „Wilhelm, hol' doch das Kätzchen, das eben hineingefallen" — und lustig stieg er hinab auf das Brett, das über dem Bache lag, riss das Kätzchen aus dem Wasser, fiel aber selbst hinein, und als man ihn herauszog, war er nass und todt. Das Kätzchen hat noch lange Zeit gelebt."

Am meisten war Heine mit Josef Neunzig befreundet; nichtsdestoweniger passierte diesem einmal das Malheur, dass er Harry durch einen Steinwurf schwer verletzte, so dass dieser mit einer blutenden Wunde am Kopfe nach Hause kam. Die erschrockene Mutter wollte den kleinen Missethäter sofort bestrafen, Josef hatte sich aber eiligst unter das Bett verkrochen, wo ihn niemand finden konnte. Später erinnerte Neunzig in Bonn Heine an diese Jugendepisode und dieser bemerkte ironisch lächelnd: „Wer weiß, wozu es gut war! Hättest du nicht die poetische Ader getroffen und mir einen offenen Kopf verschafft, so wäre ich vielleicht niemals ein Dichter geworden!"

In seinen Erinnerungen und Memoiren hat Heine viele Eindrücke seiner Knabenzeit geschildert, aber auch Wahrheit und Dichtung mannigfach verwebt; was hier erzählt wird, stützt sich daher auch auf anderweitig beglaubigte Quellen.

Seine Schwester Charlotte war der besondere Liebling Harry's. Schon in aller Morgenfrühe, wenn die andern Mitglieder der Familie noch in tiefem Schlummer lagen, spielten Harry und Charlotte miteinander — sie suchten Reime.

Schon in frühester Jugend war ihm eine gewisse Nervosität eigen, die mit jedem Jahre zunahm; lautes Sprechen, Klavierspielen, jeder Lärm war ihm unangenehm und berührte ihn schmerzlich, sogar seiner Schwester, die ein angenehmes, klangvolles Organ besaß, sagte er oft: „Liebes Lottchen, schrei' nicht so laut." Sein Gehör war so scharf, dass er im Bette, welches mit einem Wandschirm umgeben war, alles hörte, was man draußen sprach.

Unter seinen Mitschülern war er stets einer der Ersten; er fasste am leichtesten auf und arbeitete am schnellsten. Und übereinstimmend wird von allen Zeitgenossen gemeldet, dass schon damals in seinem zehnten Lebensjahre deutliche Spuren poetischer Begabung des Knaben in die Erscheinung traten, zarte Knospen freilich noch, die erst später zu einem mächtigen Baume sich entfalten sollten. Der erste Anlass, bei dem sich dieses poetische Talent bemerkbar machte, war folgender: Charlotte besuchte eine von Nonnen geleitete Klosterschule. Eines Tages erzählte einer

der Lehrer seinen Schülerinnen eine Geschichte, die sie zu Hause niederschreiben sollten. Nach den Schulstunden setzte sich Charlotte an die Arbeit, doch soviel sie auch nachdenken mochte — sie konnte sich des Inhalts der Erzählung nicht mehr entsinnen. In helle Thränen gebadet traf Harry sein Schwesterchen, „Was giebt's?" fragte er. „Die Geschichte, die ich niederschreiben soll, ist mir entfallen! Was soll aus mir werden? Wie kann ich morgen vor dem Professor erscheinen!" „Beruhige Dich, liebes Lottchen," begütigte sie der Bruder. „Suche Dich nur zu erinnern, von welchem Gegenstande der Lehrer sprach, gieb mir eine Andeutung, den geringsten Anhalt und ich schreibe Dir eine prächtige Geschichte." Nach einer Stunde brachte er in der That seiner Schwester das Heft; glücklich und vergnügt, von dieser unangenehmen Arbeit befreit zu sein, legte sie es in ihre Schulmappe, ohne auch nur einen Blick hineinzuwerfen. Den folgenden Tag legte sie ihr Heft zu den andern, die der Lehrer alle mit nach Hause nahm, um sie zu korrigieren. In einer der nächstfolgenden Stunden wurden die Hefte wieder vertheilt, nur das Charlottens behielt der Lehrer zurück. Nach Beendigung der Lehrstunde ließ er sie rufen und fragte sie, auf das Heft zeigend: „Wer hat dies geschrieben?" Ohne Zögern antwortete Charlotte: „Ich!" „Ich werde weder schelten noch Dir Vorwürfe machen," sagte der Lehrer ermuthigend, „nur sage mir, wer hat dies geschrieben?" Beschämt, eine Unwahrheit gesagt zu haben, nannte Charlotte nun den wahren Verfasser. „Dies ist ein Meisterwerk!" rief der Lehrer aus und las zwei andern Professoren, die diesem Verhör beigewohnt hatten, den Aufsatz vor. Es war eine grausige Gespenstergeschichte in so lebhafter Weise geschildert, daß das kleine Mädchen laut aufschrie. Als sie zu den Mitschülerinnen zurückkehrte, erzählte sie ihnen von dem Gespenst mit den feurigen Augen, dem Pferdefuß und dem feuerspeienden Rachen, der so groß war, daß er Alle verschlingen konnte. Der Lehrer aber besuchte Frau Betty Heine und beglückwünschte sie, einen so begabten Sohn zu haben. Der Knabe wurde gerufen, blieb jedoch bei allen Lobeserhebungen kalt, denn er glaubte nicht, etwas Besonderes geschaffen zu haben.

Das Original dieser Schularbeit, von welcher der Lehrer nur eine Abschrift erhielt, bewahrte die Mutter sorgfältig auf — leider verbrannte diese Schrift später bei der großen Feuersbrunst in Hamburg mit einigen andern Manuskripten des Dichters.

Für Musik und Tanzunterricht hatte Harry nur wenig Sinn. Da die Mutter, wie erwähnt, selbst eine gründliche musikalische Ausbildung erhalten hatte, wollte sie auch ihren Kindern eine solche angedeihen lassen. Harry wählte die Violine. Ein vortrefflicher Lehrer wurde engagiert und die Stunden begannen in einem oberen Stübchen des Hauses. Obschon Harry nicht die geringste Lust zur Erlernung des schwierigen Instrumentes besaß, wagte

r es doch nicht, der in solchen Dingen unerbittlich strengen Mutter
ı widersprechen. Mehrere Monate vergingen, in denen die
Mutter sich nicht weiter um den Musikunterricht kümmerte, da
erselbe anscheinend seinen regelmäßigen Fortgang nahm. Wie
staunte sie, als sie eines Tages zufällig an jenem Stübchen
orübergehend ein sehr exaktes und gutes Violinspiel hörte; erfreut
at sie ins Zimmer, um ihrer Zufriedenheit Ausdruck zu geben
– da lag Harry lang ausgestreckt auf dem Sopha, indeß der
ehrer, in der Stube auf- und abgehend, seine schönsten Kompositionen geigte. Der Knabe war so in Gedanken vertieft, daß er
as Kommen seiner Mutter überhört hatte und ihre Gegenwart
rst dann bemerkte, als sie ihn etwas unsanft aus seinen Träumereien aufrüttelte. „Schade, daß Du mich störst,“ rief er phlegmatisch aus, „die Töne der Musik kamen meiner Idee zu Hilfe
und ich war eben im Begriff, ein schönes Lied zu dichten.“

Nicht anders erging es mit dem Tanzunterricht, dessen Ende
er Knabe dadurch ziemlich jäh herbeiführte, daß er den kleinen,
pindeldürren Tanzlehrer zum Fenster hinauswarf. Zum Glück
verletzte derselbe sich jedoch nicht und wurde von den Eltern des
Knaben durch eine Geldsumme entschädigt. Harry hat im Leben
nie wieder getanzt.

Auch mit dem Zeichnenunterricht ging es anfangs recht langsam vorwärts, obwohl der Knabe bedeutende Anlagen zum Zeichnen
hatte. Da jedoch der Lehrer stets müde und abgespannt war und
meist bald nach Beginn der Lektion einnickte, wurde der lebhafte
Knabe bald der Sache überdrüssig. Später erhielt er seinen Zeichnenunterricht auf der Akademie von dem Bruder des berühmten Peter
von Cornelius, dessen er noch in späteren Jahren mit Rührung
gedenkt. „Ich habe diese letzte Malerhand nie ohne geheimen
Schauer betrachten können, wenn ich den Mann selbst sah, den
kleinen, scharfen Mann mit den heißen Augen; und doch wieder
erregte diese Hand in mir das Gefühl der traulichsten Pietät, da
ich mich erinnerte, daß sie mir einst liebreich auf den kleinen
Fingern lag und mir einige Gesichtscontouren ziehen half, als
ich, ein kleines Bübchen, auf der Akademie zu Düsseldorf zeichnen
lernte.“ Unter solcher Leitung machte denn auch der Knabe erfreuliche Fortschritte und einige seiner Kreidezeichnungen wurden
noch lange nachher im elterlichen Hause unter Glas und Rahmen
aufbewahrt.

Nach all dem Gesagten ist ersichtlich, daß die Erziehung,
welche die Kinder in dem Hause Heine erhielten, eine reiche und
vielseitige war — eine methodische und gleichmäßig die Anlagen
des Geistes wie des Herzens ausbildende scheint sie jedoch nicht
gewesen zu sein. Dies gilt insbesondere von der religiösen Erziehung der Kinder. Während der Vater und die Mutter freien
Anschauungen huldigten und in Bezug auf die Schätzung und

Ausübung der jüdischen Ceremonialgesetze die weitgehendste Toleranz gegen sich selbst übten — der Glaube der Mutter war ein „strenger Deismus“, der Vater war in religiöser Beziehung indifferent — wurden die Kinder im Banne jener alten Formen und Observanzen auferzogen, von deren geistiger Bedeutung sie kein Ahnen hatten, die sie daher rein äußerlich ausübten und als einen lästigen Zwang empfinden mußten. Dieser Widerstreit durchzog damals wohl jedes jüdische Haus, und fast jeder Jude, der aus jenen Zeitverhältnissen heraus sich zur Höhe einer humanen Weltanschauung emporgearbeitet hat, hat jene Kämpfe durchmachen müssen, in denen gar Mancher unterlegen, Viele gesiegt, die Meisten aber nur schwer überwunden haben.

Und nur von diesem Standpunkte aus wird auch das Leben Heine's und vieles Widersprechende in demselben und in seinen Schriften aufgefaßt und erklärt werden müssen, um psychologisch klar und verständlich zu sein. Wie streng Harry nnd seine Brüder zur Erfüllung der religiösen Ceremonien angehalten wurden, ist aus vielen Beispielen bekannt, die für seine spätere Entwicklung besonders charakteristisch sein dürften.

Das jüdische Wissen Heine's, seine Kenntnis der Bibel, die auf seine Prosa so mächtig einwirkte, scheint einzig und allein aus jener Zeit zu datieren, in der er die Rintelsohn'sche Schule besuchte. Denn ein Jahr darauf trat er in das Düsseldorfer Lyceum ein, eine von den Franzosen in einem ehemaligen Franziskanerkloster errichtete höhere Lehranstalt, und von da an scheint Heine keinen hebräischen Unterricht mehr genossen zu haben.

Bevor wir uns nun mit diesem Lyceum und seinen Lehrern, die auf die Bildung Heines von weitgreifendstem Einflusse gewesen sind, näher beschäftigen, wird es geboten sein, einen Blick auf die Zeitverhältnisse zu werfen, unter denen der Knabe heranreifte, und die für seine Entwicklung so bedeutungsvoll wurden.

Die französische Invasion war bis nach Westfalen gedrungen. Düsseldorf war bereits seit dem 6. September 1795 von französischen Truppen besetzt und der Friede von Lüneville im Jahre 1801 brachte das ganze linke Rheinufer in die Gewalt der Franzosen. Der Länderschacher war an der Tagesordnung.

Die Eindrücke seiner Jugend sind maßgebend gewesen für Heine's politische Weltanschauung wie für seine ganze Entwicklung. In seiner Familie herrschte die unbedingteste Verehrung Napoleons, der den rheinischen Juden zuerst die bürgerliche Gleichstellung verlieh und deßhalb von ihnen wie ein Messias verehrt wurde. „Wollte Gott wir hätten ihn noch!“ seufzte Samson Heine oft später. Während die Franzosenherrschaft den Juden volle Gleichberechtigung brachte und sie dadurch zu unbedingten Anhängern des Kaisers machte, gewährte ihnen Deutschland erst nach den Befreiungskriegen die Emanzipation, um sie ihnen wieder bald darauf

zu entziehen. Was Wunder, wenn Napoleon von den Juden aller Länder, insbesondere aber Deutschlands förmlich angebetet wurde, da er ihnen die Erlösung aus mehr denn tausendjähriger Knechtschaft brachte!

Um so merkwürdiger hebt sich von dieser Folie der wahrhaft glühende Patriotismus der Mutter Heine's ab. Schon in jener wiederholt erwähnten Correspondenz an eine Freundin verleiht sie ihren Klagen über das Elend des Krieges beredten Ausdruck; sie gedenkt mit Wehmuth der Zeiten, „wo Deutschland noch Deutschland war und wo alles, was deutsch sprach, Brüder waren“ und ergießt ihren Spott über die deutschen Truppen „oder besser gesagt, pfälzischen Emigranten“, die vor den ersten französischen Kugeln Reißaus nahmen. Eifrig las sie die Schriften deutscher Patrioten jener Zeit und versäumte später keine Gelegenheit, ihre Söhne auf das Unglück des Vaterlandes und das Elend der Kleinstaaterei aufmerksam zu machen. „Versprecht mir,“ wiederholte sie oft, „nie in einem kleinen Staate Eure Heimath zu suchen, wählt große Städte in großen Staaten, aber behaltet ein deutsches Herz für das deutsche Volk!“

Samson Heine war zunächst ein Freund des Soldatenspiels; auch hatte er den Kaiser liebenswürdig gefunden, während Betty Heine zwischen scheuer Bewunderung und glühendem Hasse schwankte. Unter solchen Widersprüchen wuchs Harry auf und man muss sich diese Erziehung sowie die ganzen Jugendeindrücke des Knaben stets vergegenwärtigen, wenn man sein dichterisches Schaffen und seine Individualität vollständig erfassen und dem Manne nach allen Seiten gerecht werden will.

Düsseldorf war damals die Hauptstadt des neuen Herzogthums Cleve-Berg, dessen Regentschaft im Jahre 1806 Joachim Murat übernommen hatte, während der Kaiser sich die Oberherrschaft vorbehalten hatte. Napoleon selbst war zweimal, im Jahre 1811 und 1812 in Düsseldorf gewesen; nicht anders und nicht besser kann man die Eindrücke jener Zeit — von der Herrschaft des Kurfürsten Karl Theodor von der Pfalz an bis zu Herzog Wilhelm und dann die französische Invasion hindurch — schildern als dies Heine selbst in seinen „Reisebildern“ gethan hat. Er erzählt aus seinen Jugendeindrücken Folgendes:

Als wir eines Morgens zu Düsseldorf erwachten und „Guten Morgen, Vater!“ sagen wollten, da war der Vater abgereist und in der ganzen Stadt war nichts als stumpfe Beklemmung. Es war überall eine Art Begräbnisstimmung und die Leute schlichen schweigend nach dem Markte und lasen den langen, papiernen Anschlag auf der Thür des Rathhauses. Es war ein trübes Wetter und der dünne Schneider Kilian stand dennoch in seiner Nankingjacke, die er sonst nur im Hause trug, und die blauwollnen Strümpf hingen ihm herab, dass die nackten Beinchen betrübt hervorguckte

und seine schmalen Lippen bebten, während er das angeschlagene Plakat vor sich hinmurmelte. Ein alter pfälzischer Invalide las etwas lauter und bei manchem Worte träufelte ihm eine klare Thräne in den weißen ehrlichen Schnauzbart. Ich stand neben ihm und weinte mit und frug ihn, warum wir weinten. Und da antwortete er: „Der Churfürst läßt sich bedanken." Und dann las er wieder und bei den Worten: „für die bewährte Unterthanstreue", „und entbinden Euch eurer Pflichten," da weinte er noch stärker. — Ich aber ging nach Hause und weinte und klagte: „Der Kurfürst läßt sich bedanken." Meine Mutter hatte ihre liebe Noth, ich wußte, was ich wußte, ich ließ mir nichts ausreden, ich ging weinend zu Bette und in der Nacht träumte mir, die Welt habe ein Ende ....

„Als ich erwachte, schien die Sonne wieder wie gewöhnlich durch das Fenster, auf der Straße ging die Trommel und als ich in unsere Wohnstube trat und meinem Vater, der im weißen Pudermantel saß, einen guten Morgen bot, hörte ich wie der leichtfüßige Friseur ihm während des Frisierens haarklein erzählte, daß heute auf dem Rathhause dem neuen Großherzog Joachim gehuldigt werde, und daß dieser von der besten Familie sei und die Schwester des Kaisers Napoleon zur Frau bekommen und auch wirklich viel Anstand besitze und sein schönes schwarzes Haar in Locken trage und nächstens seinen Einzug halten und sicher allen Frauenzimmern gefallen müsse. Unterdessen ging das Getrommel auf den Straßen immerfort, und ich trat vor die Hausthür und besah die einmarschierenden französischen Truppen, das freudige Volk des Ruhmes, das singend und klingend die Welt durchzog, die heiter-ernsten Grenadiergesichter, die Bärenmützen, die dreifarbigen Kokarden, die blinkenden Bajonette, die Voltigeurs voll Lustigkeit und point d'honneur und den allmächtig großen, silbergestickten Tambourmajor, der seinen Stock mit dem vergoldeten Knopf bis an die erste Etage werfen konnte und seine Augen sogar bis zur zweiten Etage, wo ebenfalls schöne Mädchen am Fenster saßen" .....

„Nie schwindet dieses Bild (des Kaisers) aus meinem Gedächtnisse. Ich sehe ihn immer noch hoch zu Roß, mit den ewigen Augen, in dem marmornen Imperatorgesichte, schicksalruhig hinabblicken auf die vorbei defilierenden Garden — er schickte sie damals nach Rußland, und die alten Grenadiere schauten zu ihm hinauf, so schauerlich ergeben, so mitwissend ernst, so todesstolz — Te, Caesar, morituri salutant!"

So waren die Eindrücke beschaffen, die das Leben jener Zeit in das empfängliche Herz des Knaben unverlöschlich einprägte; die Eindrücke der Schule kamen dazu, um die tiefste und entscheidende Wirkung auszuüben. Jenes französische Lyceum, das Heine von seinem zehnten Lebensjahre ab besuchte, wurde von einem katholischen Geistlichen, dem Rektor Schallmeyer geleitet, der zugleich

den deutschen Sprachunterricht leitete und in den oberen Klassen Philosophie lehrte. Dieser ziemlich liberale und geistig hochstehende Mann erkannte rasch die Bedeutung des zehnjährigen Knaben und leitete deßhalb seine Erziehung mit besonderer Umsicht. Auch war er ein Freund des elterlichen Hauses, wie Heine in den „Geständnissen“ selbst erzählt: „Der alte Herr besprach sich deßhalb sehr oft mit meiner Mutter über meine Erziehung und künftige Laufbahn, und in solcher Unterredung ertheilte er ihr einstmals den Rath, mich dem Dienste der Kirche zu widmen und nach Rom zu schicken, um in einem dortigen Seminar katholische Theologie zu studieren; durch die einflußreichen Freunde, die der Rektor Schallmeier unter den Prälaten des höchsten Ranges besaß, versicherte er im Stande zu sein, mich zu einem bedeutenden Kirchenamte zu fördern.“ Frau Betty Heine lehnte diesen Antrag ab und in der That liegt schon in dem Gedanken allein ein großer Humor: Heinrich Heine als graziösen römischen Abbate oder gar mit dem rothen Kardinalshute sich zu denken! Seine Mutter hatte allerdings hochfliegende Dinge mit ihrem Harry im Sinn und sie spielte, wie er selbst sagt, „die Hauptrolle in seiner Entwickelungsgeschichte“.

Für seine Lehrer, die meistens dem geistlichen Stande und dem Jesuitenorden angehörten, bewahrte Heine stets eine gewisse Ehrfurcht, indem er der Verdienste gedachte, die sie sich einst um ihn erworben, als sie seine ersten Geistesschritte leiteten.

Von diesen Lehrern nennt Heine in seinen späteren Erinnerungen außer jenem Rektor Schallmeyer, der in den unteren Klassen Deutsch, in den oberen Philosophie unterrichtete, den Professor Schramm, „der ein Buch über den ewigen Frieden geschrieben hat und in dessen Klasse sich meine Mitbuben am meisten rauften“, der Professor Brever, der Mathematik, den Abbé Daulnoie, der französische Rhetorik und Poesie und den Professor Kramer, der Latein und Griechisch lehrte. Über seine Fortschritte in den einzelnen Lehrgegenständen macht er selbst die folgenden ergötzlichen Mittheilungen:

„In den dumpfen Bogengängen des Franziskanerklosters, unfern der Schulstube, hing damals ein großer, gekreuzigter Christus von grauem Holze, ein wüstes Bild, das noch jetzt zuweilen des Nachts durch meine Träume schreitet und mich traurig ansieht mit starren, blutigen Augen — vor diesem Bilde stand ich oft und betete: O, du armer, ebenfalls gequälter Gott, wenn es dir nur irgend möglich ist, so siehe doch zu, daß ich die verba irregularia im Kopfe behalte. Vom Griechischen will ich gar nicht sprechen, ich ärgere mich sonst zuviel. Die Mönche im Mittelalter hatten so ganz Unrecht nicht, wenn sie behaupteten, daß das Griechische eine Erfindung des Teufels sei. Gott kennt die Leiden, die ich dabei ausgestanden. Mit dem Hebräischen ging es besser.“

„Indessen von der deutschen Sprache begriff ich viel mehr, und die ist doch nicht so gar kinderleicht.“

„Auch in der Mythologie ging es gut. Ich hatte meine lieb Freude an dem Göttergesindel, das so lustig nackt die Welt regiert Ich glaube nicht, daß jemals ein Schulknabe im alten Rom di Hauptartikel seines Katechismus, z. B. die Liebschaften der Venus besser auswendig gelernt hat, als ich.“

„Am allerbesten aber erging es mir in der französischen Klass des Abbé Daulnoie, eines emigrierten Franzosen, der eine Meng Grammatiken geschrieben, und eine rothe Perrücke trug, und ga pfiffig umhersprang, wenn er seine Art poétique und seine Histoire allemande vortrug. — Er war im ganzen Gymnasium der einzige, welcher deutsche Geschichte lehrte.“ Ein anderes Mal urtheilt Hein über denselben Lehrer allerdings minder günstig, indem er erklärt „Wenig fehlte, und er hätte mir nicht bloß die französische, sondern die Poesie überhaupt verleidet.“

Von dem Fleiß des Knaben erzählen alle seine Jugendfreunde aus jener Zeit. Er arbeitete den ganzen Tag und nahm auch gegen den Willen der Eltern die Nacht zu Hilfe. Da seine Stube nicht genug erwärmt war, zog er sich durch diese Nachtwachen eine schwere Erkrankung zu. Später mußte er sich eine wollene Mütze und einen großen Pelz zu verschaffen, um sich gegen die Kälte zu schützen.

Im zwölften Jahre hat Heine sein erstes Gedicht gemacht, das sich freilich wesentlich an das Geburtstagspoem eines älteren vergessenen Dichters Klamer Schmidt anlehnt:

„O, habt ihr über Glück und Unglück noch Gewalt,
Ihr Götter! — gebt dem Glück auf heute viel Befehle,
Wenn Vater und der Mutter schöne Seele
Heut feiern ihren schönsten Tag!“

Harry Heine.

Düsseldorf, den 1. Februar 1813.

Vivat.

Verräth auch dieses Gedicht zum Hochzeitstage seiner Eltern noch kein besonderes Talent, so tritt dieses in den Versen desto deutlicher hervor, die Heine bald darauf dichtete; in diesen spricht sich bereits eine entschiedene Begabung aus und mit Recht ist bemerkt worden, daß dieselben in Inhalt und Ton, Versmaß und Darstellungsweise an die Dichtungen seines reifen Alters, namentlich an „Atta Troll“ erinnern. Es sind zwei Gesänge einer „Wünnebergiade“, eines Heldengedichts, das Heine auf seinen Mitschüler im Lyceum, Wünneberg, dichtete. Dasselbe ist wegen seiner Form merkwürdig, und weil es das erste Gedicht von Heine ist — es befindet sich nicht in seinen gesammelten Gedichten, sondern ist erst neuerdings veröffentlicht worden — von so großem Interesse, daß man es kennen lernen muß, um die Begabung des Knaben und die Richtung, welche seine poetische Entwickelung später genommen, zu verstehen.

Nach Heines eigenen Mittheilungen, deren Authenticität in

diesem Falle jedoch anzuzweifeln ist, wäre das Gedicht „Belsazar" im Buch der Lieder sein erstes gewesen. „Ich habe dasselbe geschrieben," erzählte er einem Freunde, „bevor ich noch das sechzehnte Jahr zurückgelegt. Und wissen Sie, was mich zu demselben inspiriert hat? Ein paar Worte in der hebräischen Hymne „Wajhi bechazi halajla", die man, wie Sie wissen, an den zwei Osterabenden singt." Diese Hymne gedenkt nämlich aller auf die Geschicke der Juden sich beziehenden Ereignisse, die um Mitternacht vorgefallen und erwähnt auch den Tod des Babylonischen Tyrannen, der in Folge der Entweihung der Tempelgefäße in der Nacht hinweggerafft wurde. Jene oben citierten Worte sind der Refrain dieses Liedes, das einen integrierenden Theil der Hagada bildet, einer poetischen Legenden- und Liedersammlung, die die frommen Juden am Osterabend (Seder) feierlich recitieren.

Ein zweites Gedicht, welches nicht viel später entstanden sein kann, hat Heine sogar in das „Buch der Lieder" aufgenommen. Es ist die Romanze: „An eine Sängerin, als sie eine alte Romanze sang". Dem Gedicht liegt ein wirkliches Erlebnis zu Grunde. Die Sängerin, der es gewidmet war, hieß Caroline Stern und ist erst vor wenigen Jahren im hohen Greisenalter in Berlin gestorben.

Unter seinen Jugendfreunden war namentlich einer, der das Talent Heines von früh auf zu schätzen wußte, Christian Sethe. Obwohl ihre Natur durchaus verschieden war, schlossen sie doch schon auf den Bänken des Düsseldorfer Lyceums die innigste Freundschaft. Sie ergänzten sich beide. Sethe war eine durchaus praktische Natur, ruhig, gemessen, pflichtgetreu, Heine dagegen leicht erregbar, launenhaft, aber begabt und gutherzig. Sethe war es auch, der das älteste Gedicht seines Freundes, jene oben citierte „Wünnebergiade" aufbewahrt hat. Heine hatte wegen seiner Spottsucht viel von den Mitschülern zu leiden; da er körperlich schwach war, zog er im Kampfe mit stärkeren Kameraden stets den Kürzeren; auch als Jude hatte er Manches zu erdulden. Bei allen Streitigkeiten suchte und fand er in Sethe einen treuen Helfer und Freund, während dieser an dem begabten Knaben wieder eine Stütze bei seinen Schularbeiten hatte.

Denn in Bezug auf diese war Harry Heine stets unter den Ersten seiner Klasse und wurde deßhalb von den Lehrern vielfach ausgezeichnet. Die öffentlichen Prüfungen im Lyceum am Ende des Schuljahres brachten dem Knaben jedesmal einen kleinen Triumph — nur eine derselben wurde für ihn verhängnisvoll. Harry sollte bei dem feierlichen Schulaktus ein Gedicht deklamieren und zwar den „Taucher" von Schiller. Eben war er zu der Stelle gekommen, wo der König der lieblichen Tochter winkt — da fielen seine Augen plötzlich auf die schöne, blondlockige Tochter des Ober-Appellationsgerichtspräsidenten (in Wahrheit des Kriegsraths) von A . . . ., die mit ihrem Vater in der ersten Reihe saß.

Dreimal wiederholte er die Stelle, ohne fortfahren zu können. Der Klassenlehrer suchte auszuhelfen, aber vergebens, der Knabe hörte nicht mehr. Mit großen offenen Augen schaute er wie auf eine plötzlich erschienene überirdische Gestalt auf jenen Platz hin und sank dann ohnmächtig zusammen.

Den traumhaft sinnenden Zug behielt Heine bis an sein Lebensende. Wenn man den Einfluß der Jugendjahre auf das Werden und Wachsen des Mannes in Betracht ziehen will, so muß man nicht nur das heitere, lebensfrohe Treiben der Stadt am Rhein, den leichten Sinn und die frohe Lebensart des Völkchens, das die rebenumkränzten Ufer des Stromes bewohnt, in Erwägung ziehen, sondern man muß auch auf die Nachtseiten jenes Lebens und bei Heine vor allem auf jene düstere Grundstimmung Bezug nehmen, die er von früh auf ins Leben brachte und durch die ihn viele Erscheinungen des Lebens mächtig anzogen, an denen Andere gleichgiltig vorübergingen. Der düstere und unheimliche Zug in seiner Jugendpoesie, das Traumhafte und Schwermüthige in vielen seiner ersten Lieder, der wilde und schauerliche Humor, die wollüstige Grausamkeit seiner „Jungen Leiden" findet seine Erklärung in jenen Jugendeindrücken, unter denen der Einfluß des Oheims Simon van Geldern obenansteht. Die Schilderung dieses Sonderlings in den „Memoiren" weist überzeugend auf diesen Einfluß hin. Das Geheimnisvolle, Altmodische, Ritterliche in seinem Wesen, sein rastloser Fleiß, seine gelehrten Liebhabereien, seine Wuth zu schreiben, die Schätze und Antiquitäten seiner großen Bibliothek, in der die Geheimwissenschaften besonders vertreten waren, endlich ein altes Notizbuch von der Hand eines Großoheims, der weite und wunderbare Reisen in den Orient gemacht hatte und ein Schwärmer und Glücksritter des 18. Jahrhunderts gewesen zu sein scheint. dies Alles im Verein machte einen unauslöschlichen Eindruck auf das empfängliche Gemüth des Knaben und beschäftigte seine Phantasie unaufhörlich.

In diesem Zustande lernte Harry durch seine alte Wärterin Zippel — eigentlich Sibylle — ein Weib kennen, die man gemeinhin „die Meisterin" oder auch „die Göchin" nannte, weil sie aus Goch gebürtig war, wo ihr verstorbener Mann das verrufene Gewerbe eines Scharfrichters getrieben hatte. Sie selbst wurde vom niederen Volke als Hexe gefürchtet. Heine ging oft nach ihrer Wohnung, dem abgelegenen „Freihause", aber weniger wegen ihrer Zauberkünste, als derer wegen, die ihre marmorschöne Nichte, Josepha, auf den sechzehnjährigen Knaben ausübte. Dort brachte Harry viele Stunden des Tages zu, im traulichen Gespräch mit jenem seltsamen, blassen Mädchen, zuweilen auch mit dem unheimlichen, von allen Menschen gemiedenen Weibe, das in der ganzen Gegend unter dem Namen „die Hexe von Goch" bekannt

war und das dem Knaben die abenteuerlichsten Spukgeschichten, sowie phantastische Märchen aller Art erzählte und schauerliche Todtenlieder vorsang.

Auch unter seinen Jugendgenossen befand sich solch ein frühreifer, träumerischer und verschlossener Knabe, der Sohn eines Kornwucherers, der in der Schule allgemein „der Heringsphilosoph" oder „der Atheist" hieß, und mit dem Heine besonders vertrauten Umgang pflegte. Er hatte mit dem Knaben, der im elterlichen Hause nicht gerne gesehen wurde, geheime Zusammenkünfte, bei denen sie die Werke Spinoza's lasen und stundenlang die ernstesten, philosophischen Discussionen führten. Harry sprach nie gern über den jungen, gelbbleichen Menschen, der allen Andern so unheimlich war. Wahrscheinlich hatte das Kornwucherschäft seines Vaters und seines jüngeren Bruders so früh schon sein Gemüth verbittert und ihn so menschenscheu gemacht. Dieser Freund, eine „Zusammenmischung von Galle, Zerknirschung, Exaltationen und einigen guten Anlagen zu einem Marquis Posa", war sehr befähigt, sprachgewandt und reich an Kenntnissen; er hat auf Heines rationalistische Richtung entschiedenen, vielleicht sogar unheilvollen Einfluß gehabt.

Die Lektüre des Knaben war überhaupt eine merkwürdige. Obwohl eigentlich planlos, zeigt sie doch schon bestimmte Neigungen und Richtungen. Die Mutter hatte den Kindern Reisebeschreibungen und illustrierte Werke, die in das Gebiet der Länder- und Völkerkunde einschlugen, besonders warm empfohlen. Harry aber las den — „Don Quixote" in der Übersetzung von Tieck. Es ist ungemein charakteristisch, welch' mächtigen Eindruck dieses Grundbuch des Welthumors auf Heine ausübte.

Neben diesem Buche gehörten noch „Gullivers Reisen" von Swift zur Lieblingslektüre des Knaben. Der Einwirkungen beider Bücher erinnert er sich später noch oft mit wehmüthiger Rührung.

Die politische Situation hatte sich inzwischen gewaltig verändert. Der Druck der napoleonischen Zwangsherrschaft war unerträglich geworden, eine Zeit der Läuterung und der Sammlung war herangebrochen und eine Generation erstanden, der Vaterland und Freiheit die heiligsten Güter waren. Ihr Muth und ihre Begeisterung wuchsen, nachdem Napoleon den Zauber der Unbesiegbarkeit durch den unglücklichen Feldzug nach Rußland eingebüßt und die große Armee in den Wellen der Beresina ihr eisiges Grab gefunden hatte. Der Stern des Imperators war im Erbleichen und als am 17. März 1813 Friedrich Wilhelm III. den berühmten Aufruf „An mein Volk" und am 25. März die Proklamation von Kalisch erließ, in welcher „die Wiederherstellung deutscher Freiheit und Unabhängigkeit und eines ehrwürdigen Reiches aus dem ureigenen Geiste des deutschen Volkes" verheißen wurde, „damit Deutschland verjüngt und lebenskräftig und in Ein-

heit gehalten unter Europas Völkern dastehe," da brauste ein Sturm der Begeisterung durch ganz Deutschland und entzündete in Tausenden junger Herzen die Begeisterung für den Befreiungskrieg gegen Frankreich. Auch alle Schüler der Oberklasse des Düsseldorfer Lyceums, unter ihnen Harry Heine, erboten sich im Frühling 1813 zum freiwilligen Dienste in dem neu ausbrechenden Kriege gegen Napoleon.

Nur Wenigen von ihnen war es beschieden, an diesem Kampfe wirklich theilzunehmen; Harry Heine theilte mit vielen andern seiner Genossen das Loos, zu Hause bleiben zu müssen. Aber der patriotische Gedanke der Romantik, der in der Poesie der Befreiungskriege, in den Liedern eines Arndt, Schenkendorf, Körner seinen begeisterten Ausdruck gefunden hatte, erfüllte das Herz des Knaben mächtig in jener Zeit. Der Zauber, den der große Kaiser auf sein Gemüth ausgeübt, war gebrochen; seine Begeisterung galt dem Vaterlande, der Einheit und der Freiheit des deutschen Volkes. Von dieser Sinnesart des Knaben giebt ein längeres Gedicht beredtes Zeugnis, welches aller Wahrscheinlichkeit nach in jenes Jahr fällt, und welches seiner Begeisterung für die patriotische Romantik jener Tage in überzeugendster Weise das Wort spricht. Mit dem Stoßseufzer:

„Fort ihr Bilder schöner Tage!
Weicht zurück in eure Nacht!
Weckt nicht mehr die eitle Klage
Um die Zeit, die uns versagt!"

schließt das Gedicht, das für die Entwicklung des Dichters merkwürdig ist, weil es eine Reife der Weltanschauung schon in jenen Jahren, zugleich aber auch trotz aller Mängel und Verstöße gegen die Metrik eine unzweifelhafte poetische Begabung an den Tag legt, ja sogar die später voll sich entwickelnde lyrische Eigenart des Dichters, die Ironie und die Antithesen bereits andeutet und so den merkwürdigsten Abschluß seiner Knabenjahre bildet.

II.

Die Frage nach der zukünftigen Lebensstellung ihres ältesten Sohnes, die sie wohl vordem hier und da schon beschäftigt, trat nun in ihrem vollen Ernste an Samson und Betty Heine heran. Es ist unmöglich, den Erwägungen nachzugehen, von denen die Eltern des Knaben sich leiten ließen, als sie denselben für die kaufmännische Laufbahn bestimmten. Aber man darf wohl annehmen, daß diese Erwägungen durchaus praktischer Natur waren. Er selbst sagt darüber in seinen Memoiren: „Das Rothschild'sche Haus, mit dem mein Vater vertraut war, hatte zu jener Zeit seinen fabelhaften Flor bereits begonnen; auch andere Fürsten der Bank und der Industrie hatten in unserer Nähe sich erhoben, und

meine Mutter behauptete, es habe jetzt die Stunde geschlagen, wo ein bedeutender Kopf im merkantilischen Fache das Ungeheuerlichste erreichen und sich zum Gipfel der weltlichen Macht emporschwingen könne. Sie beschloss daher jetzt, dass ich eine Geldmacht werden sollte, und jetzt musste ich fremde Sprachen, besonders Englisch, Geographie, Buchhalten, kurz alle auf den Land- und Seehandel und Gewerbskunde bezüglichen Wissenschaften studieren."

Harry Heine war ein durchaus intelligenter, damals bereits vielfach gebildeter und fleißiger Knabe, dazu eine mehr träumerische und sinnende, als handelnde und thatkräftige Natur — wenn die Eltern ihn trotzdem nicht wollten studieren lassen, so müssen wohl diesem Lieblingsplan der Mutter unüberwindliche Hindernisse entgegengestanden haben. Das Haupthindernis war wahrscheinlich die Aussichtslosigkeit, mit welcher die damaligen Juden der Zukunft wieder entgegensehen mussten.

Die Reaktion nach den Befreiungskriegen hatte bereits begonnen, die Federn des Wiener Kongresses verdarben emsig, wie schon Blücher vorausgeahnt hatte, was die Schwerter erworben hatten, das christlich-germanische Prinzip war die Parole der deutschen Regierungen geworden — was blieb daher dem jüdischen Studierenden übrig, als sich der Medizin zuzuwenden, dem einzigen Fach, zu welchem Juden schon von Alters her zugelassen wurden und das ihnen selbst die Restaurationspolitik nicht mehr verschließen konnte!

Für den Geist der Medizin hatte aber Heine weder Verständnis noch Interesse; zudem mögen die durchaus nicht begüterten Eltern auch die nicht unbeträchtlichen Kosten gescheut haben, die ein solches Studium erforderte — und so wanderte Heine nach Beendigung seiner Gymnasialstudien im Herbst des Jahres 1814 zunächst in die Handelsschule von Vahrenkampf in Düsseldorf, um dort die kaufmännischen Wissenschaften zu erlernen.

Statt der kaufmännischen Studien scheint Heine in dieser Anstalt aber vielmehr poetische und andere Allotria getrieben zu haben, wie manche Anekdoten aus jener Schulstube beweisen.

Nachdem er die nothwendigsten Elemente des kaufmännischen Wissens, allerdings wohl kaum in dem von ihm selbst angegebenen Umfang, sich angeeignet hatte, nahm ihn sein Vater etwa zu Anfang des folgenden Jahres 1815 nach Frankfurt a. M. zur Messe mit. Das Leben und Treiben während einer solchen Messe, der rege Verkehr unter den Frankfurter Kaufleuten sollte den Knaben für seinen zukünftigen Beruf begeistern; das Beispiel seines Oheims Salomon Heine, der sich durch eigene Kraft zum Millionär emporgeschwungen hatte, „vor dem alle Senatoren den Hut abziehen", wurde ihm stets als Ideal vorgehalten.

Es gelang Samson Heine, seinen Sohn, der ja mit den besten Zeugnissen versehen war, in dem Comptoir des reichen Banquier

Rindskopf auf der Frankfurter Wechslerbank als Volontair unterzubringen. Allein der phantasievolle Knabe wurde durch die Einförmigkeit eines derartigen Geschäftslebens sehr bald abgeschreckt; schon nach kurzer Zeit — nach drei Wochen — verließ er das Comptoir „Mein seliger Vater," erzählt Heine später, „ließ mich im Jahre 1815 auf längere Zeit in Frankfurt zurück. Ich sollte aus besonderen Rücksichten im Bureau des Banquiers meines Vaters als Volontair arbeiten, blieb aber nur vierzehn Tage dort und benutzte seitdem meine junge uneingeschränkte Freiheit, um ganz andere Dinge zu studieren. Zwei Monate verlebte ich damals in Frankfurt und in dem Bureau des Banquiers brachte ich, wie gesagt, nur vierzehn Tage zu. Daraus mag wohl der absichtliche Irrthum entstanden sein, den ich einmal in einem deutschen Blatte las: ich sei nämlich zwei Jahre lang in Frankfurt bei einem Banquier im Dienste gestanden. Gott weiß, ich wäre gern Banquier geworden, es war zuweilen mein Lieblingswunsch, ich konnte es aber nie dazu bringen. Ich habe es früh eingesehen, daß den Banquiers einmal die Weltherrschaft anheimfalle."

Der Kaufmann, bei dem er ein „apprenti millionaire" werden sollte, meinte, „er hätte kein Talent zum Geschäft" und dasselbe bestätigte ein großer „Spezereyhändler", in dessen „Gewölbe" Heine vier Wochen als Volontair zubrachte.

In einer Freimaurerloge zu Frankfurt, in die Samson Heine seinen Sohn mitgenommen hatte, begegnete er auch damals zum ersten Male einem Manne, dessen Name mit dem seinigen für alle Zeit verknüpft bleiben sollte: nämlich Ludwig Börne.

Der berühmte Kritiker, vor dem alle Schauspieler und Schauspielerinnen Frankfurts zitterten, erregte in hohem Grade das Interesse des Knaben, der schon damals für literarische Dinge eine besondere Schwärmerei hatte.

Die Nachwirkungen des Aufenthalts in Frankfurt a. M., das er später einmal im Unmuth ein „Krämernest" nannte, finden sich in einem der bedeutendsten novellistischen Fragmente Heine's im „Rabbi von Bacherach". Die Schilderungen der Messe, des bunten Treibens vor dem Römer, von Handel und Wandel, der Schicksale der Frankfurter Juden im Mittelalter, der engen Judengasse und des jüdischen Lebens überhaupt sind unstreitig Erinnerungen aus jenem Aufenthalt Heine's in Frankfurt a. M., der deßhalb doch kein nutzloser gewesen ist.

Harry Heine kehrte nun zunächst nach Düsseldorf ins elterliche Haus zurück, wo er sich mehre Monate aufhielt. Über diese Lebensperiode des Dichters herrscht bis jetzt das tiefste Dunkel, das weder seine, noch die Mittheilungen der Jugendfreunde und die Erinnerungen der Verwandten zu lichten vermochten, und das wohl kaum mehr aufgehellt werden wird. Erst im Sommer des folgenden Jahres ging Heine nach Hamburg. Noch vor seiner Abreise

dichtete er das schöne Lied, welches er bereits in seine erste Gedichtsammlung aufgenommen, an einen seiner Jugendfreunde, Franz von Zuccalmaglio, mit den Anfangsversen:

„Es zieht mich nach Nordland ein goldener Stern;
Ade mein Bruder! Denk mein in der Fern!“

Der Freund möge der Poesie treu bleiben und „in der Brust, wie einen Hort, das liebe schöne deutsche Wort“ bewahren; auch möge er dem Sänger nach dem Norden Kunde geben

„Wie's ergeht der schönen Maid,
Die so manches Jünglings Herz erfreut,
Und in manches gesendet viel Gluth hinein
Die blühende Rose am blühenden Rhein!“

Die blühende Rose am blühenden Rhein war dieselbe anmuthige Jungfrau, die den Knaben einst bei jenem feierlichen Schulakt in so arge Verwirrung gebracht, daß er das angefangene Gedicht nicht weiter deklamieren konnte und in eine Ohnmacht fiel.

In Hamburg scheint Heine zuerst auf dem Comptoir der Firma Heckscher & Compagnie, deren Theilhaber Salomon Heine war, gearbeitet zu haben. Seinen ersten Aufenthalt in der Elbestadt hat Heine selbst in Prosa und Versen wiederholt geschildert; die Abneigung gegen den Kaufmannsstand steigerte sich noch unter den widerwärtigen Eindrücken, die hier auf ihn einstürmten — es hatte sich Alles vereinigt, um ihn in die schmerzlichste und gedrückteste Stimmung zu versetzen.

Der unsympathische Eindruck, den die Stadt und ihre Bewohner auf ihn ausübten, verminderte sich auch nicht in der Folgezeit, sondern steigerte sich eher zu einem gründlichen Hasse, so daß die sonst so freundliche Stadt für den phantasievollen Jüngling im Winter eine geradezu unheimliche Physiognomie hatte.

Gleichwohl brach sich in jenen Tagen seiner „Jungen Leiden“ und in der Stadt, wo er „das Jugendkreuz geschleppt und seine Dornenkronen“ die poetische Begabung Heine's mit elementarer Naturgewalt Bahn. In dem vieldeutigen Märchen vom neuen Paris erzählt uns Goethe, wie ihm einmal als siebenjährigen Knaben im Traume die lieblichsten Mädchengestalten auf den Fingerspitzen umhertanzten, als Vorbilder aller der Frauen, unter denen er einst im Leben zu wählen haben werde. Ob Heine in einem ähnlichen Traume befangen war, da er in dem ersten und werthvollsten Dokument, das uns aus jener Zeit erhalten und das uns das erste Wehen des Sturmes ankündigt, in dem ersten Briefe an Sethe schreibt:

„Freu' Dich, freu' Dich, in vier Wochen sehe ich Molly,
Mit ihr kehrt auch meine Muse zurück.
Seit zwei Jahr hab' ich sie nicht gesehn.
Altes Herz, was freust Du Dich und schlägst so laut!“

Und da er in jenem bereits erwähnten Gedicht an einen Freund in Düsseldorf von dem „goldenen Stern" spricht, der ihn nach Norden zieht! Darnach mußte Heine schon in Düsseldorf in den Knabenjahren das Geheimnis der ersten Liebe aufgegangen sein, die dann in Hamburg zur mächtigen, überwältigenden Leidenschaft sich entfaltete, jener unglücklichen Liebe, die ihm so tiefes Weh bereitete, die seiner Leier so schmerzliche, wehmüthige, ironische und leidenschaftliche Töne entlockte, die ihn überall hin begleitete, die wir in allen seinen Dichtungen wieder antreffen, bald als Molly, bald als Zuleima, bald als Maria, bald als Eveline oder Ottilie, stets aber „das Engelsköpfchen auf Rheinweingoldgrund", das blasse, stille, todttraurige Mädchen, „das tief unten am Fenster des hochgegiebelten, menschenleeren Hauses der verschollenen Meerstadt sitzt!" Lange ist der wirkliche Name jenes Mädchens, die der erste Liebestraum Heine's war, ungenannt geblieben; Heine selbst hat ihren wahren Namen fast nie verrathen. Erst in einem nach seinem Tode erschienenen Briefe wurde der Schleier von diesem Herzensgeheimnis weggehoben: Amalie Heine, die dritte Tochter Salomon Heine's — nicht Eveline von Geldern, die nie existiert hat — war die erste, man darf wohl auch sagen, einzige und unglückliche Liebe des Dichters!

Es wäre thöricht und vergeblich, dem wahren Verlauf dieser Herzensgeschichte heute noch nachforschen zu wollen; begnügen wir uns daher, statt in müßiger Neugierde in dem Herzensgeheimnis des Dichters umherzuwühlen, die Thatsache zu konstatieren, daß Heine's Liebe eine unglückliche war und schildern wir vielmehr an der Hand des Dichters selbst Verlauf und Ende dieses Liebestraums. Eines der bekanntesten Gedichte von Heine enthält diese Schilderung; es ist das folgende:

„Ein Jüngling liebt ein Mädchen,
Die hat einen Andern erwählt;
Der Andere liebt eine Andere,
Und hat sich mit dieser vermählt.

Das Mädchen heirathet aus Ärger
Den ersten besten Mann,
Der ihr in den Weg gelaufen
Der Jüngling ist übel dran!

Es ist eine alte Geschichte,
Doch bleibt sie immer neu;
Und wem sie just passieret,
Dem bricht das Herz entzwei."

Fast mit biographischer Genauigkeit hat Heine später noch, wie Goethe, in dem bekannten Sonett „Im Jahre achtzehnhundertsiebzehn' seinen Liebesroman klar und umständlich erzählt.

Ungleich charakteristischer aber noch als jene versifizierte biographische Episode sind die ersten Prosa-Ergüsse seiner Leidenschaft,

die uns in den beiden Briefen an Sethe erhalten sind: „Ich habe mich wieder hingesetzt, Dir zu schreiben und habe Alles aus dem Herzen rauschen gelassen, was Dir immer spanische Dörfer bleiben.“ Und dann:

„Wenn die Stunde kommt, wo das Herz mir schwillt,
Und blühender Zauber dem Busen entquillt,
Dann greif ich zum Griffel rasch und wild
Und male mit Worten das Zaubergebild.“

— Aber auch verwünschte Prahlerey, es scheint, als sei mir die Muse untreu geworden, und habe mich allein nach Norden ziehen lassen, und sey zurückgeblieben. Ist auch ein Weib. Oder fürchtet sie sich vor die furchtbaren Handelsanstallten, die ich mache? Wahr ist es, es ist ein verludertes Kaufmannsnest hier.“

Und das merkwürdigste Dokument ist der zweite Brief des Dichters vom 27. Oktober 1816 an Sethe, weil er zugleich der einzige ist, in welchem Heine ganz ohne Rückhalt sich über seine Liebe ausgesprochen hat. Es heißt darin wörtlich folgendermaßen: „Sie liebt mich nicht! — Mußt, lieber Christian, dieses letzte Wörtchen ganz leise, leise aussprechen. In den ersten Wörtchen liegt der ewig lebendige Himmel, aber auch in dem letzten liegt die ewig lebendige Hölle. — Könntest Du Deinem armen Freunde nur ein bischen in's Gesicht sehen, wie er so ganz bleich aussieht, und gewaltig verstört und wahnsinnig, so würde sich Dein gerechter Unmuth wegen des langen Stillschweigens sehr bald zur Ruhe legen; am besten wäre es zwar, wenn Du einen einzigen Blick in seine inn're Seele werfen könntest, — da würdest Du mich erst recht liebgewinnen.“ Und an einer späteren Stelle: „Ich habe sie wiedergesehen, —

Dem Teufel meine Seele,
Dem Henker sey der Leib.
Doch ich allein erwähle
Für mich das schöne Weib.“

Hu! Schauderst Du nicht, Christian? Schaudere nur, ich schaudere auch. — Verbrenne den Brief, Gott sey meiner armen Seele gnädig. — Ich habe diese Worte nicht geschrieben. — Da saß ein bleicher Mensch auf meinem Stuhl, der hat sie geschrieben. Das kommt, weil es Mitternacht ist. — O Gott! Wahnsinn sündigt nicht. — Du! Du! hauche nicht zu stark, da hab ich eben ein wunderhübsches Kartenhaus aufgeschichtet, und ganz oben auf steh ich und halte sie im Arm! —

Sieh, Christian, nur Dein Freund konnte seinen Blick zum Allerhöchsten erheben (erkennst Du ihn hieran?); freilich scheint es auch, als wenn es sein Verderben sein wird. Aber Du kannst Dir auch kaum vorstellen, lieber Christian, wie mein Verderben so herrlich und lieblich aussieht! — Aut Caesar aut nihil war immer mein Wahlspruch. Alles an Allem.

Ich bin ein wahnsinniger Schach Spieler. Schon beim ersten Stein habe ich die Königin verloren, und doch spiel ich noch, und spiele — um die Königinn. Soll ich weiter spielen? — ....

Nur halte mich, o Gott, in sicherer Huth vor die schleichende finstre Macht der Stunde. — Entfernt von ihr, lange Jahre glühende Sehnsucht im Herzen tragen, das ist Höllenqual und drängt höllisches Schmerzgeschrey hervor. Aber, in ihrer Nähe seyn, und doch ewig lange Wochen nach ihrem alleinseligmachenden Anblick oft vergebens schmachten, u — u — und — und — O! — O! — O Christian! Da kann auch das frömmste und reinste Gemüth in wilder, wahnsinniger Gottlosigkeit auflodern — ....

Sei nicht böse, Christian, ich bin Dir ja so gut, so gut, und bin so gewaltig unglücklich dran. Willst Du mich auch verstoßen? Ach die Stimme im Herzen hat mich sehr getäuscht, wird sie auch diesmal Lügnerin sein? Christian, sag Ja oder Nein. Du bist allein übergeblieben, sag Ja oder Nein. Bei allem, was Dir heilig ist, sag mir die Wahrheit. — Ja? nun so hab ich auch Hoffnung, daß mir die Stimme des Herzens auch bey Molly nicht lügt. Nein? nun — — —

Schreib bald, lieber Christian, Ja, willst Du? —

Das ist auch eine herzkränkende Sache, daß sie meine schöne Lieder, die ich nur, nur für sie gedichtet habe, so bitter und schnöde gedemüthigt und mir überhaupt in dieser Hinsicht sehr häßlich mitgespielt hat. — Aber solltest Du es wohl glauben, die Muse ist mir demohngeachtet jetzt noch weit lieber als je. Sie ist mir eine getreue tröstende Freundinn geworden, die ist so heimlich süß und ich liebe sie recht inniglich ...

Ich dichte viel; denn ich habe Zeit genug, und die ungeheure Handelsspeculationen machen mir nicht viel zu schaffen; — ob meine jetzigen Poesien besser sind, als die früheren, weiß ich nicht; nur das ist gewiß, daß sie viel sanfter und süßer sind, wie in Honig getauchter Schmerz. Ich bin auch gesonnen, sie balde (es kann indessen doch noch viele Monathe dauren) in Druck zu geben. Aber das ist die Schwerenothssache: da es dazu lauter Minnelieder sind, würde es mir als Kaufmann, ungeheuer schädlich seyn; ich kann Dir dies nicht so genau erklären, denn Du kennst nicht den Geist, der hier herrscht. Und gegen Dich kann ichs aufrichtig gestehen: außerdem daß in dieser Schacherstadt nicht das mindeste Gefühl für Poesie zu finden ist, — es seyen denn eigends bestellte und baar bezahlte Hochzeits-, Leichen- oder Kindtaufs-Carminaden, — so hat sich auch noch dazugesellt seit einiger Zeit eine schwüle Spannung zwischen den getauften und ungetauften Juden (alle Hamburger nenne ich Juden und die ich um sie von den beschnittenen zu unterscheiden: getaufte Juden benamse, heißen auch vulgo: Christen). Bey so bewandten Umständen läßt sich leicht voraussehen, daß Christliche Liebe die Liebes-

lieder eines Juden nicht ungehudelt lassen wird. Da ist guter Rath theuer; auch ohne dies weiß ich nicht, wie man eine Buchherausgabe bewerkstelligt, und darinn sollst Du mich belehren, Christian; verstehst das ja besser.

Ich lebe hier ganz isoliert; aus obigen Andeutungen kannst Du Dir dies sehr leicht erklären. — Mein Oheim lebt auf dem Lande. Dort geht es sehr geziert und geschwänzelt zu, und der freie, unbefangene Sänger sündigt sehr oft gegen die Etiquette. Diplomatisches Federvieh, Millionäre, hochweise Senatoren u. s. w. sind keine Leut für mich. Der homerisch göttliche herrliche Blücher aber war unlängst hier, und ich habe das Glück gehabt in seiner Gesellschaft zu speisen bey Onkel; so ein Kerl macht Freude. — —

In relieuser Hinsicht habe ich Dir vielleicht bald etwas sehr verwunderliches mitzutheilen. Ist Heine toll geworden? wirst Du ausrufen. Aber ich muß ja eine Madonna haben. Wird mir die Himmlische die Irdische ersetzen? Ich will die Sinne berauschen. Nur in den unendlichen Tiefen der Mystik kann ich meinen unendlichen Schmerz hinabwälzen. Wie erbärmlich scheint mir jetzt das Wissen in seinem Bettlerkleid. Was mir einst durchsichtige Klarheit schien, zeigt sich mir jetzt als nackte Blöße.

„Werdet wie die Kindlein" lange wähnte ich dies zu verstehen, o ich närrischer Narr! — Kindlein glauben.

Heine."

Dieser Brief ist in der That eines der wichtigsten Dokumente für Heine's Lebensgeschichte, weil er eine Periode dieses Dichterlebens geradezu blitzartig erhellt, die bis jetzt in fast undurchdringliches Dunkel gehüllt war. Mit Recht bemerkt der Herausgeber dieses Briefes, daß die darin noch stammelnde Liebesleidenschaft uns besonders eigenthümlich anmuthe, „die sich durch Bürger'sche Schreckensrufe, durch Citate aus Goethe's Tasso und französischen Tragikern Luft macht, aber zugleich schon über eine Fülle eigener Ausdrücke und Bilder verfügt . . . . . Das Unbehagen in dem aufgedrungenen Beruf, der eigenthümliche Gegensatz zu dem reichen Oheim, die Abneigung gegen den Krämersinn der Kaufmannsstadt, das drückende Gefühl der jüdischen Erniedrigung, kurz der ganze Heine, zum Theil schon in den eigenthümlichen Wendungen, tritt darin hervor."

Eine längst vergessene Zeitschrift „Hamburgs Wächter" brachte in zwei Nummern vom 27. Februar und vom 17. März 1817 die ersten jener Lieder; allerdings nicht unter dem Namen Heine's sondern unter dem schwerfälligen Anagramm „Sy Freudhold Riesenharf" das er aus den Buchstaben seiner Vaterstadt und seines eigenen Vor- und Zunamens künstlich zusammengestellt hatte.

Unter seinem Namen hätten diese Gedichte damals wohl in Hamburg nicht erscheinen dürfen, da Harry Heine inzwischen mit Hilfe seines Oheims im Jahre 1818 sich selbständig etabliert und

ein Commissionsgeschäft in englischen Manufakturwaaren unter der Firma Harry Heine & Comp. eröffnet hatte. Darauf beziehen sich auch die „ungeheueren Handelsspeculationen", von denen der Dichter in jenem oben erwähnten Briefe schreibt, die ihm allerdings so wenig zu schaffen machten, daß er schon im Frühjahr des folgenden Jahres 1819 das Geschäft liquidieren mußte.

Sein inneres Leben war damals, wie er selbst später sagte, ein brütendes Versinken in den düstern, nur von phantastischen Lichtern erhellten Schacht der Traumwelt; sein äußeres Leben allerdings „toll, wüst, zynisch, abstoßend", kurz er machte es zum schneidenden Gegensatze seines inneren Lebens, damit ihn dieses nicht durch sein Übergewicht zerstöre! Eine andere Auffassung scheint freilich Salomon Heine gehabt zu haben, der für die Genialität seines Neffen allerdings nur geringes Interesse zeigte. Erst nach dem Zusammenbruch des Geschäftes in der Kleinen Bäckerstraße, vorher am Graskeller Nr. 139 gab er die Hoffnung auf, aus Harry Heine einen tüchtigen Geschäftsmann zu machen. Und erst nach vielen vergeblichen Bitten und Versuchen entschloß er sich dazu, ihm großmüthig die Mittel zum Studieren zu geben, mit der Bedingung, daß er sich dem juristischen Studium mit vollstem Eifer widme, den Doktorgrad erwerbe und sich dann in Hamburg als Advokat niederlasse.

Auch eine kleine Judenverfolgung hat Heine noch in den letzten Tagen seines Hamburger Aufenthalts erlebt und die Erinnerung daran beschäftigte ihn wiederholt noch in späteren Jahren. Der Judenhaß, der während der Franzosenzeit fast gänzlich geschwunden war, begann in der Epoche der Restaurationspolitik wieder aufzudämmern. Und die freie Hansestadt folgte dem Beispiele willig, das ihr andere deutsche Städte, Würzburg voran, gegeben hatten. Der Pöbel durchzog die Straßen mit dem Feldgeschrei „Hepp, hepp", warf den Juden die Fensterscheiben ein und prügelte dieselben, sofern sie sich auf den Straßen sehen ließen. Zwei Nächte dauerten diese Unruhen fort, bis ein Plakat der Behörde erschien, welches mit der Drohung schloß: die Garnison würde fortan scharf feuern. Damit war die Judenhetze zu Ende und damit endeten auch die Hamburger Leidenszeit und die kaufmännischen Lehrjahre Heine's, von denen er in Wahrheit nur einen einzigen Vortheil gezogen hat, nämlich — seine schöne Schrift. „Seine Handschrift war sauber und erinnerte an eine Kaufmannshand, welche viel Allotria getrieben; bei ruhiger Abschrift ganz kaufmännisch fest und nur in starken Grundstrichen über den geschäftlichen Charakter hinausgehend, bei eiliger Zuschrift ohne diese Grundstriche und in dünner Undeutlichkeit hinfahrend." Überhaupt war von seiner Familie ein positiver Kaufmannsrest in ihm verblieben.

Im Sommer 1819 verließ Heine Hamburg und kehrte nach Düsseldorf zurück, um sich dort für den Besuch der Universität

vorzubereiten. Der Ruf, daß er „schöne Verse zu machen wisse“, verbreitete sich bald in der Heimathstadt und gar manche junge Dame erbat und erhielt einen witzigen oder schwermüthigen Spruch für ihr Album.

Heine's Lieblingslektüre waren damals die Balladen von Ludwig Uhland, dessen Einfluß auf unsern Dichter ein unverkennbarer ist. Unter dem Eindruck der Zeitereignisse und dieser Lektüre entstand in jenen Tagen die später so bekannt gewordene Romanze „Die Grenadiere“, die bald darauf von Max Kreuzer in Musik gesetzt und dem französischen Marschall Soult gewidmet wurde. Heine verkehrte damals zumeist mit seinem Schulfreunde Josef Neunzig — sie bereiteten sich beide zugleich für die Universitätsstudien vor und nahmen Unterricht im Lateinischen bei einem alten Lehrer, einem Jesuiten, der mit Heine seine liebe Noth hatte, da dieser die alten Klassiker mit Vorliebe in den jüdisch-deutschen Jargon übersetzte — und Neunzig erzählte später, daß der Eindruck ein unvergeßlicher sei, den jene Romanze auf ihn hervorgebracht, als ihm Heine dieselbe mit tiefschmerzlicher Betonung vorlas.

Im Spätherbst desselben Jahres bezog Heine die Universität zu Bonn.

III.

Die Universität in Bonn wurde im Jahre 1818 von Friedrich Wilhelm III. wieder eröffnet, nachdem sie während der Zeit der französischen Fremdherrschaft mehrere Jahre geschlossen war. Die junge Hochschule erfreute sich bald eines glänzenden Rufes; schon im zweiten Semester desselben Jahres zählte sie siebenhundert immatrikulierte Hörer. Diesen Ruf verdankte die Universität zunächst ihren ausgezeichneten Lehrkräften, von denen nur Namen wie Mittermeier, Welcker, Arndt, A. W. von Schlegel, Delbrück, Diesterweg, Freytag, Nees von Esenbeck u. A. genannt sein mögen.

Auch unter den Hörern befanden sich viele, die später auf verschiedenen Gebieten der Wissenschaft und Literatur sich einen bedeutenden Namen erworben haben Außer Heine besuchten auch Simrock, Liebig, Hengstenberg, Hoffmann von Fallersleben, Dieffenbach, Johannes Müller, Jarcke u. A. die Universität.

Das Leben auf dieser Hochschule war von einem sittlichen und wahrhaft patriotischen Geiste getragen. Gerade die Verfolgungen, die die Universitäten von Seiten der Regierungen in jenen Tagen zu erdulden hatten, hatten jenen Geist groß gezogen und befestigt. Der Karlsbader Kongreß hatte eben jene Beschlüsse gefaßt, welche Wilhelm von Humboldt mit Recht „schändlich, unnational, ein denkendes Volk aufregend“ genannt hatte und deren Endzweck die gewaltsame Unterdrückung jeder freisinnigen Regung in der deutschen Jugend war. Der Mord Kotzebue's, welcher ganz

offen die Rolle eines russischen Spions und Vaterlandsverräthers gespielt hatte, wurde das Signal zu einer großen Demagogenhetze, welche soviel edle Kraft und edles Wollen zu Tode gejagt hat. Die Mainzer Central-Untersuchungskommission spann ihr Netz über alle deutsche Universitäten aus und Alle, welche nur im entferntesten Verdacht burschenschaftlicher Gesinnung standen, wurden in Untersuchung gezogen. Heine erlebte diesen Auflösungsprozeß der allgemeinen deutschen Burschenschaft während seiner Studienzeit mit, und man darf wohl annehmen, daß die Eindrücke jener trostlosen, niedergedrückten Zeit, der sogenannten Restaurationsepoche, bestimmend und maßgebend wurden für seine politische Weltanschauung, die eigentlich trotz aller scheinbaren Wandlungen doch immer dieselbe geblieben ist.

Schon in den ersten Tagen seines Bonner Aufenthalts, bevor er noch die Aufnahmsprüfung bestanden und ordentlich immatrikuliert war, wurde Heine mit mehreren seiner Freunde in eine politische Untersuchung verwickelt. Veranlasssung dazu gab ein Fest welches die Studierenden der Universität am 18 Oktober, dem Jahrestag der Völkerschlacht bei Leipzig, veranstalteten. Sie zogen Abends auf den nahen Kreuzberg, wo bei dem Schein der Fackeln und einem mächtigen Freudenfeuer ein Berliner Theologe eine schwungvolle und begeisterte Rede hielt, in der er „zu Tugend und Religion, zum fleißigen Dienste im Dome des deutschen Volkes und im Tempel der Wissenschaft ermahnte, darauf hinwies, daß das Volk auf die blühende Jugend hoffe und mit der Frage schloß, ob sich Einer dem Dienste des Vaterlandes entziehen wolle." Natürlich wurde die Frage einstimmig verneint und nach einem Hoch auf den kurz verstorbenen Vater Blücher ging die Versammlung auseinander.

Bald darauf erschien in einer Düsseldorfer Zeitung ein Referat, das Josef Neunzig, Heine's Landsmann und damaliger Stubengenosse, eingeschickt hatte, und in welchem dem Hauptredner folgende Worte in den Mund gelegt wurden: „Brüder! auf uns ruht eine schwere Last, auf uns hofft und wartet das Volk, um das gedrückte Vaterland vom Drucke zu befreien." Darauf sollte ein donnerndes Hoch auf die damals stark verpönte Burschenschaft ausgebracht worden sein. — Grund genug, um sofort eine hochnothpeinliche Untersuchung anzustellen, in die eilf Studenten und zwei Professoren, welche auf dem Kreuzberg mit anwesend waren, hineingezogen wurden. Die Untersuchung wurde von dem berühmten Strafrechtslehrer Mittermaier geführt und das mit Heine aufgenommene Protokoll ist noch erhalten. Die Untersuchung stellte sich schließlich als resultatlos heraus; aber der Eindruck, den dieselbe auf Heine und seine Freunde hervorbrachte, darf nicht unterschätzt werden, wenn man sein Lebensbild aus historischen Bedingungen konstruieren will.

Wie bereits bemerkt, hatte Harry Heine in Bonn zunächst eine Aufnahmeprüfung zu bestehen; sowohl er wie sein Freund

Josef Neunzig erhielten die letzte Nummer, Nro. III. Heine wurde am 2. Dezember im Lateinischen, am 4. Dezember in der Geschichte geprüft. Für den deutschen Aufsatz hatte Professor Windischmann das Thema gegeben: „Die Gründe, worauf es für die Entscheidung für einen bestimmten Beruf wesentlich ankommt.“ Leider ist der Aufsatz von Heine nicht mehr aufzufinden gewesen; nach einer Mittheilung von Josef Neunzig soll er das Thema durchaus humoristisch etwa in folgender Weise behandelt haben: „Die Wissenschaften, welche in diesen Hörsälen gelehrt werden, bedürfen vor allem der Schreibbänke; denn diese sind die Stützen, die Träger und Grundlagen der Weisheit, welche vom Munde der Lehrer ausgeht, und von den andächtigen Schülern in die Hefte übertragen wird. Dann sind aber auch die Schreibbänke gleichsam Gedenktafeln für unsere Namen, wenn wir diese mit dem Federmesser hineinschneiden, um künftigen Generationen die Spur unseres Daseins zu hinterlassen.“ Das Zeugnis, welches Heine am 30. Dezember von der Prüfungskommission erhielt, lautet folgendermaßen:

„Harry Heine Nro. III.

Griechisch hat er nicht gelernt. Im Lateinischen ist er von unsicherer Kenntnis und zu geringer Übung, weßhalb er auch keinen Aufsatz geliefert hat. Zu einer Prüfung in der Mathematik hat er sich nicht verstanden. In der Geschichte ist er nicht ohne alle Kenntnisse. Seine deutsche Arbeit, wiewohl auf wunderliche Weise gefaßt, beweist ein gutes Bestreben.“

Am 11. Dezember 1819 wurde Heine als studiosus juris in das Universitätsalbum eingetragen. Er hörte im ersten Winterhalbjahr sechs Vorlesungen und berichtet selbst darüber: „1. Geschichte der deutschen Sprache bei Schlegel, der fast drei Monate lang die barockſten Hypothesen über die Abstammung der Deutschen entwickelte; 2. die Germania des Tacitus bei Arndt, der in den altdeutschen Wäldern jene Tugenden suchte, die er in den Salons der Gegenwart vermißte; 3. germanisches Staatsrecht bei Hüllmann, dessen historische Ansichten noch am wenigsten vag sind, und 4. deutsche Urgeschichte bei Radloff, der am Ende des Semesters noch nicht weiter gekommen war, als bis zur Zeit der Sesostris.“ Außerdem besuchte Heine fleißig die literaturgeschichtlichen und ästhetischen Vorträge des Professors Delbrück und die sehr anregenden Vorlesungen des Privatdozenten Hundeshagen über Kunst und Leben des Mittelalters. Im zweiten Semester hörte er bei Mackeldey Institutionen des römischen Rechts, bei Schlegel die historisch-kritische Erklärung des Nibelungenlieds sowie Metrik, Prosodie und Deklamation und bei Hüllmann Kulturgeschichte, germanisches Staatsrecht des Mittelalters und französische Geschichte.

Von allen Lehrern hatte August Wilhelm von Schlegel den größten Einfluß auf Heine. Schlegel stand damals noch an der

Spitze der nachgoethe'schen Literatur; er war als geistvoller Kenner der deutschen wie der spanischen und englischen Literatur ebenso gefeiert wie als Dichter und Kritiker. Das lebhafteste Interesse brachte er der poetischen Produktion Heine's entgegen; er regte ihn an, einzelne Scenen des ersten Aktes von Byron's „Manfred“ zu übersetzen und sprach sich über diese Übersetzung, wie über die lyrischen Gedichte Heine's, in sehr schmeichelhafter Weise aus, wie dieser selbst in einem Brief an einen Jugendfreund und Studiengenossen, Fritz von Beughem, berichtet. Der vornehme, zierliche, elegante Professor machte auch äußerlich auf Heine den größten Eindruck.

Der junge Student stand damals ganz unter dem Einflusse jener Romantik, deren begabtester und bedeutendster Vertreter A. W. von Schlegel war. Von besonderem Interesse ist in dieser Hinsicht sein erster uns bekannter Aufsatz in Prosa, den er im Sommer desselben Jahres für das „Kunst- und Unterhaltungsblatt“ als Erwiderung auf eine Satyre schrieb, die W. von Blomberg gegen Romantik und romantische Form gerichtet hatte. In demselben (siehe „Vermischte Schriften“) spricht er seine Ansichten und seine Auffassung der Romantik klar und überzeugend aus; sie sind überaus wichtig für das Verständnis seiner poetischen Entwicklung.

Ja man darf wohl sagen, daß in diesen Sätzen das ganze Programm für Heine's zukünftiges Schaffen lag. Merkwürdig ist die kritische Bestimmtheit, die Klarheit und Schärfe des Ausdrucks und nicht zum Mindesten der Stil jenes Aufsatzes. Bedenkt man, daß zwischen der ersten prosaischen Liebesklage in dem oben mitgetheilten Brief an Sethe und diesem Aufsatz über das Wesen der Romantik kaum drei Jahre liegen, so wird man die Entwicklung vollauf würdigen, die Heine in dieser Zeit durchgemacht hat.

In der ersten Zeit lag Heine seinen Fachstudien sehr fleißig ob; seine Kollegienhefte waren in guter Ordnung und „sein Lebensplan noch immer auf eine Vernunftheirath mit der Jurisprudenz gerichtet.“ Von seinen Freunden in Bonn sind insbesondere Carl Simrock, Dieffenbach, Johann Baptist Rousseau, Friedrich von Beughem, Friedrich Steinmann, Josef Neunzig und vor allem Christian Sethe zu nennen. Mit Simrock wurde Heine dadurch bekannt, daß er in der Vorlesung über Pandekten öfter ein Kollegienheft von ihm lieh; beide befreundeten sich später dadurch, daß ihnen poetische und literarische Neigungen mehr am Herzen lagen als juristische. Rousseau, der nur um einige Jahre jünger war als Heine, war schon auf dem Gymnasium mit ihm befreundet. Er hing an ihm mit großer Verehrung und verherrlichte ihn damals in Bonn in den stümperhaftesten Sonetten. Von dem Einfluß dieses immerhin interessanten Charakters auf den Dichter wird noch später die Rede sein. Auch Friedrich Steinmann kannte Heine schon von Düsseldorf her.

Sein ältester und treuester Freund war auch hier Christian Sethe und als ein Denkmal dieser Freundschaft entstanden in jenen Tagen die bekannte Fresco-Sonette, an diesen Freund gerichtet.

Wie auf dem Gymnasium, so blieb auch auf der Universität Christian Sethe der Beschützer Heine's in mannigfachen Händeln, die dieser theils um seines Glaubens willen, theils wegen seines scharfen und oft verletzenden Witzes auszufechten hatte. Wegen seiner klaren und vorsichtigen Denkungsart hatte er ihm den Beinamen „Staatsrath" gegeben.

Joseph Neunzig war auch in Bonn wie früher in Düsseldorf der Nachbar Heine's. Bis in sein spätes Lebensalter ist Neunzig vor allem jener eigenthümliche satyrische Zug um die Mundwinkel Heine's in Erinnerung geblieben, wenn derselbe irgend einen Scherz, einen Witz oder eine Bosheit erzählte. Eines Tages portraitierte Neunzig seinen Freund auf Elfenbein.

Obwohl er in jener Zeit der Burschenschaft angehörte und an ihren Sitzungen sogar lebhaften Antheil nahm, hatte Heine sich doch wenig von den Studentensitten angeeignet. Er rauchte nie — der Tabaksdunst war ihm auf's Tiefste verhaßt — trank fast gar kein Bier und auch Wein nur sehr mäßig. In größeren Versammlungen verhielt er sich meist sehr still, gegen Fremde zurückhaltend und nur im vertrauteren Freundeskreise ließ er seinen Witz und seiner Ironie, für die Betroffenen oft in verhängnisvoller Weise, die Zügel schießen. Man hielt ihn deßhalb für herzlos und kalt; aber die ihm nahestehenden Freunde erkannten wohl, daß hinter der abstoßenden Hülle sich ein tiefes und weiches Empfindungsleben barg und daß der Dichter bereits in jungen Jahren scheu vor der Außenwelt sich in sich selbst zurückzog.

Heine suchte schon damals in der Poesie die Trösterin für jegliches Leid und huldigte eifrig der Muse. Die Pandekten und die grauen Institutionen des Gajus sagten ihm wenig zu; die „eisernen Paragraphen selbstsüchtiger Rechtssysteme" stimmten ihn oft sehr verdrießlich. Die Traumbilder, Lieder und Romanzen der „Jungen Leiden" wurden meist in Bonn vollendet und sämmtliche Sonette hier verfaßt. Diese Fresco-Sonette sind ganz und gar verschieden von der gewöhnlichen Sonettendichtung. Es beginnt schon mit ihnen die volle Auflehnung Heine's gegen alle bestehenden Gesetze der Poetik; er gebraucht die melodische Form des Sonetts für Zwecke, die diesem fremd sind und statt harmonisch abzuschließen, enden diese Lieder mit einem schrillen Mißklang.

So war das Leben in Bonn sehr günstig für die poetischen Anlagen Heine's. Trotzdem entschloß er sich schon im Herbst desselben Jahres — aus welcher Veranlassung ist nicht bekannt — Bonn zu verlassen und die Universität in Göttingen zu beziehen. In den Briefen an seine Freunde aus jener Zeit wiederholt er des

Öfteren die Versicherung, daß er nur „des Ochsens" wegen von Bonn fortgegangen sei. Vorher schon hatte er mehrere Wochen in dem Dörfchen Beul bei Bonn zugebracht und dort seine Tragödie „Almansor" begonnen. In den Universitätsferien desselben Jahres machte er zuerst einen Besuch bei seinen Eltern in Düsseldorf und trat sodann eine Wanderung durch Westfalen an. Die Erinnerungen an die Reise und an diesen anmuthigen Landstrich beschäftigten ihn später noch vielfach.

Wenn Heine „das Ochsen" als seine vornehmste Aufgabe für Göttingen in Aussicht nahm, so darf man deshalb doch nicht glauben, daß er nicht auch in Bonn dem juristischen Brotstudium fleißig obgelegen habe. In dem Dekanatszeugnis der Universität heißt es: „Daß der stud. juris H. Harry Heine aus Düsseldorf während seines Aufenthaltes auf hiesiger Universität folgende Vorlesungen, nämlich . . . . .
mit ausgezeichnetem Fleiß und rühmlichster Aufmerksamkeit besucht habe, wird demselben bey seinem Abgange von hier, der Wahrheit gemäß andurch bezeugt."

Die äußere Erscheinung und das Wesen Heine's zu jener Zeit werden von Verwandten und Freunden übereinstimmend folgendermaßen geschildert: Er war mittelgroß, hatte eine kleine, weiße Hand, so schön geformt wie die seiner Mutter, edle Gesichtszüge, lichtbraunes, nach damaliger Sitte ziemlich langes Haar, welches das feine Oval seines bartlosen Gesichtes umrahmte, eine griechische Nase, schön gewölbte Augenbrauen, helle blaue Augen, einen großen Mund mit vollen, wollüstigen Lippen und mit sarkastisch verzogenen Mundwinkeln.

Er kleidete sich stets mit Sorgfalt und Geschmack und schon in Bonn war es bekannt, daß er der Mode folgte und seine Kleider keine Fältchen werfen durften; auch seine Wäsche war untadelhaft. Spitzenjabots und feine gekräuselte Manschetten, wie man sie damals trug, durften nie fehlen. Gewöhnlich trug er auch einen Studentenrock von Sammet.

IV.

Die Universität in Göttingen hatte ihre Blüthezeit hinter sich, als Harry Heine am 4. Oktober 1820 sich daselbst immatrikulieren ließ. Nur die juristische Fakultät hatte noch einige Bedeutung; ihr Ruf war es auch, welcher Heine nach Göttingen zog.

Am 9. November schreibt er an seinen Freund Fritz Beughem: „Hätte ich nicht die Länge des Wegs aus Erfahrung gekannt, so wäre ich richtig wieder nach Bonn zurückgelaufen. Patente Pommadehengste, Prachtausgaben wässriger Prosaiker, plastisch ennuyante Gesichter — da hast Du das hiesige Burschenpersonal . . .

Ich höre Beneken's Kollegium über altdeutsche Sprache mit großem Vergnügen. Denk Dir, Fritz, nur 9 (sage neun) Studios hören dieses Kollegium. Unter 1300 Studenten, worunter doch gewiss tausend Deutsche, sind nur neun, die für die Sprache, für das innere Leben und für die geistigen Reliquien ihrer Väter Interesse haben. O Deutschland!"

Wir ersehen aus diesem Briefe, dass sich Heine in Göttingen durchaus nicht glücklich fühlte und dass der Schmerz seiner unglücklichen Liebe und seines verfehlten Jugendlebens noch mächtig nachwirkte; wir ersehen aber auch daraus, dass er für alle seine Leiden weniger im „Ochsen" als in der Beschäftigung mit seinen poetischen Arbeiten Trost und Ersatz fand. Hatte er doch im ersten Semester nicht ein einziges juristisches Kolleg belegt; dafür aber die Tragödie „Almansor" bis zum dritten Akte fertig gemacht und die bis dahin zerstreuten Gedichte gesammelt!

Er besuchte nun die Vorlesungen von Beneke und Sartorius über deutsche Literatur und Geschichte und lebte sonst ziemlich abgeschlossen. Von den Professoren trat er nur Sartorius näher, „dem großen Geschichtsforscher und Menschen, dessen Auge ein klarer Stern ist in unserer dunklen Zeit und dessen gastliches Herz offen steht für alle fremden Leiden und Freuden, für die Besorgnisse des Bettlers und des Königs und für die letzten Seufzer untergehender Völker und ihrer Götter." Sartorius, der die dichterische Bedeutung Heine's erkannt hatte, prophezeite diesem eine große Zukunft, fügte jedoch hinzu: „Indessen man wird Sie nicht lieben."

Von den studentischen Kreisen, deren rohes Treiben ihn abstieß, hielt sich Heine in jener Zeit gänzlich fern. Seine Mittel hätten auch nicht ausgereicht, um mit den hochmüthigen hannöverschen Junkern, die damals in Göttingen die Hauptrolle spielten, zu fraternisieren. In seiner „Harzreise" hat er dieses rauflustige Treiben der Göttinger Studenten ergötzlich verspottet.

Dass die materiellen Mittel Heine's keine allzu großen waren, erhellt auch aus seinen Mittheilungen über die Mutter, von der er berichtet: „Welche Aufopferung bewies sie dem Sohne, dem sie in schwieriger Zeit nicht bloß das Programm seiner Studien, sondern auch die Mittel dazu lieferte! Als ich die Universität bezog, waren die Geschäfte meines Vaters in sehr traurigem Zustande, und meine Mutter verkaufte ihren Schmuck, Halsband und Ohrringe von großem Werthe, um mir das Auskommen für die vier ersten Universitätsjahre zu sichern."

Trotz seiner Abneigung gegen studentische Händel, wurde Heine in demselben Semester in einen Ehrenhandel verwickelt, in Folge dessen sein Aufenthalt in Göttingen einen jähen Abschluss fand. Der Studiosus Wilhelm Wiebel aus Eutin hatte einen beleidigenden Ausdruck gegen Heine gebraucht und dieser hatte ihn

deßhalb durch den Studiosus Vallender aus Rheinpreußen fordern lassen. Das Duell wurde jedoch durch den Prorektor Professor Tychsen, dem man die Sache hinterbracht hatte, vereitelt; er diktierte beiden Kontrahenten Stubenarrest für den zum Duell erwählten Tag und bewog später Wiebel, seine Beleidigung zurückzunehmen.

Ob nun die Form und Art dieser Revocation oder ob die „authentische Erklärung“ des königlichen Universitätskuratoriums keine befriedigende war, die Streitigkeiten nahmen kein Ende, trotzdem beiden Theilen vom Universitätsgericht unter Androhung strenger Strafen Ruhe geboten ward. Die Affaire Heine-Wiebel beschäftigte die duellwüthenden Studentenkreise mehrere Wochen sehr angelegentlich und fand erst ihren Abschluß vor den Schranken des Universitätsgerichts, welche am 23 Januar 1821 gegen Wilhelm Wiebel eine größere Untersuchung anstrengte, die beiden Sekundanten Vallender und Ranzau mit acht Tagen Karcer bestrafte und Harry Heine das consilium abeundi auf sechs Monate ertheilte.

„Selig dämmernd, sonder Harm,
Liegt der Mensch in Freundes Arm;
Da kommt plötzlich, wie's Verhängnis
Des Consiliums Bedrängnis,
Und weit fort von seinen Lieben
Muß der Mensch sich weiter schieben.“

Mit diesen Versen tröstete Heine sich sehr rasch über den nicht allzu großen Schmerz, Göttingen verlassen zu müssen. Unter dem Vorwande einer Erkrankung wurde ihm gestattet, noch mehrere Wochen dort verweilen zu dürfen, bis die Erlaubnis der Eltern und des Oheims sowie die nöthigen Geldmittel anlangten, um den Aufenthalt in der zopfigen, alten deutschen Universitätsstadt mit dem Leben in Berlin, der aufblühenden Residenz, zu vertauschen.

V.

Es war in den letzten Februartagen des Jahres 1821, als der flotte Bruder Studio Harry Heine mit leichtem Sinne und noch leichterem Gepäck seinen Einzug in Berlin hielt, um daselbst zu studieren. Der grelle Kontrast zwischen dem Nebelheim der Bonner Romantik und dem Gelehrtenzopf der Georgia Augusta einerseits und dem buntbewegten, farbenschillernden, lustigen Treiben der Königsresidenz andererseits, behagte dem weltstürmenden Geiste des jungen Dichters ganz außerordentlich. Mannigfachste geistige Anregungen, das freie ungebundene Leben lockten Heine gewaltig, und mit allem Eifer nahm er die neuen Erscheinungen in sich auf, die das damalige Berlin ihm darbot.

Denn es war zu jener Zeit ein recht lustiges Treiben in Berlin! In der Politik und im Staatsleben freilich nicht, denn

da wehte der eisige Hauch der starrsten Reaktion, der mit schwerer Hand jede freie Geistesregung niederhielt oder durch die Censurscheere ausmerzte, der durch die Demagogenverfolgungen, die Spionenriecherei, das politische Renegatenthum und den feigen Abfall zu üppiger Blüthe sich emporgeschwungen hatte. Wohl aber im gesellschaftlichen Leben! Eben weil man mit seinem „beschränkten Unterthanenverstande" sich nicht um die Politik bekümmern durfte, ohne mit den Schergen der Reaktion in Konflikt zu gerathen und sich den peinlichsten Verfolgungen auszusetzen, lebte man recht lustig in den Tag hinein, veranstaltete man Bälle und Feste, besuchte man Theater und Concerte, trieb man Musik zu Hause und auf der Straße, arrangierte man ästhetische Thees und literarische Diners, las man Gedichte und Zeitschriften, welche meist voll Skandalgeschichten wimmelten, Almanache und dergleichen Nippsächelchen mehr. Wie früher die Märtyrer der Freiheit, so waren jetzt die Sänger und Sängerinnen der königlichen Oper die Helden des Tages, und Henriette Sontag war der Abgott der Berliner. „Henriette" war die Losung und „Sontag" das Feldgeschrei. Der Kampf zwischen den Anhängern Spontini's und Weber's brachte die sonst so kühlen Berliner in die heftigste Erregung und die Aufführung des „Freischütz" war Wochen und Monate lang das Gespräch der Gesellschaft.

Die blaue Blume der Romantik, deren berauschender Duft damals alle sinnenden Gemüther in Deutschland betäubte, hatte in Berlin nur wenig Freunde. Das Hauptvergnügen der Residenz war die Musik, welche der Romantik seltsamer Weise ferne stand; nach der Musik kam das Schauspiel, welches damals unter der Leitung des Grafen Brühl stand, und erst in dritter Reihe kam die Poesie als Lieblingspassion der höheren Kreise Berlins. Musik, Schauspiel und Poesie — das waren drei Dinge, die in so glänzender Vereinigung der junge Heine bis jetzt noch nicht gekannt hatte. Was Wunder, daß er sich nun den Vergnügungen, die sich ihm so verlockend darboten, voll und ganz hingab und des eigentlichen Zweckes seiner Anwesenheit in Berlin ziemlich vergaß!

Nichtsdestoweniger erkannte er mit seinem scharfen Geiste bald, nachdem der erste Rausch verflogen war, die innere Hohlheit und Leere aller dieser Vergnügungen und gab dieser Erkenntnis in seinen „Briefen aus Berlin" an eine westfälische Zeitschrift beredten Ausdruck.

Und auch der Glanz, den die Stadt selbst mit ihren neuen und geraden Straßen, mit ihren Prachtbauten und ihrem militärischen Wesen auf Heine ausgeübt hatte, verflog rasch und ebnete kritisch nüchterner Betrachtung den Platz, über die selbst „der alte Fritz und sein spanisches Röhrchen" keine Macht mehr hatte. Dagegen übte der Geist eines anderen Herrschers, eines Herrschers im Reiche der Geister, mächtigen Einfluß auf ihn und seinen

Spuren ging Heine eifrig nach. „Mich durchschauert's, wenn ich denke: auf dieser Stelle hat vielleicht Lessing gestanden!" rief er aus, als er zuerst „Unter den Linden" spazieren ging. Sichtbare Spuren dieser Herrschaft traf er allerdings in den Kreisen, auf die er zunächst angewiesen war, kaum an; nur unsichtbar wirkte der Geist Lessing's noch nach und warf einen Schimmer der Verklärung über das Berlin der dreißiger Jahre, welches vornehmlich für die Romane von Walter Skott schwärmte, sofern nicht seine literarischen Neigungen noch viel tiefer gingen und ihre Befriedigung in den Romanen von Clauren und Genossen überreichlich fanden.

Nur eine verhältnismäßig kleine, aber desto eifrigere und begeistertere Gemeinde hatte sich in Berlin vereinigt, um dem Goethe-Kultus ihre Altäre zu errichten. Die Innigkeit und Schwärmerei, ja die wahrhaft abgöttische Verehrung, die diese kleine Gemeinde dem Dichterfürsten von Weimar zollte, wird uns erklärlich und verständlich, wenn wir bedenken, daß es vornehmlich Frauen waren, die diesem Kultus gehuldigt und die dem Dichter die Herzen der besten und edelsten Männer des damaligen Berlin, sei es im Sturme, sei es im langen mühevollen Werben, stets aber voll und ganz eroberten. Von diesen Frauen steht eine in erster Reihe; man darf sie als die Priesterin der Berliner Goethe-Gemeinde betrachten: Rahel Levin.

Rahel Levin Markus, geboren im Jahre 1771, vermählte sich im Jahre 1814 mit Varnhagen von Ense und starb im Jahre 1833 in Berlin.

Sie war die Pythia der Berliner Gesellschaft; ihre Aussprüche galten in den gebildeten Kreisen und in den „Salons" für delphische Orakel — die hervorragendsten Romantiker waren ihre Freunde, die Elite der Berliner Gesellschaft bildete den Kreis ihrer Verehrer, das junge Deutschland den Heerbann ihrer apostolischen Streiter und Goethe war ihr Gott. Ihre Weltanschauung, ihr ganzes Sein und Empfinden, ihr Denken und Fühlen ist nur der Reflex ihrer Verehrung für Goethe; ihre ganze geistige Existenz ist von ihm abhängig, ihr Horizont von seinen Werken umgrenzt. Mit großen geistigen Gaben ausgestattet, von einer merkwürdigen Klugheit und Herzensgüte, dabei aber auch von stärkster Subjectivität und Leidenschaftlichkeit, bewegte sie sich in den seltsamsten Paradoxen: Goethe und Fichte waren die Pole ihres Denkens, jetzt voll glühender Sinnlichkeit, ist sie doch bald darauf von sittlicher Wärme durchdrungen, heute eine willensstarke Atheistin, predigt sie morgen fast mit ascetischer Verzückung religiöse Wahrheiten, hier das ewig Weibliche über Alles stellend, dort der Emancipation des Fleisches huldigend, Egoismus und Liebe, Sophistik und Leidenschaft in sich vereinigend, aber zu keiner Harmonie verschmelzend — so war Rahel. Und man versteht diese merk-

würdige Frauengestalt am besten, wenn man ihre Erklärung des Paradoxons liest, das sie „für eine Wahrheit" hält, „die noch keinen Raum finden kann, sich darzustellen; die gewaltsam in die Welt drängt und mit einer Verrenkung hervordringt".

Ihrer Verehrung für Goethe hat Rahel in dem Briefwechsel mit Varnhagen ein merkwürdiges Denkmal gesetzt, schon im Jahr 1808, also zu einer Zeit, wo Goethe von der Berliner Kritik noch nicht durchweg anerkannt war.

In ihrem Kreise trafen Alexander und Wilhelm von Humboldt, Fichte, August Wilhelm und Friedrich von Schlegel, Tieck und Schleiermacher, Bopp, Gentz, Chamisso, Fouqué, Gans, Hitzig und von Frauen Dorothea Mendelssohn, Henriette Herz, Pauline Wiesel u. A., sowie die Mitglieder der höchsten Aristokratie, Prinz Louis Ferdinand, die Herren von Marwitz, von Brinkmann u. A. zusammen.

Und in diesen Kreis trat nun auch Harry Heine im Frühling des Jahres 1821 ein. Rahel und Varnhagen fanden beide an dem jungen geistvollen und witzigen Manne inniges Wohlgefallen und bald war ihr Salon die Wiege seines Dichterruhms. Während Rahel durch ihr schwärmerisches Sinnen und durch ihr geistvolles Wesen Heine an sich zog, übte der streng kritische Varnhagen auf seine dichterische Entwicklung hervorragenden Einfluß. Auch Heine wurde für die Goethe-Gemeinde als Mitglied geworben, obwohl er durchaus nicht zu den unbedingten Anbetern des Dichters gehörte und trotzdem er sich auch niemals zu einer so abgöttischen Verehrung Goethe's hinreißen ließ, wie sie in jenen Kreisen heimisch war.

Gegen diese blinde Schwärmerei wagte Heine nur hier und da eine schüchterne Opposition; aber die „geistreichste Frau des Universums", wie Heine Rahel später einmal nannte, wußte den Ketzer bald zu überzeugen, wenn auch nicht völlig zu bekehren. Rahel verstand Heine wie kaum sonst Jemand; sie selbst erzählt: „Er wurde uns vor mehreren Jahren zugeführt, wie so viele, und immer zu viele; da er fein und absonderlich ist, verstand ich ihn oft, und er mich, wo ihn Andere nicht vernahmen; das gewann ihn mir und er nahm mich als Patronin. Ich lobte ihn, wie alle, gern, und ließ ihm nichts durch, sah ich's vor dem Druck; doch das geschah kaum; und ich tadelte dann scharf."

Als Zeichen seiner freundschaftlichen Zuneigung widmete Heine später seiner Freundin Rahel sein „lyrisches Intermezzo".

Rahel war über diese Widmung sehr erfreut, weil sie sich dessen bewußt war, die dichterische Begabung Heine's früh erkannt und stets gewürdigt zu haben. Als Rahel am 7. März 1833, 62 Jahre alt, starb, verlor auch Heine eine der festesten Stützen seines Lebens.

Nicht so innig und so ununterbrochen treu wie das Verhältnis zu Rahel, war die Freundschaft zwischen Heine und Varnhagen

Lag die Schuld daran an dem reizbaren Naturell Varnhagen's, oder an der Leichtgläubigkeit des Dichters, der vielleicht bösen Einflüsterungen gegen den Freund in schwachen Stunden Gehör gab, oder, weil dieser eine Bitte, die nicht zu erfüllen, unberücksichtigt ließ, daraus auf eine Fahrlässigkeit Varnhagen's schloss, genug, das Verhältnis zwischen diesen beiden Männern war wohl ein schönes, aber nicht andauerndes.

Aber noch eine andere Frau muss hier billigerweise genannt werden, die ebenfalls einen geistreichen Zirkel um sich versammelte, und die auf Heine's dichterische Entwicklung den gedeihlichsten Einfluss ausgeübt hat — nämlich Elise von Hohenhausen, die selbst eine begabte Dichterin, an jedem Dienstag die besten und gelehrtesten Männer, an denen das damalige Berlin so reich war, in ihrem Salon versammelte. Varnhagen und Rahel sowie ihr Bruder Ludwig Robert und dessen wunderschöne Gattin, Friederike Robert, Chamisso, Eduard Gans, Lazarus Bendavid, Wilhelm Hensel, Apollonius von Maltiz, Hermine von Chezy, Fanny Tarnow und Andere tauschten dort in ernsten und heiteren Gesprächen ihre Ansichten über die wichtigsten Tagesfragen der Literatur und der Kunst aus. In diesem Kreise las Heine zuerst seine Gedichte, die er unter dem Namen „lyrisches Intermezzo" gesammelt hatte, seine Tragödie „Almansor" und die Bruchstücke einer neuen Tragödie, die er inzwischen begonnen hatte, „Ratcliff" vor. Elise von Hohenhausen hat das Verdienst, zuerst fast die dichterische Größe Heine's erkannt zu haben; sie war es, die ihn als Nachfolger Lord Byron's in Deutschland proklamierte. Noch nach dreißig Jahren, auf seinem Krankenbette gedachte Heine in wehmüthiger Rückerinnerung der heiteren und schönen Stunden, die er in diesem edlen Kreise verlebt.

Auch mit Heinrich Stieglitz und seiner, durch ihr tragisches Ende berühmten Gattin, Charlotte, wurde Heine während seines Berliner Aufenthalts durch Varnhagen bekannt. Über einen Besuch, den er in Begleitung seines jüngeren Bruders Maximilian bei diesem Ehepaare welches damals in einem Gartenhause in Potsdam wohnte, gemacht, hat dieser einige interessante Mittheilungen veröffentlicht, denen zufolge der Eindruck, den das junge Ehepaar auf Beide erregte, schon damals ein eigenthümlicher, beängstigender, gewesen ist. Aus Allem sprach die unsichere bürgerliche Lage, ein Überschwang dichterischer Phantasie, nirgends ein ruhiger Halt. Heine prophezeite dem seltsamen Paar schon damals ein tragisches Ende.

Neben diesen geistreichen und klugen, genialen und frivolen Männern und Frauen lebte aber noch ein anderer Kreis von nicht minder genialen und nicht minder frivolen jugendlichen Männern damals in Berlin, in den Heine gleichfalls hineingezogen wurde, und in dem er sich bald sehr wohl und behaglich fühlte. In jener literar-

historisch berühmten Weinstube von Lutter und Wegener in der Behrenstraße — unweit der damaligen Wohnung Heine's — in den alten und düsteren Räumen, in denen einst die Romantik ihre tollen Orgien gefeiert, fand sich allnächtlich ein Kreis von phantastischen Gesellen — Poeten und Studenten — zusammen, vor deren Anblick sich jeder redliche Spießbürger schnell bekreuzte; da waren Ludwig Devrient und E. T. A. Hoffmann, die Letzten der romantischen Tafelrunde, ferner Christian Dietrich Grabbe, der geniale Dichter „mit dem Kainsstempel göttlichen Wahnsinns an der Stirn“, Ludwig Robert, Karl Köchy, Friedrich v. Uechtritz und da saß auch Harry Heine und jubelte und schrie und trieb wohl auch alle jene genialen Tollheiten mit, die dort ausgeheckt wurden, jene Träume, Schnurren und Zoten, um den Wurm gewaltsam zu morden, der drinnen im Herzen festsaß und dasselbe zernagte. Sowohl die Mittheilungen der Genossen als auch die vor einigen Jahren erschienen Briefe von und an Grabbe geben die interessantesten Aufschlüsse über das tolle Treiben dieses Kreises, das seinen Gipfel in jener seltsamen Epistel Grabbe's an den Kronprinzen von Preußen erreicht hatte, die mit den Worten schließt: „Viele nannten mich genial, ich weiß indess nur, dass ich wenigstens Ein Kennzeichen des Genies besitze, den Hunger.“ Grabbe war es auch, der in diesem Kreise übermüthiger Zecher Heine am meisten interessierte und dessen er später noch in den „Memoiren“ freundschaftlich gedenkt.

Aber aus all' diesen Bacchanalien erwachte Heine doch wieder zu poetischem Schaffen. In dem kleinen Stübchen „mit rothseidenen Gardinen“ in der dritten Etage der Behrenstraße Nro. 71, da entstanden damals jene wundersamen Weisen unglücklicher Liebe, jene wehmüthig-ironischen Lieder, die den großen Schmerz seiner Seele beweinten. Und hier war es auch, wo den noch immer hoffenden Jüngling die Botschaft erreichte, dass die Geliebte seines Herzens einem anderen Manne ihre Hand gereicht habe. Es war am 1. Mai des Jahres 1821, wie der Dichter selbst in dem bereits citierten Gedichte angiebt; Amalie Heine hatte, wahrscheinlich dem Drängen der Verwandten nachgebend, einem reichen Bewerber, dem Rittergutsbesitzer John Friedländer aus Königsberg sich vermählt.

Sie haben Dir Viel erzählet
Und haben Viel geklagt;
Doch was meine Seele gequälet
Das haben sie nicht gesagt.

Sie machten ein großes Wesen
Und schüttelten kläglich das Haupt;
Sie nannten mich den Bösen
Und Du hast Alles geglaubt . . .

In diesem und zahlreichen ähnlichen Liedern, die zumeist aus jenen Tagen stammen, beklagte Heine das Weh seiner unglücklichen und verrathenen Liebe.

Und nur in den Armen der Muse allein fand er Trost und Ruhe für seine vielen theils wirklichen, theils eingebildeten Leiden.

Mit allem Eifer wendete Heine sich jetzt seinem Lieblingsplan zu, den er bereits seit fünf Jahren hegte, ohne ihn erfüllen zu können, der Veröffentlichung seiner Gedichte. Bereits in Bonn hatte er der Weber'schen Buchhandlung dieselben zum Verlag angetragen; das Manuscript lag lange Zeit im Pulte des Buchhändlers und wanderte dann ungelesen zu dem jungen Autor zurück. Einen zweiten Versuch machte Heine von Göttingen aus, indem er der Verlagsbuchhandlung von F. A. Brockhaus in Leipzig mit folgenden Worten den Verlag anbot: „Ich wünschte recht sehr, dass Sie selbst mein Manuscript durchlesen möchten, und bei Ihrem bekannten richtigen Sinn für Poesie bin ich überzeugt, dass Sie wenigstens der ersten Hälfte dieser Gedichte die strengste Originalität nicht absprechen werden. Dieses Letztere, welches heutzutage schon etwas werth ist, mussten mir auch die zähesten Kunstrichter zugestehen, vorzüglich mein Meister A. W. von Schlegel, welcher (vorigen Winter und Sommer in Bonn) meine Gedichte mehrmals kritisch durchhechelte, manche Auswüchse derselben hübsch ausmerzte, manches Schöne besser aufstutzte und das Ganze, Gott sei Dank, ziemlich lobte. Da mich leidliche Verhältnisse zwingen, jedes Gedicht, dem man nur irgend eine politische Deutung unterlegen könnte, zu unterdrücken, und meist nur erothische Sachen in dieser Sammlung aufzunehmen, so musste solche freilich ziemlich mager ausfallen."

Der Verlagsantrag des jungen Studenten, der sich in diesem Briefe seltsamerweise „Rechtskandidat" nannte, während er im dritten Semester stand, wurde indess von Brockhaus mit der „äußerst zierlichen und höflichen Antwort, dass er gar zu sehr in diesem Augenblicke mit Verlagsartikeln überladen sei" abgelehnt.

Heine tröstete sich damit, dass es auch Goethe mit seinen ersten Produkten so ergangen sei, und machte nun keinen weiteren Versuch, bis er in Berlin durch Varnhagen von Ense mit dem berühmten Professor F. W. Gubitz bekannt wurde, dessen „Gesellschafter" damals die beliebteste Zeitschrift in Berlin war. Diesem überreichte er eine Anzahl seiner Gedichte mit den Worten: „Ich bin Ihnen völlig unbekannt, will aber durch Sie bekannt werden." In der Nummer vom 7. Mai 1821 erschien sein erstes Gedicht, das bekannte „Traumbild" vom Kirchhof: „Ich kam von meiner Herrin Haus". In den nächsten Nummern folgten dann „Die Minnesänger", das „Gespräch auf der Paderborner Haide", einige von den Fresco-Sonetten „Die Brautnacht", das „Ständchen eines Mauren" und die Übersetzung einzelner Scenen aus Byron's „Manfred". Der neue ungewöhnliche, ja bisher unerhörte Ton dieser Gedichte erregte in jener stillen Zeit ungeheures Aufsehen, so dass der Chef der Maurer'schen Buchhandlung, welche den „Gesellschafter" herausgab, sich dazu entschloss, die Gedichte zu

verlegen und dem jungen Poeten statt des Honorars vierzig Freiexemplare zu gewähren. In dem Brief Heine's an den Verleger, in welchem er ihm den Verlag der Gedichte und Dramen anbot, schreibt er: „Ich glaube nicht, daß ich hier in Berlin sehr bekannt bin, aber desto mehr bin ich es in meiner Heimath am Rheine."

In den ersten Dezembertagen des Jahres 1821 erschienen „die Gedichte" und wurden nun allgemein besprochen, gelobt und getadelt, ja, was noch mehr bedeuten will, sogar gekauft und — travestiert. Die erste bekannt gewordene Kritik erschien im „Gesellschafter" vom 19. Januar 1822; sie rührte von Varnhagen v. Ense her, der als kritischer Richter eine maßgebende Stellung inne hatte, so daß die Anzeige wohl den Werth eines Geleitbriefes für den jungen Dichter repräsentierte.

Auch viele andere Kritiker, berufene und unberufene, sprachen sich wie Varnhagen in günstigster Weise über die neue Erscheinung aus, die bald glühende Verehrer, eifrige Nachahmer, aber auch entschiedene Gegner fand. Schon am 16. Oktober sah sich Heine zu der öffentlichen Erklärung im Gesellschafter genöthigt, daß einige in der „Abendzeitung" abgedruckte und mit dem Namen „Heine" unterzeichnete Gedichte nicht von ihm herrührten. Später erschienen im „Westteutschen Musenalmanach" einige mehr oder minder gelungene Parodien Heine'scher Lieder, die theils von J. B. Rousseau, theils von H. Anselmi (Josef Lehmann) verfaßt waren; auch Herrmann Schiff, der Vetter und Freund Heine's und ein Herr von Schilling parodierten die Heine'sche Manier.

Auch sonst hatte Heine Mancherlei von Freund und Feind zu ertragen, so daß die fröhliche und heitere Stimmung, in der er sich zu Ende des Jahres befunden hatte, bald wieder jenen trüben Vorstellungen wich, die ihn gar oft anwandelten. Er glaubte sich verfolgt zunächst seines Glaubens, dann aber auch der Anerkennung wegen, die seine Schöpfungen in so reichem Maße gefunden hatten; überaus empfindlich gegen jeden Tadel, vermochte ihn eine absprechende Kritik, ja selbst eine feindselige Notiz oder ein Inserat in die bitterste und gehässigste Stimmung zu versetzen. Dazu kamen mannigfache körperliche Leiden. Vor Allem ein nervöser Kopfschmerz, über den er sich schon in frühester Jugend beklagte und der ihn im Leben nie wieder verließ. Diese trübe Grundstimmung klingt aus vielen Briefen und Gedichten jener Periode heraus, am deutlichsten aus einem, erst vor einigen Jahren veröffentlichten Billet an Christian Sethe, in welchem er dem alten Jugendgenossen plötzlich nachdrücklichst und entschieden die Freundschaft aufkündigt.

Indeß hatte er sich mit dem besten, edelsten und bravsten seiner Jugendfreunde, „dem ehrlichen Christian, dessen bloßes Wort am jüngsten Tage dem Gnadenrichter mehr gelten wird, als die Eide von Hunderttausenden", bald wieder ausgesöhnt,

und es war ihm ein schmerzlicher Verlust, als der Freund gegen Ende des Jahres Berlin verlassen mußte; Sethe wurde als Referendar an die Regierung in Münster versetzt. In dieser Stadt hatte Heine außerdem noch zwei Freunde, den bereits wiederholt genannten Friedrich Steinmann, einen unermüdlichen Vielschreiber, der Heine noch manche böse Stunde bereiten sollte, obwohl dieser seine wenig bedeutenden Schöpfungen stets besonders mild beurtheilt hatte, und Karl Immermann.

Wie Heine war auch Immerman von der romantischen Schule ausgegangen; gleich ihm hatte auch er sich aus den Banden der Romantik frei gemacht, und wenn auch auf verschiedenen Wegen, mit verschiedenen Anlagen und einem grundverschiedenen Charakter, so strebten doch beide einem gemeinsamen Ziele zu. Nachdem Immermann, wie bereits bemerkt, im „Rheinisch-westfälischen Anzeiger" die „Gedichte" Heine's in wahrhaft aufmunternder und freundlicher Weise besprochen hatte, entwickelte sich eine innige und andauernde Freundschaft zwischen Beiden. Heine machte in den literarischen Kreisen Berlins eifrige Propaganda für Immermann's Dramen, was ihm von manchen Berliner Dichtern sehr verübelt wurde, und am 24. Dezember desselben Jahres dankt er ihm für die „bedeutungsvollen, menschenversöhnenden Liebesworte", mit denen Immermann seine kritische Anzeige über die Gedichte geschlossen hatte.

Einer der eifrigsten Gönner der Muse Heine's und einer seiner vornehmsten Freunde war zu jener Zeit der Dichter de la Motte-Fouqué. Fouqué war gleichsam der märkische Dichterfürst, der gesellschaftliche Mittelpunkt der romantischen Schule. Alle ihre Dichter waren stolz darauf, mit ihm in nähere Beziehung zu treten. Man lese nur das Entzücken Hoffmann's, als er mit Fouqué in Berührung kam! Jean Paul und Goethe erkannten den Dichter an; die Jugend der Freiheitskriege feierte in ihm einen geistigen Vorkämpfer. Und dieser Mann war einer der Ersten, der Heine's poetisches Talent freudig anerkannte und der in einem innigen Gedichte ihm seine Anerkennung zugleich mit einer eindringlichen Mahnung, sich mit seinem Gotte zu versöhnen, aussprach.

Heine war durch die Theilnahme des damals so hoch angesehenen Mannes tief gerührt und erwiderte sein Schreiben mit gleicher Herzlichkeit. Nichtsdestoweniger verurtheilte selbstverständlich Heine auf das Entschiedenste die mittelalterlich-romantische Richtung Fouqué's.

Auch die Gattin des Barons de la Motte-Fouqué, ferner Adalbert von Chamisso, Willibald Alexis, Michael Beer, der Dichter des „Paria", Eduard Hitzig und der bereits genannte F. W. Gubitz zählten in jener Zeit zu Heine's Freunden und Förderern.

In studentischen Kreisen verkehrte Heine auch in Berlin nur sehr wenig. Außer seinen rheinischen Bekannten: Klein, Plücker,

Belling, Herrmann Schiff und vor allem Christian Sethe, hatte er nur einen einzigen Freund in jenen Kreisen, einen jungen Polen, den Grafen Eugen von Breza, der ihm besonders an's Herz gewachsen war und mit dem er sehr intim verkehrte. Als Graf Breza zu Ostern des Jahres 1822 Berlin verlassen mußte — wahrscheinlich in Folge eines Liebeshandels — und sich nach Gnesen auf das Gut seines Vaters zurückzog, klagte ihm Heine nach: „Das war der einzigste Mensch, in dessen Gesellschaft ich mich nicht langweilte, der Einzige, dessen originelle Witze mich zur Lebenslustigkeit aufzuheitern vermochten, und in dessen süßen, edeln Gesichtszügen ich deutlich sehen konnte, wie einst meine Seele aussah als ich noch ein schönes reines Blumenleben führte und mich noch nicht befleckt hatte mit dem Haß und mit der Lüge." In den Sommerferien desselben Jahres folgte Heine einer Einladung seines Freundes nach Gnesen und dieser Reise haben wir das treffliche Memoire über Polen zu verdanken, das bald darauf im Gesellschafter von Gubitz — durch die Censur allerdings stark verstümmelt — abgedruckt wurde, ein nicht gewöhnliches Aufsehen erregte und zahlreiche Entgegnungen hervorrief. Der Aufsatz, der über Katholiken, Juden und Polen die geistreichsten Bemerkungen bringt und das Land selbst, vornehmlich aber die Hauptstadt Posen, ausführlich schildert, hatte die ganze Provinz in lebhafte Bewegung versetzt und in den Posener Blättern wurde wohl dreimal soviel als der ganze Aufsatz beträgt, darüber geschrieben, „das heißt geschimpft".

In einem Sendschreiben an den Autor wurde Heine die größte Ignoranz vorgeworfen, weil dieser in Gnesen eine Kirchenthür von geschlagener Bronze für ein Produkt aus Gußeisen angesehen, den Erzbischof von Gnesen zugleich für den Erzbischof von Posen gehalten, das gar kein Erzbisthum sei, und endlich sogar eine Schauspielerin begeistert gelobt habe, die in Posen selbst Niemandem, nicht einmal den Lieutenants der Garnison, gefiele!

Obwohl Heine, wie bereits bemerkt, mit Studentenkreisen gar nicht verkehrte, wurde er doch auch in Berlin einmal in studentische Händel verwickelt. Er selbst schreibt darüber in seiner „autobiographischen Skizze": „Ich habe viertehalb Jahre in Berlin gelebt, wo ich mit den ausgezeichnetsten Gelehrten auf freundschaftlichem Fuße stand, und wo ich von Krankheiten aller Art, unter Anderem von einem Degenstich in die Lenden heimgesucht worden bin, den mir ein gewisser Scheller aus Danzig beigebracht, dessen Namen ich nie vergessen werde, weil er der einzige Mensch ist, der es verstanden hat, mich aufs Empfindlichste zu verwunden."

Über das Duell selbst berichtet Herrmann Schiff nach dem Referat eines noch lebenden Augenzeugen, daß es deßhalb entstanden, weil Heine jenen Schaller — nicht Scheller — nach Studentenmanier stets mit „Fuchs" anredete, was diesen nicht wenig verdroß. Als Heine ihn eines Tages frug: „Fuchs, ist

Dein Vetter zu Hause?“ da brummte ihm Schaller die übliche studentische Beleidigung auf. Das Duell mußte nun vor sich gehen — aber schon beim ersten Gange zeigte sich, daß Beide ihre Schläger nicht zu handhaben verstanden. Das Duell endete damit, daß Heine sich mit der rechten Lende an der Schlägerspitze seines Gegners aufrannte. „Stich!“ rief er und sank zu Boden. Er hatte sich eine allerdings ungefährliche Wunde beigebracht, die aber nach acht Tagen wieder vollständig geheilt war.

Der Vorfall trug dazu bei, daß Heine den Umgang mit jenen Kreisen, die ohnedies in Berlin nur ein kümmerliches Dasein fristeten, fortan vollständig mied. Der Umstand, daß in der großen Stadt die Studenten fast verschwanden und sich jedenfalls nicht die Geltung verschaffen konnten, wie in Bonn, Göttingen und anderen Orten, verhinderte zunächst jene studentischen Ausschreitungen, durch welche das Universitätsleben im ersten Viertel dieses Jahrhunderts berüchtigt wurde. Für die eigentlichen Corpsstudenten war Berlin durchaus kein angenehmer Ort, sie fühlten sich in der Großstadt nicht wohl, weil sie dort keinen Boden für ihre Renommistereien fanden.

Die junge Hochschule zu Berlin befand sich damals im Aufblühen. Ihr Ruf verbreitete sich über ganz Europa und aus allen Ländern kamen Jünger der Wissenschaft nach Berlin, um da ihre Studien zu vollenden. Hierzu trugen vor allem die Namen der Lehrer bei, die an dieser Hochschule dozierten; die Aufzählung der hervorragendsten Namen wird genügen, um ein Bild von der Blüthe der damaligen Berliner Universität zu geben. Mit besonderer Vorliebe wurden die Naturwissenschaften betrieben. Männer wie Alexander von Humboldt, Lichtenstein, Mitscherlich, Ehrenberg,, Knuth, Rose u. A. brachten die Naturwissenschaften zu neuem Aufschwung. Geographie und Geschichte lehrten außer Humboldt noch Karl Ritter, L. v. Buch und F. Raumer. Wahrhaft glänzend waren die Sprachwissenschaften vertreten durch Franz Bopp, Aug. Boeckh, Wolff, Becker u. A. An der juristischen Fakultät lehrten Savigny, Klenze und Eduard Gans, an der medicinischen Hufeland, Jüngken, Kluge, Hein, Dieffenbach, an der theologischen Schleiermacher, Neander und Marheineke. Der Stolz der Berliner Universität war aber die philosophische Fakultät und ihr hervorragendster Lehrer der Philosoph Hegel.

Hegel's Berufung nach Berlin war das Hauptverdienst des Ministers Altenstein, dessen Name in der Geschichte der Wissenschaften und Künste in Preußen unvergänglichen Glanz bewahren wird. In trüber Zeit hatte Freiherr von Altenstein das Ministerium in Preußen übernommen; aber in wahrhaft freisinniger Weise hatte er dasselbe dreiundzwanzig Jahre lang, trotz aller Hemmnisse und Anfeindungen geleitet und stets die Freiheit und Würde der Wissenschaft wie ein Palladium hochgehalten.

Hegel war in Berlin der Nachfolger Fichte's und Solger's. Mit seiner Berufung nach dort im Jahre 1818 beginnt sein philosophisches System in Deutschland Epoche zu machen und gewinnt eine Perspektive von bisher ungeahnter Tragweite. Wie dieses philosophische System alle Wissenschaften beleuchtete und dem Kulturleben neue Bahnen anwies, so mächtig und revolutionär wirkte es auch auf jeden Einzelnen und kein Mitstrebender vermochte sich seinen Consequenzen zu entziehen. Erfüllt von dem Geist unserer Klassiker, trat Hegel mit seiner Philosophie auf den Plan, die wie eine Ausführung und Erfüllung alles dessen erschien, was bisher auf dem Gebiete der philosophischen Spekulation von Einzelnen geleistet wurde. Gegenüber der romantischen Geheimphilosophie Schelling's und seiner „Intuition" trat Hegel mit seiner dialektischen Methode auf, die von dem reinen Sein ausgeht, als dem Unmittelbaren und Voraussetzungslosen, das sich nach den nothwendigen Gesetzen des Denkprozesses durch den Begriff zum Inhalt entwickelt. Der logisch gewonnene Begriff geht dann in sein Gegentheil, die Natur, über; „die Natur ist der sich entfremdete Geist, der darin nur ausgelassen ist, ein bacchantischer Gott, der sich selbst nicht zügelt und faßt." Gegenüber der Naturanbetung der philosophischen Romantik behauptet Hegel, daß in ihr nur Willkür und Zufall herrsche; seine Naturphilosophie sondert sich in drei Systeme: Mechanik, Physik und Organik.

Die Idee kehrt aber aus der Natur wieder zu sich selbst zurück; während sie in der Logik „an sich", in der Natur „außer sich" war, wird sie als subjektiver Geist „an und für sich". Dem Begriff des Geistes als solchen schließt sich der objektive Geist, in dessen Gebiet die Rechtsphilosophie gehört, und dann der absolute Geist, der Kunst, Religion und Wissenschaft in sich faßt, an.

Bald bildete sich eine Hegel'sche Schule, die die Philosophie des Meisters auf die einzelnen Zweige der Wissenschaft übertrug. Die Psychologie wurde von Rosenkranz und Erdmann, die Moral von Michelet, die Jurisprudenz von Eduard Gans, die Theologie von Marheineke, David Strauß, Ruge, Vatke, die Ästhetik von Hotho, Rosenkranz, Heinrichs, Vischer u. A. bearbeitet. So wurde der absolute Idealismus der Hegel'schen Philosophie, die Idee eines geschichtlichen Prozesses ewig fortschreitender Entwicklung, die Parole des Jahrhunderts, das Motto aller geistigen Bewegungen und Kämpfe der jungen Generation. Indem Hegel an die Stelle der Willkür die Vernunft gesetzt und den Ausspruch gethan hatte: „Was vernünftig ist, das ist wirklich, und was wirklich ist, das ist vernünftig" — ein Satz, der allerdings vielfach mißverstanden und zu reaktionären Zwecken mißbraucht wurde —, stürzte er die Romantik von ihrem Thron und gab dem jungen literarischen Nachwuchs die kritischen Waffen in die Hand, dieselbe wirksam zu bekämpfen und ihren poetischen Spuk in sein inhaltloses Nichts aufzulösen.

Lag die Schuld daran an dem reizbaren Naturell Varnhagen's, oder an der Leichtgläubigkeit des Dichters, der vielleicht bösen Einflüsterungen gegen den Freund in schwachen Stunden Gehör gab, oder, weil dieser eine Bitte, die nicht zu erfüllen, unberücksichtigt ließ, daraus auf eine Fahrlässigkeit Varnhagen's schloss, genug, das Verhältnis zwischen diesen beiden Männern war wohl ein schönes, aber nicht andauerndes.

Aber noch eine andere Frau muss hier billigerweise genannt werden, die ebenfalls einen geistreichen Zirkel um sich versammelte, und die auf Heine's dichterische Entwicklung den gedeihlichsten Einfluss ausgeübt hat — nämlich Elise von Hohenhausen, die selbst eine begabte Dichterin, an jedem Dienstag die besten und gelehrtesten Männer, an denen das damalige Berlin so reich war, in ihrem Salon versammelte. Varnhagen und Rahel sowie ihr Bruder Ludwig Robert und dessen wunderschöne Gattin, Friederike Robert, Chamisso, Eduard Gans, Lazarus Bendavid, Wilhelm Hensel, Apollonius von Maltiz, Hermine von Chezy, Fanny Tarnow und Andere tauschten dort in ernsten und heiteren Gesprächen ihre Ansichten über die wichtigsten Tagesfragen der Literatur und der Kunst aus. In diesem Kreise las Heine zuerst seine Gedichte, die er unter dem Namen „lyrisches Intermezzo" gesammelt hatte, seine Tragödie „Almansor" und die Bruchstücke einer neuen Tragödie, die er inzwischen begonnen hatte, „Ratcliff" vor. Elise von Hohenhausen hat das Verdienst, zuerst fast die dichterische Größe Heine's erkannt zu haben; sie war es, die ihn als Nachfolger Lord Byron's in Deutschland proklamierte. Noch nach dreißig Jahren, auf seinem Krankenbette gedachte Heine in wehmüthiger Rückerinnerung der heiteren und schönen Stunden, die er in diesem edlen Kreise verlebt.

Auch mit Heinrich Stieglitz und seiner, durch ihr tragisches Ende berühmten Gattin, Charlotte, wurde Heine während seines Berliner Aufenthalts durch Varnhagen bekannt. Über einen Besuch, den er in Begleitung seines jüngeren Bruders Maximilian bei diesem Ehepaare welches damals in einem Gartenhause in Potsdam wohnte, gemacht, hat dieser einige interessante Mittheilungen veröffentlicht, denen zufolge der Eindruck, den das junge Ehepaar auf Beide erregte, schon damals ein eigenthümlicher, beängstigender, gewesen ist. Aus Allem sprach die unsichere bürgerliche Lage, ein Überschwang dichterischer Phantasie, nirgends ein ruhiger Halt. Heine prophezeite dem seltsamen Paar schon damals ein tragisches Ende.

Neben diesen geistreichen und klugen, genialen und frivolen Männern und Frauen lebte aber noch ein anderer Kreis von nicht minder genialen und nicht minder frivolen jugendlichen Männern damals in Berlin, in den Heine gleichfalls hineingezogen wurde, und in dem er sich bald sehr wohl und behaglich fühlte. In jener literar-

historisch berühmten Weinstube von Lutter und Wegener in der Behrenstraße — unweit der damaligen Wohnung Heine's — in den alten und düsteren Räumen, in denen einst die Romantik ihre tollen Orgien gefeiert, fand sich allnächtlich ein Kreis von phantastischen Gesellen — Poeten und Studenten — zusammen, vor deren Anblick sich jeder redliche Spießbürger schnell bekreuzte; da waren Ludwig Devrient und E. T. A. Hoffmann, die Letzten der romantischen Tafelrunde, ferner Christian Dietrich Grabbe, der geniale Dichter „mit dem Kainsstempel göttlichen Wahnsinns an der Stirn", Ludwig Robert, Karl Köchy, Friedrich v. Uechtritz und da saß auch Harry Heine und jubelte und schrie und trieb wohl auch alle jene genialen Tollheiten mit, die dort ausgeheckt wurden, jene Träume, Schnurren und Zoten, um den Wurm gewaltsam zu morden, der drinnen im Herzen festsaß und dasselbe zernagte. Sowohl die Mittheilungen der Genossen als auch die vor einigen Jahren erschienen Briefe von und an Grabbe geben die interessantesten Aufschlüsse über das tolle Treiben dieses Kreises, das seinen Gipfel in jener seltsamen Epistel Grabbe's an den Kronprinzen von Preußen erreicht hatte, die mit den Worten schließt: „Viele nannten mich genial, ich weiß indeß nur, daß ich wenigstens Ein Kennzeichen des Genies besitze, den Hunger." Grabbe war es auch, der in diesem Kreise übermüthiger Zecher Heine am meisten interessierte und dessen er später noch in den „Memoiren" freundschaftlich gedenkt.

Aber aus all' diesen Bacchanalien erwachte Heine doch wieder zu poetischem Schaffen. In dem kleinen Stübchen „mit rothseidenen Gardinen" in der dritten Etage der Behrenstraße Nro. 71, da entstanden damals jene wundersamen Weisen unglücklicher Liebe, jene wehmüthig-ironischen Lieder, die den großen Schmerz seiner Seele beweinten. Und hier war es auch, wo den noch immer hoffenden Jüngling die Botschaft erreichte, daß die Geliebte seines Herzens einem anderen Manne ihre Hand gereicht habe. Es war am 1. Mai des Jahres 1821, wie der Dichter selbst in dem bereits citierten Gedichte angiebt; Amalie Heine hatte, wahrscheinlich dem Drängen der Verwandten nachgebend, einem reichen Bewerber, dem Rittergutsbesitzer John Friedländer aus Königsberg sich vermählt.

Sie haben Dir Viel erzählet
Und haben Viel geklagt;
Doch was meine Seele gequälet
Das haben sie nicht gesagt.

Sie machten ein großes Wesen
Und schüttelten kläglich das Haupt;
Sie nannten mich den Bösen
Und Du hast Alles geglaubt . . .

In diesem und zahlreichen ähnlichen Liedern, die zumeist aus jenen Tagen stammen, beklagte Heine das Weh seiner unglücklichen und verrathenen Liebe.

Und nur in den Armen der Muse allein fand er Trost und Ruhe für seine vielen theils wirklichen, theils eingebildeten Leiden.

Mit allem Eifer wendete Heine sich jetzt seinem Lieblingsplan zu, den er bereits seit fünf Jahren hegte, ohne ihn erfüllen zu können, der Veröffentlichung seiner Gedichte. Bereits in Bonn hatte er der Weber'schen Buchhandlung dieselben zum Verlag angetragen; das Manuscript lag lange Zeit im Pulte des Buchhändlers und wanderte dann ungelesen zu dem jungen Autor zurück. Einen zweiten Versuch machte Heine von Göttingen aus, indem er der Verlagsbuchhandlung von F. A. Brockhaus in Leipzig mit folgenden Worten den Verlag anbot: „Ich wünschte recht sehr, daß Sie selbst mein Manuscript durchlesen möchten, und bei Ihrem bekannten richtigen Sinn für Poesie bin ich überzeugt, daß Sie wenigstens der ersten Hälfte dieser Gedichte die strengste Originalität nicht absprechen werden. Dieses Letztere, welches heutzutage schon etwas werth ist, mußten mir auch die zähesten Kunstrichter zugestehen, vorzüglich mein Meister A. W. von Schlegel, welcher (vorigen Winter und Sommer in Bonn) meine Gedichte mehrmals kritisch durchhechelte, manche Auswüchse derselben hübsch ausmerzte, manches Schöne besser aufstutzte und das Ganze, Gott sei Dank, ziemlich lobte. Da mich leidliche Verhältnisse zwingen, jedes Gedicht, dem man nur irgend eine politische Deutung unterlegen könnte, zu unterdrücken, und meist nur erothische Sachen in dieser Sammlung aufzunehmen, so mußte solche freilich ziemlich mager ausfallen."

Der Verlagsantrag des jungen Studenten, der sich in diesem Briefe seltsamerweise „Rechtskandidat" nannte, während er im dritten Semester stand, wurde indeß von Brockhaus mit der „äußerst zierlichen und höflichen Antwort, daß er gar zu sehr in diesem Augenblicke mit Verlagsartikeln überladen sei" abgelehnt.

Heine tröstete sich damit, daß es auch Goethe mit seinen ersten Produkten so ergangen sei, und machte nun keinen weiteren Versuch, bis er in Berlin durch Varnhagen von Ense mit dem berühmten Professor F. W. Gubitz bekannt wurde, dessen „Gesellschafter" damals die beliebteste Zeitschrift in Berlin war. Diesem überreichte er eine Anzahl seiner Gedichte mit den Worten: „Ich bin Ihnen völlig unbekannt, will aber durch Sie bekannt werden." In der Nummer vom 7. Mai 1821 erschien sein erstes Gedicht, das bekannte „Traumbild" vom Kirchhof: „Ich kam von meiner Herrin Haus". In den nächsten Nummern folgten dann „Die Minnesänger", das „Gespräch auf der Paderborner Haide", einige von den Fresco Sonetten „Die Brautnacht", das „Ständchen eines Mauren" und die Übersetzung einzelner Scenen aus Byron's „Manfred". Der neue ungewöhnliche, ja bisher unerhörte Ton dieser Gedichte erregte in jener stillen Zeit ungeheures Aufsehen, so daß der Chef der Maurer'schen Buchhandlung, welche den „Gesellschafter" herausgab, sich dazu entschloß, die Gedichte zu

verlegen und dem jungen Poeten statt des Honorars vierzig Freiexemplare zu gewähren. In dem Brief Heine's an den Verleger, in welchem er ihm den Verlag der Gedichte und Dramen anbot, schreibt er: „Ich glaube nicht, daß ich hier in Berlin sehr bekannt bin, aber desto mehr bin ich es in meiner Heimath am Rheine."

In den ersten Dezembertagen des Jahres 1821 erschienen „die Gedichte" und wurden nun allgemein besprochen, gelobt und getadelt, ja, was noch mehr bedeuten will, sogar gekauft und — travestiert. Die erste bekannt gewordene Kritik erschien im „Gesellschafter" vom 19. Januar 1822; sie rührte von Varnhagen v. Ense her, der als kritischer Richter eine maßgebende Stellung inne hatte, so daß die Anzeige wohl den Werth eines Geleitbriefes für den jungen Dichter repräsentierte.

Auch viele andere Kritiker, berufene und unberufene, sprachen sich wie Varnhagen in günstigster Weise über die neue Erscheinung aus, die bald glühende Verehrer, eifrige Nachahmer, aber auch entschiedene Gegner fand. Schon am 16. Oktober sah sich Heine zu der öffentlichen Erklärung im Gesellschafter genöthigt, daß einige in der „Abendzeitung" abgedruckte und mit dem Namen „Heine" unterzeichnete Gedichte nicht von ihm herrührten. Später erschienen im „Westteutschen Musenalmanach" einige mehr oder minder gelungene Parodien Heine'scher Lieder, die theils von J. B. Rousseau, theils von H. Anselmi (Josef Lehmann) verfaßt waren; auch Herrmann Schiff, der Vetter und Freund Heine's und ein Herr von Schilling parodierten die Heine'sche Manier.

Auch sonst hatte Heine Mancherlei von Freund und Feind zu ertragen, so daß die fröhliche und heitere Stimmung, in der er sich zu Ende des Jahres befunden hatte, bald wieder jenen trüben Vorstellungen wich, die ihn gar oft anwandelten. Er glaubte sich verfolgt zunächst seines Glaubens, dann aber auch der Anerkennung wegen, die seine Schöpfungen in so reichem Maße gefunden hatten; überaus empfindlich gegen jeden Tadel, vermochte ihn eine absprechende Kritik, ja selbst eine feindselige Notiz oder ein Inserat in die bitterste und gehässigste Stimmung zu versetzen. Dazu kamen mannigfache körperliche Leiden. Vor Allem ein nervöser Kopfschmerz, über den er sich schon in frühester Jugend beklagte und der ihn im Leben nie wieder verließ. Diese trübe Grundstimmung klingt aus vielen Briefen und Gedichten jener Periode heraus, am deutlichsten aus einem, erst vor einigen Jahren veröffentlichten Billet an Christian Sethe, in welchem er dem alten Jugendgenossen plötzlich nachdrücklichst und entschieden die Freundschaft aufkündigt.

Indeß hatte er sich mit dem besten, edelsten und bravsten seiner Jugendfreunde, „dem ehrlichen Christian, dessen bloßes Wort am jüngsten Tage dem Gnadenrichter mehr gelten wird, als die Eide von Hunderttausenden", bald wieder ausgesöhnt,

und es war ihm ein schmerzlicher Verlust, als der Freund gegen Ende des Jahres Berlin verlassen mußte; Sethe wurde als Referendar an die Regierung in Münster versetzt. In dieser Stadt hatte Heine außerdem noch zwei Freunde, den bereits wiederholt genannten Friedrich Steinmann, einen unermüdlichen Vielschreiber, der Heine noch manche böse Stunde bereiten sollte, obwohl dieser seine wenig bedeutenden Schöpfungen stets besonders mild beurtheilt hatte, und Karl Immermann.

Wie Heine war auch Immerman von der romantischen Schule ausgegangen; gleich ihm hatte auch er sich aus den Banden der Romantik frei gemacht, und wenn auch auf verschiedenen Wegen, mit verschiedenen Anlagen und einem grundverschiedenen Charakter, so strebten doch beide einem gemeinsamen Ziele zu. Nachdem Immermann, wie bereits bemerkt, im „Rheinisch-westfälischen Anzeiger" die „Gedichte" Heine's in wahrhaft aufmunternder und freundlicher Weise besprochen hatte, entwickelte sich eine innige und andauernde Freundschaft zwischen Beiden. Heine machte in den literarischen Kreisen Berlins eifrige Propaganda für Immermann's Dramen, was ihm von manchen Berliner Dichtern sehr verübelt wurde, und am 24. Dezember desselben Jahres dankt er ihm für die „bedeutungsvollen, menschenversöhnenden Liebesworte", mit denen Immermann seine kritische Anzeige über die Gedichte geschlossen hatte.

Einer der eifrigsten Gönner der Muse Heine's und einer seiner vornehmsten Freunde war zu jener Zeit der Dichter de la Motte-Fouqué. Fouqué war gleichsam der märkische Dichterfürst, der gesellschaftliche Mittelpunkt der romantischen Schule. Alle ihre Dichter waren stolz darauf, mit ihm in nähere Beziehung zu treten. Man lese nur das Entzücken Hoffmann's, als er mit Fouqué in Berührung kam! Jean Paul und Goethe erkannten den Dichter an; die Jugend der Freiheitskriege feierte in ihm einen geistigen Vorkämpfer. Und dieser Mann war einer der Ersten, der Heine's poetisches Talent freudig anerkannte und der in einem innigen Gedichte ihm seine Anerkennung zugleich mit einer eindringlichen Mahnung, sich mit seinem Gotte zu versöhnen, aussprach.

Heine war durch die Theilnahme des damals so hoch angesehenen Mannes tief gerührt und erwiderte sein Schreiben mit gleicher Herzlichkeit. Nichtsdestoweniger verurtheilte selbstverständlich Heine auf das Entschiedenste die mittelalterlich-romantische Richtung Fouqué's.

Auch die Gattin des Barons de la Motte-Fouqué, ferner Adalbert von Chamisso, Willibald Alexis, Michael Beer, der Dichter des „Paria", Eduard Hitzig und der bereits genannte F. W. Gubitz zählten in jener Zeit zu Heine's Freunden und Förderern.

In studentischen Kreisen verkehrte Heine auch in Berlin nur sehr wenig. Außer seinen rheinischen Bekannten: Klein, Plücker,

Belling, Herrmann Schiff und vor allem Christian Sethe, hatte er nur einen einzigen Freund in jenen Kreisen, einen jungen Polen, den Grafen Eugen von Breza, der ihm besonders an's Herz gewachsen war und mit dem er sehr intim verkehrte. Als Graf Breza zu Ostern des Jahres 1822 Berlin verlassen mußte — wahrscheinlich in Folge eines Liebeshandels — und sich nach Gnesen auf das Gut seines Vaters zurückzog, klagte ihm Heine nach: „Das war der einzigste Mensch, in dessen Gesellschaft ich mich nicht langweilte, der Einzige, dessen originelle Witze mich zur Lebenslustigkeit aufzuheitern vermochten, und in dessen süßen, edeln Gesichtszügen ich deutlich sehen konnte, wie einst meine Seele aussah als ich noch ein schönes reines Blumenleben führte und mich noch nicht befleckt hatte mit dem Haß und mit der Lüge." In den Sommerferien desselben Jahres folgte Heine einer Einladung seines Freundes nach Gnesen und dieser Reise haben wir das treffliche Memoire über Polen zu verdanken, das bald darauf im Gesellschafter von Gubitz — durch die Censur allerdings stark verstümmelt — abgedruckt wurde, ein nicht gewöhnliches Aufsehen erregte und zahlreiche Entgegnungen hervorrief. Der Aufsatz, der über Katholiken, Juden und Polen die geistreichsten Bemerkungen bringt und das Land selbst, vornehmlich aber die Hauptstadt Posen, ausführlich schildert, hatte die ganze Provinz in lebhafte Bewegung versetzt und in den Posener Blättern wurde wohl dreimal soviel als der ganze Aufsatz beträgt, darüber geschrieben, „das heißt geschimpft".

In einem Sendschreiben an den Autor wurde Heine die größte Ignoranz vorgeworfen, weil dieser in Gnesen eine Kirchenthür von geschlagener Bronze für ein Produkt aus Gußeisen angesehen, den Erzbischof von Gnesen zugleich für den Erzbischof von Posen gehalten, das gar kein Erzbisthum sei, und endlich sogar eine Schauspielerin begeistert gelobt habe, die in Posen selbst Niemandem, nicht einmal den Lieutenants der Garnison, gefiele!

Obwohl Heine, wie bereits bemerkt, mit Studentenkreisen gar nicht verkehrte, wurde er doch auch in Berlin einmal in studentische Händel verwickelt. Er selbst schreibt darüber in seiner „autobiographischen Skizze": „Ich habe viertehalb Jahre in Berlin gelebt, wo ich mit den ausgezeichnetsten Gelehrten auf freundschaftlichem Fuße stand, und wo ich von Krankheiten aller Art, unter Anderem von einem Degenstich in die Lenden heimgesucht worden bin, den mir ein gewisser Scheller aus Danzig beigebracht, dessen Namen ich nie vergessen werde, weil er der einzige Mensch ist, der es verstanden hat, mich aufs Empfindlichste zu verwunden."

Über das Duell selbst berichtet Herrmann Schiff nach dem Referat eines noch lebenden Augenzeugen, daß es deßhalb entstanden, weil Heine jenen Schaller — nicht Scheller — nach Studentenmanier stets mit „Fuchs" anredete, was diesen nicht wenig verdroß. Als Heine ihn eines Tages frug: „Fuchs, ist

Dein Vetter zu Hause?“ da brummte ihm Schaller die übliche studentische Beleidigung auf. Das Duell mußte nun vor sich gehen — aber schon beim ersten Gange zeigte sich, daß Beide ihre Schläger nicht zu handhaben verstanden. Das Duell endete damit, daß Heine sich mit der rechten Lende an der Schlägerspitze seines Gegners aufrannte. „Stich!“ rief er und sank zu Boden. Er hatte sich eine allerdings ungefährliche Wunde beigebracht, die aber nach acht Tagen wieder vollständig geheilt war.

Der Vorfall trug dazu bei, daß Heine den Umgang mit jenen Kreisen, die ohnedies in Berlin nur ein kümmerliches Dasein fristeten, fortan vollständig mied. Der Umstand, daß in der großen Stadt die Studenten fast verschwanden und sich jedenfalls nicht die Geltung verschaffen konnten, wie in Bonn, Göttingen und anderen Orten, verhinderte zunächst jene studentischen Ausschreitungen, durch welche das Universitätsleben im ersten Viertel dieses Jahrhunderts berüchtigt wurde. Für die eigentlichen Corpsstudenten war Berlin durchaus kein angenehmer Ort, sie fühlten sich in der Großstadt nicht wohl, weil sie dort keinen Boden für ihre Renommistereien fanden.

Die junge Hochschule zu Berlin befand sich damals im Aufblühen. Ihr Ruf verbreitete sich über ganz Europa und aus allen Ländern kamen Jünger der Wissenschaft nach Berlin, um da ihre Studien zu vollenden. Hierzu trugen vor allem die Namen der Lehrer bei, die an dieser Hochschule dozierten; die Aufzählung der hervorragendsten Namen wird genügen, um ein Bild von der Blüthe der damaligen Berliner Universität zu geben. Mit besonderer Vorliebe wurden die Naturwissenschaften betrieben. Männer wie Alexander von Humboldt, Lichtenstein, Mitscherlich, Ehrenberg,, Knuth, Rose u. A. brachten die Naturwissenschaften zu neuem Aufschwung. Geographie und Geschichte lehrten außer Humboldt noch Karl Ritter, L. v. Buch und F. Raumer. Wahrhaft glänzend waren die Sprachwissenschaften vertreten durch Franz Bopp, Aug. Boeckh, Wolff, Becker u. A. An der juristischen Fakultät lehrten Savigny, Klenze und Eduard Gans, an der medicinischen Hufeland, Jüngken, Kluge, Hein, Dieffenbach, an der theologischen Schleiermacher, Neander und Marheineke. Der Stolz der Berliner Universität war aber die philosophische Fakultät und ihr hervorragendster Lehrer der Philosoph Hegel.

Hegel's Berufung nach Berlin war das Hauptverdienst des Ministers Altenstein, dessen Name in der Geschichte der Wissenschaften und Künste in Preußen unvergänglichen Glanz bewahren wird. In trüber Zeit hatte Freiherr von Altenstein das Ministerium in Preußen übernommen; aber in wahrhaft freisinniger Weise hatte er dasselbe dreiundzwanzig Jahre lang, trotz aller Hemmnisse und Anfeindungen geleitet und stets die Freiheit und Würde der Wissenschaft wie ein Palladium hochgehalten.

Hegel war in Berlin der Nachfolger Fichte's und Solger's. Mit seiner Berufung nach dort im Jahre 1818 beginnt sein philosophisches System in Deutschland Epoche zu machen und gewinnt eine Perspektive von bisher ungeahnter Tragweite. Wie dieses philosophische System alle Wissenschaften beleuchtete und dem Kulturleben neue Bahnen anwies, so mächtig und revolutionär wirkte es auch auf jeden Einzelnen und kein Mitstrebender vermochte sich seinen Consequenzen zu entziehen. Erfüllt von dem Geist unserer Klassiker, trat Hegel mit seiner Philosophie auf den Plan, die wie eine Ausführung und Erfüllung alles dessen erschien, was bisher auf dem Gebiete der philosophischen Spekulation von Einzelnen geleistet wurde. Gegenüber der romantischen Geheimphilosophie Schelling's und seiner „Intuition" trat Hegel mit seiner dialektischen Methode auf, die von dem reinen Sein ausgeht, als dem Unmittelbaren und Voraussetzungslosen, das sich nach den nothwendigen Gesetzen des Denkprozesses durch den Begriff zum Inhalt entwickelt. Der logisch gewonnene Begriff geht dann in sein Gegentheil, die Natur, über; „die Natur ist der sich entfremdete Geist, der darin nur ausgelassen ist, ein bacchantischer Gott, der sich selbst nicht zügelt und faßt." Gegenüber der Naturanbetung der philosophischen Romantik behauptet Hegel, daß in ihr nur Willkür und Zufall herrsche; seine Naturphilosophie sondert sich in drei Systeme: Mechanik, Physik und Organik.

Die Idee kehrt aber aus der Natur wieder zu sich selbst zurück; während sie in der Logik „an sich", in der Natur „außer sich" war, wird sie als subjektiver Geist „an und für sich". Dem Begriff des Geistes als solchen schließt sich der objektive Geist, in dessen Gebiet die Rechtsphilosophie gehört, und dann der absolute Geist, der Kunst, Religion und Wissenschaft in sich faßt, an.

Bald bildete sich eine Hegel'sche Schule, die die Philosophie des Meisters auf die einzelnen Zweige der Wissenschaft übertrug. Die Psychologie wurde von Rosenkranz und Erdmann, die Moral von Michelet, die Jurisprudenz von Eduard Gans, die Theologie von Marheineke, David Strauß, Ruge, Vatke, die Ästhetik von Hotho, Rosenkranz, Heinrichs, Vischer u. A. bearbeitet. So wurde der absolute Idealismus der Hegel'schen Philosophie, die Idee eines geschichtlichen Prozesses ewig fortschreitender Entwicklung, die Parole des Jahrhunderts, das Motto aller geistigen Bewegungen und Kämpfe der jungen Generation. Indem Hegel an die Stelle der Willkür die Vernunft gesetzt und den Ausspruch gethan hatte: „Was vernünftig ist, das ist wirklich, und was wirklich ist, das ist vernünftig" — ein Satz, der allerdings vielfach mißverstanden und zu reaktionären Zwecken mißbraucht wurde —, stürzte er die Romantik von ihrem Thron und gab dem jungen literarischen Nachwuchs die kritischen Waffen in die Hand, dieselbe wirksam zu bekämpfen und ihren poetischen Spuk in sein inhaltloses Nichts aufzulösen.

Und hier liegt der mächtige und nachhaltige Einfluss, den Hegel und seine Philosophie auf Heine ausübten. War dies ja die Zeit, wo er, wie er sich später drastisch ausdrückt, „bei den Hegelianern die Schweine hütete!" Aber es ist keine Frage, dass die Hegel'sche Philosophie den Grundzug jener scharfen Dialektik bildet, der Heine's prosaische Schriften durchweht und ihnen jene eigenthümliche Würze verleiht.

Über seine persönlichen Beziehungen zu Hegel und über seine Stellung zu der Weltanschauung des Philosophen hat Heine sich später öfter, am eingehendsten in den „Geständnissen", ausgesprochen.

Das Wesen der Hegel'schen Philosophie ging Heine freilich erst viele Jahre später auf, als er es unternahm, in Paris „aus dem abstrakten Schul-Idiom jene Formeln in die Muttersprache des gesunden Verstandes und der allgemeinen Verständlichkeit, in's Französische, zu übersetzen." Er hatte damals die Absicht, eine allgemein verständliche Darstellung der ganzen Hegel'schen Philosophie zu geben und beschäftigte sich zwei Jahre mit dieser Arbeit, doch als das Werk fertig war, erfasste ihn bei seinem Anblick „ein unheimliches Grauen" und es kam ihm vor, als ob das Manuskript ihn „mit fremden, ironischen, ja boshaften Augen ansähe. Ich war in eine sonderbare Verlegenheit gerathen; Autor und Schrift passten nicht mehr zusammen ..... — und an einem stillen Winterabend, als eben in meinem Kamin ein starkes Feuer braunte, benutzte ich die schöne Gelegenheit, und ich warf mein Manuskript über die Hegel'sche Philosophie in die lodernde Gluth .....; die brennenden Blätter flogen hinauf in den Schlot mit einem sonderbar kichernden Geknister. Gottlob, ich war sie los!"

Die Wahrheit dieser Mittheilung, die übrigens auch anderweitig bestätigt wird, vorausgesetzt, wird doch jeder unbefangene Beobachter aus den Werken Heine's erkennen, dass er bis zu jenen „Geständnissen" mehr unter dem Einflusse Hegel's gestanden, als er selbst vielleicht geahnt, jedenfalls aber gewollt hatte.

Die Vorlesungen Hegel's in Berlin besuchte er mit großem Eifer; ebenso eifrig besuchte er die Kollegia von Hagen über altdeutsche Literatur, von Bopp über vergleichende Sprachwissenschaft, von Wolff über die griechischen Klassiker und die juristischen Vorlesungen seines Freundes und Protektors Eduard Gans.

Eduard Gans war einer der hervorragendsten Schüler Hegels; er baute dessen Rechtsphilosophie zu einem vollständigen System aus und wusste auch Heine für seine Anschauungen so zu begeistern, dass dieser mit dem Plan umging, ein „historisches Staatsrecht des germanischen Mittelalters" zu schreiben. Wenn man seinen Mittheilungen an einen Hamburger Freund, Immanuel Wohlwill, glauben darf, hatte Heine bereits im Jahre 1822 einen großen Theil dieser Arbeit vollendet gehabt, dieselbe jedoch später vernichtet.

Durch Eduard Gans eröffnete sich Heine in Berlin ein neuer Kreis gleichgesinnter und gleichstrebender Glaubensgenossen, die alle von mehr oder minder bedeutendem Einflusse auf seine Person und die Art seines Schaffens waren. Zu diesen gehörten vor allem außer Eduard Gans noch Moses Moser, Leopold Zunz, Josef Lehmann u. A. M. Moser wurde bald der intimste Freund Heine's, der ihm den Namen „Marquis Posa" beigelegt hatte. Von kleiner Statur, gebückter Haltung, kränklichem Aussehen, mit schwärmerisch klugen Augen, die durch viele Nachtarbeiten geröthet waren, einer exakten Redeweise sich befleißigend, gewann er schon bei der ersten Unterhaltung das Vertrauen jedes Fremden und man sagte sich bald, dass dieser kleine Mann ein bedeutender, ja ungewöhnlicher Mensch sei, „mit einem Verstande, dem die größte Bescheidenheit zur Seite stand, mit einem Herzen, das in voller Aufopferungsfähigkeit für die höchsten Güter der Menschheit schlug, mit einer Seele, welcher Freundschaft und Menschenliebe noch echte wahre Begriffe waren." Moser war ein tüchtiger Geschäftsmann, aber auch ein bedeutender Gelehrter. Jede freie Stunde benutzte er zu umfassenden Studien. Seine Kenntnis der alten und neuen Sprachen war bewundernswerth; sein Interesse für Poesie und Literatur stets rege. Er war ein begeisterter Anhänger der Hegel'schen Philosophie, der er in allen Wandlungen der Zeit unerschütterlich treu blieb. Ein versöhnlicher Charakter, mild und liebreich gegen Andere, war er gegen sich selbst streng und moralisch fest. Dass ein solcher Mann auf Heine bedeutenden Einfluss üben musste, ist leicht erklärlich. Abgesehen davon, dass Moser Heine auch materiell unterstützte, und ihn aus seinen ewigen Geldverlegenheiten oft befreite, förderte er ihn auch sonst auf jede mögliche Weise.

Ganz anders geartet war Eduard Gans. Er war ein geistreicher Schönredner, gelehrt, aber unklar in seinem Wollen und Streben, und überaus eitel.

Im Gegensatze hierzu war Leopold Zunz eine der gediegensten und bedeutendsten Persönlichkeiten aus dem Freundeskreise Heine's; eine eigenthümliche Erscheinung, dem Bilde Spinoza's etwas ähnlich, von seltener Schlagfertigkeit, stupender Gelehrsamkeit und einem barocken talmudischen Witze; so ist Zunz noch heute eine der bekanntesten und liebenswürdigsten Erscheinungen des alten Berlin. Die sogenannten Zunz-Witze gehen noch heute wie eine Legende durch alle gebildeten Kreise; was ihn aber vor Allem auszeichnet und unvergängliche Bedeutung verleiht, das sind seine großen Verdienste um die Wissenschaft des Judenthums, deren Regenerator er in trüber Zeit geworden ist.

Diese drei Männer Zunz, Gans und Moser, wussten Heine in merkwürdiger Weise für die Interessen seines Stammes und seiner Glaubensgenossen zu begeistern. Während er in heiterer Freunde

Kreis Nächte durchschwärmte und Abende lang poetische und ästhetische Salons frequentierte, und obwohl die juridischen Brotstudien wieder in ihre Rechte getreten waren und ihn oft die höchsten Fragen der Philosophie und Wissenschaft fesselten, beschäftigten ihn doch auch angelegentlich und nachhaltig die damaligen Zustände seiner Glaubensgenossen.

Denn Heine war ein Jude, und dass er dies nicht vergaß, mitten im Taumel eines bacchantischen Lebens, mitten unter den dem Judenthum gehässigsten Einflüssen, im Verkehr mit Rahel Lewin, Henriette Herz und anderen Frauen jenes genial-liederlichen Kreises, die alle abtrünnige Töchter ihres Glaubens waren und dem Judenthum fremd, ja sogar feindlich gegenüber standen, in einer Gemeinde, von der der größere Theil innerhalb weniger Jahre zur herrschenden Kirche übergegangen war, das zeigt, dass die Einflüsse und Stimmungen mächtig in seiner Seele lebten, die ihn an seinen damals noch geknechteten und missachteten Stamm ketteten.

Gans, Zunz und Moser hatten am 27. November 1819 in Berlin einen „Verein für Kultur und Wissenschaft der Juden" gegründet. Den äußeren Anlass hierzu gaben die rohen Angriffe, welchen die Juden gerade in jenem Jahr von dem deutschen Straßen- und Literatur-Pöbel ausgesetzt waren, das Hauptmotiv war das Bestreben, durch diesen Verein auf die Kultur der Juden und auf die Reform des Judenthums fördernd einzuwirken.

Das Ziel war allerdings ein hohes, des Schweißes der Edlen werthes, die Idee eine hochfliegend große, aber unausführbare. Die erste Ordensbedingung der Gründer des Vereins war, treu bei dem Judenthum auszuharren, um keinen Preis zur herrschenden Kirche überzutreten und so der jüngeren Generation ein leuchtendes Beispiel von märtyrerfreudigem Glaubensmuth zu geben. Wäre der Verein diesem Programm treu geblieben, so hätte er auch sein Ziel erreicht. Aber es war ein kühner und vermessener Gedanke, der den Hintergrund jener Bestrebungen bildete. Der Gedanke der vollständigen Reform eines Stammes, der mit merkwürdiger Festigkeit und einer Zähigkeit, die ihres Gleichen nicht kennt, unerschüttert von den Wogen der Völkergeschichte und den Stürmen der Zeit, Jahrtausende hindurch in Druck und Qual, in zahllosen Leiden und Verfolgungen dem Glauben der Väter treu geblieben und den nun jene jugendlichen Brauseköpfe mit einem Male ganz von den Tafeln der Geschichte wegwischen wollten, war kühn und abenteuerlich. Und eben diese Unklarheit des Wollens war es, dieses unsichere Umhertasten, das den Verein, trotz der gediegenen Kräfte, über die er verfügte, nach wenigen Jahren schon zersplitterte.

Einer der wenigen, denen es Ernst war um die gemeinsame Sache und der ein Herz hatte für die Leiden seines Stammes, war Heine, der am 4 August 1822 dem Verein beitrat und bald eines

der eifrigsten Mitglieder wurde. Er wohnte den Sitzungen des Vereins und seiner Zweigabtheilung des „wissenschaftlichen Instituts“ regelmäßig bei, führte zum Theil die Protokolle und verlas am 7. und 17. November einen eingehenden und „ungemein anziehenden“ Bericht über einen zu begründenden Frauenverein, dessen Tendenz darin bestehen sollte, die Zwecke des Kulturvereins in Familie und Gesellschaft zu fördern. Ein Rundschreiben über diesen Plan, welches er auszuarbeiten übernommen, blieb, wie der Plan selbst, unausgeführt; dagegen unterrichtete Heine wöchentlich dreimal in der Unterrichtsanstalt des Vereins mehrere Monate hindurch, in der Geschichte und Literatur. Auch an den Berathungen über die Abfassung eines Religionsbuches für die jüdische Jugend nahm er eifrig Theil und auch sonst machte er für den Verein sowohl in Hamburg, wie in seiner rheinischen Heimat begeisterte Propaganda. Für die Zeitschrift wollte er wiederholt einen Beitrag liefern, aber die Zeitschrift war inzwischen bereits eingegangen und der Verein der Auflösung nahe! Eine allgemeine Fahnenflucht war die Folge und Eduard Gans war einer der Ersten, der die gemeinsame Sache im Stich ließ.

Heine dagegen hielt das Judenthum damals noch nicht für „eine längst verlorene Sache“ wie später. Den Gott des Judenthums hatten ihm Hegel und seine Schüler allerdings wegphilosophiert; von dem Lehrinhalt der jüdischen Religion hatte er kaum eine genaue Kenntnis, aber das historische Stammesbewußtsein lebte mächtig in seinem Herzen, das damals für die höchsten Güter der Menschheit noch begeistert schlug.

Darum kehrte sich die Antipathie Heine's auch gegen diejenigen, welche das Judenthum vollständig reformieren wollten, und am meisten gegen die Fahnenflüchtigen und Abtrünnigen. Die Reform hatte dem Judenthum im Ganzen wenig Heil gebracht; weil ihnen das Haus gefährdet schien, trugen sie das Dach ab — ihre ganze Reform beschränkte sich im Wesentlichen auf eine Änderung des Gottesdienstes, aus welchem sie die hebräische Sprache verbannten, und dem sie durch seichte Predigten und Lieder, durch modernen Chorgesang und Orgelklang fast einen protestantischen Zuschnitt gaben. Gegen diese Reformer eifert nun Heine in seinen Briefen aus jener Zeit mit merkwürdiger Begeisterung.

Er hatte sich den Verjüngungsprozeß des Judenthums wohl anders gedacht, als jene Flachköpfe, die ihn, weil ihnen seine geistige Kraft gefährlich wurde, zu verlästern suchten. Das Evangelium, das den Armen von Judäa vergeblich gepredigt worden, sei jetzt bei den Reichen in Flor, beklagt er einmal, und seinem Hasse gegen den Abfall und Verrath unter seinen Glaubensgenossen giebt Heine den beredtesten Ausdruck in seiner Tragödie „Almansor“.

Im April des Jahres 1823 erschien dieses Drama, das Heine

bereits in Bonn und Göttingen angefangen und im Herbst 1821 in Berlin vollendet hatte, zugleich mit der Tragödie „William Ratcliff", die im Januar 1822 in drei Tagen entstanden war, und dem „Lyrischen Intermezzo" bei Ferdinand Dümmler in Berlin. Eduard Hitzig — der Freund Chamisso's und Hoffmann's — der auch Heine sehr freundschaftlich zugethan war, hatte Dümmler hierzu veranlaßt.

Die tiefere Tendenz des „Almansor" war den Freunden Heine's von der berühmten Tafelrunde bereits klar geworden — auch Karl Immermann schrieb ihm darüber, daß die Tragödie zu viel Christenhaß athme — noch ehe von den damaligen Kritikern des Gedichts auch nur Einer das richtige Verständnis dafür gewonnen hatte.

Heine selbst stellte den „Almansor" sehr hoch, änderte aber diese Ansicht sehr bald. Dagegen blieb er auch in späteren Jahren bei der hohen Meinung über seine zweite Tragödie: „William Ratcliff".

„Ich schrieb den „William Ratcliff' — erzählt er später einmal — „zu Berlin Unter den Linden, in den letzten drei Tagen des Januars 1821, als das Sonnenlicht mit einem gewissen lauwarmen Wohlwollen die schneebedeckten Dächer und die traurig entlaubten Bäume beglänzte. Ich schrieb in einem Zuge und ohne Brouillon. Während dem Schreiben war es mir, als hörte ich über meinem Haupte ein Rauschen, wie der Flügelschlag eines Vogels. Als ich meinen Freunden, den jungen Berliner Dichtern, davon erzählte, sahen sie sich einander an mit einer sonderbaren Miene, und versicherten mir einstimmig, daß ihnen nie dergleichen beim Dichten passiert sei."

Trotzdem fand der „Almansor" im Allgemeinen eine günstigere Aufnahme und freundlichere Beurtheilung im Publikum als „William Ratcliff", von dem Heine die bestimmte Hoffnung hegte, daß er sich seinen Weg auf die deutsche Bühne bahnen würde.

Statt dessen wurde gerade der „Almansor" aufgeführt und zwar am 20. August 1823 im Hoftheater zu Braunschweig. Obwohl Karl Köchy, bekanntlich ebenfalls ein Genosse der Berliner Tafelrunde, zur Zeit Dramaturg an jenem Hoftheater war, scheint derselbe doch diese Aufführung nicht bewirkt zu haben, da er in einem Briefe an Grabbe fast entschuldigend bemerkt: „Wundern Sie sich nicht, wenn auch Heine's Trauerspiele hier zur Aufführung kommen. Wöllner's Rezensionen haben zu mächtig auf die Direktionen gewirkt."

Vielmehr ist das Verdienst um diese Aufführung in erster Linie dem damaligen Direktor des Braunschweiger Hoftheaters, August Klingemann, der selbst ein Dichter war und auch Goethe's „Faust" zuerst auf die Bühne brachte, zuzuschreiben. Den „Almansor" spielte Eduard Schütz, die „Zuleima" Madame Meck, den „Aly" Herr Meck. Das Stück fand bis gegen den Schluß hin

eine sehr günstige Aufnahme und die Hauptscenen wurden lebhaft applaudiert. Da trat plötzlich ein störender Zwischenfall ein, wie solche damals im Braunschweiger Theaterleben nicht selten waren. Es war in der Schlußscene — Almansor saß eben mit Zuleima auf einem Felsen — da trat ein Stallmeister H. ins Parterre, erkundigte sich ziemlich laut, wer der Verfasser des Stückes sei, und machte höhnische Witze über die Situation. „Der Jude Heine," flüsterte ihm sein Nachbar zu. Im Glauben, ein damals in Braunschweig lebender, berüchtigter Wucherer, Namens Heine, sei der Autor, rief er entrüstet aus: „Was? Den Unsinn des albernen Juden sollen wir uns anhören? Das wollen wir nicht länger dulden! Laßt uns das Stück auspochen!" Wirklich ging er mit dem guten Beispiel voran und fing zu zischen an; bald sekundierten ihm seine Gesellen im Parterre und auf der Galerie — es entstand ein rohes Trampeln und Pfeifen und jeder Versuch, die Ruhe wieder herzustellen, war vergeblich; der Vorhang musste fallen. Nach diesem Auftritt verzichtete Klingemann auf die gleichfalls projektierte Aufführung des „Ratcliff".

Damit war in Heine's Leben ein entscheidender Wendepunkt eingetreten: Er hatte in sich den Beruf zum Dramatiker gefühlt und wollte auf diesem Felde seine höchsten dichterischen Lorbeeren ernten — nun waren alle diese Hoffnungen mit dem „Almansor" zu Grabe getragen. Überdies spielte ihm seine Phantasie einen argen Streich — er lebte nämlich in dem Wahn, dass ein Jude und ein Christ in Braunschweig seine Verfolger seien und den Fall seines Dramas angeregt sowohl wie eingeleitet hätten. Dadurch wurde er noch mehr erbittert gegen seine Feinde unter den Christen wie unter den eigenen Stammesgenossen, und an Äußerungen dieser Bitterkeit ließ er es weder in Briefen noch in Gedichten aus jener Periode fehlen.

VI.

Wenn man die Bedeutung Heine's und seine Stellung in der deutschen Literatur zu schildern unternimmt, so muss man zunächst auf die Schule zurückgehen, von der er ausgegangen, in der er seine Lehrjahre verbracht und unter deren Banne er sein halbes Leben lang und darüber gestanden: auf die Romantik.

Die romantische Schule ist erst heute voll und ganz zu verstehen und objectiv zu beurtheilen, nachdem auch der letzte Schimmer ihres Glanzes verloschen und keine Spur mehr von ihrem Dasein zeugen kann. Sie war eigentlich ein Kind der Verzweiflung und des politischen Jammers, der nach der großen französischen Revolution sich aller Gemüther bemächtigt hatte. Sie

begann zugleich in England, in Frankreich und in Deutschland mit einer heftigen Opposition gegen die Überschätzung der Antike und gegen die nüchterne rationalistische Aufklärungssucht.

In der classischen Schule aufgewachsen und groß gezogen, gerieth sie im Verlauf ihres Daseins in den entschiedensten Gegensatz zu derselben, je mehr ihre Doctrinen sich von der erhabenen Weltanschauung Goethe's und Schiller's trennten.

Die romantische Schule in Deutschland bedeutete — wie Heine selbst in seiner Schrift über dieselbe es klar präcisiert — vor Allem die Wiedererweckung der Poesie des Mittelalters, wie sie sich in dessen Liedern, Bildern und Bauwerken, in Kunst und Leben ausgeprägt hatte. Diese Poesie war natürlich eine religiöse; sie war aus dem Christenthum hervorgegangen „eine Passionsblume, die dem Blute Christi entsprossen". Zu einer solchen Wiedererweckung des mittelalterlichen Lebens gehörte vor allem Gemüth, was aber den Romantikern vollständig fehlte. Es war ihnen kein unmittelbar dringendes Bedürfnis, sondern ein Postulat des Verstandes, ein Punkt in ihrem Programm, wie viele andere.

Ihr Ausgangspunkt war die Fichte'sche Wissenschaftslehre, welche einen Wendepunkt in unserer Literatur vom Classicismus zur Romantik bildete. Das souveräne Ich Fichte's wurde und blieb das Motto der Romantiker. Indem Fichte zu beweisen suchte, dass in dieser ganzen großen Welt unser Ich das Einzige sei, was wirklich existiere, und auch dieses Ich nur, insofern es handelt und dadurch eine sichtbare, gesetzlich zusammenhängende Welt schafft, lehrte er einen auf die Spitze getriebenen Subjectivismus, der den jungen Führern der Schule außerordentlich imponierte und ihnen die Waffen zu ihrem Kampfe gab; freilich nur, indem sie die Consequenzen der Fichte'schen Philosophie zogen, ohne ihren tieferen Gehalt zu erkennen, ohne ihre politische Bedeutung auch nur zu ahnen.

So war die Forderung, dass „die Willkür des Dichters kein Gesetz über sich leiden dürfe", nur eine logische Consequenz des Fichte'schen Ich, auf Kunst und Poesie übertragen.

Neben dem Fichte'schen Ich war es vorzugsweise die Naturphilosophie von **Schelling**, aus der die jungen Romantiker ihre Weisheit holten. In dem System Fichte's war für die Natur kein besonderer Raum; diese war vielmehr in dem „Nicht-Ich" untergebracht, in welchem der Philosoph Alles dem freien Ich gegenüber gestellt hat. Schelling suchte nun die Natur wieder in ihre Rechte einzusetzen; er verkündete den Satz: „Die Natur soll der sichtbare Geist, der Geist die unsichtbare Natur sein." Er schuf „die Weltseele" und vermischte in seiner Naturphilosophie die Weltanschauung Goethe's und Fichte's zu einem Universalismus, der der Grundgedanke der romantischen Welt-

anschauung geworden ist. Das System Schelling's von der Identität des Idealen und Realen wurde, indem es das ganze Universum unter den Gesichtswinkel des Romantischen stellte, gewissermaßen zum Codex der Romantik und ist ein Denkmal für die innere Berechtigung sowohl wie ein Zeugnis für das Schicksal der Romantik geworden. Nicht minder das Moralprinzip Schelling's, dem zufolge es für bevorzugte Geister eine besondere Moral gebe und „eine Freiheit und Erhebung des Geistes selbst über das Gesetz, die nur wenigen Auserwählten zukomme". Welchen Missbrauch die Romantiker mit diesen Prinzipien ihres philosophischen Apostels trieben, ist bekannt. Am Meisten aber gefiel ihnen der Schlußstein des Schelling'schen Systems, als welchen er eine neue Mythologie hinstellte, in der die ganze poetische Produktion der Zukunft gipfeln sollte.

Vertrat Schelling die philosophische Romantik, so sehen wir in Schleiermacher den religiösen Romantiker. Er hofft von den romantischen Bestrebungen eine „Auferstehung der Religion" und sein Kampf richtet sich hauptsächlich gegen die Berliner Aufklärung, welche die Religion zu vernichten bestrebt war. In diesem Kampfe gelangt er aber selbst bis zur Vernichtung aller religiösen Dogmen, und stellt für die Religion fast genau dieselben Forderungen auf, wie die Romantiker für die Poesie. „Die Religion sollte wie eine leise, gefällige Melodie das menschliche Leben umschweben, wie eine unbestimmte, aber wohlthuende Ahnung von einer Traumwelt, in der die Seele sich genügen könne."

Fichte, Schelling und Schleiermacher gaben der Romantik aber außer dem philosophischen Grundzug auch noch jenen Sinn und jene Empfänglichkeit für die Weltliteratur, die Goethe und und Herder zuerst in Deutschland weckten.

Das Hauptverdienst in dieser Richtung fällt den beiden Führern der romantischen Schule, den Brüdern Schlegel, zu.

Der Einfluß, den Beide auf jene Zeit, ja auf unsere ganze fliteratur ausgeübt haben, ist ein außerordentlicher. Dieser Einfluß ist vielfach unterschätzt, vielfach, und dann meist in üblem Sinne, überschätzt worden.

August Wilhelm von Schlegel war einer der hervorragendsten deutschen Kritiker und ein klassischer Übersetzer, Friedrich v. Schlegel war ein bedeutender Literarhistoriker und ein geistreicher Schriftsteller. Dichter waren sie beide nicht und auch keine Philosophen — sie scheiterten in ihrem vornehmsten Streben, da sie Poesie und Philosophie nach ihren eigenen Prinzipien zu reformieren suchten, und als sie in Opposition gegen die Classiker traten. Friedrich Schlegel zumal war nach Heine's Urtheil ein tiefsinniger Denker. Eine viel ungünstigere Beurtheilung erfährt August Wilhelm von Schlegel von Seiten Heine's, der ihn einst als Lehrer hochverehrt, während er später behauptete, daß der-

selbe von den Ideen seines bedeutenderen Bruders zehre, und nur die Kunst verstehe, sie auszuarbeiten.

Aus dem Berlin Friedrich des Großen und Lessing's hatte zwischen 1797 und 1798 die romantische Richtung, und zwar zunächst durch die Verbindung der beiden Brüder Schlegel mit Ludwig Tieck einerseits und mit Friedrich Schleiermacher andererseits, ihren Ausgang genommen und in der Periode vor den großen Befreiungskriegen naturgemäß ihre Blüthezeit gefeiert.

Ihr Forum war eine neubegründete Zeitschrift, das „Athenäum", in der die jungen Romantiker zunächst ihre Anschauungen über Kunst und Poesie, über Philosophie und Leben in breiten Ausführungen darlegten. Das Programm der Schule hatte Friedrich Schlegel folgendermaßen formuliert: „Die romantische Poesie ist eine progressive Universalpoesie. Ihre Bestimmung ist nicht bloß, alle getrennte Gattungen der Poesie wieder zu vereinigen und die Poesie mit der Philosophie und Rhetorik in Berührung zu setzen; sie will und soll auch Poesie und Prosa, Genialität und Kritik, Kunstpoesie und Naturpoesie bald mischen, bald verschmelzen, die Poesie lebendig und gesellig, und das Leben und die Gesellschaft poetisch machen, den Witz poetisieren und die Formen der Kunst mit gediegenem Bildungsstoff jeder Art anfüllen und sättigen, und durch die Schwingung des Humors beseelen. Sie allein ist unendlich, wie sie allein frei ist, und das als ihr erstes Gesetz anerkennt, dass die Willkür des Dichters kein Gesetz über sich leide."

Das war das Programm der Romantik und zwar das relativ am klarsten ausgesprochene; man kann sich nun denken, welchen Wirrwar die andern Manifeste der Schule enthüllten! Hatte ja doch selbst Karoline von Schlegel, die Egeria der Romantik, unter eines dieser Progamme den Satz geschrieben: „Kurz, es muß alles durcheinander gerührt werden!"

So unklar und mystisch wie das Programm, war auch die Parole der Schule, sie hieß: „Romantische Ironie". Auf diese Parole muß aber hier näher eingegangen werden, weil aus ihr nicht nur das Wesen der Romantik zu verstehen und zu erklären ist, sondern weil in ihr auch die Bedingungen ihres Auflösungsprozesses liegen.

Und was für uns das Wichtigste ist: die Ironie und der Witz der Romantik sind der Schlüssel zum Verständnis der räthselhaften Dichternatur Heine's!

Es ist ein Zeugnis für die große Unklarheit ihres Wollens, daß in sämmtlichen Schriften der Romantiker keine erschöpfende Definition des Begriffs „Ironie" sich vorfindet. Und doch ist diese Ironie, nach dem Ausspruche Hardenberg's, des Propheten der romantischen Schule, „die Spadillie, womit immer gestochen würde."

Friedrich Schlegel hat wie das Programm, so auch die Parole der Ironie ausgegeben, er findet sie zuerst bei Plato in jener „Mischung von Scherz und Ernst, welche für Viele geheimer und dunkler ist als alle Mysterien". In der erhabenen Urbanität der antiken Muse sei Alles Scherz und Alles Ernst, Alles treuherzig offen und Alles tiefverstellt. „Opfre den Grazien, heißt, wenn es einem Philosophen gesagt wird, soviel als, schaffe dir Ironie!"

Mit der Zeit und den Verhältnissen verändern sich auch die Anschauungen der Romantiker über die allmälig in den Hintergrund getretene Parole der Ironie.

Schließlich verschwand die Ironie gänzlich aus den Schriften der Schule und erst durch einen ihrer philosophischen Doctrinärs gelangte sie wieder in den ästhetischen Vordergrund und endlich auch zu einer klaren und erschöpfenden Definition. Nun wird sie uns auch verständlich und in ihrem innersten Kern als berechtigt erkennbar, wenn Solger, der Ästhetiker der Romantik, sie auf die Nichtigkeit und Vergänglichkeit der Idee im Leben deutet, als den unendlichen Schmerz, der uns erfaßt, wenn wir das Herrlichste durch sein nothwendiges irdisches Dasein in das Nichts zerstieben sehen.

Geht aber seine Definition schon weit über das Programm der Romantik hinaus und rückt sie der modernen Idee des Schönen schon erheblich näher, so verfällt Solger dagegen ganz in die Schrullen der romantischen Freunde zurück, wenn er im Verlaufe seiner Erläuterungen als ein äußeres Kennzeichen der Ironie, die Empfindung angiebt, „daß das Kunstwerk nicht das Wesentliche sei, sondern nur die Hülle der inneren Idee".

Wir befinden uns mit dieser Erklärung wieder im tiefsten Dickicht der Romantik. Das ist genau dieselbe Ironie, aus der Schlegel's „Lucinde", Tieck's erste Novellen, Wackenroder's „Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders" und „Phantasien über die Kunst" wie alle anderen Träume und Verirrungen der romantischen Schule bis auf die „neue Mythologie", die „christliche Kunst" und die Vertheidigung der krassesten Reaktion hervorgegangen.

Und das war die Krisis der Romantik, die schließlich zur Schleppträgerin des Katholicismus wurde. Der Weihrauch war noch betäubender wie die blaue Blume, die Novalis als das Symbol der Romantik hingestellt hatte.

Der Bankerott der romantischen Schule trat ein, indem das, was gut und werthvoll war, von ihren Principien, in geläuterten Formen fortlebte, während alles Übrige wie ein toller Spuk mehr und mehr verschwand. Vor der Sonne des jungen Tages verblaßte der Mondzauber der Romantik!

An poetischen Werken hat sie nichts Bleibendes hinterlassen, und nur ein Dichter ragt aus dem romantischen Chaos hoch empor, ein Dichter, dessen Größe freilich darin besteht, daß er den

Grundgedanken der Romantik in seiner vollen Reinheit versinnlichte — Heinrich von Kleist.

Der wahre Geist der Romantik wurde, losgelöst von allen Irrnissen und Trübungen, auf einem ganz anderen Gebiete und in einer ganz neuen Richtung fortgebildet. Während Schelling eine heroische Mythologie des Mittelalters erfand und sein philosophisches System in einem großen Naturepos zusammenfassen wollte, bildete ein Spätergekommener seine philosophische Weltanschauung in wunderbarer Weise aus, während ein Anderer das Ideal der Romantik zur merkwürdigsten Erfüllung brachte.

Zwei der hervorragendsten Geister der deutschen Nation haben diesen Auflösungsprozeß der Romantik herbeigeführt: Hegel und Heine!

„Das tausendjährige Reich der Romantik hat ein Ende, und ich selbst war sein letzter abgedankter Fabelkönig." So durfte Heine mit Recht von sich sagen und auch darin behielt er Recht, wenn er hinzufügte: „Hätte ich nicht die Krone vom Haupte fortgeschmissen und den Kittel angezogen, sie hätten mich richtig geköpft. Vor vier Jahren hatte ich, ehe ich abtrünnig wurde von mir selber, noch ein Gelüste, mit den alten Traumgenossen herumzutummeln im Mondenschein — und ich schrieb den Atta Troll, den Schwanengesang der untergehenden Periode."

Aber nicht nur mit diesem Gedicht, sondern mit seinem ganzen poetischen Schaffen hat Heine den Auflösungsprozeß der Romantik herbeigeführt. Um dieses zu verstehen, wird es nöthig sein, das Bild seiner poetischen Existenz sich aus den gegebenen historischen Bedingungen zu construieren.

Heinrich Heine war ein Jude, der in den Tagen der aufblühenden Romantik in einer Stadt am Rhein geboren wurde!

Aus diesen drei Elementen ist wohl die widerspruchsvolle Individualität des Dichters und seine poetische Richtung zu erklären

Das jüdische und das rheinische Naturell vereinigten sich in dem geweckten Knaben zu seltsamer Harmonie. Wie tief und nachhaltig das Rheinland mit seinen Sagen, Märchen, Volksliedern, Sitten und Gebräuchen auf das empfängliche Gemüth des jungen Heine einwirkte, haben wir bereits bei der Schilderung seiner Jugendjahre hervorgehoben.

Dem jüdischen Leben des Elternhauses gegenüber bildete das katholische der Rheinlande einen bunten Gegensatz von mächtiger Wirkung.

Waren die Feste und Gebräuche des elterlichen Hauses vornehmlich auf den historischen Sinn und das fromme Gemüth berechnet, so wirkte der Zauber und die Farbenpracht der katholischen Kirche auf die Phantasie mächtig ein. Der Glanz und Schimmer der Frohnleichnamsprozession — am Hause Heine's war selbst ein Altar errichtet — der Priester, der zu einem Kranken ging, um ihn mit

den Sterbesakramenten zu versehen und vor dem alles Volk auf den Straßen die Kniee beugte, schließlich die Pracht und ergreifende Weihe der Kirche selbst, wenn mächtiger Orgelklang durch den Dom brauste und die Messe mit allem Pomp celebrirt wurde — dies Alles waren Erscheinungen, welche die Phantasie eines Knaben gewaltig anregen mußten.

Wie aber das Leben meist die Extreme durch dazwischen liegende Erscheinungen ausgleicht, so wurden auch hier die Gegensätze durch den Zauber der Natur, durch die Heiterkeit und den Frohsinn des rheinischen Lebens völlig ausgeglichen.

Und über all dies bunte Leben ergoß der Mondschein der Romantik sein volles Licht!

Später kam Heine in die Schule der Berliner philosophischen Weltanschauung, in die Windrichtung der Hegel'schen Philosophie und in die Goethe-Anbetung des Rahel'schen Salons hinein. Und es entspann sich in ihm der große Kampf zwischen der scharfen Dialektik Hegel's und der mystischen Philosophie und romantischen Ästhetik der Gebrüder Schlegel, der Kampf zwischen Phantasie, Sinnlichkeit und Verstand, drei Eigenschaften, die nur in harmonischer Vereinigung ein reines Kunstwerk hervorbringen können, während sie bei Heine sich noch um die Oberherrschaft stritten, so daß je nach äußeren oder inneren Einflüssen bald diese, bald jene auf den Thron gelangte.

Es ist keine Frage, daß Heine in der Schule der Romantik ihre vorzüglichsten Lehren sich zu eigen gemacht und ihre Theorien sich angeeignet hat, insbesondere diejenige von der romantischen Ironie, obwohl er selbst gerade dies nicht unumwunden eingestehen will.

Es ist daher durchaus nothwendig, daß wir seine Ansichten über dieses Schlagwort der Partei kennen lernen, wie er sie in seinem Buche über die romantische Schule ausgesprochen. Indem er in den Novellen Tieck's die humoristische Ironie oder den ironischen Humor von Goethe und Cervantes vereinigt findet, bemerkt er über diesen Begriff weiter: „Von dieser humoristischen Ironie ist viel bei uns die Rede, die Goethe'sche Kunstschule preist sie als eine besondere Herrlichkeit ihres Meisters und sie spielt jetzt eine große Rolle in der deutschen Literatur. Aber sie ist nur ein Zeichen unserer politischen Unfreiheit, und wie Cervantes zur Zeit der Inquisition zu einer humoristischen Ironie seine Zuflucht nehmen mußte, um seine Gedanken anzudeuten, ohne den Familiaren des heiligen Offiz eine faßbare Blöße zu geben, so pflegte auch Goethe im Tone einer humoristischen Ironie dasjenige zu sagen, was er, der Staatsminister und Höfling, nicht unumwunden auszusprechen wagte."

Aus diesen Andeutungen schon wird man zweierlei erkennen, erstens daß er in denselben eine oratio pro domo, eine Art Selbstvertheidigung gab, zweitens und hauptsächlich, daß der Begriff der

romantischen Ironie sich ihm unter den Händen zur humoristischen Ironie erweiterte.

Wir haben bereits die klare Definition Solger's über den Begriff der Ironie mitgetheilt; die Ansichten Heine's über dieselbe stützen sich zum Theil wörtlich auf die Ausführungen Solger's, die er eifrig las; nicht minder wichtig ist für das Verständnis der Ideen Heine's Solger's Erklärung der falschen Ironie.

Nachdem er zunächst davor gewarnt hat, einen untergeordneten Standpunkt der Ironie gelten zu lassen, oder es für Übermuth des Künstlers zu halten, wenn er die Gesetze des gemeinen Lebens, z. B. die moralischen, verwirft, gelangt Solger zur Erläuterung des Begriffes der scheinbaren Ironie, die aus den Reflexionen des gemeinen Verstandes entstehe und zwiefach gedacht werden kann. „Sie kann 1) die bloße Erscheinung auffassen und dieselbe dadurch in ihrer Nichtigkeit darstellen, daß sie ihr einen besondern Werth verleiht, ihr höhere Begriffe beilegt, wodurch ein Kontrast bewirkt wird; 2) kann sie sich an allgemeine wesentliche Begriffe anheften, diese darstellen, wie sie im gemeinen Leben in der Unvollständigkeit der Erscheinung versinken, und dadurch die Begriffe selbst um ihre Bedeutung bringen."

Beide Arten dieser Ironie, die Solger in seinen Vorlesungen stets „die falsche Ironie" genannt hat, entstehen aus dem Widerspruch des gemeinen Lebens mit sich selbst, insofern dasselbe einerseits unvollkommene Erscheinung, andererseits Begriff ist. Natürlich kann diese Ironie, sofern sie nicht das Leben der Begriffe selbst zweifelhaft macht und in moralische Spötterei ausartet, der Kunst und besonders dem Humor dienen. So finden wir sie oft bei Jean Paul und so auch haben wir uns diese Ironie in den Dichtungen Heine's aufzusuchen und demgemäß zu erklären.

Diesen Grundzug finden wir in allen Schöpfungen Heine's, in den ersten Gedichten sowohl als auch im lyrischen Intermezzo und in den Liedern der „Heimkehr".

Alle diese zerstreuten Gedichte hat Heine einige Jahre später in seinem „Buch der Lieder" gesammelt, das wir hier vorweg besprechen, um den Zusammenhang seiner dichterischen Produktion im Großen und Ganzen beurtheilen zu können.

Was an dieser poetischen Erscheinung zunächst fesselte, war in der That die grandiose Subjektivität Heine's. Was die Romantik in ihren kühnsten Träumen kaum zu hoffen gewagt hat, die geniale Freiheit des Subjekts und dessen Erhebung über das All, dessen Spiel mit der Welt außer sich und mit dem eigenen Ich, das war in diesen Gedichten und noch dazu in einer Form erfüllt, die so überraschend neu, so wunderbar originell und doch wiederum so vertraut und heimlich klang, daß die Romantiker, wäre ihr Sinn nicht bereits damals von dem Weihrauch des Katholicismus umnachtet gewesen, dem jungen Dichter begeisterte kritische Hosiannas

hätten singen müssen, weil er das, was bei ihnen immer nur phantastische Intention blieb, zum ersten Male in dichterische Wirklichkeit übersetzte, und dem, was sie nicht auszusprechen wagten, in Lied und Wort lebensprühenden Ausdruck gab.

Dazu kam noch, dass in diesen Gedichten ein Reichthum an Bildern und Formen, an Figuren und Empfindungen sich eröffnete, der die Rückkehr zu dem von den Romantikern so hoch gepriesenen Volkslied ankündigte und darstellte. Hierin liegt vielleicht die tiefste Bedeutung der Poesie Heine's und ihre nachhaltigste Wirkung auf das Volk wie auf die Literatur.

Und diese volksliederartigen Gedichte waren nicht nachgeahmt und nicht nachempfunden, sondern — es kann dies nicht stark genug betont werden — durchaus original in der Erfindung wie in der Ausführung, im Stoff wie in der Sprache. Darin unterschied sich diese Poesie sogar wesentlich von den Gedichten Bürger's, Goethe's und Uhland's, und auch der Fortschritt in der Melodie war gegen die letztgenannten beiden Dichter ein unverkennbarer.

Ja, diese Melodie und Originalität des Volksliedes war so ungewöhnlich neu, dass noch lange nachher hervorragende Dichter nicht zugeben wollten, dass Heine sie selbst erfunden habe.

Die Form war freilich in vielen dieser ersten Gedichte etwas vernachlässigt; der junge Dichter kokettierte ernstlich mit einer gewissen poetischen Nonchalance, damit der „höchst poetische Stoff destomehr contrastiere mit der schlichten kunstlosen Form."

Was ihn aber von der Romantik vollständig trennte und was seinen Gedichten für alle Zeit einen besonders hohen Werth verleiht, das ist das rein Menschliche in ihnen, der Hauch der Freiheit, der uns daraus entgegenweht, und der kecke, aber gesunde Realismus der Zeichnung!

Heine hat in seinen Gedichten und Schriften „dem modernen Kulturmenschen die Zunge gelöst"; er gab ihm, zu sagen, was er leide, wie er liebe und warum er denn eigentlich so tief unglücklich sei! Darin liegt das Geheimnis der tiefen Wirkung, die diese kleinen Lieder auf die Zeitgenossen ausübten, einer Wirkung, die die Spätergeborenen oft nur auf dem Wege der Reflexion zu erklären vermögen.

In dem „Lyrischen Intermezzo" war noch ein neues Moment hinzugetreten, um die Wirkung zu vergrößern — der Schmerz einer unglücklichen verrathenen Liebe, die in diesen Liedern sich ausweint.

Ein hohes Lied der unglücklichen Liebe, wie es erhabener und schauriger vordem nicht gesungen worden, bildet dieses „Lyrische Intermezzo", das „im wunderschönen Monat Mai" einsetzt und in beseligender Wonne das Aufgehen seiner jungen Liebe besingt, während der Schluss uns zum Grabe dieser Liebe und seiner Lieder geleitet.

Die Lieder der „Heimkehr" bildeten eigentlich den Abschluss

des „Lyrischen Intermezzo". Sie waren als eine „heitere Huldigung" Friederike Rahel gewidmet.

Zwischen 1823 und 1824 entstanden, leuchtet der Einfluß einer edlen Weiblichkeit aus denselben unverkennbar hervor. Wohl überkommt den Dichter noch oft die Erinnerung an seine unglückliche Liebe, aber es scheint doch, als ob der wilde Schmerz sich mehr und mehr zu einer elegischen Trauer abgeklärt hätte, und die Freude am Leben beginnt wieder hervorzutreten.

Einen neuen und überraschenden Ton, einen Ton, wie er im deutschen Dichterwalde noch nicht gehört worden, schlug Heine in den Liedern der „Nordsee" an, diesen „kolossalen Epigrammen", mit welchen der Dichter der deutschen Poesie einen neuen und mächtig anziehenden Stoff: das Meer eröffnete und durch die er sich eine sichere Anwartschaft auf einen ersten Platz unter den Odendichtern der gesammten Poesie erworben hat. „Die Nordseebilder mit ihrem himmelstürmenden Titanentrotz und seiner humoristischen Korrektur, in ihrem pindarisch freien, unskandierbaren, aber nicht unmelodischen Hymnenschwunge, sind von hinreißender Kraft des Genius und gigantischem Schwung der poetischen Gedanken."

Der hauptsächlichste Vorwurf, den man gegen Heine nach dem Erscheinen seiner Gedichte erhoben hat, gipfelte in der Behauptung von der Unwahrheit seiner Empfindungen und von dem Spott, den er mit den höchsten Idealen der Menschenbrust getrieben haben soll. Dieser Vorwurf beruht aber auf vollständiger Unkenntnis der Poesie Heine's. Sein Spott traf nie das Ideal selbst, sondern nur das, was jene hohle romantische Zeit als Ideal verehrte oder zum Mindesten der gläubigen Menge anpries. Gerade der Schmerz darüber, daß das Ideal in dieser Welt und vor allem in dieser Zeit keine Heimstätte auf Erden habe, erzeugte jenen Spott, der wiederum vor allem diejenigen am meisten verletzte, die diesem Ideal so weit wie möglich entfremdet waren.

Dadurch entstanden auch jene **Kontraste** und **Dissonanzen**, welche in seinen Gedichten so oft die Einheit der Stimmung zerreißen und empfindsame Gemüther wie mit kalter Lauge übergießen. Wer in diesen Dissonanzen nur ein eitles künstlerisches Spiel, eine romantische Dichterlaune, oder gar eine beabsichtigte Wirkung, „die Kunstfertigkeit im Variieren eines und desselben Themas" vermuthet, der hat zweierlei übersehen, einmal, daß der Dichter sein eigenes Selbst und seine Zeit, die er beide sehr genau kannte, in seinen Gedichten verspotten wollte, und daß diese Selbstverhöhnung einem höheren Trieb nach Wahrheit entsprungen ist, sodann aber, daß auch jener Hauch von Stimmung, der zuerst über jenen Gedichten liegt, in den meisten Fällen durchaus nicht die wirkliche Stimmung des Dichters, sondern ein **romantisch übertriebenes Gefühl** ist, das er **ironisch auflösen will**, wobei er von einer **geheimen Grundstimmung** ausgeht, die

gleichermaßen jenem krankhaften Stimmungshauch wie der grellen Dissonanz entgegengesetzt ist, und dem reinen Quell des Guten und Schönen, dem lautern Trieb nach Wahrheit entspringt.

Und auch Heine's Humor entspringt aus derselben tragischen Weltanschauung, aus der der Humor zu allen Zeiten als ein ins Unendliche gehender Kontrast hervorgegangen, aus der Erkenntnis, daß die Welt trotz ihrer Größe und Schönheit dennoch voller Thorheiten und Widersprüche sei, daß alles, was in ihr entstehe und blühe, schon den Keim des Vergehens und Verderbens in sich trage, daß auch der Herr der Schöpfung nichts sei, als der Spielball einer unwiderstehlich absoluten Gewalt, der sich Objekt und Subjekt gleich unbedingt unterwerfen müssen.

Von diesen rein tragischen Grundgedanken geht der Humor, dieser „komische Weltgeist" aus; aber er bleibt dabei nicht stehen, er schließt weiter. „Wenn die Welt ein so jammervolles, zerbrechliches, werthloses Ding ist, dann ist sie auch nicht werth, darüber eine Thräne zu vergießen, ja nicht einmal werth, sie zu hassen oder zu verachten. Das einzig Vernünftige ist, sie als das zu nehmen, was sie ist, d. i. für ein Nichts, für den absoluten Widerspruch, und über den kann man nur lachen. Hiermit schlägt der tragische Schmerz zur komischen Lust um, doch auch diese vermag sich nicht zu behaupten. Der Humorist fühlt, daß er mit der Welt auch sich selbst vernichtet, sein Lachen schallt ihm aus dem leeren Schattenbilde, in das sie sich für ihn verwandelt, hohl und gespenstisch entgegen, er erkennt, daß sie ihm doch mehr gewesen als er glaubte, daß er nur in ihr und mit ihr existieren kann. Er will sich ihr daher wieder hingeben, wirft sich ihr mit doppelter Liebe, Sehnsucht und Inbrunst an die Brust; aber kaum ist er zu ihr zurückgekehrt, kaum beginnt er damit, sich ihre Schönheit und Vollkommenheit zu vergegenwärtigen, so schaut sie ihm schon wieder mit demselben trüben Angesicht, als ein Inbegriff von Leiden, Schmerzen und Qualen entgegen, und er sieht sich wieder von derselben unwiderstehlichen Gewalt in die tragische Weltanschauung hineingerissen."

Diesen Gedankengang kann man in Heine's Gedichten ziemlich genau verfolgen. Er geht stets vom Düstern und Tragischen aus, das sich dann in das Humoristische oder Ironische auflöst. Statt der Grundstimmung eines Versöhnungsakkords klingt dann freilich bei vielen Gedichten von Heine das Gefühl des Hohns und Spottes nach, der eine versöhnende Wirkung nicht aufkommen läßt und die strenge Einheit des Gedankens, die jedes Kunstwerk, das größte Drama wie das kleinste Gedicht aufweisen soll, zerstören muß.

Gänzlich hinfällig aber sind die Einwürfe, die nach dem Er-

scheinen des „Buches der Lieder" gegen die Form der Gedichte Heine's geltend gemacht wurden.

Gerade das Metrum seiner Verse verleiht ihnen einen eigenthümlichen Reiz und wirkt oft wie Musik auf die lyrische Empfindung. Wer metrischen Studien eifriger nachgeht, findet besonders an den kleinen Gedichten Heine's die Uebereinstimmung des sinnlichen Klangs mit der geistigen Vorstellung voll ausgeprägt. Auch im Reim zeigt sich der wahre Dichter; er bietet sich ihm scheinbar ungezwungen, begleitet als treuer Diener ihn auf seinem Flug in die Höhen der Poesie und vereint mit höchster Nothwendigkeit doch auch eine ungefesselte Freiheit. —

Der Charakter der Literaturperiode und die darin sich kreuzenden Strömungen der Romantik und der modernen Zeit finden aber noch mehr als in den Gedichten, in den Tragödien Heine's sich tief und deutlich ausgeprägt. Beide Tragödien, „Almansor" und „William Ratcliff" erschienen zugleich mit dem „Lyrischen Intermezzo" und wir haben bereits die Schicksale derselben und die Aufnahme, die sie bei dem Publikum wie bei der Kritik gefunden, geschildert. Der Dichter hat beiden Werken eine Ottaverime vorgesetzt, in welcher er Inhalt und Tendenz der Tragödie andeutete.

Im „William Ratcliff" brodelt schon die große Suppenfrage des Socialismus, von dem in den dreißiger Jahren noch kaum jemand eine Ahnung hatte, während er ein Jahrzehnt später das Losungswort der Zeit geworden ist. Insofern ist der „Ratcliff" in Wahrheit eine „Hauptkonfession", eine Apotheose des Elends und das Klagelied des Socialismus in nuce.

In Bezug aber auf das, was eigentlich den Kernpunkt eines Dramas bildet, in Bezug auf die dramatische Charakteristik und die Entwicklung der Handlung, sind beide Stücke nur Schülerarbeiten, die zwar eine bedeutende Anlage verrathen, in ihrer jetzigen Form aber verfehlt sind.

Dem „Almansor" fehlt es an einem tragischen Conflikt und an einem dramatischen Helden! Das Grundmotiv, daß die Liebe zerstörend auf folgende Geschlechter wirkt, ist in der dramatischen Literatur nicht neu; aus diesem Grundmotiv entstanden aber stets neue Verwicklungen, welche eine Lösung des dramatischen Knotens endlich herbeiführten. Im „Almansor" kann aber weder von einer eigentlichen Handlung noch von einer Entwicklung der Charaktere die Rede sein; an deren Stelle ist das rohe Fatum getreten, dessen Verhängnis die passiven Helden erliegen müssen.

Die eigentliche Bedeutung des „Almansor" liegt auf einem ganz anderen Gebiete: Es ist dies Drama ein Klagelied des unterdrückten Judenthums und eine Satyre auf jene Judenchristen, die damals in der Berliner Gesellschaft eine so tonangebende Rolle spielten! Dem Zweck der Satyre entsprechend, verlegte Heine die Handlung in ferne Zeiten und ferne Länder und ließ statt der Juden Musel-

männer auftreten, daß sie in glühenden Versen ihren Haß und ihr Weh aussprächen.

Auch die Handlung des „William Ratcliff“ darf wohl als bekannt vorausgesetzt werden. Heine hat wohl selbst die Schwäche seines Werkes erkannt, indem er es eine „dramatisierte Ballade“ nennt; wie aus der Widmung an Friedrich Merckel hervorgeht, ist etwas von des Dichters eigenen Empfindungen und Erfahrungen und den jungen Leiden seines Lebens in diese Tragödie übergegangen. Freilich gipfelten diese „jungen Leiden“ am Ende doch nur in einer verschmähten Liebe, die allein nicht ausreicht für einen tragischen Vorwurf, und die in der That nicht wichtig genug ist, um das Schicksal von Generationen an den Trotz und die leichte Aufwallung einer Weiberlaune zu knüpfen.

Was aber die phantastischen Nebelgestalten betrifft, die in diesem Drama „über die Bühne schwanken und verschwinden“, oder „sehnsüchtig die Arme gegen einander ausstrecken, sich nahen, immer wieder auseinanderfahren und endlich verschwinden“, so ist es nicht zu verkennen, daß sie unter dem Einflusse eines Dichters entstanden sind, dessen Werke auf das jugendlich empfängliche Gemüth Heine's unstreitig einen tiefen Eindruck hervorgebracht haben. Es waren E. T. A. Hoffmann's „Nebelbilder“ und „Blendwerke“, die auch hier ihren Spuk forttrieben und die mit den „nebligten Gestalten“ Heine's eine verzweifelte romantische Familienähnlichkeit haben.

Es war eine arge Selbsttäuschung, wenn Heine glaubte, in diesen beiden Tragödien, und nicht in den träumerischen Naturlauten seiner Lieder, die urgeheimnisvollen sieben Siegel der Liebe gelöst zu haben.

Von dem Ehrgeiz nach den Lorbeeren des dramatischen Dichters wurde Heine durch die Aufnahme geheilt, die der „milde, helle Almansor“ gefunden. Und doch hatte er, dem der Ruhm eines lyrischen Dichters nicht genügte, der vielmehr mit Shakespeare und mit Lessing einen dramatischen Wettlauf wagen wollte, unleugbar viele Eigenschaften und Anlagen, die ihn zum Bühnendichter befähigt hätten, vor allem ein tiefpoetisches Empfinden und eine glühende Phantasie, dann aber auch einen seltenen Bilderreichthum und eine nicht gewöhnliche Gestaltungskraft, sowie endlich eine scharfe Beobachtungsgabe und — was das Wichtigste für den Dramatiker ist — einen Realismus der Charakteristik, der mit wenigen feinen Strichen ein vollständig getreues Bild einer Person oder irgend eines Gegenstandes zeichnen konnte.

War es nun Heine nicht beschieden, die dramatischen Gebilde seiner Phantasie von der Bühne herab wirken zu sehen, so ward ihm dafür das hohe Glück zu Theil, daß der Zauber seiner Lieder in das Herz des deutschen Volkes sich senkte. Seine Lieder wurden in Musik gesetzt und überall gesungen. Sie waren in

Wirklichkeit „Volkslieder der neuen Gesellschaft". Deutschland war stolz auf Heine geworden, und hatte in ihm einen neuen Dichter von Gottes Gnaden erkannt, der berufen schien, das Erbe Goethe's anzutreten.

VII.

Weder die rauschenden Vergnügungen der Hauptstadt, noch das reiche geistige Leben des damaligen Berlin brachten jedoch Harry Heine seinem eigentlichen Ziele erheblich näher; ja er sah allmälig ein, dass ihm die Erreichung dieses Zieles in der Residenz wohl überhaupt unmöglich sein werde. Dazu kam das Drängen der Eltern und Verwandten, denen noch kaum eine Ahnung seiner dichterischen Sendung aufgegangen war, doch nun einmal seine Studien zu beendigen. So sah er sich denn genöthigt, Berlin, das er trotz allen Raisonnierens sehr lieb gewonnen hatte, zu verlassen. Im Mai des Jahres 1823 begab er sich zunächst nach Lüneburg, wohin seine Eltern etwa seit anderthalb Jahren — — nach einem kurzen Aufenthalte in Oldesloe — übergesiedelt waren, und verweilte daselbst längere Zeit.

Gegenüber dem bewegten Treiben der Residenz kam ihm das kleinstädtische Leben in der „Residenz der Langenweile" sehr eintönig vor.

Trotzdem entstanden auch in Lüneburg mehrere seiner schönsten Gedichte, wie z. B. „Nacht lag auf meinen Augen", „Mein Herz, mein Herz ist traurig" u. a. Und in Rudolf Christiani, dem Sohn des dortigen Generalsuperintendenten, fand er einen lieben und treuen Freund. Christiani, der nachher sein Verwandter wurde und als Abgeordneter in der hannöverschen Kammer sich durch seine oppositionelle Stellung hervorthat, wurde später von Heine scherzhaft „der Mirabeau der Lüneburger Haide" genannt.

Außer mit Christiani verkehrte Heine zu jener Zeit eigentlich nur mit seinen Eltern und Geschwistern. Namentlich war es sein Bruder Max, dem er damals besondere Aufmerksamkeit zuwendete. Auch in seinen Studien förderte er den Bruder mit besonderem Eifer, vor allem bei dessen prosodischen Arbeiten.

Von seinen Eltern hatte Heine im Großen und Ganzen nur geringe Förderung seiner dichterischen Bestrebungen zu erwarten. Eher interessierten sich die Geschwister für den Poeten.

Je weniger Heine in Lüneburg irgend welchen persönlichen Verkehr hatte, einen desto eifrigeren Briefwechsel unterhielt er mit seinen Freunden in Berlin und Münster. Von Moser ließ er sich alle diejenigen Bücher besorgen, deren er zu seinen Studien bedurfte; „ewige Freundschaftsdienste, ewige Plackereien, Unruh', Beschwerde — ich rathe Dir, gieb die Freundschaft mit mir auf," so schreibt er ihm einmal.

Gegen Ende desselben Monats machte Heine eine Reise nach Hamburg; zum Theil galt dieser Besuch seiner, seit etwa einem Jahre an den Kaufmann Moritz Embden dort verheiratheten Schwester, der er mit besonderer Zärtlichkeit zugethan war, hauptsächlich aber seinem reichen Oheim, Salomon Heine, mit dem er sich verständigen wollte.

Die Ahnung Heine's, daß er sich durch seine „Ironie und Ehrlichkeit" in Hamburg nur neue Feinde schaffen würde, ging leider in Erfüllung.

Zunächst kam es zu keiner Verständigung mit seinem Oheim, Salomon Heine, der eben im Begriffe stand, eine größere Reise anzutreten. Zu einer solchen Verständigung kam es überhaupt nie und konnte es nie kommen, weil der Kontrast zwischen Oheim und Neffe ein zu großer und die Kluft zwischen den Weltanschauungen Beider eine nicht zu überbrückende war, sodann aber, weil die Feinde Heine's in und außerhalb seiner Familie den Oheim beständig gegen ihn aufhetzten.

Salomon Heine war im Grunde genommen einer der edelsten und besten Menschen. Im siebzehnten Lebensjahre verließ er seine Vaterstadt Hannover und wanderte auf gut Glück nach Hamburg, wo er schon in wenigen Jahren sich ein kleines Geschäft als Wechselmakler errichten konnte. Seine eifrige Thätigkeit und seine strengredliche Handlungsweise verschafften ihm bald viele Freunde und Gönner, sodaß er schon im Jahre 1797, etwa dreizehn Jahre nach seinem eben nicht rühmlichen Einzuge in Hamburg, mit einem Geschäftsfreunde Namens Heckscher ein Bankgeschäft begründen konnte, das er bis zum Jahre 1818 in Compagnie betrieb, von da an aber allein führte. Kaum ein Decennium später hatte die Firma Salomon Heine einen europäischen Ruf erlangt.

Maximilian Heine hat die Parallele zwischen Oheim und Neffe sehr richtig gezogen: Der Onkel, der durch unermüdliche Arbeit und hohe Intelligenz so große Reichthümer selbst erworben, blieb immer seinem Prinzip nach einfach, nie verschwenderisch, allezeit den Werth des Groschens hochschätzend, was ihn jedoch nie verhindert hat, Hunderttausende für wohlthätige Zwecke wegzuschenken — der Neffe, der den Werth des Geldes gar nicht kannte und immer bereit war, so zu leben, als ob er über Millionen zu verfügen hätte, schien in der Idee befangen zu sein, als ob der reiche Onkel nur deßhalb auf Erden wandelte, um seine enormen Ausgaben zu bezahlen. Beide, Onkel und Neffe, fühlten heimlich und unausgesprochen ihren gegenseitigen Werth und ihre volle Bedeutung, geriethen aber, so oft sie zusammen kamen, jedesmal in heftigen Konflikt.

Auch die Hamburger „Tempeljuden" agitierten damals lebhaft gegen Heine, weil er ihren kleinlichen Reformbestrebungen mit Spott und Hohn entgegentrat, und auch sie suchten ihn bei dem reichen Oheim anzuschwärzen.

Seit dem Erscheinen des „Almansor“ hatte die Stimmung gegen Heine überhaupt umgeschlagen. Schärfer als die zünftige Kritik hatte das lesende Publikum die Tendenz dieser Dichtung herausgewittert, und es begann ein heimlicher und öffentlicher Kampf gegen Heine.

Man wird es nun wohl glauben, dass Heine's Aufenthalt in Hamburg durchaus kein angenehmer war, wenn man sich die Situation, in der er sich befand, vergegenwärtigt: von den Christen gehasst, von den Juden angefeindet, von dem Onkel mit einem Geldgeschenk von zehn Louisd'or abgefertigt, so lebte Heine in der Stadt, die zudem und vor allem die trübsten Erinnerungen in ihm wachrief an sein frühes Liebesleid, an die unvergessene Geliebte, die nun die Gattin eines Andern geworden war.

Am 22. Juli verließ Heine Hamburg und trat eine Badereise nach Cuxhaven an, zu welcher ihm der Onkel so großmüthig das Geschenk von zehn Louisd'or gegeben hatte. Dort blieb er sechs Wochen, während welcher eine große Anzahl seiner schönsten Lieder und der Plan zu einer neuen großen Tragödie entstand, die „tief und düster“ werden, die Naturmystik und Liebeszauber in sich vereinen sollte!

Im Seebade zu Cuxhaven machte Heine auch eine Bekanntschaft, die fortan einen entscheidenden Platz in seinem poetischen Schaffen einnehmen sollte — er sah zum ersten Male das Meer!

Nachdem er das Seebad hier sechs Wochen lang gebraucht hatte, kehrte er nach Hamburg zurück, um die noch immer obschwebende Differenz mit dem Onkel auszugleichen. Schon vor seiner ersten Reise dahin hatte er die Absicht, sich mit dem Oheim wegen eines Projekts zu berathen, das er schon vor längerer Zeit gefasst hatte: wegen seiner Übersiedelung nach Paris. Die Aufnahme, die er beim Onkel fand, war keineswegs ermuthigend für die Ausführung dieses Plans — eine neue Differenz war dazugekommen — und so war das einzige Resultat, das Heine erreichte, die Erhöhung seines Wechsels von 400 auf 500 Thaler und eine bestimmte Zusicherung desselben auf fernere zwei Jahre, bis zur Beendigung seiner Studien.

Mit 400 bis 500 Thalern konnte damals in einer kleinen deutschen Universitätsstadt fast eine ganze Familie auskommen, Heine kam nicht damit aus und musste stets noch von seinen Freunden Geld entleihen. Man wird daher kaum fehlgehen, wenn man, diese leidigen Geldangelegenheiten objektiv betrachtend, zu der Überzeugung kommt, dass die Unterstützung des reichen Oheims keineswegs ein Segen für den Dichter gewesen sei. Heine gewöhnte sich dadurch an eine sorglose, behagliche Existenz, die er aber um den Preis der lebenslänglichen Abhängigkeit von seinen reichen Verwandten erkaufen musste, während ohne Zweifel in der Noth des Lebens und in dem Kampf um das Dasein sein Charakter sich

gestählt hätte und mancher Widerspruch in demselben niemals entstanden wäre.

Auch in Heine dämmerte diese Überzeugung oft auf. Wiederholt hatte er die Absicht, ja den Entschluss gefasst, dieses unwürdige Joch abzuschütteln und sich „von der Güte des Oheims loszureißen". Aber diese edlen Vorsätze verflogen immer wieder, er hatte nicht mehr die moralische Kraft sie auszuführen. Und wiewohl er „die getauften und ungetauften Quellen" sehr gut kannte, aus denen das Gift gegen ihn herkam, besaß er doch nicht die Macht, diese Quellen zu verstopfen, sondern trug sein ganzes Leben lang schwer an dieser Kette der Abhängigkeit.

Zweierlei wird man in Erwägung ziehen müssen, was zur Erklärung der Widersprüche und Auswüchse dienen wird, die in dem Leben und Schaffen dieses von Natur aus groß und edel angelegten Charakters jeden unbefangenen Beobachter befremden müssen: Erstens seine Abstammung, die ihm beständig hemmend in den Weg trat, und zweitens seine materielle Abhängigkeit, die ihn sein ganzes Leben hindurch bedrückte. Ein bitterer, grundtiefer Ernst lag hinter dem scherzhaft ausgesprochenen Worte Heine's: „Die jüdische Religion ist gar keine Religion, sondern ein Unglück"; für ihn wenigstens war sie ein Unglück. Man konnte es ihm nicht verzeihen, dass er der Abneigung gegen das Christenthum poetische Gestalt gegeben hatte, die Wogen des Judenhasses umbrandeten ihn sein ganzes Lebenlang, und die Wirkungen desselben empfand er in tiefster Seele.

Nicht minder tief empfand er sein Lebenlang die materielle Abhängigkeit von seinem Oheim. Bei jedem neuen Anlasse bäumte sich in ihm das Gefühl des Mannes auf, „den keine Geldrücksicht bewegen sollte, Etwas von seiner inneren Würde zu veräußern", wiederholt fasste er den Entschluss, aus der Wagschale der Themis sein Brod zu essen, statt aus der Gnadenschüssel des Oheims, und stets von Neuem warf er sich, trotz inneren Widerstrebens, auf das Studium der Juristerei, die ihm in der Folge ein Amt schaffen sollte.

Heine beabsichtigte nun zu Neujahr nach Göttingen zu reisen, und dort seine juristischen Studien zu vollenden. „Ich muss mein jus mit mehr Fleiß als Andere studieren," schreibt er, „da ich — wie ich voraussehe — nirgends angestellt werde und mich auf's Advocieren legen muss".

Die poetischen Arbeiten wurden trotzdem auch damals nicht vernachlässigt. In den Gedichten aus jener Zeit finden wir aber auch schon jene weltverachtende Ironie ausgesprochen, die Heine fortan durch's Leben begleitete. Kein Maler und kein Dichter konnte ein charakteristischeres Bild von Heine entwerfen, als re selbst es in einem seiner damals in Lüneburg entstandenen Gedichte gethan hat, in einer Romanze, die er ernst-wehmüthig

aufgefasst haben wollte, über die seine besten und innigsten Freunde aber — lachten! „Aber es geht mir oft so," schreibt er, „ich kann meine eigenen Schmerzen nicht erzählen, ohne dass die Sache komisch wird." Das Ganze war eine Scene aus seinem eigenen Leben; es war die Romanze „Donna Clara", das Lied von jener Alkaldentochter, die die Juden hasst und dies ihrem Ritter, während sie ihm ihre Liebe schenkt, immerfort erzählt; am Schluss entpuppt sich dieser als der Sohn des schriftgelehrten Rabbi Israel aus Saragossa! Man kann wohl sagen, dass in der tiefen Grundfärbung dieses Gedichts und in seinen Schicksalen die ganze Tragik von Heine's Leben sich spiegele.

In solcher Stimmung trat Heine am 19. Januar 1824 die Reise nach Göttingen an. Nachdem er sich bereits Ende December des vorhergehenden Jahres in Berlin hatte exmatrikulieren lassen, wurde er am 30. Januar zum zweiten Male als akademischer Bürger der Georgia Augusta immatrikuliert.

Die Erwartungen, mit denen Heine nach Göttingen kam, waren sehr gering, sie wurden auch keineswegs dort übertroffen.

Das Klagen hörte allerdings, trotzdem Heine sich mit der Zeit ganz behaglich in Göttingen fühlte, in seinen Briefen nicht auf. Neben der Versicherung, dass er den Fachstudien mit dem denkbar größten Eifer obliege, wissen diese Briefe und die Berichte seiner Studiengenossen von mannigfachen Scherzen und Zerstreuungen zu erzählen, denen sich Heine, je nach dem Stande seiner damals häufig auftretenden Kopfschmerzen und seiner wechselnden Laune, gern und eifrig hingab.

Unter seinen Studiengenossen war Heine bereits als Dichter gekannt und geschätzt. Sowohl die „Gedichte" wie die „Tragödien" und das „Lyrische Intermezzo" wurden von Professoren und Studenten viel gelesen.

In den Osterferien desselben Jahres machte Heine wieder eine Reise nach Berlin. Zum Theil trieb ihn dazu der Wunsch, auf einige Zeit aus dem ewigen Einerlei des kleinstädtischen Lebens herauszukommen, zum größeren Theil jedoch die Sehnsucht nach seinen alten Freunden und — Feinden.

Denn auch ohne diese konnte Heine nicht leben; sie waren ihm Bedürfnis und gehörten nun einmal zu seinem täglichen Brode. Existierten sie nicht in Wirklichkeit, so schuf sich seine Phantasie ein unzählbares Heer von Feinden, die ihn beständig umlagerten und auflauerten, um ihn zu verderben und seinen Dichterruhm zu zerstören.

Und um die Besorgnisse seiner Freunde und die Verdächtigungen seiner Feinde, falls beide in Wirklichkeit existierten, zu zerstören, veröffentlichte er vor seiner Ankunft in Berlin im „Gesellschafter" von Gubitz, der Heimstätte seines Dichterruhms, dreiunddreißig der schönsten Lieder aus dem Cyklus „Die Heim-

kehr", die die Vermuthung gründlich und schlagend widerlegten, dass es mit seiner Poesie zu Ende sei.

In Berlin verlebte Heine vier Wochen, im Verkehr mit Varnhagen, an den er vor seiner Abreise von Göttingen aus einen wahren Freundesbrief geschrieben, mit Rahel, Friederike Robert, Ludwig Robert und den Aposteln des „Kulturvereins", der damals in den letzten Zügen lag und dessen Auflösung eifrig von den Freunden: Moser, Zunz, Gans, Lehmann u. A. diskutiert wurde. Seine Gedichte fanden in allen literarischen Kreisen eine begeisterte Aufnahme.

Kaum war Heine wieder nach Göttingen zurückgekehrt, so tönten schon in sein Ohr „die ennuyanten Laute Göttinger Philister und Studenten" . . . . . „So bin ich nun hier," meldete er nach Berlin, „und lebe ganz isoliert und höre Pandekten und sitze jetzt auf meiner Kneipe mit der Brust voll unverstandener Sehnsucht und dem Kopfe voll von noch unverstandenerem juristischem Wischiwaschi. Ich befinde mich ziemlich gut, der Kopf ist noch nicht ganz frei, aber wenigstens schmerzt er nicht." Kurz darauf muss er allerdings wieder melden, dass sein Kopfübel nicht weichen wolle, und dass es in ganz Göttingen kein Gesicht gebe, das ihm gefalle.

Beides ist jedoch nicht im vollen Ernst zu nehmen. Wie er oft lang genug von seinem Kopfübel befreit war — hie und da mag er wohl auch mit diesem Leiden etwas kokettiert haben — so fand er auch allmälig in Göttingen manchen lieben Freund. Unter den Professoren der Universität waren es nur Sartorius, Eichhorn und Hugo, mit denen Heine verkehrte, unter den Studenten vor allem Eduard Wedekind, Donndorf, G. Knille, Otto von Raumer, Gruiter, G. Siemens u. A.

Besonders innig hat Heine während seines ganzen Aufenthaltes in Göttingen mit Eduard Wedekind aus Osnabrück — der gegenwärtig als Amtsrichter a. D. in Uslar lebt — verkehrt, und seine Mittheilungen über den Dichter, sowie die Notizen seines Tagebuches lassen jene Lebensperiode in einem vollständig neuen Lichte erscheinen. Wir verdanken ihnen eine Fülle von neuen Aufschlüssen über die juristischen und literarischen Studien, sowie über die poetischen Pläne und Anschauungen aus jener Zeit, in der sich Heine auch schon mit seinen „Memoiren", hauptsächlich aber mit der Idee einer Faustdichtung trug.

In dem Tagebuche Wedekind's heißt es darüber: „Heine gedenkt einen Faust zu schreiben. Wir sprachen viel darüber, und seine Idee dabei gefällt mir sehr gut. Heine's Faust wird genau das Gegentheil vom Goethe'schen werden. Bei Goethe handelt Faust immer; er ist es, welcher dem Mephistopheles befiehlt, dies und das zu thun. Bei Heine aber soll Mephistopheles das handelnde Prinzip sein, er soll den Faust zu allen Teufeleien verführen. Bei Goethe ist der Teufel ein negatives Prinzip; bei Heine soll er positiv werden. — Heine's Faust soll ein Göttinger

Professor sein, der sich in seiner Gelehrsamkeit ennuyirt. Da kommt der Teufel zu ihm und belegt ein Kolleg, erzählt ihm, wie es in der Welt aussieht und macht den Professor kirre, sodaß dieser nun anfängt, liederlich zu werden. Die Studenten auf dem Ubrich fangen an, darüber zu witzeln. „Unser Professor geht auf den Strich", sagen sie. „Unser Professor wird liederlich", heißt es immer allgemeiner, bis der Herr Professor die Stadt verlassen muß und mit dem Teufel auf Reisen geht. — Auf den Sternen haben die Engel inzwischen Theegesellschaften, zu denen sich Mephistopheles auch einfindet, und dort berathschlagen sie über den Faust. Gott soll ganz aus dem Spiele bleiben. Der Teufel schließt mit den guten Engeln eine Wette über Faust. Die guten Engel liebt Mephistopheles sehr, und diese Liebe, besonders zum Engel Gabriel, denkt Heine so zu schildern, daß sie ein Mittelding zwischen der Liebe guter Freunde und der Liebe der Geschlechter wird, die bei den Engeln nicht sind. Diese Theegesellschaften sollen sich durch das ganze Stück ziehen. — Über das Ende ist sich Heine noch nicht gewiß. Vielleicht will er den Professor durch Mephistopheles, der sich zum Schinder gemacht hat, hängen lassen; vielleicht will er gar kein Ende machen, weil er dadurch den Vortheil erhält, Manches in das Stück hineinbringen zu können, was eigentlich nicht hineingehört. — Mir däucht, dieser Faust kann sehr viel werden; nur fürchte ich, und Heine ebenfalls, daß durch die Theegesellschaften zu wenig Handlung hineinkommt."

Bekanntlich hat Heine viele Jahre später die Faustsage, aber in einer von diesen Entwürfen ganz abweichenden Form, bearbeitet.

Bei solchen Plänen und Ideen konnten die damaligen Studentenhändel nur wenig Interesse für Heine haben; trotzdem wurde er vielfach in dieselben hineingezogen. „Bei den meisten Duellen hier," schreibt er aus Göttingen, „bin ich Sekundant oder Zeuge, oder Unparteiischer, oder wenigstens Zuschauer. Es macht mir Spaß, weil ich nichts Besseres habe. Und im Grunde ist es auch besser, als das seichte Gewäsche der jungen und alten Docenten unserer Georgia Augusta. Ich weiche dem Volk überall aus."

Nichtsdestoweniger wurde Heine auch schon durch seine äußere Erscheinung in dem kleinen Universitätsstädtchen eine bekannte Persönlichkeit. Und obwohl er in seinem Fachstudium nicht gerade hervorragend war, interessierten sich doch auch die meisten Professoren für ihn. Mit der Jurisprudenz wollte es seltsamer Weise nicht recht gehen, so sehr er sich der Hoffnung hingab, mit Hilfe Meister's die Pandekten „loszukriegen" und so eifrig er sich mit dem ganzen Wust trockener Gelehrsamkeit wie ein Verzweifelter abquälte.

Das Talent zur Jurisprudenz, darin mochte er Recht haben, fehlte ihm jedenfalls. So kam es, daß er sich stets wieder von

seinen mit Eifer begonnenen Studien ablenken ließ. Ein sonniger Tag, ein poetischer Gedanke, eine duftende Blume oder auch ein schönes Mädchen — und das Forum, die Pandekten, alle römischen und deutschen Gesetze und Prozesse waren in den Wind verweht.

Dazwischen kamen auch wieder literarische Anregungen und poetische Arbeiten. Auch mit J. B. Rousseau, der ihm von seinen Jugendfreunden eigentlich am nächsten stand, war er wieder in Verbindung getreten, in eine Verbindung, von welcher Heine nur wenig Nutzen hatte. Schon im Jahre 1823 hatte er dem „Westteutschen Musenalmanach" mehrere sehr werthvolle Beiträge zugewendet. Der zweite Band dieses Almanachs, der im Jahre 1824 in Hamm erschien, enthält das Gedicht von Heine: „Gekommen ist der Maie", und die Zeitschrift „Agrippina", die gleichfalls jener Rousseau in Köln herausgab, brachte ebenfalls fünf Heine'sche Gedichte und ein mit der Überschrift „Berlin" versehenes humoristisches Soldatenlied, das Heine mittheilte, das aber seines Inhalts wegen die sofortige Unterdrückung jener Zeitschrift zur Folge hatte.

Rousseau wurde aber nicht müde, und schon am 1. Januar 1825 gab er eine neue Zeitschrift „Die Rheinische Flora" heraus, in welcher alle Bonner Studienkollegen und auch Heine mit zwei Beiträgen vertreten war. Das genügte jedoch dem unermüdlichen Vielschreiber nicht; er beklagte sich bei Heine, und als dieser ihm in einem ausführlichen, wahrhaft freundschaftlichen Briefe auf das Plan- und Ziellose seines Treibens aufmerksam machte, kündigte er ihm kurzweg die Freundschaft. Trotzdem spricht sich Heine auch ferner in der herzlichsten Weise über Rousseau in den Briefen an gemeinsame Freunde aus.

In den Sommerferien desselben Jahres unternahm Heine eine größere Ferienreise durch Thüringen und den Harz, über die er sich an seinen stets unwandelbar treuen Freund Moser in sehr vergnügter Stimmung in einem Briefe vom 25. Oktober 1824 ausspricht.

Der heilsame und erquickende Einfluß dieser Reise übertrug sich auch auf die Schilderung derselben. Obwohl Heine behauptete, er hätte dieselbe nur aus pecuniären und ähnlichen Gründen geschrieben; sie sei nur „zusammengewürfeltes Lappenwerk", war er doch von dem Werth der Arbeit ebenso fest überzeugt, wie sein Onkel Henry in Hamburg, dem er das Manuskript zur Ansicht geschickt, wie Friederike und Ludwig Robert, die die Arbeit in ihren „Rheinblüthen" bringen wollten, und wie Professor Gubitz, der die „Harzreise" im „Gesellschafter" vom Jahre 1826 — freilich etwas stark verstümmelt — veröffentlichte.

Die Publikation erregte natürlich in den Kreisen, in denen der „Gesellschafter" gelesen wurde, großes Aufsehen und rief eine

ganze Anzahl Nachahmungen, Kritiken, Ergänzungen und Widerlegungen hervor.

Schon in dem oben erwähnten Briefe an Moser, in dem er zuerst über seine Reise durch Thüringen berichtet, fällt die seltsame, ironische Art und Weise auf, in der Heine über Weimar schreibt. In seinem Lob des Biers, des Gänsebratens und anderer Dinge verbirgt sich ironisch der Tadel, den er nicht auszusprechen wagt, weil er wie eine Blasphemie erscheinen würde, der Tadel gegen den Dichterfürsten von Weimar. Und doch hatte ihn nur der Drang nach Weimar gezogen, Goethe kennen zu lernen — in seinem Buch über die „romantische Schule" schildert er Goethe nach diesem Besuch in wahrhaft begeisterter Weise: „Wahrlich, als ich ihn in Weimar besuchte und ihm gegenüber stand, blickte ich unwillkürlich zur Seite, ob ich nicht auch neben ihm den Adler sähe, mit den Blitzen im Schnabel. Ich war nahe dran, ihn griechisch anzureden; da ich aber merkte, daß er Deutsch verstand, so erzählte ich ihm auf Deutsch, daß die Pflaumen auf dem Wege zwischen Jena und Weimar sehr gut schmeckten."

In ähnlicher anekdotischer Weise berichtet Maximilian Heine über den Besuch seines Bruders bei Goethe. Nach diesem Bericht soll Goethe Heine mit der ihm eigenen graziösen Herablassung empfangen haben. Die Unterhaltung bewegte sich, wenn auch nicht gerade über das Wetter, so doch auf sehr gewöhnlichem Boden; selbst über die Pappelallee zwischen Jena und Weimar wurde gesprochen. Da richtete Goethe plötzlich an Heine die Frage: „Womit beschäftigen Sie sich jetzt?" Rasch antwortete der junge Dichter: „Mit einem Faust!" Und diese Antwort war durchaus nicht ironisch gemeint, indem wir ja aus den Aufzeichnungen Eduard Wedekind's nun wissen, daß Heine sich damals in der That mit einer Faust-Idee trug. Goethe aber, dessen zweiter Theil des „Faust" damals noch nicht erschienen war, stutzte ein wenig und fragte dann in spitzem Tone: „Haben Sie weiter keine Geschäfte in Weimar, Herr Heine?" „Mit meinem Fuße über die Schwelle Ew. Excellenz sind alle meine Geschäfte in Weimar beendet," erwiderte Heine und empfahl sich.

In dem erst kürzlich veröffentlichten Brief Heine's an Goethe spricht er aber eine ganz andere Sprache. Er will dem Dichterfürsten „nur die Hand küssen und wieder fortgehen". Er beruft sich darauf, daß er ihm vor drei Jahren seine Gedichte zugeschickt und daß ihn das Verlangen ergriffen habe, „zur Verehrung Goethe's nach Weimar zu pilgern."

In ernsten Stunden erkannte er auch schon damals die weltumfassende Bedeutung Goethe's an, und es ist aus den Aufzeichnungen Eduard Wedekind's bekannt, daß Heine bei einer gelegentlichen Controverse ihn „den Stolz der deutschen Literatur" genannt hat. Von welchem weittragenden Einflusse Goethe's Schöpfungen

auf Heine gewesen sind, ist ja kaum zu ermessen; und mit Recht ist es hervorgehoben worden, wie Goethe in dem „Westöstlichen Divan" eine neue Phase der Prosodie eröffnet, „welche sich von den antiken Metren abwendend zu neuen Freiheiten aufschwingt", und wie er hierin den Ton angeschlagen, in dem alle jüngeren Dichter jener Periode, vor allem aber Heine, gedichtet haben, und wie dieser Ton gerade in den Schöpfungen des jungen Poeten, die in jene Zeit fallen, am meisten wiederklinge. —

Heine musste jedoch nun allen Ernstes an das juristische Examen denken. Am 16. April 1825 sandte er an Professor Hugo, den derzeitigen Dekan der juristischen Fakultät, die sogenannte litera petitoria, in der er um Zulassung zur Promotion bat. In Hugo witterte Heine — wie es scheint, mit Unrecht — gleichfalls seinen Feind; es ist daher erklärlich, dass er mit nicht geringer Angst an das Examen herantrat, das am 3. Mai stattfand. Heine erlangte den dritten Grad. Sehr interessant sind die Promotionsthesen, die er in der Disputation am 20. Juli vertheidigte:

1. Der Ehemann ist Herr der Mitgift.
2. Der Gläubiger muss eine Quittung ausstellen.
3. Alle Rechtsverhandlungen sind öffentlich zu führen.
4. Aus dem Eid erwächst keine Verpflichtung.
5. Die confarreatio war bei den Römern die älteste Art einer rechtlichen Eheverbindung.

Die Disputation ging ziemlich glücklich von Statten, und Professor Hugo, der Heine auch nicht „die kleinste scholastische Formalität" erlassen hatte, verglich sogar in seiner Rede bei Übergabe des Doktordiploms Heine mit Goethe, der ja auch Dichter und Jurist zugleich gewesen sei.

Vor seiner Abreise aus der alten Universitätsstadt erledigte Heine aber noch eine Angelegenheit, die für sein ganzes zukünftiges Leben von größter Tragweite werden sollte, wenn sie auch zunächst nicht die Bedeutung gewann, die sich Heine davon versprochen haben mag — er suchte sich durch den Taufzettel das „Entréebillet zur europäischen Kultur" zu verschaffen!

Welche äußere Anregungen in dieser Beziehung damals auf ihn eingewirkt haben mochten, ist nicht bekannt; gewiss ist nur, dass er durch die Taufe eine Anstellung im preußischen Staatsdienste zu erlangen hoffte, und dass in seiner ganzen Familie keiner gegen die Taufe war, als er selbst. Schon ein Jahr vorher wurde im elterlichen Hause die Nothwendigkeit dieses Aktes erwogen, und Heine schrieb damals an Moser: „Aus meiner Denkungsart kannst Du es Dir wohl abstrahieren, dass mir die Taufe ein gleichgiltiger Akt ist, dass ich ihn auch symbolisch nicht wichtig achte, und dass ich mich der Verfechtung der Rechte meiner unglücklichen Stammesgenossen mehr weihen würde. Aber dennoch halte ich es unter meiner Würde und meine Ehre befleckend, wenn ich, um ein Amt

in Preußen anzunehmen, mich taufen ließe... Wir leben in einer traurigen Zeit, Schurken werden zu den Besten, und die Besten müssen Schurken werden. Ich verstehe sehr gut die Worte des Psalmisten: „Herr Gott, gieb mir mein täglich Brod, dass ich Deinen Namen nicht lästre!"“

Trotz dieser und ähnlicher Klagen sah sich Heine nun dennoch zum Übertritt genöthigt. Gerade in der Zeit, in welcher ihm durch seinen „Rabbi von Bacherach“ und die daran sich knüpfenden Studien das Judenthum besonders nah und theuer war, ließ er sich in dem kleinen preußischen Städtchen Heiligenstadt bei Göttingen in die christliche Gemeinschaft aufnehmen.

Die Taufe geschah in der Stille, in der Wohnung des Pfarrers. Getauft hat Magister Gottlob Christian Grimm, Pfarrer der evangelischen Gemeinde und Superintendent. Einziger Pathe war der Doktor der Theologie und Superintendent in Langensalza, Karl Friedrich Bonitz. Und ein Zeuge jenes Aktes war dessen Sohn, der noch lebende, durch seine pädagogischen und philologischen Studien bekannte Geheimrath Bonitz in Berlin.

Die merkwürdigsten Zeugnisse aber für Heine's Gesinnung sind die Briefe an Moser aus jener Zeit, in denen er den treuen Freund wiederholt bittet, ihn nicht nach dem Maßstabe seiner eigenen großen Seele zu messen! Diese Briefe über seinen eigenen Glaubenswechsel und über das Renegatenthum von Eduard Gans sind in der That von tragischer Wirkung und ergreifendem Inhalt. Die erste Mittheilung von dem vollzogenen Taufakt an Moser lautet folgendermaßen: „Vielleicht schicke ich Dir heute noch ein Gedicht aus dem „Rabbi“, worin ich leider wieder unterbrochen worden. Ich bitte Dich sehr, das Gedicht, sowie auch was ich Dir von meinen Privatverhältnissen sage, Niemandem mitzutheilen. Ein junger spanischer Jude, von Herzen ein Jude, der sich aber aus Luxusübermuth taufen läßt, correspondiert mit dem jungen Gehuda Abarbanel und schickt ihm jenes Gedicht, aus dem Maurischen übersetzt. Vielleicht scheut er es doch, eine nicht sehr noble Handlung dem Freunde unumwunden zu schreiben, aber er schickt ihm jenes Gedicht —. Denk nicht darüber nach.“

Die Antipathie Heine's gegen das Christenthum begann eigentlich erst an dem Tage seines formellen Übertritts zu demselben; er hasste es, als ob es ihn zum Treubruch und Abfall verleitet oder veranlasst hätte, und dieser Hass machte ihn blind gegen die weltgeschichtliche Bedeutung des Christenthums und seinen tiefen ethischen Lehrgehalt.

Fast alle Briefe aus jener Zeit können als Dokumente gelten für die warme Anhänglichkeit Heine's an seine Stammesgenossen, für die rührende Liebe die gerade in den Tagen seines Abfalls von der gemeinsamen Idee um so tiefer und inniger in ihm lebte, je weniger sie sich laut äußern durfte.

Von dem Alpdruck des Judenhasses konnte er sich aber sein Lebenlang nicht befreien, und am allerwenigsten erlöste ihn die Taufe davon. Keine Reform, keine Taufe erschloss dem Juden in den dreißiger Jahren die Pforten des socialen Lebens. Das sah auch Heine bald ein und er schrieb: „Ist es nicht närrisch? Kaum bin ich getauft, so werde ich als Jude verschrieen .... Ich bin jetzt bei Christ und Jude verhasst. Ich bereue sehr, dass ich mich getauft hab'; ich seh' noch gar nicht ein, dass es mir seitdem besser ergangen sei — im Gegentheil, ich habe seitdem Nichts als Widerwärtigkeiten und Unglück."

Als er nach wenigen Monaten aus der Enge des kleinstädtischen Universitätslebens hinaustrat in das buntbewegte Leben der Zeit, sollte ihm dieser tiefe Zwiespalt und dieses unselige Verhängnis noch klarer zur Erkenntnis gelangen, die ihn fortan durch's ganze Leben geleiteten.

VIII.

Heine hatte nun, wie vorher Byron, dem er sich besonders nah verwandt fühlte, die ernste Absicht, „Anstand und Politik" zu treiben. Um sich für diesen Entschluss zu kräftigen und von den Strapazen der juristischen Campagne zu erholen, machte er noch vorher eine Badereise nach Norderney, für die ihm Salomon Heine großmüthig 50 Louisd'or bewilligt hatte.

Anfangs August trat er die Reise an, und bald fühlte er sich auf der damals noch recht einsamen Insel sehr heimisch. Das Leben der armen Fischer und ihre Seefahrten, das Kreuzen um die Insel, die Jagd am Strande, der große Sagenkreis, der sich hier gebildet, vor Allem aber das Meer, beschäftigten ihn angelegentlich

Unter solchen Anregungen entstand auf Norderney der erste Theil der „Nordseebilder", die Heine kurz darauf an seinen gerade in Berlin weilenden Bruder Maximilian mit dem Bemerken sandte, im Veit'schen Salon sie vorzulesen und, falls sie bei den Freunden entschiedenen Beifall fänden, am anderen Morgen zu Gubitz zu bringen, damit sie im „Gesellschafter" abgedruckt würden. So fremdartig und eigenthümlich diese Nordseebilder auch waren, der poetische Sinn jener Gesellschaft erfasste ihren Reiz vollständig und schenkte ihnen den wärmsten Beifall.

Mit der Badegesellschaft verkehrte Heine nur wenig; hauptsächlich war es die Fürstin von Hohensolms-Lich, eine Freundin Varnhagen's, die dem jungen Dichter ihr Interesse zuwendete, und eine schöne Frau aus Celle, der Heine wieder ein mehr als gewöhnliches Interesse schenkte.

Die Fürstin von Hohensolms, eine geistvolle, echt aristokratische Erscheinung, war mit Varnhagen und Rahel sehr befreundet, und gewann auch Heine bald lieb. Noch zwanzig Jahre später

äußerte die Fürstin bei einem Besuche Varnhagen's, sie habe Heine sehr gern gehabt und ihn für edel und aufrichtig gehalten; ein solcher Geist könne nur das Beste wollen, wenn er auch unleugbar seine nicht zu vertheidigenden Unarten habe.

Einen besonders tiefen Eindruck brachte auf das leicht empfängliche Gemüth des jungen Dichters die schöne Cellenserin hervor; vielleicht waren sogar die schwermüthigen Seufzer vom Meeresstrande „an Evelina", an die Adresse jener schönen Frau gerichtet! Eines Tages saß Heine neben ihr in lebhafter Unterhaltung, als plötzlich sein alter Freund Christian Sethe neben ihm auftauchte. Mit dem freudigen Rufe: „Staatsrath, bist Du da?" sprang Heine auf und umarmte den Freund, in dessen Gesellschaft er nun zwei angenehme Tage verbrachte.

Das Erste, was Heine in dem nun wieder eröffneten Briefwechsel von Sethe erbat, waren — 6 Louisd'or, die er ihm im Januar des darauffolgenden Jahres in Berlin zurückzahlen wollte. Er ging damals mit der festen Absicht um, wie wir aus diesen Briefen entnehmen, sich in Berlin niederzulassen, an der dortigen Universität zu habilitieren. Die Vorbereitungen dazu traf er freilich aber vorläufig nur — am Spieltisch, wo er nach eigenem Geständnis, sein Geld „fast ganz vertrödelt" hatte.

Die Rückgabe des Darlehens an Sethe erfolgte jedoch nicht so rechtzeitig wie Heine wünschte; die wenigen Louisd'or spielen noch lange eine Rolle in der Correspondenz Beider, und erst nach drei Jahren am 6. September 1828 erkundigt er sich bei Moser, „ob endlich die längst beschriebenen fünf Louisd'or an meinen Freund Sethe bezahlt sind. Ich brauche (d. h. verbrauche) jetzt so rasend viel Geld, daß es eine Schande wäre, seinen besten Freunden etwas schuldig zu bleiben."

Wie Heine gar leicht an einen fremden Beutel Ansprüche erhob, so zeigte er sich auch, wenn nicht gerade pünktlich, doch fast immer gewissenhaft im Wiedergeben und war auch stets bereit, selbst mit großen eigenen Opfern Bekannten, ja dem Ersten Besten, der bedürftig war, zu helfen.

An den Vergnügungen der Badegesellschaft nahm Heine keinen Theil. — Der Bildungsstand der hannöverschen Junker die er ja von Göttingen aus kannte und die damals den Hauptbestandtheil der Badegesellschaft ausmachten, konnte Heine wenig oder gar nicht imponieren, und seine Bemerkungen über diese Gesellschaft zeugen von einer seltenen Beobachtungsgabe.

In dieser großartigen Naturumgebung reifte vielmehr der Dichter zu einer wahrhaft erhabenen Weltanschauung; er gedachte hier „der großen Gottesironie, die allerlei Widersprüche zwischen Seele und Körper hervorbrachte", und der Wellengesang des Meeres weckte in ihm Ahnungen und Erinnerungen, Gedanken und Träume, aus der Tiefe eines Jahrtausends kommend, die ihn zu der Weisheit letztem

Schluss führten, „dass all unser kluges Wissen, Streben und Hervorbringen irgend einem höheren Geiste ebenso klein und nichtig erscheinen muss," wie ihm jene Spinne erschien, die er in der Göttinger Bibliothek so oft beobachtete, wie sie auf den Folianten der Weltgeschichte emsig webend dasaß und mit philosophischem Gelehrtendünkel über ihre ganze Umgebung hinwegsah.

Und mit dieser Erkenntnis stand Heine wieder auf dem Boden der realen Wirklichkeit

Er nahm in seinen Entschlüssen einen erneuten Anlauf, wahrscheinlich vor allem dem unaufhörlichen Drängen der Familie nachgebend, sich eine feste Lebensstellung zu sichern. Es ist dies wenigstens aus einem Briefe zu entnehmen, den er am 12. November desselben Jahres an Sethe aus Lüneburg schrieb, wo er seit seiner Abreise von Norderney, die Ende September erfolgt sein mag, wieder bei seinen Eltern lebte.

In dem erwähnten Briefe, den er, eben im Begriff nach Hamburg abzureisen, schrieb, macht Heine noch folgende Andeutung: „Ich will Dir von dort aus ordentlich schreiben. Vielleicht kann ich Dir die Nachricht mittheilen, dass ich mich dort als Advokat niederlasse, heurathe, viel schreibe u. s. w. Mit meiner Schriftstellerei geht es gut genug."

Von den Vorbereitungen für die Advokatur hören wir nun weiter nichts und es ist kaum zu glauben, dass es Heine jemals ernst damit gemeint habe. Da alle Vorbedingungen ja gegeben waren, eine mehr als ausreichende Protection und Förderung seiner Interessen so gut wie gesichert erscheinen musste, so wäre es Heine unzweifelhaft ein Leichtes gewesen, sich in Hamburg als Advokat niederzulassen. Er that es nicht; und in allen folgenden Briefen aus der Hamburger Zeit lesen wir nur die beständig wiederkehrenden Klagen über Missverständnisse, Zwistigkeiten mit seiner Familie, über Hindernisse und Schwierigkeiten, die seinem Vorhaben entgegengestellt wurden, ohne dass aus all diesen Klagen etwas Positives zu entnehmen wäre.

Schon der erste Brief an den allezeit getreuen Moser ist „Verdammtes Hamburg" überschrieben, und vertheidigt sich gegen die Vorwürfe, die der Freund, wahrscheinlich wohl aus demselben Grunde wie die eigene Familie, dem Dichter gemacht haben mag. Aus derselben Stimmung heraus sind fast alle Briefe jener Zeit — das Eigenthümliche, was wir denselben entnehmen, ist der Umstand, dass Heine, der etwa am 14. November nach Hamburg gekommen, um sich dort als Advokat niederzulassen, am 14. Dezember diese Absicht bereits vollständig aufgegeben hat! Denn an demselben Tag schreibt er an Moser: „Du siehst Cohen (ein gemeinsamer Freund) ja dieser Tage, und er kann Dir erzählen, wie ich nach Hamburg gekommen, dort Advokat werden wollte, und es nicht wurde. Wahrscheinlich kann Cohen Dir die Ursache nicht

angeben; ich aber auch nicht. Hab' ganz andere Dinge im Kopfe, oder, besser gesagt, im Herzen, und will mich nicht damit plagen, zu meinen Handlungen die Gründe aufzufinden."

Die kluge Mutter, Frau Betty Heine, die den Söhnen stets mit Rath und That beistand, warnte dieselben allezeit und mit Recht vor ihren Verwandten, welche besonders dem Dichter in der Gunst des Oheims zu schaden suchten und wohl auch oft geschadet haben.

Seinem Bruder gegenüber beklagte sich Heine noch später wiederholt, dass seine Familie nie das geringste Bedürfnis gefühlt habe, ihn zu fördern, dass vielmehr im Gegentheil im Hause des Oheims diejenigen Menschen stets eine gute Aufnahme fanden, die notorisch als Gegner seines Renommée's bekannt waren. Ein Literat, der ihn aufs Gemeinste angriff, ward bei Salomon Heine zu Tische geladen, und eine alte Mamsell, in deren Hause man am eifrigsten gegen ihn als Schriftsteller raisonnirt hatte, erhielt von Salomon Heine, als sie schließlich doch noch einen Mann fand, die vollständige Ausstattung. Heine hatte daher ein Recht zu behaupten: „In diesem Hause herrschte von jeher eine Aria cattiva, die meinen guten Leumund verpestete."

Unter solchen Umständen war natürlich die Grundstimmung des Dichters eine tieftraurige und setzte sich aus den Erinnerungen der Vergangenheit und den Leiden der Gegenwart zusammen. Noch viele Jahre später rief Heine, als ihn ein gemeinsamer Freund an Hamburg erinnerte, aus: „..... Die hochmüthige Splitterrichterei bei eigener balkendicker Verstocktheit, dieser Hass gegen alles Ungewöhnliche, diese angstvolle Abneigung gegen Alles, was mehr ist als sie selber, diese heuchlerische bürgerliche Sittlichkeit neben einer phantasielosen Liederlichkeit — wie gräßlich war mir das Alles!"

Heine wohnte damals in der ABC-Straße, und sein einziges „Plaisir" war, dass „er sich besser vorkam als alle Anderen."

Sein Umgang beschränkte sich in jener Zeit auf den engeren Kreis seiner Familie und einige wenige Freunde, von denen wir Immanuel Wohlwill und Friedrich Merckel bereits genannt haben, welchen sich der bekannte Theaterkritiker F. G. Zimmermann, der Improvisator O. L. B. Wolff, der Syndikus Karl Sieveking, der Arzt D. A. Assing — der Schwager Varnhagen's von Ense —, Karl Töpfer, Ludolf Wienbarg, Albert Methfessel und der Lokaldichter K. G. Prätzel zeitweilig anschlossen.

Am innigsten war Heine mit Merckel befreundet, den er zum Vertrauten seiner schriftstellerischen Pläne und seiner großen und kleinen Leiden machte. Zahlreiche Briefe an Merckel, der ein junger, aber für die Literatur begeisterter Kaufmann war, geben Zeugnis von dieser Freundschaft, von der Heine wünschte, dass sie sich für das ganze Leben erhalten möge. Auch Friedrich Gottlieb Zimmermann, ein dramaturgischer Schriftsteller von nicht gewöhnlicher

Bedeutung, übte zu jener Zeit einen bedeutenden Einfluß auf Heine aus. Er wußte wie Wenige die außerordentliche Begabung des Dichters zu schätzen, schmeichelte ihm aber keineswegs und konnte wohl auch gelegentlich sarkastisch gegen ihn werden. An Zimmermann, der damals das kritische Orakel der Hamburger war, hatte sich auch Salomon Heine mit der Frage gewandt: „Sagen Sie mir, Herr Professor, ist wirklich Was an meinem Neffen?“ Worauf Jener natürlich die befriedigendste Antwort gab.

Da Heine die Absicht, sich in Hamburg als Advokat niederzulassen, oder an der Berliner Universität sich als Privatdocent zu habilitieren, bald aufgegeben hatte, so mußte es ihm vor allen Dingen darauf ankommen, durch ein neues und bedeutendes Werk für seinen Schriftsteller-Beruf Zeugnis abzulegen, und seiner Familie gegenüber Erfolge aufzuweisen, welche derselben die damals noch sehr verpönte Literatenexistenz halbwegs annehmbar machen konnten. Er beabsichtigte deßhalb zunächst, seine bisher zerstreut erschienenen Arbeiten in Prosa, die „Harzreise“, das Memoire über Polen, mit den Gedichten der „Heimkehr“ und der ersten Abtheilung der „Nordsee“ unter dem gemeinsamen Titel „Wanderbuch“ herauszugeben. Er bot das Manuskript seinem bisherigen Verleger Ferdinand Dümmler in Berlin an; dieser lehnte jedoch das Verlagsanerbieten entschieden ab, weil ihm die Honorarforderung von zwei Louisd'or für den Bogen ungewöhnlich und unberechtigt hoch erschien. Heine wurde dadurch mit seinem späteren Hamburger Verleger bekannt.

Julius Campe war ein Mann von zähester Thatkraft, ungewöhnlicher Klugheit und einem kaustischen Humor, durch den er oft in den schwierigsten Situationen eine Lösung der zwischen ihm und seinen Autoren entstandenen Streitigkeiten herbeiführte. Dem Zug der Zeit folgend, hatte er seinem Verlag eine freiheitliche Richtung gegeben, und die Schriften von Börne und Immermann, von Gutzkow und Wienbarg, von Hebbel, Dingelstedt, Anastasius Grün, Hoffmann von Fallersleben und zahlreiche andere politische und poetische Werke verlegt, die ihm den Zorn der Regierungen und die Aufmersamkeit des deutschen Bundestags in mehr als erwünschtem Maße zuzogen.

Die Anknüpfung zwischen Heine und Campe vollzog sich in einer für beide Theile charakteristischen Weise. Heine war Campe nicht von Person bekannt. Einmal suchte er dessen bekanntes Geschäft auf, um sich nach neuen Erscheinungen umzusehn. Campe empfahl ihm, nichts ahnend, auch seine eigenen Gedichte. Als Heine dann von denselben absichtlich ziemlich wegwerfend sprach, vertheidigte Campe diese neuartigen Poesien mit lebhafter Wärme und zeigte sich nicht abgeneigt, Derartiges selbst zu verlegen. Heine nahm ihn darauf anderen Tags beim Wort und offerierte ihm, für den Fall dieses sein Ernst gewesen, sein fertiges Manuskript.

Campe nahm dasselbe sofort an und erwarb das Verlagsrecht

der ersten und aller künftigen Auflagen für ein Honorar von fünfzig Louisd'or.

Im Frühling des Jahres 1826 erschien der erste Band des erwähnten Werkes unter dem Titel „Reisebilder“. Heine hatte sich keine großen Hoffnungen auf dieses Buch gemacht, er glaubte, dass sein Ruhm durch das Erscheinen dieses Werkes nicht sonderlich gefördert werden würde. „Aber was soll ich thun?“ fügte er hinzu, „ich musste Etwas herausgeben“.

Heine hatte sich wiederum einmal geirrt — die Wirkung seines Buches war eine wahrhaft sensationelle, und es hätte seiner Bitte an die Freunde nicht bedurft, für das Buch in der Presse zu wirken. Die „Reisebilder“ waren ein literarisches Ereignis von ungeahnter Tragweite und es existieren viele Zeugnisse von Zeitgenossen, die sich noch des gewaltigen Eindrucks erinnern, den das kleine Buch in jener Zeit hervorbrachte, eines Eindrucks, dessen sich selbst Männer wie Metternich und Gentz nicht erwehren konnten. Natürlich wurde der erste Theil der „Reisebilder“ in mehreren deutschen Staaten verboten.

Aber mehr als diese Verbote ärgerten Heine die Kritiken seiner Gegner, namentlich diejenigen, die von der Größe dieses neu aufkeimenden Talents sich erdrückt fühlten. Sowohl M. G. Saphir, der das Ende seines Wortwitzes herannahen sah, wie Adolf Müllner, der seinen kritischen Ton wackeln fühlte, ergossen sich in Schmähungen gegen den jungen Dichter und suchten seine Manier in seichten Parodien nachzuahmen. Denn die „Reisebilder“ waren die eigenthümlichste Individualität der Zeit. Und das schuf ihnen Freunde aber auch Feinde ohne Zahl. Das Buch wirkte so außerordentlich, weil Jeder das Unbehagliche, Zerklüftete seiner eigenen Lebensstimmung in poetischer Spiegelung darin vorfand. In diese thatenlose, armselige Zeit der Restaurationsperiode fiel dieses Buch wie ein Blitz, der jene Tage grell erleuchtete. Die „Reisebilder“ waren das erste freie Aufathmen nach einer schweren und schwülen Atmosphäre und das war ihr großes unvergängliches Verdienst. Diese unerhörte Subjectivität, diese bunte Mischung studentischer Keckheit, blasierten Lebensgenusses und philosophischer Dialektik fesselte Jung und Alt mächtig in seinem Banne.

In dieser Mischung der Contraste lag auch die Theorie von Heine's Prosastyl, der eine gewaltige Revolution in der deutschen Literatur hervorgebracht und dieselbe lange ausschließlich beherrscht hat. Er ist Meister in der Behandlung musikalischer Perioden und weiß die Gegensätze durch so geschickte Wendungen zu verbinden, dass man ihn auch als Sprachkünstler aufrichtig bewundern muss.

Natürlich hatte Heine auch die Fehler seiner Vorzüge, und diese kamen in den „Reisebildern“ mehr noch als im „Buch der Lieder“ zur Herrschaft. Diese maßlose Subjectivität, dieses kokette Spiel mit großen Empfindungen und heroischen Thaten, endlich

diese einer matten Zeit allerdings wie ein süßes Gift mundende Frivolität mussten ernsten Gegnern als Gesinnungslosigkeit erscheinen.

Mit dem Honorar der Reisebilder machte Heine wieder einen Sommerausflug nach Norderney. Mitte Juli reiste er von Hamburg ab über Cuxhaven, wo er sich acht Tage aufhielt, und in einer wilden und stürmischen Nacht langte er in Norderney an.

Auch diesmal befreite ihn der Anblick des Meeres wieder von allen Sorgen, und entrückte ihn der Aufenthalt in Norderney von all den großen und kleinen Leiden seines Daseins. Von der Badegesellschaft des vorigen Jahres war wieder die Fürstin von Hohensolms-Lich und die schöne Cellenserin anwesend, deren Abreise im Vorjahr ihm das Herz so schwer gemacht hatte, und deren Anwesenheit ihn diesmal in süße Schwärmerei versetzte.

Der Übergang von derartigen sentimentalen poetischen Stimmungen zu etwas prosaischerer Thätigkeit wurde auch diesmal am Spieltisch gemacht. Trotz seiner vorjährigen Erfahrungen wagte er diesmal wieder sein Glück am grünen Tische. Es lag für ihn eine Süßigkeit eigener Natur in dieser unbestimmten Lebensart, wo Alles vom Zufall abhängt.

Von Männern seines Umgangs ist nur der Fürst Koslovsky bekannt, der, ebenfalls ein Freund Varnhagen's, die Gesellschaft Heine's sehr liebte; die Mittheilungen des Fürsten über England waren die erste Anregung für Heine, eine Reise dorthin zu unternehmen. Mehr als jemals beschäftigte sich Heine damals mit dem englischen Leben; er las mit Eifer Walter Scott's Romane und englische Zeitungen. Unwillkürlich drängte sich ihm die Parallele zwischen dem Leben jenseits des Kanals und dem deutschen „Bagatell-Leben" auf. „Oft, wenn ich die Morgen-Chronicle lese und in jeder Zeile das englische Volk mit seiner Nationalität erblicke, mit seinem Pferderennen, Boxen, Hahnenkämpfen, Assisen, Parlamentsdebatten u. s. w., dann nehme ich wieder betrübten Herzens ein deutsches Blatt zur Hand, und suche darin die Momente eines Volkslebens, und finde Nichts, als literarische Fraubasereien und Theatergeklätsche."

Neben diesen Studien und Anregungen arbeitete Heine gleichzeitig an seinen „Nordseebildern" weiter, im Angesicht des „blassen Meeresstrandes", des weit ausschauenden, silbergrauen Weltmeeres, — sowie an seinem Faustpoëm, dessen erste Scenen, wie erwähnt, bereits in Göttingen entstanden sind.

Nach beendigter Kur reiste Heine wieder auf einige Zeit zu seinen Eltern nach Lüneburg Er lebte dort in stiller Zurückgezogenheit seinen Arbeiten und Studien und verkehrte nur mit Rudolf Christiani, der, ein vielgeschätzter Stadtpoet, als Sekretär beim Magistrat der kleinen Salinenstadt angestellt war. Christiani wurde Heine's poetischer Leibknappe und der Dichter schloss mit „diesem liebenswürdigen Jüngling" innige Freundschaft. Sie verlebten

täglich viele Stunden miteinander, denn Christiani war ein wohlwollender Beurtheiler der Schöpfungen Heine's, die er ihm stets, bald nachdem sie entstanden waren, vorlas.

Heine beschäftigte sich damals eifrig mit den Vorbereitungen für den zweiten Band der „Reisebilder", in dem er den zweiten Cyklus der „Nordseebilder" und das Buch „Le Grand" geben wollte. „Im Grunde ist es auch gleichgiltig, was ich beschreibe", schrieb er während dieser Zeit an einen Freund, „Alles ist ja Gottes Welt und der Beachtung werth; und was ich aus den Dingen nicht heraus sehe, das sehe ich hinein."

Durch den Erfolg des ersten Bandes der „Reisebilder" waren der Muth und das Selbstbewußtsein des Dichters gestiegen. Der zweite Band sollte „das wunderbarste und interessanteste Buch werden", ein „außerordentliches Buch", „etwas Gewaltiges", das großen Lärm und allgemeines Aufsehen erregen würde. Die „Reisebilder" sollten nach Heine's damaligen Plan ein literarisches Forum werden, in dem er dem Publikum alles sagen wollte, was er auf dem Herzen hatte. Er wollte die Kritik, die der Teufel der „theuern Großmutter Hekate" überlassen hatte — „Hekate" hieß auch die Zeitschrift, die Adolf Müllner herausgab — an sich reißen und sogar etwas wie eine Art Schule gründen. Die Briefe, die Heine aus Lüneburg an Immermann, an Varnhagen, an Moser schrieb, und in denen er sie um Beiträge für die „Reisebilder" bat, sehen geharnischten Kriegsmanifesten auf ein Haar ähnlich. „Ich darf jetzt Alles sagen, und es kümmert mich wenig, ob ich mir ein Dutzend Feinde mehr oder weniger aufsacke", so schreibt Heine an Varnhagen, der über diesen Muth nicht wenig erschrocken war und der Aufforderung, eine „Proscriptionsliste" der gemeinsamen Intimen einzusenden, natürlich keine Folge leistete.

Auch Moses Moser sandte keinen Beitrag, aber wohl weniger aus Furcht, als aus Scheu vor der Öffentlichkeit.

Nur Karl Immermann, sein „hoher Mitstrebender" spendete eine Anzahl von Xenien, die der Dichter dem zweiten Theil der Reisebilder anfügte, mit der Bemerkung, daß er dieselben bis auf wenige Ausnahmen, die er mit Sternen bezeichnet, „gern als seine eigene Gesinnung" vertreten wollte. Diese Xenien wurden der Ausgangspunkt einer Polemik, die später bedenkliche Dimensionen annehmen sollte. Sie richten sich vornehmlich gegen Goethe und die Romantiker, sowie gegen Platen und andere literarische Zeitgenossen. Nur bei vier Versen hatte Heine durch Sterne constatiert, daß er mit dem Inhalt derselben nicht einverstanden sei. Es ist nicht unwichtig, zu bemerken, daß sich dieselben auf Schlegel's „Lucinde", auf Franz Horn, den später von Heine vielverspotteten Shakespeare-Commentator, sowie aller Wahrscheinlichkeit nach auf Schleiermacher und Platen bezogen.

Zu Anfang des folgenden Jahres reiste Heine wieder nach

Hamburg, um den Druck des Buches zu überwachen. Auf Druck und Ausstattung seiner Werke legte er schon damals großes Gewicht und es entstand deshalb ein Streit zwischen ihm und Campe, der damit endete, daß die Reisebilder auf besserem Papier gedruckt wurden, wohingegen Heine sich zu einer Honorarverkürzung von 30 Louisd'or verstehen mußte, eine für die damaligen Verhältnisse Heine's sehr bedeutende Summe. Hätte Campe ihm nicht zugleich einen Vorschuß auf sein nächstes Werk gegeben, so hätte sich Heine diese Verkürzung wohl kaum gefallen lassen, umsoweniger als er sehr wohl wußte, daß von dem ersten Band der Reisebilder bereits über 5000 Exemplare abgesetzt waren — eine für jene Zeitverhältnisse geradezu enorme Auflage —, und als er sich überzeugt hielt, daß seine Schriften die Verluste decken mußten, welche Campe durch den Verlag anderer, wenig gangbarer Werke erlitten hatte. Dadurch entstand manche Differenz und mancher Streit zwischen Dichter und Verleger. „Der Börne kostet Ihnen zuviel", sagte Heine eines Tages zu Campe, „und er will immer noch nicht ziehen". — „Aber er wird ziehen, wenn Sie lange vergessen sind", erwiderte Campe. — „Schade nur, daß so lange darauf gewartet werden muß! —" bemerkte hierauf Heine. „Übermuth thut nicht gut", gab Campe zurück. „Sie halten sich jetzt für den Abgott des Publikums und sprechen: Du sollst nicht andere Götter haben neben mir. Aber Sie stehen in einem Tempel der Literatur, dessen Priester ich bin. Ich nehme die Opfergaben in Empfang, deren Höhe am sichersten beweist, zu welchem Kourse das Volk seine Götter taxiert. Und ich sage Ihnen: das Volk verehrt neben dem Heine noch viele andere Götter. Da sind zum Exempel der Schiller und der Goethe, denen die klingenden Opfergaben heuer noch immer viel reichlicher fließen, als dem Opferstock, den ich für Heine aufgestellt."

Durch solche Scherze wußte Campe oft die größten Differenzen auszugleichen, und gewöhnlich endete ein solcher Streit damit, daß Heine seine Forderungen aufgab, wofür Campe sich zu einem Vorschuß entschloß.

Mit seinen alten Freunden und Bekannten verkehrte Heine damals in Hamburg fast gar nicht, da ihn seine Arbeit vollständig in Anspruch nahm. Nur seinen Vetter und ehemaligen Studiengenossen, Herrmann Schiff, sah er zuweilen, ohne daß zwischen Beiden ein engeres Freundschaftsband sich anknüpfte. Schiff, der gleichfalls sich bereits als Schriftsteller versucht hatte, beneidete Heine's Erfolge und suchte dieselben in seiner kaustischen Manier zu verkleinern. Trotzdem gesteht er, daß ihm die Erscheinung Heine's damals schon imponierte.

Kaum war der zweite Band der Reisebilder Mitte April erschienen, als Varnhagen an Heine schrieb: „Aufsehen, viel Aufsehen macht Ihr Buch, und Dümmler und Konsorten nennen es

nach ihrem Buchladenmaß ein gutes, aber die Leser verstutzen, sie wissen nicht, ob sie ihr Vergnügen nicht heimlich halten und öffentlich ableugnen sollen; selbst die Freunde thun erschrecklich tugendhaft als ordnungsliebende Gelehrte und Bürger — kurz, aus serviler Angst wird Alles getadelt." Mit seiner scharfen Beobachtungsgabe hat Varnhagen in seiner knappen Weise den Eindruck der Reisebilder völlig zutreffend geschildert. „Es war eine niedergedrückte, arretierte Zeit in Deutschland," schrieb Heine später einmal, „als ich den zweiten Band der „Reisebilder" schrieb und während des Schreibens drucken ließ. Ehe er aber erschien, verlautete schon Etwas davon im Publikum; es hieß, mein Buch wolle den eingeschüchterten Freiheitsmuth wieder aufmuntern, und man treffe schon Maßregeln, es ebenfalls zu unterdrücken." Die Ahnung Heine's täuschte ihn nicht, bald nach dem Erscheinen wurde das Buch von Österreich und Preußen, und nach deren Vorgange von fast allen deutschen Kleinstaaten verboten.

Aber gerade diese Maßregel reizte die Neugier des Publikums im höchsten Grade und machte das Buch zu einem politischen Zeitereignis.

An demselben Tage, an welchem die „Reisebilder" in Hamburg ausgegeben wurden, trat Heine die längst projektierte Reise nach England an. Es scheint doch, als ob ihm die Luft im Vaterlande etwas zu schwül geworden war. Und wenn man von den Verfolgungen liest, denen liberale Politiker und freisinnige Schriftsteller damals in Deutschland ausgesetzt waren, so wird man diese Angst berechtigt und begreiflich finden, wenn auch Heine wiederholt versichert, daß nur „das Klugheitsgesetz, das Jedem rathe, Nichts zu riskieren, wo gar Nichts zu gewinnen ist", vor allem aber die Sehnsucht, Hamburg einmal endlich den Rücken zu kehren, ihn weggetrieben habe.

Es war eben eine trübe Zeit in Deutschland, nichts als „Eulen, Censuredikte, Kerkerduft, Entsagungsromane, Wachtparaden, Frömmelei und Blödsinn"; kein Wunder, daß Heine, als er in den letzten Tagen des Aprilmonats in London eintraf und die grünen Ufer der Themse erblickte, England als das Land der Freiheit mit dithyrambischem Schwung begrüßte, und daß in allen Winkeln seiner deutschen Seele „die Nachtigallen erwachten" und in jenes Lied mit einstimmten: „Sei mir gegrüßt, Freiheit, junge Sonne der verjüngten Welt!"

Mit einem solchen jugendlichen Enthusiasmus konnte natürlich der Dichter auch in England nicht das finden, was er suchte, und der gelbe Mann auf dem Verdeck des Schiffes hatte wohl Recht, wenn er erklärte, daß jedes Volk von der Religion der Freiheit nur dasjenige annehme, was seinen Lokalbedürfnissen und seinem Nationalcharakter gemäß sei. Da die Engländer ein häusliches Volk seien, so wären sie mit jener Freiheit zufrieden, die ihre

persönlichsten Rechte verbürge und ihren Leib, ihr Eigenthum, ihre Ehe, ihren Glauben und sogar ihre Grillen unbedingt schütze.

Die Beobachtungen, welche Heine im Lande John Bulls über englisches Leben und englische Sitten machte, und die Eindrücke, welche die Hauptstadt des high life auf ihn hervorbrachten, hat er zu wiederholten Malen in verschiedenen Schriften geschildert. — Am eingehendsten und interessantesten in dem Kapitel seiner „Englischen Fragmente", welches folgendermaßen beginnt:

„Ich habe das Merkwürdigste gesehen, was die Welt dem staunenden Geiste zeigen kann, ich habe es gesehen, und staune noch immer — noch immer starrt in meinem Gedächtnisse dieser steinerne Wald von Häusern und dazwischen der drängende Strom lebendiger Menschengesichter mit all' ihren bunten Leidenschaften, mit all' ihrer grauenhaften Hast der Liebe, des Hungers und des Hasses — ich spreche von London!" „London hat all' meine Erwartungen übertroffen," schreibt er an einen Freund, „in Hinsicht seiner Großartigkeit aber habe ich mich selbst verloren ... Es ist hier so fürchterlich feucht und unbehaglich, und kein Mensch versteht Einen, kein Mensch versteht Deutsch."

Bot also London dem deutschen Dichter keine poetischen Anregungen, nichts von „Farbenglanz, Maskenscherz, tiefsinniger Narrethei, sprudelnder Thatenlust, überschwänglicher Leidenschaft", kurz von der ganzen Glorie der Poesie, so waren dafür die Eindrücke, die der Publizist von dem politischen Leben Englands empfing, desto mächtiger und nachhaltender. Das Studium des öffentlichen Lebens im gelobten Lande der Freiheit war es ja wohl vor allem, was Heine zu seiner englischen Reise veranlasste. Und was er da sah und hörte, im Parlament, in den Gerichtssälen und auf den Straßen, übertraf alle seine Erwartungen und ließ ihn die Enge und kleinbürgerliche Beschränktheit des deutschen Lebens erst in seinem vollen Jammer erkennen.

George Canning, einer der hervorragendsten britischen Staatsmänner, war damals der Held des Tages. Seine glänzende Vertheidigung der Verwaltung Ostindiens, seine Reden über die Emancipation der Katholiken, sein muthiger Kampf gegen die stolze Aristokratie Albions und gegen die Kabinetspolitik der heiligen Allianz und sein Plaidoyer für die Anerkennung der amerikanischen Freistaaten in Europa, vor allem aber der Grundsatz seiner Regierungspolitik, der einer vernünftigen Freiheit für alle Völker, dessen Ausführung sein ganzes Leben geweiht war, ließen Canning als einen Märtyrer der liberalen Ideen des Jahrhunderts erscheinen, dem alle freiheitsbegeisterten Herzen in Europa begeistert entgegen schlugen.

Kein Wunder, daß Heine, von der Redegewalt dieses Staatsmannes hingerissen, ganze Tage auf der Galerie der St. Stephanskapelle saß und „die Worte seines Mundes trank."

„Diese Zeit wird mir ewig im Gedächtnis blühen," schreibt Heine in Erinnerung an die Palamentsreden Canning's, „und nimmermehr vergesse ich die Stunde, als ich George Canning über die Rechte der Völker sprechen hörte und jene Befreiungsworte vernahm, die wie heilige Donner über die ganze Erde rollten und in der Hütte des Mexikaners wie des Hindu ein tröstendes Echo zurückließen."

Und auf der Galerie der St. Stephanskapelle erinnerte auch er sich, daß er jetzt einen ungeheuren Anhang und Popularität in Deutschland gewonnen, daß er jetzt viel thun könne und eine weit hin schallende Stimme habe. „Du sollst sie noch oft hören," schreibt er an Moser, „donnernd gegen Gedankenschergen und Unterdrücker heiligster Rechte." Und wer wird es dem jungen freiheitsbegeisterten Poeten verargen, wenn er im Rausch des Jubels über die Reden Canning's sich zu der Hoffnung emporschwingt, daß er „eine ganz extraordinäre Professur in der Universitas hoher Geister" erlangen werde!

Außer dem politischen und öffentlichen Leben fesselten Heine vornehmlich zwei „hohe Geister" an England, Shakespeare und Walter Scott, deren Spuren er überall nachgeht. In den Betstuben von Liverpool und Manchester, wie in den fashionablen Salons von West-London treten ihm die Gestalten der Dichter in ihren alten Trachten entgegen, und die Erinnerung an Shakespeare verfolgt ihn während seines ganzen Aufenthaltes in London.

Daß Heine aber nicht nur die Höhen der Poesie erstieg, sondern auch des Öfteren in die Niederungen des englischen Lebens hinunterstieg und dasselbe gründlich kennen lernte, beweisen verschiedene gelegentliche Reminiscenzen an den Aufenthalt in London. Und es ist kein Wunder, wenn Heine einem Freunde die Versicherung giebt: „England hat mich in finanzieller Hinsicht zu Grunde gerichtet."

Fragen wir aber, woher Heine die Mittel nahm, um den theuern Aufenthalt in London und einen vierzehntägigen Ausflug nach dem bekannten Seebade Ramsgate bestreiten zu können, so müssen wir auf den Prolog zu dieser Reise zurückgreifen, der sich im Hause Salomon Heine's in Hamburg vorher abgespielt hatte.

Die Tragödie „William Ratcliff" hatte von allen Arbeiten des Dichters dem reichen Oheim bis jetzt am besten gefallen wahrscheinlich weniger ihres poetischen Gehalts, als des Umstandes wegen, daß Heine darin einen Hamburger Makler, den der Onkel mit seinem unbedingten Vertrauen beehrt hatte, der dasselbe jedoch, wie sich später erwies, durchaus nicht rechtfertigte, mit seinem vollen Namen unter die in dem Stücke vorkommenden Gauner eingereiht hatte. (Beiläufig bemerkt, wurde späterhin der Name des betreffenden Mannes aus Familienrücksichten umge-

ändert.) Als nun Salomon Heine einst in aller Gemüthlichkeit und froher Laune seinen Kaffee trank, benutzte der Neffe diese Gelegenheit zu der Bemerkung: „Ich muß das Land meines Ratcliff, ich muß England sehen." — „So reise," erwiderte der Onkel. — „Aber in England ist sehr theures Leben." — „Du hast ja erst unlängst Geld bekommen!" — „Ja, das ist für das tägliche Brod," entgegnete Heine schlagfertig, „aber für den Namen, für die Repräsentation habe ich auf Rothschild einen guten Kreditbrief nöthig." Das leuchtete dem praktischen Onkel ein und er gab dem Neffen in der That außer einem ansehnlichen Reisegeld auch noch einen Kreditbrief von 400 Pfund Sterling „zur Repräsentation" und eine warme Empfehlung an den Baron Rothschild in London mit. Die Abschiedsworte des Onkels lauteten: „Der Kreditbrief ist nur zur formellen Unterstützung der Empfehlung, mit Deinem baaren Reisegelde wirst Du schon auskommen. Auf glückliches Wiedersehen!"

Heine wartete aber gar nicht erst die Eventualität des Nichtauskommens ab — er war kaum vierundzwanzig Stunden in London, als er sich bereits auf dem Comtoir Rothschild's mit seinem Kreditbrief präsentierte und die 400 Pfund ohne jedes Bedenken einstrich. Dann machte er dem Chef des Hauses, Baron Nathan Mayer von Rothschild, seine Visite und wurde natürlich von demselben zu einem großen Diner eingeladen.

Abermals saß Salomon Heine eines schönen Morgens gemüthlich beim Kaffee und öffnete die von London eingelaufenen Geschäftsbriefe. Es war gerade soviel Zeit seit der Abreise des Neffen aus Hamburg verstrichen, als die nächste Post aus London zur Meldung seiner glücklichen Ankunft daselbst nöthig hatte. Der erste Brief, den er öffnete, war die Anzeige von Rothschild, daß er das Vergnügen gehabt, seinen berühmten, charmanten Neffen persönlich kennen zu lernen, und die Ehre genossen, demselben den Kredit von 400 Pfund zu bezahlen. „Die Pfeife fiel dem Alten aus dem Munde," so erzählt Maximilian Heine, „hoch sprang er von seinem Lehnstuhl auf und rannte mit dem Schaum vor dem Munde in dem Zimmer auf und ab. Die gute Tante sah erschrocken auf ihren Mann, der nur von Zeit zu Zeit die Worte ausstieß: „Der Teufel hole Rothschild mit seinem Vergnügen und sammt der Ehre, die er gehabt hat, mein Geld auszuzahlen!" Dann wandte er sich zu seiner Frau: „Ich sage Dir, Betty, der kann mich ruinieren."

Man wird es nun begreifen, daß Heine in London sehr angenehm lebte und daß er trotzdem noch 800 Thaler an Varnhagen sandte, damit dieser ihm „den kleinen Zehrpfennig" für seine Schulden in diesem irdischen Jammerthal und für etwaige unvorhergesehene Ausgaben aufbewahre. Ja, er behielt sogar noch soviel Geld übrig, um nach der Rückkehr von London vierzehn Tage

abermals in Norderney und — da es ihm diesmal dort nicht sonderlich gefiel — mehrere Wochen auf der einsamen Insel Wangeroge zu verleben.

Trotzdem hatte er in vorsorglicher Weise schon von London aus an Varnhagen die Bitte gerichtet: „Wenn Sie in Correspondenz mit Cotta sind, so fragen Sie ihn doch, ob er mich für sein „Morgenblatt" hier oder in Paris beschäftigen will ..... Versteht sich von selbst, daß er etwas stark honorieren müßte, wenn ich etwa für ihn länger in England bleiben sollte." Mit größter Bereitwilligkeit war Cotta, der das Talent Heine's wohl zu schätzen wußte, auf diesen Antrag eingegangen und hatte dem Dichter die annehmbarsten Propositionen gemacht. Er schlug ihm vor, mehrere Aufsätze über England gegen glänzendes Honorar für das „Morgenblatt" zu schreiben und nach seiner Rückkehr von London sich an der Leitung der im Cotta'schen Verlag damals erscheinenden „Allgemeinen politischen Annalen" zu betheiligen.

Die Anträge Cotta's beschäftigten auch Heine unausgesetzt, sowohl in Norderney wie in Wangeroge. Dort lebte er mehrere Wochen fast ganz allein mit dem Schulmeister, da schon alle anderen Badegäste fort waren. Endlich währte es ihm doch zu lange. Sein Hauptgepäck hatte er schon früher vorausgeschickt, und nun wollte er mit einem Male mit seinem Bündel fort an die oldenburgische Küste und von dort nach Hamburg reisen. Es vergingen aber lange Tage und es kam kein Schiff; der junge Dichter saß mit seinen Plänen und Hoffnungen festgezaubert auf der einsamen Sanddüne. Endlich kam ein Schiff und Heine ließ sich hinaufbringen — wie er Adolf Stahr später erzählte: zu Wagen. Bald aber kam Windstille, sie konnten nicht an's Land und blieben so angesichts der Küste liegen, bis Heine ungeduldig wurde und, die Ebbe benutzend, mit seinem Bündel auf dem Kopfe, die ganze Strecke bis an's Land durch's Meer ging. Die Erinnerung an dieses Abenteuer sowie an das Schiffervolk von Wangeroge ergötzte ihn später noch oft.

Gegen Ende des Monats September traf er in Hamburg ein und nun ging natürlich zuerst die große und längst erwartete Scene mit dem Onkel wegen des Kreditbriefes vor sich. Alle Vorwürfe über grenzenlose Verschwendung, selbst die ernstlichen Drohungen, sich nie wieder mit ihm zu versöhnen, alles dies hörte Heine mit der größten Ruhe an. Als aber der Onkel endlich mit seiner Strafpredigt zu Ende war, da hatte der Neffe nur die eine Antwort: „Weißt Du, Onkel, das Beste an Dir ist, daß Du meinen Namen trägst." Sprach's und ging stolz aus dem Zimmer.

Diese kühne Äußerung hat Salomon Heine lange nicht verwinden können, und als er später einmal seinem Neffen Maximilian die Geschichte des Kreditbriefes erzählte, fügte er hinzu: „Denke

Dir, er rechnet es sich noch zur Tugend an, daß ich ihm für seine Briefe an mich kein spezielles Honorar zu zahlen brauche". Wirklich hatte ihm Heine einst im Übermuth geschrieben: „Jedes Wort, das ich schreibe, ist baares Geld für mich."

Damals war dies freilich noch nicht der Fall, und Heine mußte, da die schroffe Auseinandersetzung mit dem Oheim doch einen tieferen Eindruck auf ihn gemacht hatte, als er zeigen mochte, nun allen Ernstes an seine Zukunft denken.

Zunächst wurde der Druck des „Buches der Lieder", das Heine schon längere Zeit vorher durch seinen Freund Merckel Campe hatte antragen lassen, in Angriff genommen. Ein Honorar erhielt er freilich dafür nicht, da sich Campe nur sehr ungern entschloß, eine bereits gedruckte Gedichtsammlung zu verlegen. Auf eifriges Zureden Merckel's verstand er sich endlich dazu, die 50 Louisd'or, welche er Heine im Frühjahr als Vorschuß gegeben, als Honorar für diese und alle künftigen Auflagen gelten zu lassen. „Es ist Nichts als eine tugendhafte Ausgabe meiner Gedichte," schrieb Heine, als er Mitte Oktober das erste fertige Exemplar nach Berlin sandte. „Es ist wunderschön ausgerüstet und wird wie ein harmloses Kauffahrteischiff unter dem Schutze des zweiten Reisebilderbandes ruhig in's Meer der Vergessenheit hinab segeln."

Wieder ein merkwürdiges Zeugnis von der seltsamen Unklarheit, in der sich Heine über seine eigenen Produktionen befand!

Das Gesammtbild seiner dichterischen Individualität lag nun offen und klar vor den Augen des Volkes, das dem jungen Poeten begeistert zujauchzte, und auch die zeitgenössische Kritik begrüßte die Ursprünglichkeit und Selbstständigkeit des Lyrikers als eine neue und erfreuliche Erscheinung auf dem deutschen Parnaß. „Das Buch der Lieder" und die „Reisebilder" hatten Heine zu einem der berühmtesten lebenden Dichter gemacht.

Aber überall, in ganz Deutschland, brach sich diese Erkenntnis und die Anerkennung Heine's eher Bahn, als in Hamburg und als in seiner eigenen Familie. Nur schwer und ungern entschloß man sich dazu, die Bedeutung des Dichters zu würdigen. Sein Lebenswandel wurde von den Tugendwächtern mit Argusaugen bewacht, und Wahrheit und Dichtung mischten sich über denselben in seltener Harmonie — er war wirklich damals einer der bestverleumdeten Menschen Hamburgs. Wenn er einer jungen Schauspielerin, Therese Peche, die damals alle Hamburger entzückte und selbst ernste Kritiker zu begeisterten Lobeshymnen enthusiasmierte, besondere Aufmerksamkeit schenkte, so wurde dies sofort zu einer regelrechten Liebschaft aufgebauscht, gegen die sich Heine, um des guten Rufes der jungen Dame willen, entschieden verwahren mußte.

Inzwischen war aber der Entschluß, den Antrag Cotta's anzunehmen und nach München zu übersiedeln, in Heine fast zur Reife gediehen, und es bedurfte nur eines geringen Anlasses —

die Affaire Peche war ja wohl eine solche — um den Entschluss zur Ausführung zu bringen.

Bevor Heine seine Zelte in Hamburg abbrach, noch in den letzten Tagen seines dortigen Aufenthalts, begegnete ihm etwas Merkwürdiges. Er sah seine erste Geliebte wieder, zum ersten Male seit ihrer Verheiratung! Und mit der Schilderung des Eindrucks, den dieses Zusammentreffen auf ihn machte, möge auch die Schilderung der Hamburger Leidenszeit des Dichters ihren Abschluss finden.

„Ich bin im Begriff", schreibt er an einen Freund, „diesen Morgen eine Frau zu besuchen, die ich in elf Jahren nicht gesehen habe, und der man nachsagt, ich sei einst verliebt in sie gewesen. Sie heißt Madame Friedländer aus Königsberg, so zu sagen eine Cousine von mir. Den Gatten ihrer Wahl hab' ich schon gestern gesehen, zum Vorgeschmack. Die gute Frau hat sich sehr geeilt und ist gestern just an dem Tage angelangt, wo auch die Ausgabe meiner „Jungen Leiden" von Hoffmann und Campe ausgegeben worden ist. — Die Welt ist dumm und fade und unerquicklich und riecht nach vertrockneten Veilchen. — Ich aber bin Herausgeber der politischen Annalen; außerdem bin ich fest überzeugt, dass die Esel, wenn sie unter sich sind und sich ausschimpfen wollen, so schimpfen sie sich „Mensch". — Ärgert Dich Dein Auge, so reiß' es aus, ärgert Dich Deine Hand so haue sie ab, ärgert Dich Deine Zunge, so schneide sie ab, und ärgert Dich Deine Vernunft, so werde katholisch. — Im neuen Bedlam in London habe ich einen wahnsinnigen Politiker gesprochen, der mir geheimnisvoll vertraut hat, der liebe Gott sei eigentlich ein russischer Spion. Der Kerl soll Mitarbeiter werden bei meinen politischen Annalen."

IX.

„Der Stern von Sevilla hätte mein Unstern werden können," schrieb Heine von Kassel aus an seinen Freund Merckel in Hamburg, als er sich bereits auf der Reise nach München befand. In Kassel machte Heine die Bekanntschaft der Brüder Grimm, und damals entwarf der dritte der Brüder, Ludwig, ein vorzügliches Porträt von Heine, ganz im Profil, den Kopf nachlässig auf die Hand gestützt, in echt künstlerischer Pose. Die Unterschrift des Bildes lautet:

„Verdrossenen Sinn im kalten Herzen hegend,
Schau ich verdrießlich in die kalte Welt."

In Frankfurt a. M. verkehrte Heine drei Tage lang in herzlichster Weise mit Ludwig Börne. Heine hat die Gespräche, welche sie damals führten, selbst mitgetheilt; zunächst empfahl er dem in

Geschäftsangelegenheiten ziemlich unerfahrenen Börne seinen eigenen Verleger, das Gespräch kam dann bald darnach auf Heine's eben erschienene „Reisebilder" und schließlich in natürlicher Reihenfolge auf Goethe. Mit dem ihm eigenen Scharfsinn begriff Heine schon damals, daß dem Hasse Börne's gegen Goethe tiefere Gründe als kleinliche Scheelsucht und Neid zu Grunde lagen, daß es vielmehr eine Dissonanz war, welche, alt wie die Welt, in der Geschichte der Menschheit am grellsten hervortrat „in dem Zweikampfe, welchen der judäische Spiritulismus gegen Helleneische Lebensherrlichkeit führte, ein Zweikampf, der noch immer nicht entschieden ist und vielleicht nie ausgekämpft wird; der kleine Nazarener haßte den großen Griechen, der noch dazu ein griechischer Gott war."

Die deutsche Literaturgeschichte von Wolfgang Menzel war eben erschienen, und Börne zeigte sich hocherfreut, daß Jemand gekommen sei, der den Muth habe, so rücksichtslos gegen Goethe aufzutreten.

In ihren politischen Anschauungen, in ihrer Antipathie gegen „den Aristokratenknecht Goethe" und in ihren Sympathien für Frankreich waren die beiden Männer einig. Ihre Wege trennten sich, wo Heine's Egoismus und sein klarer Blick oder Börne's „nazarenische Beschränktheit" hervortraten. Obwohl Heine damals nicht allzugut auf Goethe zu sprechen war, da man ihm aus Berlin sehr ungünstige Äußerungen des Dichters über die Reisebilder berichtet hatte, durch die Goethe seiner Meinung nach „das Völkerrecht der Geister verletzt hatte", vermochte er doch nicht in den absprechenden Ton einzustimmen, den Börne, und vor allem Wolfgang Menzel gegen Goethe anschlugen.

Aber im Grunde war es doch dieselbe demokratische Weltanschauung, die Heine, wie Börne und Menzel zu ihrem Angriffe gegen Goethe getrieben. Und mochte er sich auch selbst für einen Hellenen halten — er behauptete ja: alle Menschen seien entweder Juden oder Hellenen — damals, als er mit Börne durch die Frankfurter Judengasse ging, war er kein lebensfreudiger, entfaltungsfroher Hellene, sondern viel eher ein historischer, vergeisterungssüchtiger Nazarener, der seinen früheren Glaubensgenossen weit näher stand als Ludwig Börne.

Die drei Tage des Frankfurter Aufenthalts verflossen „in fast idyllischer Friedsamkeit". „Hüten Sie sich, in München mit den Pfaffen zu kollidieren," waren die letzten Worte, die Börne dem scheidenden Freunde beim Abschied in's Ohr flüsterte, und wehmüthig blickte er dem Dahingehenden nach, „wie ein alter Seemann, der sich auf's feste Land zurückgezogen hat und sich von Mitleid bewegt fühlt, wenn er einen jungen Fant sieht, der sich zum ersten Male auf's Meer begiebt". Heine aber ging siegesgewiß in seine neue Zukunft hinein, denn er trug an Bord seines Schiffes „die Götter der Zukunft."

In Heidelberg besuchte Heine seinen die Medizin studierenden Bruder Max und hielt sich dort mehrere Tage auf. Vincenz von Zuccalmaglio erzählt ein interessantes Abenteuer, das dem Dichter damals passierte. Eines Tages machte Heine mit einer Partie Studenten einen Ausflug nach der Wartburg bei Weinsberg, jenseits Heilbronn. Plötzlich trat ein württembergischer Polizeimann in Civilkleidern unter die zechenden Studenten und ließ sich von einem derselben den Verfasser der „Reisebilder" zeigen. Er ging dann auf Heine zu und frug ihn, ob er die Ehre habe, den Dichter Heine vor sich zu sehen. Dieser schien freudig berührt, in der Meinung, jener vornehme Herr würde ihm Huldigungen, die seiner Dichtergröße gebührten, darbringen; er wurde aber bitter enttäuscht, da er ihn im Namen des Gesetzes für verhaftet erklärte und auf dem Schub über die Grenze brachte. Natürlich waren solche Plackereien nur geeignet, in dem jungen Schriftsteller die Meinung von seiner Bedeutung und Gefährlichkeit noch zu steigern.

Nachdem Heine noch in Stuttgart Wolfgang Menzel's Bekanntschaft gemacht hatte, reiste er direkt nach München, wo er in den letzten Novembertagen des Jahres 1827 eintraf.

Dort erwartete ihn bereits der Freiherr von Cotta mit Ungeduld. Der erfahrene Buchhändler wollte Heine unter allen Umständen für seine literarischen Unternehmungen gewinnen. Heine sollte mit Lindner zusammen die Annalen redigieren und außerdem ständiger Mitarbeiter der beiden, im Verlag Cotta's herausgegebenen Zeitschriften „Das Ausland" und „Das Morgenblatt" werden. Dafür bot ihm Cotta ein Jahresgehalt von 2000 Gulden an. Heine nahm das Anerbieten an, da ihm Cotta nur unbestimmte Verpflichtungen auferlegte.

Bekannte er doch seinem Verleger gegenüber mit merkwürdiger Offenherzigkeit, daß weder seine politischen Kenntnisse noch seine Schreibart ihn zum Redakteur eines derartigen Journals befähigten; und an seinen Freund Merckel schrieb er über seine Thätigkeit an den „Annalen": „Meine Finanzen sind zerrüttet, ich habe Schulden, will diesen Sommer wieder in's Bad, und wenn ich von Cotta, der reichlich für mich sorgt, soviel Geld nehme, muß ich auch etwas liefern. Drum sollen in jedem Heft der „Annalen" wenigstens ein paar Blätter aus meiner Feder kommen. Auch liegt viel Renommage zu Grunde: ich zeige der Welt, daß ich etwas Anderes bin, als unsere sonettierenden Almanachspoeten."

Damit stimmt es ziemlich genau überein, daß Heine schon in seinem ersten Brief aus München ankündigt: „Die Annalen sollen mir wenig Mühe machen," ein Wort, das er allerdings in vollem Umfange gehalten hat, denn mit Ausnahme seiner englischen Reiseberichte und einiger weniger redaktionellen Notizen, hat Heine

für die „politischen Annalen" so gut wie nichts geschrieben. Zum Theil lag die Schuld an äußeren Gründen: Bald nach seiner Ankunft in München wurde er ernstlich krank, und er trug sich schon mit der Absicht, seine Papiere zu ordnen und für den Fall seines Absterbens Friedrich Merckel mit der Herausgabe zu betrauen; als er wieder gesundete, gewährten ihm seine gesellschaftlichen Beziehungen nur geringe Muße für schriftstellerische Arbeiten. Der Hauptgrund jedoch, weßhalb sich Heine fast gar nicht um die „politischen Annalen" bekümmerte und weßhalb er in seinen Aufsätzen aus jener Zeit sich der größten Mäßigung befliß, so dass er sogar jede freisinnige Äußerung über die Tagespolitik vermieden hat, läßt sich aus den Briefen an seine Freunde leider sehr deutlich erkennen — er hoffte, eine Staatsanstellung in Baiern zu erlangen.

Nachdem alle seine Bemühungen, in Berlin eine Professur zu erhalten, trotz der Protektion Varnhagen's gescheitert waren, klammerte er sich an der Hoffnung fest, in München eine solche Stelle zu erhalten, da er sich auch dort hoher Protektion zu erfreuen hatte. Der damalige Minister des Innern, Eduard von Schenk, der Dichter des „Belisar", bot seinen schwerwiegenden Einfluß im Interesse Heine's auf. Und auch von anderer Seite wurde sein Vorhaben unterstützt.

Die Entscheidung lag bei König Ludwig II., der ein aufmerksamer Leser der „politischen Annalen" war. Natürlich lag nun Heine sehr viel daran, die Gunst dieses kunstsinnigen Königs zu erlangen. Er bat Cotta, dem König die „Reisebilder" und das „Buch der Lieder" zu überreichen — „es käme mir auch zu Gute," bemerkte er, „wenn Sie ihm andeuten wollten: der Verfasser selbst sei viel milder, besser und vielleicht auch jetzt ganz anders, als seine früheren Werke."

Während aber Heine in der Gesellschaft junger Maler viel verkehrte und von „wunderschönen Weiberverhältnissen" berichten konnte, lebte er auch in vertraulichem Umgang mit einem der berüchtigsten geheimen Polizeiagenten, mit dem übel beleumundeten Wit von Dörring, dessen abenteuerliches Leben ja damals schon zur Genüge bekannt war. Als Campe ihm durch Dörring Briefe sandte, machte ihm Heine darüber die bittersten Vorwürfe und schrieb: „Wußten Sie denn nicht, daß ich, außer Wein und Theater, keine Berührungspunkte mit Wit haben kann und will." Zu gleicher Zeit aber schrieb er an Varnhagen einen Brief, aus dem wohl zu entnehmen ist, daß Heine, trotz der Campe gegenüber zur Schau getragenen Entrüstung, mit jenem Wit doch in mehr als flüchtiger Berührung stand; dasselbe beweist ein handschriftlich erhaltener Aufsatz Heine's über Wit von Dörring, der wahrscheinlich nie gedruckt worden ist. Vermuthlich war der Aufsatz für's „Morgenblatt" bestimmt, gelangte aber, in Folge des Skandals, welchen die plötzlich erfolgte Ausweisung Wit's aus München verursachte, nicht zum Abdruck.

Obwohl Heine damals „im Foyer der Noblesse" lebte und „die liebenswürdigsten Aristokratinnen" liebte, ja sogar, wenn man den Mittheilungen seines Bruders glauben darf, von Prinzessinnen des königlichen Hofes verzogen wurde, fühlte er sich doch von dem seichten, kümmerlichen Leben, von der Kleingeisterei, dem Bierdusel, der Hohlheit und dem Theaterklatsch sehr angewidert, und da er das schlechte Klima ohnedies schwer ertragen konnte, fasste er bald den Vorsatz, München wieder zu verlassen.

Eine seiner letzten Arbeiten für das „Morgenblatt" aus München war die interessante Besprechung des „Struensee" von Michael Beer, der am 27. März 1828 im Münchener Nationaltheater zum ersten Mal aufgeführt wurde. Die entschieden freie Gesinnung, die aus diesem vorzüglich geschriebenen Aufsatze spricht, kann wohl einigermaßen mit dem Leben Heine's in München versöhnen.

Heine hatte sich nur ein halbes Jahr zur Leitung der „politischen Annalen" verpflichtet. Nach Ablauf dieses Zeitraums beschloss Cotta, das Erscheinen des Journals auf sechs Monate zu sistieren und dann in erweiterter Form und unter neuer Redaktion dasselbe fortzusetzen. Auch für dieses neue Unternehmen wollte er Heine gewinnen; dieser sollte im Verein mit Dr. Gustav Kolb und dem bisherigen Mitredakteur Dr. Lindner die Leitung der neuen Zeitschrift führen.

Doch konnte sich Heine nicht entschließen, in Bezug auf seine Beiträge sowie auf „die redaktorische Betriebsamkeit" bestimmte Verpflichtungen zu übernehmen. Andererseits stellte er dem Verleger wieder hinsichtlich der Ausstattung des Blattes und des Honorars für die Mitarbeiter Bedingungen, die diesem unannehmbar schienen, so dass sich die Verhandlungen zerschlugen und Cotta den Entschluss fasste, das ohnehin schlecht rentierende Journal ganz eingehen zu lassen.

Nachdem Heine seiner kontraktlichen Verpflichtungen ledig war, konnte er nun ernstlich daran denken, endlich einen lang gehegten Herzenswunsch auszuführen: das Land der Sehnsucht aller Dichter, Italien, zu schauen. Zu diesem Zwecke ließ er sich von Varnhagen die Summe von 800 Thalern, die er bei seiner Rückkehr aus England dem Freunde zur Aufbewahrung gegeben hatte, nach München senden. Außerdem hatte er selbst während seiner dortigen Anwesenheit einen Theil seines Gehalts gespart, so dass er nun in fröhlicher Stimmung Mitte Juli seine Reise nach Italien antreten konnte.

Sein Bruder Maximilian Heine, der damals an der Münchener Universität studierte, begleitete ihn bis nach Kreuth, einem Badeort in Tirol. Von hier reiste er allein weiter über Innsbruck, Steinach, Sterzing, Brixen nach Verona, Brescia, Mailand, Genua, Livorno, und am 1. September traf er in den Bädern von Lucca ein. Im zweiten Theil seiner „Reisebilder" hat Heine die Tour

von München nach Genua und Lucca selbst in so unnachahmlicher und humoristischer Weise geschildert, daß jeder Bericht über dieselbe nur als eine bedenkliche Abschwächung erscheinen müßte. Es waren das wohl die glücklichsten Tage seines Lebens, die er in Italien zubrachte.

In Lucca verlebte Heine herrliche Tage, „die längste und göttlichste Zeit" seiner Reise. Dort begann er auch seine Beschreibung derselben für das „Morgenblatt" auszuarbeiten. Anfangs durch seine mangelhafte Kenntnis der italienischen Sprache noch etwas beengt, wußte er bald durch sein glänzendes Conversationstalent und sein interessantes Wesen sich die glänzendsten Kreise der dortigen Badegesellschaft zu erschließen.

Von Lucca und Genua aus schrieb Heine an seine Mutter und seine Geschwister die reizendsten und heitersten Briefe; in einem derselben theilte er ihnen jenes bekannte Intermezzo mit, das er später zu einer ergötzlichen Humoreske „Der Thee" in Theodor von Kobbe's Novellenalmanach „Die Wesernymphe" verarbeitet hat.

Im Bade zu Lucca schrieb Heine also den größten Theil seiner „sentimentalen Reise" nieder. Er beabsichtigte, das neue Werk dem bairischen Staatsminister, Eduard von Schenk, zu widmen; „die Seele ist mir so voll, so überfließend, daß ich mir nicht anders zu helfen weiß, als indem ich einige enthusiastische Bücher schreibe," meldete Heine aus Florenz am 1. Oktober desselben Jahres. Nebenbei hegte er aber noch immer die Hoffnung, die Professur an der Münchener Universität zu erlangen. Und als längere Zeit kein Brief von Schenk kam, wendete er sich gleichfalls von Florenz aus an den befreundeten russischen Dichter Feodor J. Tjutschew, der als Attaché der russischen Gesandtschaft in München lebte, mit der Bitte, den Stand seiner Angelegenheit auf diplomatischem Wege auszukundschaften.

Trotz aller dieser Bemühungen erhielt Heine die Stelle nicht. Ob dies aus Sparsamkeitsrücksichten geschah, oder ob die damals mächtige Pfaffenpartei und die einflußreichen Freunde des Grafen Platen es verhinderten, genug, König Ludwig unterzeichnete das ihm vorgelegte Ernennungsdekret nicht. Heine schrieb natürlich alle Schuld dem Minister von Schenk zu, der ihn „dem Jesuiten sakrifiziert habe", und widmete nun sein Buch Karl Immermann, dem mitstrebenden Freunde, dessen Xenien im ersten Theil der Reisebilder in allen literarischen Kreisen großes Aufsehen erregt hatten.

Diese Xenien hatten aber auch vor allem den Zorn des Grafen Platen hervorgerufen. Sofort, nachdem er dieselben gelesen, schrieb er an seinen Freund, den Grafen Fugger, aus Italien: „Was den Juden Heine betrifft, so wünsche ich wohl, daß meine Münchener Freunde (denn er ist in München) ihn gelegentlich mystificierten und ihn zur Rede stellten, was ihn zu dem Wagestück verleitet,

einen offenbar Größeren, der ihn zerquetschen kann, so unbarmherzig zu behandeln?"

Während seiner Anwesenheit in Italien erhielt Heine die Nachricht, daſs Platen ihn in einem Lustspiele vernichten wolle, und als er in Florenz den bekannten Kunstschriftsteller, Herrn von Ruhmor, gleichfalls einen Freund Platens, kennen lernte, konnte ihm dieser jene Mittheilung nur bestätigen. Heine machte kein Hehl daraus, daß er in diesem Falle den Grafen Platen schonungslos lächerlich machen würde, und auch diese Äußerung wurde natürlich dem schwergekränkten Dichter eiligst hinterbracht. So wurde der Haſs zwischen Beiden eifrig geschürt, und es ist kein Wunder, daſs er bald in hellen Flammen emporloderte.

Heine hatte anfangs die Absicht, auch nach Rom zu gehen, aber nachdem er etwa zwei Monate in Florenz verweilt, überfiel ihn eine so mächtige Sehnsucht nach der Heimath und nach dem Vater, daſs er schleunigst seine Rückreise antrat. In der That erhielt er in Venedig von seinem Bruder die Nachricht, daſs der Vater lebensgefährlich erkrankt sei und daſs er in Würzburg, bei einem Herrn Textor, weitere Nachrichten erhalten würde.

Nach einer mühseligen Reise in Würzburg angelangt, empfing er dort die Nachricht, daſs sein Vater gestorben sei. Sein einziger Gedanke war nun, eiligst in die Heimath zurückzukehren, um Mutter und Geschwister zu trösten. Samson Heine war am 2. Dezember 1828 an einem Nervenschlag gestorben, und als Heine in Hamburg eintraf, bereits auf dem israelitischen Friedhof in Altona zur ewigen Ruhe gebettet.

Mit seiner Familie lebte Heine damals in innigster Harmonie; die wehmüthige Stimmung über den Verlust des Vaters vereinigte sich mit der Sorge um die über alles geliebte Mutter. Noch viele Jahre später sagte er einmal zu Adolf Stahr: „Ich habe den Verlust meines Vaters Jahre lang nicht begreifen und nie verschmerzen können." Und es dauerte ziemlich lang, bevor er sich von diesem Schlag erholen konnte, um wieder an seine Arbeiten und Pläne denken zu können. Da ihm in München alle Aussichten verschlossen waren, ging Heine im Anfang des Jahres 1829 wieder nach Berlin, um dort mit Hilfe Varnhagen's und anderer einfluſsreicher Freunde seine Bemühungen zur Erlangung einer Staatsanstellung fortzusetzen. In Berlin empfingen ihn altgewohnte und liebe Verhältnisse, wie das zu Rahel und Varnhagen, zu Zunz und Moser, neue und meist interessante wie das zu Achim von Arnim und Bettina, zu Heinrich Stieglitz und seiner unglücklichen Gattin, zu Felix Mendelssohn, Moritz Veit und Franz Kugler. Das Profilbild, welches letzterer von dem jungen Dichter entworfen hat, ist allgemein bekannt; es ist eines der ähnlichsten Bilder aus der Jugendzeit des Dichters und enthält auf der linken Seite die Randbemerkung Heine's: „So sah ich aus den 6. April 1829."

Der melancholische Ausdruck dieses Bildes stimmt genau überein mit seinen Schriften und Briefen aus jener Zeit.

Im Frühling verlebte Heine einige einsame Wochen in Potsdam in ländlicher Abgeschiedenheit; hier arbeitete er die Fortsetzung des dritten Bandes der „Reisebilder" aus. Er verkehrte mit Niemandem als mit Heinrich Stieglitz und seiner Frau, und empfing nur die Besuche seiner beiden Verleger Campe und Cotta. Die Verbindung mit Letzterem wurde wieder aufgenommen und ein Theil des bereits fertigen Manuskripts der italienischen Reise an das „Morgenblatt" gesandt.

Anfang August begab sich Heine wieder nach Helgoland zum Sommeraufenthalt; seine Arbeit wurde dort nur wenig gefördert, aber der Zauber des Meeres ergriff und fesselte ihn von Neuem.

Nach zweimonatlichem Aufenthalt musste aber Heine dem rothen Felsen von Helgoland Lebewohl sagen und nach Hamburg zurückkehren, um die oft unterbrochene Arbeit an den „Reisebildern" wieder energisch in Angriff zu nehmen. Campe, der bereits seit zwei Jahren auf das Manuskript wartete, drängte ihn, die Arbeit endlich zu beendigen, und Heine sah sich gezwungen, den ersten Theil des Manuskripts in die Druckerei wandern zu lassen, indess er an der andern Hälfte noch mit größter Hast arbeitete, so dass er wohl mit Recht den Scherz machen konnte, sein Buch habe die Presse verlassen, fast noch ehe es geschrieben war.

Es folgten neue Kämpfe mit dem Verleger, und wie so oft schon, vermittelte Merckel auch diesmal.

Dass Heine die letzten Kapitel des dritten Bandes der „Reisebilder" in fliegender Eile geschrieben, muss besonders stark betont werden, weil gerade jene letzten Kapitel die Polemik gegen den Grafen Platen enthalten, die Heine vielleicht bei ruhiger Überlegung erheblich gemildert oder gar aus seinem Buche ganz entfernt hätte. Selbst seinem Freunde Merckel konnte er die Blätter nur einen Tag lassen; eine Besprechung über das Einzelne erlaubte die Zeit nicht mehr und so erschien der dritte Band der „Reisebilder" schon zu Anfang des Jahres 1830.

Derselbe erregte nicht geringeres Aufsehen als die beiden vorhergehenden Bände; es regnete Verbote aus allen Staaten, Preußen voran, und Angriffe von allen Seiten. Der Streit Heine's mit Platen artete zu einem Skandal aus. Platen hatte sich in seinem Lustspiel: „Der romantische Oedipus" gegen Heine und Immermann einige sehr alberne Scherze erlaubt; er hatte Heine den „Pindar vom Stamme Benjamin", den „Petrarca des Laubhüttenfestes", „des sterblichen Geschlechtes der Menschen Allerunverschämtesten" genannt, dessen Küsse Knoblauchsgeruch absonderten. Wenn man behauptet, dass Platen's Angriff gegen Heine in dem tiefen Gegensatze seiner formstrengen und idealen Natur wohl begründet war, so darf man doch auf der anderen Seite auch nicht übersehen, dass

dieser Angriff zunächst ohne eine Provocation von Seiten Heine's erfolgte und dass er sich durchaus nicht in künstlerischen Grenzen hielt, sondern zuerst die Polemik auf das persönliche Gebiet hinüber spielte. Und doch hatte er selbst eingestehen müssen, dass er weder von Heine noch von Immermann etwas gekannt habe, als er seinen „Oedipus" schrieb, und sein intimster Freund, Graf Fugger, hatte ihn vergebens dringend gebeten, den Angriff gegen Heine zu mildern und die Scherze über dessen jüdische Abstammung auszumerzen.

Immermann wehrte sich gegen den Angriff Platen's in seiner berühmten Broschüre: „Der im Irrgarten der Metrik umhertaumelnde Cavalier", in ernster und kräftiger Weise. Heine aber, der noch viel tiefer als Immermann verletzt war, führte im dritten Theil seiner „Reisebilder" einen förmlichen Vernichtungskampf gegen Platen.

Und Heine blieb in diesem Kampfe Sieger. Allerdings hatte er diesen Sieg theuer erkauft, um den Preis des Verlustes seiner eigenen literarischen Würde, denn sein Angriff ging weit über das Maaß der berechtigten Nothwehr hinaus. Den meisten Anstoß erregte mit Recht die Beschuldigung eines geheimen Lasters, auf welches allerdings schon vorher einzelne Kritiker der Platen'schen Gedichte angespielt hatten, das aber Heine mit einem in der deutschen Literatur bisher unerhörten Behagen behandelte. Er rief dadurch bei allen gerechten Beurtheilern allgemeine Entrüstung hervor. Auch sonst wohl waren in dem Angriff Heine's verschiedene unwahre und unberechtigte Behauptungen enthalten, vor allem die, dass der Graf Platen eine Pension aus der Privatkasse des Königs Ludwig beziehe, während dieser sich ausdrücklich geweigert hatte, von den „Steuern des bairischen Volkes" eine Unterstützung anzunehmen, und nur von der Münchener Akademie der Wissenschaften ein Jahrgehalt von 400 Gulden annahm.

Heine's Angriff schoss deshalb erheblich über das Ziel hinaus, weil er von persönlichem Hass und tiefer Bitterkeit erfüllt war, und er erreichte deshalb auch nur einen Theil der beabsichtigten Wirkung.

Er selbst fühlte es nur zu klar heraus, dass er sich durch diese Polemik unsäglich geschadet und das bessere Publikum tief verletzt habe.

Ob es wahr ist, dass Graf Platen die Hilfe der Gerichte in Anspruch nehmen wollte, ja, dass sogar sein Freund, Graf Fugger, bereits eine Injurienklage bei dem Stadtgericht in Berlin eingereicht, steht dahin. Indess scheint dieses kaum glaublich; Platen ignorierte in seiner vornehmen Weise die ganze Angelegenheit und verlangte weder Satisfaktion noch das Einschreiten der Gerichte, ja, er wollte nicht einmal dulden, dass einer seiner Freunde für ihn das Wort ergreife.

Mit dem Erscheinen des dritten Bandes der „Reisebilder" trat eine verhängnisvolle Wendung in Heine's Leben ein; hatte man ihn bis dahin geehrt, ja sogar geliebt, so wurde er von

nun an gefürchtet und in vielen Kreisen gehaßt. Zunächst hatte er freilich die Lacher auf seiner Seite und man hütete sich, einem so scharfen und witzigen Schriftsteller mit offenem Visier entgegen zu treten. Desto mehr aber regnete es anonyme Angriffe von allen Seiten und die Freunde des Dichters, mit Ausnahme Varnhagen's, hielten sich in scheuer Zurückgezogenheit. Ja, einen der aufrichtigsten, vielleicht sogar den besten Freund verlor Heine durch diese Polemik gegen Platen. Es war dies Moses Moser, sein treuer Marquis Posa, der sich so entschieden und scharf gegen die Art und Weise dieser Polemik aussprach, daß Heine in seiner „verletzten Poeteneitelkeit" sich veranlaßt sah, dem alten treuen Moser die Freundschaft in ziemlich brüsker Form aufzukündigen. „Ich war nie empfindlich über ein Urtheil von Dir," schrieb er ihm, „das den Poeten betraf; auch ob Du irgend eine meiner Handlungen, die ich als Mensch übte — getadelt oder gelobt hast, war mir, wenn auch nicht gleichgiltig, doch keineswegs verletzlich; ich bin überhaupt weder von Dir verletzt, noch beleidigt, und mein Stillschweigen ist keine stumme Klage. Ich klage nur über die Götter, die mich so lange Zeit im Irrthum ließen, über die Art, wie Du mein Leben und Streben begriffest. Du hast Letzteres nicht verstanden, und das ist es, was mir Kummer gemacht. Du verstehst es noch nicht, hast nie mein Leben und Streben verstanden, und unsere Freundschaft hat daher nicht aufgehört, sondern vielmehr nie existiert."

Heine hat diesen Schritt oft bereut und Moser war natürlich tief gekränkt und verletzt. Eine Verständigung zwischen den beiden Freunden ist nicht wieder erfolgt; zehn Jahre später starb der stille und bescheidene Mann in seiner Vaterstadt Lippehne, wo er gerade zum Besuch weilte.

Von den übrigen Freunden trat, wie bereits gesagt, nur Varnhagen für Heine ein. Michael Beer ließ ihm durch Immermann sagen, er hätte sich bei der Lektüre seines Buches Glacehandschuhe anziehen müssen und wäre noch immer der alte Schwächling, der eine so derbe Kost nicht ohne Indigestion vertragen könne; mit einem Worte, es wäre ihm etwas übel dabei geworden. Noch schärfer äußerte sich ein anderer Freund, Moritz Veit, in seiner Besprechung des Buches; er befürchtete eine Krisis in dem Schaffen Heine's und meint, er möge sich hauptsächlich vor einem „Stumpfwerden seiner geistigen Sehkraft hüten." Nicht einmal Karl Immermann wagt es, dem Buche einen kritischen Geleitbrief mitzugeben.

Für all dies entschädigte den Dichter nur das Interesse des Publikums für sein Buch. Die Verbote und Angriffe hatten demselben einen ungewöhnlich großen Leserkreis erworben und Heine's Name erfreute sich großer Beliebtheit. Sogar auf seine Familie fiel ein Strahl von dem Glanz seines Namens, und als Charlotte Embden kurze Zeit nach dem Erscheinen der Reisebilder eine Reise

durch Deutschland machte, wurde sie aller Orten mit ungewöhnlichen Ehrenbezeugungen aufgenommen.

Heine verkehrte damals fast nur mit seiner Familie, mit Mutter und Schwester und mit den beiden Onkeln Salomon und Henry Heine. Salomon Heine hatte sich mit dem bücherschreibenden Neffen versöhnt; der Erfolg der „Reisebilder" war für den praktischen Mann ein Gottesurtheil, und er ergötzte sich weidlich an den classischen Gestalten des dritten Theils der „Reisebilder", an dem Marchese Gumpelino, in dem Heine einen reichen Nachbar des Onkels, der diesem manchen Schabernack gespielt haben mochte, den Banquier Lazarus Gumpel in Ottensen gezeichnet hatte, und an den Lotteriekollekteur Hirsch Hyacinth, zu dem ihm gleichfalls ein Hamburger, Namens Isaak Rocamora, saß.

An eine Rückkehr nach Preußen konnte Heine nicht denken, da die preußische Regierung zuerst den dritten Theil der „Reisebilder" verboten hatte; die Hoffnung auf eine Professur, die ja eigentlich nur eine Selbsttäuschung war, da Heine vor allem Andern die wissenschaftliche Grundlage für eine solche Stellung fehlte, erwies sich natürlich gleichfalls als illusorisch. Und so blieb ihm nichts Anderes übrig, als in Hamburg seinen Aufenthalt zu nehmen und sich durch den Ertrag seiner literarischen Arbeiten zu ernähren. Sein Verkehr beschränkte sich demgemäß auf eine Anzahl junger Schriftsteller, die damals gerade in Hamburg lebten und von Heine manche Förderung und Anregung empfingen. Von diesen sind besonders Ludolf Wienbarg, August Lewald, Karl Töpfer, Professor Zimmermann, Dr. Assing und vor Allem sein alter Freund Friedrich Merckel zu nennen.

Am meisten verkehrte Heine im Hause August Lewald's, dessen Gattin, eine gemüthliche Münchnerin, einen kleinen Kreis von Schriftstellern öfter an ihre Tafel zog.

Unter den Freunden Heine's aus jener Zeit ist auch der taube Maler J. P. Lyser zu erwähnen, dem der Dichter sehr zugethan war und dessen er in seinen Schriften wiederholt erwähnt.

Körperliches Unwohlsein und geistiges Mißbehagen veranlaßten den Dichter im Frühling des nächsten Jahres, sich nach dem nahegelegenen Wandsbeck zurückzuziehen.

Das Studium der Werke von Thiers und Mignet war damals Heine's Lieblingsbeschäftigung; das politische Interesse trat wieder bei ihm immer mehr in den Vordergrund und verdrängte alles poetische Schaffen. Es war eigentlich in Wahrheit eine Ironie des Geschicks, daß ein Mann wie Heine, der sich so gern „auf die Pfühle des stillen beschaulichen Gemüthslebens bettete" und der sich am liebsten damit beschäftigen mochte, „Wolkenzüge zu beobachten, metrische Wortzauber zu erklügeln, die Geheimnisse der Elementargeister zu erlauschen und sich in die Wunderwelt alter Märchen zu versenken" — daß dieser selbe Heine „statt dessen „poli-

tische Annalen" herausgeben, Zeitinteressen vortragen, revolutionäre Wünsche anzetteln, die Leidenschaften aufstacheln, den armen deutschen Michel beständig an der Nase zupfen musste."

Auf Helgoland, wo Heine vom Juli bis September desselben Jahres zum Gebrauch der Seebäder verweilte, erreichte ihn die Kunde von der Pariser Julirevolution.

Wieder saß er am Strande des Meeres und schaute dem Spiel der Wellen zu und hielt mit ihnen geheime politische Zwiegespräche, wieder wollte er Politik und Philosophie an den Nagel hängen und sich ausschließlich der Poesie hingeben, als das dicke Zeitungspacket „mit den warmen glühendheißen Neuigkeiten vom festen Lande" ankam. Heine schildert jene Zeitperiode selbst später einmal in folgender Weise: „Mir war, als könnte ich den ganzen Ocean bis zum Nordpol anzünden, mit den Gluthen der Begeisterung und der tollen Freude, die in mir loderten." Mit welchem Jubel und welcher überschwänglichen Begeisterung er die Berichte von der großen Katastrophe aus Paris empfing, davon geben seine Briefe aus Helgoland ein merkwürdiges Zeugnis.

Auch die übrigen Badegäste theilten den Enthusiasmus des jungen Dichters; sogar die armen Helgoländer Fischer jubelten vor Freude, obgleich sie die großen Ereignisse nur instinktmäßig begriffen. Auch in Cuxhaven, wo Heine mehrere Tage verweilte, herrschte großer Enthusiasmus für Frankreich. Sogar in Hamburg, hatte man ihm dort erzählt, in jenem Hamburg, wo der Franzosenhass am tiefsten wurzelte, herrschte lauter Jubel, flatterte die Tricolore und ertönte die Marseillaise. Freilich, als Heine Anfangs September dort eintraf, war der Rausch der Begeisterung schon wieder verflogen und die Aufregung einigermaßen gedämpft. Dafür war es ihm zum zweiten Male beschieden, einen Judenkrawall zu erleben, welcher noch größere Dimensionen annahm als der im Jahre 1819, und nur durch das energische Einschreiten der Bürgerwehr unterdrückt werden konnte. Auch das Haus Salomon Heine's wurde mit Steinwürfen bedroht.

Heine ging jetzt mit allem Eifer an die Vollendung eines Buches, das er schon im Seebade begonnen und das im Anfang des Jahres 1831 erschien. Es waren die „Nachträge zu den Reisebildern," zum Theil ältere Aufsätze, zum Theil neu hinzugefügte, in denen die Begeisterung für die französische Revolution schon dithyrambischen Ausdruck fand. Das Wort war damals in Wahrheit bereits eine That, deren Folgen sich nicht abmessen ließen, und man wird es nicht in Abrede stellen können, dass der volle Muth der Überzeugung dazu gehörte, nun, trotz drohender Verfolgung, so energisch für die Freiheit einzutreten, wie es Heine damals in jenem Nachwort zu den Reisebildern und in dem Vorwort zu der Broschüre Robert Wesselhöft's „Kahldorf über den Adel, in Briefen an den Grafen M. von Moltke" gethan hatte. Mit dem Muth eines Freiheitskämpfers trat er für die bürgerliche Gleichheit, für

Pressfreiheit und die politische Bildung des Volkes ein und mahnte die Regierungen, die Fesseln des Volkes zu sprengen und Licht zu verbreiten, „ehe die Stunde kommt, wo die Dunkelheit mehr Unglück stiftet als die Leidenschaft“.

Aber das Wort des mahnenden Propheten wurde nicht gehört, sondern verhallte wirkungslos, denn es war damals „die Zeit der hohen Jagd gegen die liberalen Ideen“, und Heine fühlte mehr als je den Boden unter sich wanken. Auch in seinen persönlichen Verhältnissen trat eine ungünstige Wendung ein; er hatte sich von Neuem mit seinem Oheim, Salomon Heine, überworfen, und seine äußere Lage verdüsterte sich von Tag zu Tag immer mehr. In den Briefen an Varnhagen gab er seiner Missstimmung unverhohlen Ausdruck und bezeichnete es als sein eifrigstes Streben, sich „à tout prix eine sichere Stellung zu erwerben; ohne solche kann ich ja doch nichts leisten. Gelingt es mir binnen Kurzem nicht in Deutschland, so reise ich nach Paris ... Ich will Nichts unversucht lassen und mich zum Äußersten nur im äußersten Falle entschließen.“

Der letzte Versuch Heine's in dieser Richtung war seine Bewerbung um die erledigte Stelle eines Raths-Syndikus der freien Stadt Hamburg; er bat Varnhagen, für ihn thätig zu sein und ließ auch sonst kein Mittel unversucht. Aber seine Meldung wurde kaum ernsthaft genommen, und so wurde es Heine allmälig klar, dass für ihn jede Aussicht in Deutschland abgeschnitten sei.

Die Idee einer Übersiedelung nach Paris reifte zum festen Entschluss und gelangte im April desselben Jahres zur Ausführung. Wie ein Abschied von Deutschland und ein Scheidegruß an die Muse, der er nun Valet zu sagen müssen glaubte, klingen die Lieder des „Neuen Frühling“, die in jenen Tagen entstanden, und die er seiner Schwester, Charlotte Embden, „artig und liebevoll“ gewidmet hat.

Auch mit seinem Oheim, Salomon Heine, versöhnte er sich noch vor seiner Abreise, die in den letzten Tagen des Aprilmonats erfolgte. Der Abschied von seiner Familie wurde Heine nicht schwer, weil er nicht daran dachte, für immer nach Paris zu übersiedeln; der Abschied aber von Hamburg wurde ihm sehr leicht, weil er dort nur Leid und Ungemach erfahren hatte.

Über Frankfurt, wo er acht Tage verweilte, mit M. G. Saphir viel verkehrte und sich von Professor Oppenheim malen ließ, über Heidelberg und Karlsruhe reiste er nach Frankreich. Und am 1. Mai 1831 betrat er französischen Boden, zwei Tage später war er in Paris.

X.

Als Heine nach Paris ging, dachte er keineswegs daran, dass dies eine Übersiedelung auf Lebenszeit sei, noch weniger, welche Jahre voll schwerer Leiden ihm in dieser Stadt bevorstanden, die

schon in den ersten Tagen einen so mächtigen und bezaubernden Eindruck auf ihn ausübte. Heine fühlte sich sofort heimisch in Paris, und die Briefe an seine Freunde sind voll Enthusiasmus und einer Lebensfreudigkeit, die uns an ihm fast fremd erscheint.

Während Heine aber mit voller Begeisterung in den Taumel des Pariser Lebens untertauchte, trat aber doch — insbesondere in den Briefen in die Heimat — auch die andere, und zwar die echte Seite seiner Empfindungen hervor, das Heimweh nach Deutschland.

In Paris fühlte sich Heine freilich sicherer und freier; es herrschte dort eine gesellschaftliche Atmosphäre, die völlig frei war von allen Vorurtheilen, unter denen er in Deutschland als Jude, als Schriftsteller, als Liberaler zu leiden hatte. Dass daneben Paris schon damals in Bezug auf Theater, Bälle, Feste und öffentliche Vergnügungen mehr zu bieten hatte, als Berlin, München und Hamburg, ist selbstverständlich, und mit vollem Behagen schlürfte Heine den Becher der Lust, den ihm Seraphine, Angelique, Diana, Hortense, Clarisse, Jolante, Marie, Jenny, Emma und Andere so willig und graziös reichten.

Trotz aller dieser Liebeständeleien und Scherze beherrschte ihn aber doch der Ernst des Lebens völlig, und er ließ seine Aufgabe nicht aus dem Auge, die Eindrücke der Weltstadt in Bezug auf Literatur, Kunst und öffentliches Leben zu fixieren und zur Darstellung zu bringen. Pochte dann einmal das Heimweh an die Thore seines Herzens, so suchte er es im Verkehr mit den in Paris lebenden Deutschen zu stillen. In der Buchhandlung von Heideloff und Campe begegnete er sich mit Felix Mendelssohn-Bartholdy, Alexander von Humboldt, Michael Beer, M. G. Saphir, Koreff, Maltiz, Donndorf und Anderen. Und dort wurden alle Neuigkeiten aus der Heimat erzählt; alle durchreisenden Deutschen sprachen dort ein und lernten ihre berühmten Landsleute kennen.

Als Heine am Ende des ersten, in Paris verlebten Jahres seinem Freunde Ferdinand Hiller, dessen musikalische Soiréen er mit besonderer Vorliebe besuchte, und dem er stets innig zugethan war, einen Empfehlungsbrief nach Deutschland mitgab, schrieb er in denselben hinein: „Fragt Sie Jemand, wie ich mich hier befinde, so sagen Sie: Wie ein Fisch im Wasser, oder vielmehr, sagen Sie den Leuten, daß, wenn im Meere ein Fisch den andern nach seinem Befinden fragt, so antwortet dieser: Ich befinde mich wie Heine in Paris."

Unter den Deutschen, die damals die französische Hauptstadt besuchten, befand sich auch Heine's ehemaliger Lehrer, August Wilhelm von Schlegel. Derselbe hatte sich über die Thätigkeit seines einst bevorzugten Schülers wiederholt in sehr geringschätzender Weise ausgesprochen und in dem Epigramm:

„Deinen Ernst kann ich nicht loben,
Schimpf gelingt dem Spötter nur,
Deine Begeistrung ist verschroben,
Deine Tücken sind Natur —"

Heine scharf angegriffen. Dieser rächte sich durch eine boshafte Notiz in einer seiner Correspondenzen für die „Augsburger Allgemeine Zeitung", in der er sich über die Ordenssucht des bekannten Übersetzers und Kunstkritikers lustig machte.

Den Sommer dieses Jahres verbrachte Heine in dem französischen Badeorte Boulogne sur mer, und nach seiner Rückkehr, Anfangs Oktober, ging er mit Eifer wieder an seine literarischen Arbeiten und schrieb zunächst einen ausgezeichneten Aufsatz über den Pariser „Salon" des Jahres 1831.

Der Zusammenhang der künstlerischen Bestrebungen mit den bewegenden Zeitideen durchzieht wie ein rother Faden diesen wie alle folgenden Berichte Heine's über bildende Kunst, Theater und Literatur.

Mit dem Aufsatz, den Heine über die Gemäldeausstellung schrieb, nahm er die journalistische Thätigkeit, der er eigentlich hatte entsagen wollen, und vor der ihn Campe eindringlich gewarnt hatte, in vollem Umfang wieder auf. Er sah es wohl ein, daß es ersprießlicher wäre, fern von dem politischen Treiben ausschließlich dichterischen und künstlerischen Bestrebungen zu leben; aber die aufgeregte Zeitströmung hatte ihn doch zu mächtig ergriffen und ihn in das Fahrwasser der politischen Tagesschriftstellerei getrieben. Dazu kam, daß Cotta eigens den Redakteur der „Augsburger Allgemeinen Zeitung", Dr. Gustav Kolb, im Dezember desselben Jahres nach Paris sandte, und daß dieser dort mit Heine einen Plan für dessen Correspondenzen aus Paris entwarf und feststellte.

Mit Kolb und August Lewald, der Heine aus Hamburg nachgefolgt war, verlebte Heine frohe Tage. Auch Baron Maltitz und der Schauspieler Carl Jerrmann traten in diesen Kreis ein; an freundlichen Herbsttagen wurden Ausflüge in die Umgegend von Paris vorgenommen, bei schlechtem Wetter soupierte man gemeinsam in einer kleinen Restauration in der rue de Valois und des Abends besuchte die ganze Gesellschaft Theater, Konzerte und Bälle. Der Karneval des Jahres 1832 ließ sich damals sehr lustig an; aber mitten in dieses bunte und frohbewegte Treiben brach plötzlich ein entsetzlicher Gast ein — die Cholera, deren Verheerungen Heine mit erlebte und in wahrhaft glänzender Weise beschrieb.

Als Heine später seine Aufsätze aus Paris sammelte, gab er seinem Pestbericht noch eine Einleitung mit, in der er bemerkte, daß er in dieser Arbeit viel gestört worden sei, zumeist durch das grauenhafte Schreien eines Nachbars, welcher an der Cholera erkrankt war. Auch über seine persönliche Situation in jener Zeit macht Heine in jenem Bericht interessante und für seine Auffassung

der Verhältnisse charakteristische Mittheilungen, deren Wahrheit auch durch anderweitige Zeugenaussagen unzweifelhaft beglaubigt ist.

Der in jenen Mittheilungen erwähnte Freund war sein Vetter Carl Heine, der letzte Sohn Salomon Heine's, der gleichfalls in Paris an der Cholera erkrankte, und den Heine durch seine treue und aufopfernde Pflege der Familie erhielt. Als die Schreckenszeit vorüber war, nahm Heine wieder seine regelmäßigen Berichte für die „Augsburger Allgemeine Zeitung" auf, in denen er zunächst die französischen Zustände während der Zeit des Bürgerkönigthums im Jahre 1832 in scharfer und geistvoller Weise beleuchtete.

Man hat vielfach behauptet, Heine sei weder ein politischer Schriftsteller noch ein politischer Charakter gewesen, weil er in durchaus subjektiver Weise die Verhältnisse aufgefaßt und beurtheilt habe, so daß er den inneren Causalnexus der politischen Erscheinungen gar nicht zu erfassen vermochte und nur mit ihrer Oberfläche spielte.

Zugegeben mag werden, daß Heine's politische Thätigkeit dem unparteiischen Beobachter nicht in demselben glänzenden Lichte erscheint, in welchem er dieselbe in mannigfachen lyrischen und pathetischen Deklamationen darzustellen bemüht war. Und auch das muß zugegeben werden, daß Heine kein politischer Charakter in dem Sinne war, daß er einen wirklichen Heroismus seiner Überzeugung zu entwickeln vermocht hätte.

Trotz alledem stand Heine von allem Anfang an und bis in seine letzten Lebensjahre in den Reihen der Kämpfer für die Freiheit und blieb ihr treu, selbst in den Tagen der Gefahr und allgemeinen Abfalls und trotz aller Verlockungen und Drohungen.

Der Vorwurf aber der politischen Gesinnungslosigkeit rührt vornehmlich aus dem Mangel einer abgeschlossenen politischen Weltanschauung her. Da er sich über die obersten Prinzipien noch nicht zu voller Klarheit durchgerungen hatte, schwärmte Heine heute für die Monarchie und morgen für „jene edlen Republikaner, die von Zeit zu Zeit als Blutzeugen auftreten für das Evangelium der Freiheit." Trotzdem darf man es ihm glauben, wenn er gerade mit Bezug auf jene Republikaner eingesteht: „Ich bin nicht tugendhaft genug, um jemals dieser Parthei mich anschließen zu können; ich hasse aber zu sehr das Laster, als daß ich sie jemals bekämpfen würde." Die beständige Versicherung Heine's freilich, daß er kein Republikaner, daß er „dem Republikanerwesen sehr abhold", daß er vielmehr ein guter Monarchist, daß er Royalist aus angeborener Neigung sei, diese beständigen Versicherungen erwecken gerade den Verdacht, daß Heine für die republikanische Ideen eine besondere Vorliebe hatte, die er hinter Spott und Negation verbarg.

Auch darf man nicht vergessen, daß in einer „unter den allerhöchsten Privilegien des deutschen Bundestags" erscheinenden Zei-

tung die republikanischen Ideen und Tendenzen nicht gerude eine Freistatt finden konnten.

Hätte man nun, wie Heine es mit Recht forderte, die Schwierigkeiten sowohl des Ortes wie der Zeit in Betracht gezogen, so wäre man nie zu einem so absprechenden Urtheil über Heine's politische Thätigkeit gelangt, am allerwenigsten in einer Zeit wie die unsere, die so Vieles, was der Dichter mit einem fast prophetischen Seherblick und mit einem wahrhaft merkwürdigen politischen Scharfsinn Jahrzehnte vorher ausgesprochen und verheißen, in so glänzender Weise zur Erfüllung gebracht hat. Während er aber in seiner subjektiven Lebensauffassung sich wenig um die Farbe des Lappens kümmerte, der am Mast seines Fahrzeuges hing, wirkte diese Flagge auf seine Feinde etwa wie der Anblick eines rothen Tuchs auf einen Stier. Von allen Seiten wurde er verketzert, verfolgt und angefeindet, und die Erklärung, mit der er seine Berichte in die Öffentlichkeit sandte, macht unter solchen Umständen den Eindruck voller Überzeugung.

Nichts berechtigt zu der Vermuthung, dass die dithyrambischen Ergüsse, mit denen jene Erklärung schließt, nicht der vollsten Überzeugung Heine's entströmten. In den Reihen der conservativen Partei und in den Spalten der officiösen Blätter, nicht zum Mindesten in den Kabineten der deutschen Regierungen erstand aber nun Heine eine förmliche Phalanx von Gegnern und Feinden, die ihn offen und versteckt auf jede mögliche Weise angriffen. Den Hauptangriff gegen Heine führte der allmächtige Metternich aus, derselbe Metternich, der sich in den „melancholischen süßen Gewässern“ der Lyrik Heine's wie in einem Quell der Verjüngung badete und der nichtsdestoweniger durch seinen getreuen Schildknappen Gentz den Baron Cotta auf den schädlichen Einfluss der Correspondenzen Heine's aufmerksam machen ließ.

Cotta verstand natürlich diesen deutlichen Wink der österreichischen Staatskanzlei sehr gut, und Heine's Thätigkeit in der zuerst eingeschlagenen Richtung fand alsbald ihr Ende. Es war damals eine sehr traurige Zeit für Deutschland, in der selbst die schüchterne Opposition der Ständekammern und der zaghafte Liberalismus des Rotteck-Welcker'schen „Staatslexikons“ verstummen mussten, geschweige denn die Idee einer deutschen Republik, wie sie in manchen Demagogenköpfen damals spukte und namentlich im Süden Deutschlands ihr Unwesen trieb. Die kühnste Demonstration dieser Partei, das berühmte Hambacher Fest, hatte ein klägliches Ende genommen, und der Bundestag hatte wenige Wochen darauf durch seine Beschlüsse vom 28. Juni und 5. Juli „zur Aufrechterhaltung der gesetzlichen Ordnung und Ruhe“ die eisernen Fäden der Reaktion zu einem mächtigen Netz über ganz Deutschland zusammengezogen. Wenn nun Heine den Machthabern in Deutschland zurief: „Den Doktor Wirth und den Sieben-

Pfeiffer und Herrn Scharmpf und Georg Fein aus Braunschweig und Grosse, und Schüler und Savoye, man kann sie festsetzen und man wird sie festsetzen, aber ihre Gedanken bleiben frei und schweben frei wie Vögel in den Lüften," so darf es uns nicht Wunder nehmen, wenn diese, ohne sein Credo abzuwarten, dass er „nicht sobald an eine deutsche Revolution und noch viel weniger an eine deutsche Republik glaube," ihn ohne Weiteres auf den Index der gefährlichsten Demagogen setzten und wenn Metternich ihn durch Gentz für einen „verruchten Abenteurer" erklären ließ.

Heine, durch alle diese Angriffe in empfindlichster Weise verletzt und gereizt, unternahm es nun, seine politischen Berichte für die „Augsburger Allgemeine Zeitung" in einem Buche unter dem Titel „Französische Zustände" zu sammeln und alsbald herauszugeben. Dazu schrieb er, um seinen Standpunkt den Verdächtigungen gegenüber, die von conservativer wie von demokratischer Seite gegen ihn ausgestreut wurden, klar zu legen, eine geharnischte Vorrede, deren Kühnheit und Schärfe, trotz der gegentheiligen Versicherung, die damaligen Machthaber in Deutschland ganz besonders reizen und beleidigen musste. Er war sich klar, dass diese Vorrede, „das leidenschaftliche Produkt seines Unmuths über die bundestäglichen Beschlüsse," ihm vielleicht auf immer die Rückkehr nach Deutschland versperren würde, trotzdem schrieb er sie, einem innersten Drang seines Herzens folgend.

Diese Vorrede wurde nun von der deutschen Censur entsetzlich verstümmelt; an vielen Stellen war sie geradezu in ihr Gegentheil verkehrt worden. Heine legte gegen diese Unterdrückung Protest in der „Augsburger Allgemeinen Zeitung" ein und verlangte nun von Campe, dass er die Vorrede an einem andern Orte und unter einer anderen Form nochmals als Broschüre drucken lasse. Leider ist das Benehmen Heine's in dieser Angelegenheit durchaus nicht tadelfrei. Die Briefe an Campe aus jener Zeit zeigen ein beständiges Hin- und Herschwanken, eine ewige Zaghaftigkeit und Besorgnis, die schlecht zu der Attitüde eines Märtyrers für die Freiheit passt. Kaum hat Campe eingewilligt, und die Broschüre wandert in die Pierer'sche Druckerei nach Altenburg, da erfasst Heine eine namenlose Angst vor den Folgen und er befiehlt eiligst, die ganze Auflage zu vernichten. Dies geschah auch, und nur wenige Abzüge blieben übrig, von denen der eine zu Campe, der andere nach Paris wanderte, wo bald darauf — — im Juli 1833 — die Vorrede trotz alledem und alledem in unverkürzter Form erschien.

XI.

Wenn Heine selbst als seine Lebensaufgabe: die Vermittlung und Versöhnung zwischen Deutschland und Frankreich bezeichnete, so wird man auch bei kühlster und objektivster Betrachtung zuge-

stehen müssen, daß er an dieser großen Aufgabe fast vom ersten Tage seines Pariser Aufenthalts an bis in seine letzten Lebensjahre unermüdlich gearbeitet hat. Er suchte dieses Ziel von allen Seiten zu fassen, zu beleuchten, und ließ keinen der Wege unbetreten, die zur Erreichung desselben führen konnten. Er begann damit, das Vorurtheil gegen Frankreich in Deutschland zu entkräften; freilich war dieses Bestreben nur von geringem Erfolg gekrönt.

Zu groß und zu tief war damals die Kluft zwischen Deutschland und Frankreich auch auf geistigem Gebiete, um durch die Vermittelung eines Schriftstellers, und wäre dieser selbst der größte Genius einer der beiden Nationen, überbrückt zu werden. Es ist leicht erklärlich, daß eine solche internationale Vermittlerrolle ebenso schwer als undankbar sein mußte, undankbar schon darum, weil man ihr natürlich vorwiegend egoistische Motive unterzuschieben geneigt war. Und doch war der Egoismus nicht die Triebfeder im Leben Heine's! Wäre er in Wahrheit so egoistisch gewesen, wie ihn seine Gegner von damals und heute zu beurtheilen geneigt sind, er hätte bei seiner Klugheit und Klarheit eine andere Stellung im Leben erringen können. Noch nach dem Erscheinen der „französischen Zustände“, nachdem der deutsche Bundestag jenen berüchtigten Beschluß gefaßt hatte, daß kein im Ausland in deutscher Sprache erschienenes, weniger als zwanzig Bogen starkes Buch, politischen Inhalts, in einem deutschen Bundesstaate, ohne vorherige Erlaubnis der Regierung gedruckt und verkauft werden dürfe, nach all' dem hätte Heine noch nach Deutschland zurückkehren können, wäre es seine Absicht gewesen, sich aus den Stürmen der Tagespolitik auf jenes stille, sehnsüchtig erträumte Eiland der Poesie zu retten, das doch seine eigentliche Heimat war.

Er that es nicht. Er blieb vielmehr in Paris und suchte, von allen Seiten gehemmt, verfolgt und befehdet, seine Aufgabe von einer anderen Seite zu fassen: er wollte Frankreich deutschen Geist, deutsche Philosophie und Literatur erklärlich und verständlich machen! Wenn Karl Gutzkow behauptet, Heine habe in der That daran gedacht, sich neben Voltaire und Rabelais zu stellen, er habe auf französische Lorbeeren spekuliert, auf einen Ruhm, der, wenn man ihn einmal hat, nicht täglich wieder angetastet wird, wie in Deutschland, ja sogar auf die Akademie und das Pantheon, so ist dies ebenso unmotiviert als gehässig. Wenn er nur langsam eine Stellung in Frankreich gewann und sich schließlich doch auf Deutschland angewiesen sah, so lag dies in der Natur der Verhältnisse und vor allem in seiner eigenen Natur. Er fühlte es tief, daß ihm für sein poetisches Schaffen der heimatliche Boden fehlte. Und wenn wir unter den aus seinem Nachlasse herausgegebenen „Gedanken und Einfällen“ den Satz finden: „Mein Geist fühlt sich in Frankreich exiliert, in eine fremde Sprache verbannt,“ so werden wir dieses Bekenntnis aus dem tiefsten Innern

heraus für eine ehrliche literarische Beichte halten, deren Wahrheit Heine's ganzes Leben in Frankreich bestätigt. Es war kein Glück für den Dichter, daß er nach Paris kam, noch weniger, daß er dort blieb bis an sein Lebensende. Er hatte Frankreich viel gegeben, dafür aber bei Lebzeiten wenig von Paris empfangen. Der Zauber, den das Seine-Babel auf alle Fremden ausübt, wirkte auch verderblich auf seinen Charakter wie auf sein Schaffen.

Einzig und allein von diesem Gesichtspunkte aus muß das ganze fernere Leben Heine's beurtheilt werden.

Der Grundton seines Schaffens bleibt stets das Heimweh und die Sehnsucht nach Deutschland. Dieser Grundton durchzieht alles, was Heine schrieb und sprach, so lange er in Frankreich lebte, seine Correspondenzen und Aufsätze, seine Briefe und Gedichte; er klingt bald leise und wehmüthig, bald laut und stolz an und folgt fast stets der schneidendsten Ironie auf dem Fuße.

Wenn die Feinde des Dichters diese Ironie für Haß gegen Deutschland ausgaben und seinen Patriotismus verdächtigten, so geschah dieses in böswilliger Absicht; wenn man aber gegen Heine heute noch mit denselben Anklagen auftritt, so geschicht dies aus erbärmlicher Kurzsichtigkeit.

Die Controverse über Heine's politische Gesinnungen war damals an der Tagesordnung in Deutschland. Aus dem Wirrwar der deutschen Verhältnisse im Allgemeinen, sowie der literarischen Angriffe im Besonderen, die sich damals gegen Heine in bedenklicher Weise mehrten, trat für ihn nur die eine Thatsache klar heraus, daß es ihm vorläufig unmöglich sei, nach Deutschland zurückzukehren und daß er seinen Einfluß auf das deutsche Volk verloren habe. Dazu kamen zahlreiche Censurplackereien und Bücherverbote — und dies war der Moment, in welchem Heine den Versuch machte, sich in Frankreich ein Publikum zu schaffen.

Der Dichter und sein Publikum in Deutschland befanden sich gegen einander in gründlicher Verstimmung. Die alte Neigung für den Sänger des „Buches der Lieder" war geschwunden, und als Heine auch seine Correspondenzen für die „Augsburger Allgemeine Zeitung" einstellen mußte, hatte er fast gar keine Berührungspunkte mehr mit dem geistigen Leben Deutschlands. Und auch keine Rücksichten gegen dasselbe.

Ist es nun ein Wunder, wenn Heine zu jener Zeit die Brücke, die ihn noch mit dem Vaterland verband, gänzlich abbrach und sich dem Franzosenthum vollständig in die Arme warf? Damals entstanden die „Memoiren des Herrn von Schnabelewopski" und jene Lieder, welche den ersten Band des „Salon"*) vervollständigten, der im Dezember 1833 zur Ausgabe gelangte und von den

*) Bei der Ordnung der Gesammt-Ausgabe verschwand der Sammeltitel „Salon". Die Bestandtheile wurden den jetzigen Rubriken „Über Deutschland" ꝛc. eingeordnet.

meisten deutschen Regierungen sofort verboten wurde. Man muss sich immer und immer wieder diese Zeitperiode und die Lage Heine's vergegenwärtigen, um nicht zu einem lieblosen und ungerechten Urtheil über diese Schöpfungen zu gelangen.

Mochte es immerhin wahr sein, was er in der Vorrede zu diesem Buche sagte: Es sei nicht eitel Lust seines Herzens gewesen, dass er alles verließ, was ihm Theures im Vaterland blühte und lächelte, dass er ging, weil er musste und dass er das Prophetenamt mit Überzeugung übernommen; ja, mochte man ihm sogar glauben, dass er nun dieses Prophetenamts müde, für sich selber leben und „schöne Gedichte schreiben, Komödien und Novellen, zärtliche und heitere Gedankenspiele“ und sich wieder ruhig zurückschleichen wolle in das Land der Poesie, wo er als Knabe so glücklich gelebt — das Eine konnte ihm Niemand glauben, dass dieses Wort und jenes Lied, das er nun anstimmte, „aus einer großen gottfreudigen Frühlingsidee emporblühte, die, wo nicht besser, doch wenigstens ebenso respectabel ist, wie jene triste, modrige Aschermittwochsidee, die unser schönes Europa trübselig entblumt und mit Gespenstern und Tartüffen bevölkerte.“ Nein, diese höhnisch frivolen Lieder entsprangen keinem frühlingsfreudigen Dichterherzen, über ihnen brütet vielmehr der schwüle Nachsommer dumpfer Sinnlichkeit! Und als ob Heine es geahnt hätte, dass man dem Evangelium dieser gottfreudigen Frühlingsidee keinen rechten Glauben schenken werde, gesteht er selbst gleich darauf, gewissermaßen wie zur Entschuldigung für sein Beginnen, mit Offenherzigkeit ein: „Wogegen ich einst mit leichten Waffen frondierte, wird jetzt ein offener, ernster Krieg geführt — ich stehe sogar nicht mehr in den ersten Reihen.“

Gerade aber weil er nicht mehr in den ersten Reihen stand, suchte er auf eine andere Weise zu Geltung und Bedeutung zu kommen, und sich fern von der Heimath eine schriftstellerische Position zu erringen. Wehmüthig klingt immerhin das Geständnis, dass der Dichter seines Sprecheramts müde geworden sei, wehmüthiger aber musste es aber jeden Freund seiner Muse stimmen, wenn er den Dichter Abschied nehmen sah, von allen seinen Idealen und Hoffnungen und Träumen und wenn er beobachten musste, wie Heine einen neuen und abschüssigen Pfad einschlug. Aber bei Heine lagen die Extreme stets unmittelbar neben einander. In demselben Moment, in dem er Deutschland aufgeben wollte, erwachte die Liebe zum Vaterlande mit erneuter Kraft in seinem Herzen. „Es ist eine eigene Sache,“ sagte er damals, „mit dem Patriotismus, mit der wirklichen Vaterlandsliebe. Man kann sein Vaterland lieben und achtzig Jahr dabei alt werden und es nie gewusst haben; aber man muss dann auch zu Hause geblieben sein.“

Ein politisches Martyrium war freilich Heine's Sache nicht; dazu fehlte ihm vor allem die Festigkeit und Energie des Charak-

ters und daran hinderte ihn vor allem seine überwiegend skeptische Natur. Er konnte nicht in Reih und Glied stehen, weil er beständig zwischen Extremen hin und her schwankte und weil ihm damals schon der Glaube fehlte, der Glaube an ein religiöses oder politisches Dogma, an die Menschheit und zumeist auch an sich selbst. „Genialität und Tugend", sagte er einmal von sich mit richtiger Selbsterkenntnis, „leben in beständigem Hader und kehren sich manchmal verdrießlich den Rücken."

Bei einer solchen Lebensanschauung konnten ihm jene starren Republikaner, deren einziges Verdienst ihre Tugend war und die sich wohl auch mit derselben brüsteten, nur wenig imponieren. Es ist erklärlich, dass er deßhalb die Kreise der deutschen Emigranten, die er in der ersten Zeit seines Pariser Aufenthalts hier und da besuchte, fortan mied — abgesehen davon, dass aus diesen Kreisen zu häufig Ansprüche an seine Kasse gestellt wurden, die er nicht mehr erfüllen mochte — und ebenso erklärlich, daß diese in Gesprächen, Briefen und Aufsätzen aus Paris den Dichter nicht eben freundlich behandelten und seine liberalen Gesinnungen in Frage stellten.

So von allen Seiten verkannt und zurückgewiesen, angefeindet und verdächtigt, hatte Heine keinen anderen Ausweg, als den, sich in Frankreich ein Publikum und eine Stellung zu erwerben. Das reiche politische und literarische Leben, das sich damals in Paris entwickelte, übte zudem einen großen Reiz auf den Dichter aus und fesselte ihn mächtig. Es ist merkwürdig, dass bei Heine schon damals das politische Interesse hinter dem sozialen zurücktrat und dass dieses letztere ihn unaufhörlich beschäftigte. Sein Scharfblick sah und erkannte das drohende Gespenst ja schon lange bevor es auf die Weltbühne trat, und seiner Phantasie wie seinem Herzen eröffneten alle Versuche zur Lösung der großen Suppenfrage der Menschheit eine weite und glänzende Perspective. Was Wunder, daß Heine sich deßhalb mit allem Eifer und glühender Begeisterung vor allem einer Bewegung anschloss, die sich kein geringeres Ziel steckte, als das Weltelend aufzuheben — dem St. Simonismus!

Claude Henri de St. Simon war der Begründer dieser neuen Sekte; er kam aus der Schule des Philosophen d'Alembert und vereinigte mit den philosophischen Doctrinen des achtzehnten Jahrhunderts die sozialen Reformen des neunzehnten Jahrhunderts. Er hielt die Aufgabe für lösbar, das Entwicklungsgesetz der Menschheit nach bestimmten Normen festzustellen und auf Grund dieser eine Reform der europäischen Gesellschaft anzubahnen. Wenn das Christenthum es als seine Hauptaufgabe betrachtete, den Einzelnen moralisch zu retten, wenn das achtzehnte Jahrhundert und die große Revolution ihr Ziel darin suchten, das Individuum politisch zu befreien, so ging das Streben des Grafen St. Simon dahin, eine neue Lehre zu begründen, die die Gesammtheit aus den Fesseln des alten Glaubens und aus den Banden einer verrotteten Welt-

anschauung vollständig befreien und durch neue Lebensformen verjüngen sollte. In den „Lettres d'un habitant de Genève à ses contemporains“ (Genf 1803) trat er zuerst mit diesen originellen Ideen auf, durch eine neue Wissenschaft, die in der zukünftigen Gesellschaftsorganisation die Stelle des Glaubens vertreten sollte und die er den Physicismus nannte, alte Verhältnisse der menschlichen Gesellschaft zu regeln. Diesen Grundgedanken entlehnte später sein Schüler August Comte, nur daß er diese Wissenschaft Positivismus nannte. Die Fundamentallehren St. Simon's und Comte's bilden den Untergrund des nationalökonomischen Systems, das in neuerer Zeit John Stuart Mill in so klarer Weise ausgeführt hat.

Den Bestrebungen und Ideen des Meisters fehlte allerdings diese Klarheit und der strenge, nüchterne Geist, der seine Schüler auszeichnete; dafür sind sie aber ausgezeichnet durch eine Fülle neuer und weltbewegender Ideen und durch eine leidenschaftliche Begeisterung für dieselben. Kein Wunder, daß deßhalb die neue Lehre viele Schüler anzog und eine große Überlegenheit über alle anderen sozialen Reformversuche jener Zeit erlangte. Die Lehre St. Simons: „Ich schreibe für die Industriellen gegen die Höflinge und Adligen, d. h. ich schreibe für die Bienen gegen die Hummeln“, fiel wie ein Blitzstrahl in die junge Generation, deren Begeisterung durch das letzte Werk des Meisters „Nouveau christianisme“ womöglich noch gesteigert wurde. St. Simon begnügte sich nicht mit der neuen „Einrichtung von Wissenschaft und Gewerbe“, er wollte auch eine neue Religion gründen. Das Christenthum, dessen göttliche Stiftung anzuerkennen sei, habe sich ausgelebt, und auf seinen Trümmern müsse die neue Religion der Humanität und der Menschenliebe begründet werden. Allerdings hatte das alte Christenthum gleichfalls die Nächstenliebe gelehrt, aber es sei im Laufe der Jahrhunderte entstellt und verändert worden; sowohl durch das Papstthum wie durch den Protestantismus. Die neue Religion soll ein geeinigtes Christenthum darstellen, dessen positive Grundlage jenes Gebot der Menschenliebe bilden mußte, welches das Prinzip der Gleichheit im sozialen Leben enthalte. Am 19. Mai 1825 starb St. Simon zu Paris; „die Religion kann nicht von der Erde verschwinden“, rief er noch vor seinem Tode seinem treuesten Apostel zu. „Sie verändert sich nur Vergeßt es nicht, Rodrigues, und erinnert Euch, daß zur Verrichtung großer Dinge die Leidenschaft nothwendig ist.“

Wie die alten Apostel begannen nun auch die Jünger des neuen Christenthums predigend zu reisen. Barthélemy Prosper Enfantin und Saint-Amand Bazard wurden nun die Führer der neuen Lehre und die „Exposition de la doctrine de Saint Simon“ bildete das Evangelium für die Anhänger dieses Glaubens.

Enfantin selbst gehörte einer Finanzfamilie an und war vorher als Commis in einem Bankgeschäft angestellt gewesen. Er

vereinigte praktischen Sinn und eine große Leidenschaft in seltener Harmonie. Eine ganz besondere Anziehungskraft übte er auf Jünglinge und Frauen aus. Schaarenweise strömte die Menge nach der rue Taranne, wo ein Kollegium der neuen Schule errichtet worden war, in dem Enfantin und Bazard ihre zündenden Vorträge hielten. Einen noch größeren Aufschwung nahm die Schule nach der Julirevolution, deren Erfolge der schlaue Apostel natürlich für sich ausbeutete; inmitten der politischen Stürme hatte Enfantin ein Manifest erlassen, in welchem er die Abschaffung des Erbrechts und die Befreiung des Weibes verlangte; der Saal in der rue Taranne wurde bald zu eng, es wurden also drei andere Hörsäle eröffnet und eine förmliche Hierarchie eingerichtet. Enfantin und Bazard waren die Hohenpriester, die den „obersten Vater" in zwei Personen darstellten; neben ihnen stand „das Kollegium der Väter" oder Apostel, denen sich die Schüler ersten, zweiten und dritten Grades, sowie die Novizen, „Besucher" genannt, anschlossen. Bald darauf jedoch wurde die Verfassung geändert: Aus der Lehre wurde eine Religion, aus der Schule eine Familie, in der die Idee der Gütergemeinschaft in Theorie und Praxis ausgeführt wurde. Ein gemeinsamer Haushalt fand statt; eine große Anzahl von Werkstätten wurde allmählig errichtet, in denen sich gegen viertausend Arbeiter einfanden. In fünf St. Simonistischen Schulen wurde die Erziehung nach Neigung und Talent geleitet. Mitte des Jahres zählte die neue Religion über 40.000 Gläubige.

Die beiden Hauptdogmen der „Familie" waren damals die Abschaffung des Erbrechts und die Emancipation der Frau. Später trat dann noch als dritter Glaubenssatz das Dogma von der Wiederherstellung des Fleisches hinzu, welches dann freilich die ganze Kirche sofort ihrer raschen Auflösung entgegenführte.

Die Gleichheit, welche das Christenthum lehre, so verkündigte Enfantin, müsse nicht erst im Himmel, sondern schon hier auf Erden ausgeführt werden; daß die Erde aber nicht unter der Herrschaft des Bösen bleibe, sondern unter die des Guten komme, das könne nur durch Rehabilitation des Fleisches erreicht werden. Das Christenthum hatte das Fleisch verdammt und sich dadurch der Welt entfremdet, in der deßhalb das Böse zur Herrschaft gekommen sei. In prophetischen Visionen, in phantastischen Predigten, in begeisterten Aufsätzen wurde dieses verhängnisvolle Dogma gelehrt; „man würde Männer und Frauen sehen," verkündete ein kühner Apostel, „die in einer ungenannten Liebe geeint wären, in einer Liebe, die weder Erkaltung noch Eifersucht kenne; Männer und Frauen, die sich Mehreren hingäben, ohne je aufzuhören einander anzugehören, und deren Liebe im Gegentheil wie ein göttliches Gastmahl wäre, das an Pracht zunähme, je größer die Zahl und die Auswahl der Gäste." Als aber diese Lehre thatsächlich zur Ausführung gebracht werden sollte, zumal als des

„Vaters“ Bazard eigene Frau mit ins Spiel kam, da entstanden heftige Debatten und Zwistigkeiten, die endlich eine offene Spaltung und das Einschreiten der Staatsbehörde zur Folge hatten. Die Gläubigen wurden aus ihrer Kirche vertrieben, weil sie öffentlichen Anstoß gaben, ihre Papiere mit Beschlag belegt und die „Väter“ ins Verhör genommen.

Am 27. August 1832 erschienen die in phantastischer Ordenstracht gekleideten „Brüder in Saint Simon“ in feierlichem Aufzuge vor den Assisen. Trotz ihrer emphatischen Vertheidigung wurden die drei Häupter Enfantin, Chevalier und Duveyrier zu einem Jahr Gefängnis, Barrault und Rodrigues zu 50 Francs Geldstrafe verurtheilt und die Familie musste sich auflösen.

Der St. Simonismus selbst hatte die gerichtliche Verurtheilung nicht überlebt, aber das Grundprinzip der sozialen Frage war nun einmal aufgeworfen.

Schon aus dieser flüchtigen Darstellung der Geschichte des St. Simonismus und seiner Lehren werden die Beziehungen und Interessen Heine's zu dieser Bewegung sich von selbst erkennen lassen. So lange der St. Simonismus eine Schule war, nahm Heine den regsten Antheil an seiner Entwicklung; erst als er sich zu einer Sekte herausbildete, trennten sich seine Wege von denen der „Väter“, die meist auch seine Freunde waren. Vor Allem war es der Grundgedanke Saint Simons, der Aufbau einer neuen pantheistischen Humanitätsreligion an Stelle des abgelebten Christenthums, der Heine's innigste Sympathie fand und dem er in seinen Schriften wiederholt, fast in demselben Gedankengang, begeisterten und beredten Ausdruck gab. Der politische Theil, die Lehre vom Eigenthum, schien ihm verbesserungsbedürftig, wie er in einem Schreiben an Varnhagen unumwunden erklärte. Ihn interessierten vor Allem die religiösen Ideen der Schule, „die nur ausgesprochen zu werden brauchten, um früh oder spät ins Leben zu treten.“ Selbst als der St. Simonismus bereits öffentlich verurtheilt war, bekundete Heine mit wahrem Freimuth seine Sympathien für denselben, insbesondere für Prosper Enfantin, den er für „den bedeutendsten Geist der Gegenwart“ hielt.

Liest man die Angriffe, welche Heine gegen das Christenthum erhebt, so wird man in ihnen ein getreues Echo der Lehren Saint Simon's und Enfantin's erkennen; nur dass den Dichter seine Abneigung gegen die christliche Weltanschauung viel weiter trieb. Man darf aber, wenn man die Stellung Heine's zum Christenthum mit Recht verurtheilt, den mildernden Umstand nicht übersehen, dass die Anschauungen und Lehren, denen sein Hass entsprang, damals auf der Straße gepredigt wurden und in der Luft der Zeit lagen.

Es ist ja überaus interessant zu beobachten, welche merkwürdige Wanderung diese Ideen zurückgelegt haben. Den pantheistischen Gottesbegriff Spinoza's hatte sich d'Alembert zuerst

angeeignet; von diesem empfing ihn St. Simon und vererbte ihn auf seine Schule mehr in praktischer Richtung, indess er sich in Deutschland bei Goethe, Schelling und ihren Nachfolgern in rein theoretischer und ästhetischer Richtung fortentwickelte. Mitten zwischen diesen beiden Richtungen, „an der intellectuellen Grenze zweier Nationen“ stand Heine und suchte beide Gedankenströme zu vereinigen. So wurde er der große Vermittler von Ideen und Gedanken, die zwei mächtige geistig und sozial arbeitende Nationen ihm darboten. Er erklärte den Deutschen die Lehre des St. Simonismus und verrieth ihnen das große Geheimnis der sozialen Frage; den Franzosen verkündigte er die Botschaft des deutschen Geistes, der deutschen Poesie und das nicht minder wichtige Geheimnis der deutschen Philosophie.

Hauptsächlich auf Anregung Enfantin's und Chevalier's schrieb Heine seine Aufsätze über die Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland und deshalb widmete er auch die erste Auflage seines Buches „De l'Allemagne“ dem Vater Enfantin.

Man muss bedenken, dass die Sache, der sich Heine mit solcher Begeisterung anschloss, damals bereits ein wenig der Lächerlichkeit preisgegeben war, um sowohl den Muth Heine's zu würdigen, als die Begeisterung, mit der die Häupter der Kirche den neuen Bundesgenossen begrüßten. In einem ebenso phantastischen als schwülstigen und sehr ausführlichen Schreiben, das aber für die Beziehungen Heine's zum St. Simonismus sehr charakteristisch ist, sprach Enfantin seinen begeisterten Dank für Heine's Widmung aus.

Indess brachte dieser umfangreiche Brief gerade die entgegengesetzte Wirkung hervor; er weckte Heine's Spottlust und machte ihm die Bundesgenossenschaft mit den St. Simonisten, deren schwülstige Theorien zu ihrer späteren praktischen Lebensführung gar nicht passten, unmöglich. Die ferneren Auflagen seines Buches „De l'Allemagne“ enthalten nicht mehr die Widmung an Prosper Enfantin, sondern eine neue Vorrede, in der Heine der Thatsache Ausdruck giebt, dass sich die Dinge inzwischen wesentlich verändert hätten. Die Märtyrer von ehedem würden jetzt weder verhöhnt noch verfolgt; sie trügen auch nicht mehr das Kreuz, höchstens etwa das Kreuz der Ehrenlegion, sie durchliefen nicht mehr barfuß die Wüsten Arabiens wie einst Enfantin, um dort das freie Weib zu suchen — sie hätten sich vielmehr bei ihrer Rückkehr aus dem Orient gutbürgerlich verheiratet, und seien Bankgründer oder Eisenbahndirektoren geworden.

Im Hinblick auf die Endziele der Apostel des neuen Christenthums war der Spott Heine's vollauf berechtigt. Als Heine einige Jahre später dem berühmten Musiker Franz Liszt, mit dem ihn eine innige Freundschaft verknüpfte, in einer seltsamen Anwandlung Vorwürfe wegen eines „schlechtsitzenden Charakters“ machte, da erinnerte ihn dieser in einem sehr interessanten Schrei-

ben an seine eigenen Wandlungen und Wanderungen mit den St. Simonisten. Es ist wichtig, zu konstatieren, dass auch Liszt in diesem Schreiben die „ernste Intention“ Heine's anerkennt und würdigt, einer Überzeugung, die „alle reizenden Scherze durchdringt“ und ihn gegen seinen Willen zu einer ernsten Antwort veranlasst, und dass er Heine freudig von Denjenigen ausschließt, „welche in ihrem Egoismus „gut sitzen“, welche die Augen ihres Herzens und Verstandes schließen und nur ihrem Gaumen und Magen zu leben scheinen“.

Liszt beurtheilte also damals schon Heine's Intentionen und Überzeugungen richtiger, als seine deutschen Kollegen, die ihm den Vorwurf der Spekulation auf die Lorbeeren Voltaires machten. Als Alexander Dumas (Vater) hörte, dass Heine in Deutschland nicht gebührend gewürdigt werde, rief er aus: „Wenn Deutschland von Heine nichts wissen will, so adoptieren wir ihn gern als den Unsern; aber Heine liebt Deutschland leider mehr, als dasselbe es verdient.“ Und so war es auch. Er vertheidigte den Franzosen gegenüber Deutschland stets auf das Lebhafteste und Wärmste und seine Betheiligung an der französischen Literatur entsprang zunächst aus dem Wunsche, der Vermittler deutschen Geistes in Frankreich zu werden. Den ersten Anlass hierzu bot ihm der Antrag eines französischen Schriftstellers, Loeve-Weimars, einen Theil der „Reisebilder“ in französischer Übersetzung zu publicieren. Heine erklärte sich um so freudiger dazu bereit, als dieser Antrag ja mit seinen eigenen Wünschen zusammentraf und da der Moment für ein solches Unternehmen damals besonders günstig schien. Stand ja doch zu jener Zeit die neufranzösische Romantik in ihrer vollsten Blüthe und ihre philosophische wie dichterische Entwickelung hatte etwas von dem Sturm und Drang an sich, der auch in der jungen Generation deutscher Schriftsteller wogte. Mit der deutschen Romantik hatte die neufranzösische aber nur eine geringe Ähnlichkeit, insofern sie gleichfalls eine Revolution gegen den Classicismus des vorigen Jahrhunderts bedeutete.

Und in diesem günstigen Lichte sah wohl auch Heine jene literarische Bewegung an, deren Grundideen und Ziele soviel Gemeinsames mit seinen eigenen Ideen und Tendenzen hatte. Der revolutionäre Trieb, der den Krieg gegen das Christenthum aufnehmen, der alles Überkommene in Moral und Sitte vernichten und alle poetischen Traditionen zerstören wollte, musste Heine besonders sympathisch sein. Und nicht minder sympathisch musste ihm der positive Theil des Programms der neuen Schule sein, der eine neue Religion der Kunst und der Freiheit verhieß. Dazu kam noch, dass die ganze geistige Strömung jener Epoche mittelbar von Deutschland ausging und sich an verwandte Bestrebungen in Deutschland anlehnte. „Hundert fleißige Hände waren damals bemüht, Fenster in die Außenwände zu brechen, welche den Fran-

zosen seit zwei Jahrhunderten alles poetische Leben des Auslandes verbargen." Durch all diese Öffnungen drangen natürlich auch Übersetzungen und Bearbeitungen deutscher dichterischer und philosophischer Werke ein. Durch Madame de Staël und Benjamin Constant wurde die Verbindung mit Deutschland angebahnt und die Generation von 1830 begann vor den nordischen Barbaren einigen Respect zu erhalten. Fast mit allen Männern jener neuen Schule kam Heine in persönliche und literarische Beziehungen. Zu ihnen gehörten Victor Hugo, Alfred de Vigny, A. Barbier, A. Dumas, Sainte-Beuve, Prosper Merimée, Balzac, George Sand, Eugen Sue, J. Janin, Michelet, Mignet, Thiers, Quinet, Berlioz, Halevy, Adam, Robert, de la Roche u. A. Und dazu waren auch die etwas älteren Alfred de Musset, Emil Girardin, Louis Blanc, J. Sandeau, Theophil Gautier, Gerhard de Nerval, Alphonse Karr u. A. zu rechnen, welche an jener mächtigen Bewegung Theil nahmen, der sich auch Heine mit voller Begeisterung anschloß, so weit sie seinen eigenen Idealen und Anschauungen entsprach.

Es mußte daher für ihn von besonderem Werthe sein, seine Werke jener stürmenden Generation vorführen zu können. Und in der That erregte der deutsche Poet mit seiner „Harzreise", dem Buch „Le Grand" und den „Bädern von Lucca" großes Aufsehen, als diese Schriften in einer guten französischen Übersetzung, freilich nur auszugsweise, in der „Revue de deux mondes" erschienen.

Noch größere Bedeutung gewann Heine, als im April 1833 der Verleger der ganzen neu-französischen Romantik, Eugene Renduel, eine Übersetzung seines Buches „Französische Zustände" herausgab. Man fing nun an, auch in weiteren Kreisen dem deutschen Dichter Beachtung zu schenken, man beurtheilte und bekämpfte seine Ansichten und stellte ihn neben die beiden deutschen Dichter, die im jungen Frankreich am bekanntesten waren — neben Goethe und E. T. A. Hoffmann.

Natürlich beeilten sich die großen Journale und Zeitschriften, einen so originellen Schriftsteller als Mitarbeiter zu gewinnen, und der Herausgeber eines großen neuzubegründenden Blattes, der „Europe littéraire" wußte durch bedeutende Honoraranerbietungen ihn an sein Unternehmen zu fesseln. Er veranlaßte Heine, eine Reihe von zusammenhängenden Essays über die neuere deutsche Literatur für jenes Blatt zu schreiben und Heine kam dieser Aufforderung um so bereitwilliger nach, als sich ihm dadurch willkommene Gelegenheit bot, sein „Programm der neuen Literatur" aufzustellen und die literarische Vermittlung zwischen Deutschland und Frankreich anzubahnen. Selbstverständlich gab er diese Aufsätze zugleich auch in deutscher Sprache heraus, da sie ja für Deutschland nicht weniger als für Frankreich berechnet waren.

Der Erfolg, den diese Aufklärungen über die deutsche Literatur in allen gebildeten Kreisen von Paris hatten, veranlaßte Heine

schon im nächsten Jahre wiederum eine Reihe von Aufsätzen über die Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland für die „Revue de deux mondes“ zu schreiben, die noch ein ungleich größeres Aufsehen als jene erste Artikelserie erregten.. Zu gleicher Zeit erschien bei Eugene Renduel eine vollständige französische Übersetzung der „Reisebilder“. Die maßgebende französische Kritik beurtheilte die neue und originelle Erscheinung in eingehender und vorurtheilsloser Weise; dass sie Heine „den witzigsten Franzosen seit Voltaire“ nannte, war ebenso begreiflich wie verzeihlich. Aber man kann wohl sagen, dass der Name des deutschen Dichters seit jenen Veröffentlichungen, die Heine im Jahre 1835 unter dem Titel „De l'Allemagne“ herausgab, genannt wurde, wenn man die Besten der jungen Generation poetischer Stürmer nannte. Der „Dichter des Mondes und der Tanne“ erregte in den Salons der jungen französischen Literatur gerechtes Aufsehen und wurde dort als Poet wie als Philosoph in begeisterten Dithyramben gefeiert.

Mit einer seltenen Einstimmigkeit haben dagegen fast alle deutschen Beurtheiler und Kritiker dieser Schriften Heine's über die Geschichte der Religion, der Philosophie und schönen Literatur in Deutschland den Mangel gründlicher Kenntnisse und aller wissenschaftlichen Vorbedingungen hervorgehoben und dem Dichter im günstigsten Falle zugegeben, dass er „mit einem wunderbaren Instinct“ da das Richtige treffe, „wo die bloße Gelehrsamkeit fehlgegangen wäre.“ Indess dürfte dies doch nicht so unbedingt zuzugeben sein. Heine hat, so berichten die glaubwürdigsten Freunde, viel mehr gelesen und studiert, als seine Kritiker annehmen möchten; namentlich in seinen Studienjahren widmete er sich zeitweise mit regem Eifer wissenschaftlichen Forschungen und seine große Begabung, sein rasches Erfassen der schwierigsten Materien ermöglichte ihm ein ungleich besseres und eindringlicheres Verständnis wissenschaftlicher Grundgedanken, als vielen seiner Studiengenossen. Man kann höchstens mit Berechtigung sagen, dass er keine dieser Disciplinen vollständig beherrschte, trotzdem aber intuitiv über die bedeutsamsten Fragen philosophischer Erkenntnis schärfer und richtiger geurtheilt hat, als manche grundgelehrte Schulphilosophen. Die Zunftgelehrsamkeit warf ihm allerdings vor, dass seine Unkenntnis in diesen Fragen „ebenso auffallend als beleidigend sei, da er mit ebenso großer Bonhommie und Zuversicht sein Urtheil über das abgiebt, was er nicht weiß, als über das, was er weiß.“

Eine Geschichte der Philosophie zu schreiben, lag freilich nicht in Heine's Plan; er wäre dazu wohl auch nicht fähig gewesen. Was er beabsichtigte, war: den Franzosen, welche keine, oder doch wenigstens keine genaue Kenntnis von dem philosophischen Entwicklungsgang des deutschen Geistes hatten, diesen in einer Weise zu schildern, dass sie dadurch ein intimeres Verständnis für das

geistige Leben Deutschlands erlangen sollten. Dazu war kein Anderer so berufen wie Heine.

Heine sieht in der ganzen philosophischen Entwicklung Deutschlands von Kant, bis auf die neue Zeit, einen fortdauernden Krieg gegen den Glauben. Das ist das Grundmotiv seiner Darstellung, die allerdings dadurch eine gewisse Einseitigkeit erhält. Es fehlt ihr das positive Element der deutschen Philosophie, und es ist die Absicht zu leicht erkennbar, vergangene Perioden zur Folie moderner Zeittendenzen zu machen.

Er beginnt damit, die Idee des Christenthums ausführlich zu besprechen, wie sie sich historisch gebildet, von den ersten Jahrhunderten nach Christi Geburt an, bis zur Reformation. Es war dies keine leichte Aufgabe. Galt es doch zunächst, die Ausdrücke einer Schulsprache zu vermeiden, die den Franzosen gänzlich unbekannt war. Und Heine gestand in der deutschen Ausgabe seines Buches mit seltenem Freimuth ein, daß er „weder die Subtilitäten der Theologie, noch die der Metaphysik so tief ergründet habe", als daß er im Stande wäre, dieselben nach den Bedürfnissen des französischen Publikums klar und kurz darzustellen. Aber er durfte den großen deutschen Philosophen gegenüber, die über den dürftigen Zuschnitt seines Buches vielleicht mitleidig lächelten, doch wohl in die Wagschale werfen, daß das Wenige, was er sagte, ganz klar und deutlich ausgedrückt war, „während ihre eigenen Werke zwar sehr gründlich, unermeßlich gründlich, sehr tiefsinnig, stupend tiefsinnig, aber ebenso unverständlich sind."

Die Darstellung, welche nun Heine vom Christenthum giebt, ist eine fast vollständige Interpretation St. Simonistischer Ideen und Theorien. Den ganzen religiösen Entwicklungsprozeß der Menschheit stellt er als einen Krieg zwischen Spiritualismus und Sensualismus dar.

Sehr bedeutend ist in dem Buche Heine's die Darstellung der Reformation und die Schilderung Luthers. Man muß bedenken, daß die Franzosen damals kaum noch ein Verständnis für die große Bedeutung dieses Weltereignisses hatten, um das Verdienst Heine's vollauf zu würdigen, der ihnen dasselbe in seiner ganzen Wichtigkeit erklärte.

Subjektiver gehalten ist die Darstellung Heine's von der großen philosophischen Revolution, die der religiösen Revolution folgte und die letzte Konsequenz des Protestantismus bildet. Die Lehren von Descartes, Cartesius, die große weltumfassende Bedeutung Spinoza's, die wechselvollen Schicksale der Leibnitz'schen Philosophie, die mystische Theosophie des Görlitzer Schusters Jakob Böhme, die Verdienste Christian Wolf's um die Einführung der deutschen Sprache in die Philosophie, der Rationalismus, Mendelsohn, Lessing und der kategorische Imperativ Kant's, waren nie vorher

glänzender und gemeinverständlicher dargestellt worden, in als dieser Schrift Heine's.

Auf durchaus sicheren Boden trat Heine, als er die Nachfolger des Königsberger Philosophen behandelte. Schon seine Darstellung der Philosophie Fichte's zeigt ein Abwenden von denjenigen Äußerlichkeiten, mit denen er seine Aufsätze zu schmücken glaubte, und ein tieferes Eingehen auf den Kern jener philosophischen Ideen. Die romantische Philosophie Schelling's führt Heine sehr richtig auf den Pantheismus Spinoza's zurück und mit der Darstellung der Lehre seines großen Meisters Hegel beschließt er seine Geschichte der philosophischen Revolution in Deutschland.

Man kann sich den Eindruck vergegenwärtigen, den eine solche Darstellung auf die Franzosen ausüben musste. Aber auch in Deutschland, wo man die Geschichte der philosophischen Bewegung doch genau kannte, fand das Buch reichen Anklang. Dieser rücksichtslose, leichtfertige, aber geistvolle und witzige Ton der Behandlung wissenschaftlicher Fragen war in Deutschland bisdahin etwas Unerhörtes, ein kühnes Wagnis, das nur das Gelingen rechtfertigte.

Mit ungleich größeren Prätensionen trat Heine's Buch „Zur Geschichte der neueren schönen Literatur in Deutschland", das er später selbst „die romantische Schule" nannte, auf. Es sei nöthig, so sagte er, nach Goethe's Tode dem deutschen Publikum, eine literarische Abrechnung zu schicken. Diese und zugleich ein neues Programm der Zukunft, sollte seine Schrift sein. Er fühlte die Verpflichtung, mehr als jeder Andere, eine derartige Abrechnung zu geben. Hatte er doch seine eigene Bedeutung wiederholt selbst dahin präcisiert, dass seine Poesie den Auflösungsprozess der Romantik und zugleich den Beginn einer neuen Kunstperiode enthalte.

Die deutsche Ausgabe des Buches wurde von der Censur in geradezu empörender Weise verstümmelt; Heine protestierte dagegen in der Allgemeinen Zeitung und provocierte eine Erwiderung Campe's, der jene Verstümmelung für das glorreiche Werk einer Behörde erklärte, die über alles Rügen erhaben ist. Heine schloss deßhalb die Vorrede seines Buches mit dem wehmüthigen Stoßseufzer: „Dem Mitleid der ewigen Götter empfehle ich das Heil des Vaterlandes und die schutzlosen Gedanken seiner Schriftsteller."

Über den Zweck seiner Schrift sprach sich Heine in der Einleitung zu derselben und in einer seinem französischen Publikum gegenüber nicht hoch genug anzuschlagenden Offenheit aus.

Auf diese Darlegung hin durfte er es wagen, eine Charakteristik jener großen literarischen Bewegung ihnen zu bieten, die mit der neufranzösischen Romantik wohl manche Berührungspunkte hatte, die wohl aus denselben Grundmotiven, einer Auflehnung gegen die klassische Periode, entsprungen war, deren Ziele aber himmelweit von einander verschieden waren. Selbst wenn man

der Arbeit Heine's jede innere Berechtigung abspricht, dass Eine muss man ihm zugestehen, dass er es wie kein Zweiter verstanden, den Franzosen das Wesen und die Bedeutung der deutschen Romantik in wahrhaft lichtvoller Weise klar zu machen.

Heine's Buch hat aber noch eine andere und viel weitere Bedeutung: es besitzt einen positiv literarhistorischen Werth und ist bis nun die geistvollste und klarste Darstellung der romantischen Schule, über die wir wohl ungleich gediegenere Monographien von Schmidt und Hettner, eine weitaus gründlichere von R. Haym, aber keine Darlegnng der Gründe und Ziele jener eigenartigen Bewegung haben, die in so genialer Weise das Wesen der romantischen Schule blitzhell erleuchtet.

Aber auch für diese Arbeit reicht der Instinct oder die Intuition keineswegs aus. Es gehörten dazu eingehende Studien, die Heine schon auf der Universität begann und während seines späteren Hamburger Lebens eifrig betrieb. Eine Reihe kleiner unt ziemlich nebensächlicher Irrthümer vermag ihren Werth nicht zu verkleinern und muss auf Rechnung des Umstandes geschrieben werden, dass der Dichter während seiner Arbeit in Paris von den nöthigsten literarischen Hilfsmitteln entblößt war. Schon die Ausführungen im Beginne des Buches über die Kunst und Poesie des Mittelalters, weisen deutlich auf den Einfluss jener Studien hin, denen Heine in Bonn und Berlin mit allem Eifer obgelegen. Tief durchdacht und genial erfasst war die Bedeutung Lessing's für die neu-classische Poesie und wir glauben es dem Dichter gern, wenn er nebenher bekannt, dass Lessing in der ganzen Literaturgeschichte derjenige Schriftsteller sei, den er am meisten liebe. Lessing am nächsten stand ihm Herder.

Von besonderem Werth ist, trotz der einseitigen Auffassung, die Auseinandersetzung Heine's über die Verhältnisse, aus denen die romantische Schule entsprang; dagegen ist das, was er über das Verhältnis Goethe's zu den Romantikern sagt, falsch, wie mannigfache neuere Forschungen und Mittheilungen erwiesen haben. Überhaupt vermochte er in dieser Schrift zufolge des demokratischen Grundzugs, von dem dieselbe ausging, Goethe nicht in voller Weise gerecht zu werden.

Trotzdem war Heine ehrlich und klug genug, die Geringschätzung Goethe's zu Gunsten Schiller's, die ja auch heute noch nicht aufgehört hat, als thöricht und ungerecht anzuerkennen, und trotzdem huldigte er schließlich Goethe als dem Heros der modernen Poesie.

Minder gerecht und allzu herb ist die Beurtheilung August Wilhelm von Schlegel's. Für das Verständnis dieser Persönlichkeit fehlte Heine alles Maß und alle Schonung. Er wollte gegen den eigenen Lehrer unparteiisch sein und wurde ungerecht gegen ihn. Die Verdienste August Wilhelm von Schlegel's um die Wiedererweckung des deutschen Mittelalters, um die Übersetzung Shake-

speare's fanden bei Heine keine gerechte Würdigung, kaum eine flüchtige Erwähnung.

Recht unbarmherzig ging auch Heine mit den Philosophen der romantischen Schule ins Gericht. Vorab mit Schelling, der damals gerade in seine letzte Lebensphase getreten war und in die Schlingen der katholischen Propaganda sich verirrt hatte. Von Schelling führt Heine eine natürliche Ideenverbindung zu jenen beiden Dichtern der romantischen Schule, die unter dem Bann seiner Naturphilosophie standen, zu Novalis und Hoffmann. Was er von Beiden sagt, ist einfach vortrefflich und wahr.

Auch die Charakteristik Clemens Brentano's, mit dem übrigens Heine selbst oft verglichen wurde, ist vorzüglich. Natürlich würdigt Heine vor allem „Des Knaben Wunderhorn", jene bekannte Sammlung von Volksliedern, die Brentano mit Achim von Arnim zusammen herausgegeben.

Den Abschluss seiner Studie bildet eine begeisterte Dithyrambe auf Jean Paul, der ja zugleich mit der romantischen Schule aufgetreten, ohne mit ihr oder mit der Goethe'schen Kunstschule etwas Gemeinsames zu haben, „eben weil er im Gegensatz zu den beiden Schulen sich ganz seiner Zeit hingegeben und sein Herz ganz davon erfüllt war." Und dasselbe Streben, dieselbe Richtung findet Heine auch bei mehreren anderen jungen Schriftstellern, die ebenfalls keinen Unterschied machen wollen „zwischen Leben und Schreiben, die nimmermehr die Politik trennen wollen von Wissenschaft, Kunst und Religion, die zu gleicher Zeit Künstler, Tribune und Apostel sind", und die auf gleichem Wege zu gleichen Zielen wie er selbst, „das Ende der christlichen Fastenzeit und das neue Weltalter der Freude, die heitere Doctrin der Zukunft", predigen und verkünden — bei den Schriftstellern des „jungen Deutschland".

XII.

Die Wirkung, welche die französische Julirevolution auf Deutschland hervorbrachte, ist bereits wiederholt als eine mächtige und tief eingreifende geschildert worden. Mit einem Schlage war die Situation, in der sich das politische und literarische Leben befand, blitzartig erhellt und ein heftiger Windstoß brachte das stagnierende deutsche Leben in heftige Bewegung. Sofort waren auch die Apostel der neuen Weltordnung zur Stelle, die noch jeder sociale Wendepunkt in der Geschichte erstehen sah, um den aus Frankreich herübergekommenen Ideen und Theorien auch in Deutschland Eingang zu verschaffen.

Und auch in der Literatur erstand ein neues Geschlecht mit kühnen Ideen und reformatorischen Tendenzen — „das junge Deutschland". Die sociale Revolution in Frankreich, die Ideen des St. Simonismus und der Bildersturm der neu-französischen

Romantik auf der einen Seite, die philosophische Entwicklung in Deutschland bis zu Hegel und die freiheitliche Strömung im deutschen Volke auf der anderen Seite, bildeten den Anstoß zu dieser literarischen Bewegung, die sich gleichmäßig gegen die einseitige Classicität, wie gegen die einseitige Romantik und ihre Ideale von einer Restauration des Mittelalters wendete und eine moderne Literatur auf Grundlage der neuen Ideen schaffen wollte. Politik, Literatur und Philosophie sollten sich zu einem Ganzen vereinigen, das war das Losungswort jener Sturm- und Drangperiode, die ein neues Element in den Kreis der deutschen Literatur führte: den Journalismus.

Die Führer des „jungen Deutschland" waren allesammt Journalisten im Beginn ihrer Thätigkeit Sie hatten alle eine Tendenz im Auge, für die sie schrieben und kämpften. In Reisebriefen und Skizzen, in Plaudereien und Essays, in novellistischen wie in philosophischen Versuchen tritt stets das journalistische Element vorwiegend hervor. Auch standen sie Alle mehr oder minder unter dem Einflusse Heine's, nicht etwa in dem Sinne, daß Heine der Ausgangspunkt für alle ihre Bestrebungen gewesen oder daß er ihnen wesentlich neue Ideen zugeführt hätte, sondern durch die Art und Weise, wie er die Ideen Anderer in die Massen zu schleudern, wie er sie für seine Zwecke darzustellen und zu erweitern verstand, wie er so der unbestrittene Vermittler des großen Gedankenaustausches zwischen zwei hervorragenden Nationen wurde. In diesem Sinne stand das junge Deutschland ganz im Banne Heine's.

Auf philosophischem und politischem Gebiete gingen sie freilich über ihr Vorbild weit hinaus. Trotz aller Zerfahrenheit und Unklarheit hatten sie doch eine feste Tendenz, der sie willig Alles unterordneten, für die sie freudig und entschieden eintraten. Dadurch war ihr Auftreten von großer Wirkung. Ihre Blätter und Bücher wurden verboten, gerade dadurch aber destomehr gelesen und verbreitet; ihre Existenz wurde allenthalben gefährdet, ihr Name aber wurde bekannt und gefeiert. Es gelang den Regierungen nicht, ihre Ideen zu unterdrücken, weil dieselben zu mächtig im Bewußtsein der Zeit lebten und stets in neuen Formen zu Tage traten.

Die bedeutendsten Vertreter des jungen Deutschland waren Heinrich Laube, Karl Gutzkow, Ludolf Wienbarg, Theodor Mundt und Gustav Kühne. Am meisten unter dem Einflusse Heine's stand Heinrich Laube, der seit dem Jahre 1833 mit dem Dichter in eine lebhafte und freundliche Correspondenz getreten war. Mit einem burschikosen Naturell betrat er als ein kühner Fechter die Arena und trug die Fahne der Poesie des Fleisches dem „jungen Deutschland" voran. Er stürmte am kühnsten vorwärts, aber seine gesunde Natur reagierte zuerst gegen die Verirrungen der Genossen.

Der geistig bedeutendste Repräsentant des „jungen Deutsch-

land" war unstreitig Karl Gutzkow. In seinem ganzen Streben und Ringen charakterisiert er die Zeit und ihre Tendenzen am Treuesten, in seinem flüchtigen Haschen nach Idealen, in seiner unruhigen Beweglichkeit, in seiner merkwürdigen Produktivität, in seinem Kampf zwischen schwungvollem Pathos und zersetzendem Verstand, zwischen Theologie und Atheismus, zwischen Kritik und Produktion.

Gutzkow hatte sich auch am schnellsten von dem Einflusse Heine's befreit. Nur in den „Briefen eines Narren an eine Närrin" ahmte er Heine's Manier nach; schon die folgenden Veröffentlichungen zeigen ein durchaus selbständiges Auftreten, eine scharfe kritische Ader und ein seltenes Verständnis für die Bedürfnisse der Zeit. Dies erkannte auch vor allem Wolfgang Menzel, welcher Gutzkow für sein Literaturblatt zu gewinnen suchte.

Wolfgang Menzel war damals der kritische Dictator über Deutschlands schöne Literatur und er hatte den jungen Schriftsteller, der als Kritiker, ja noch mehr als Antikritiker angefangen hatte, von Berlin nach Stuttgart berufen, um ihn an seinem „Literaturblatt" zu beschäftigen. Aber schon im Winter des Jahres 1833 löste Gutzkow seine Beziehungen zu Menzel. Später plante Gutzkow mit Ludolf Wienbarg die Herausgabe einer Wochenschrift in großem Stil unter dem Titel „Deutsche Revue".

Der Mitherausgeber dieser Deutschen Revue, die nebenbei bemerkt, nicht zu Stande kam, Ludolf Wienbarg, war einer der originellsten Charakterköpfe des „jungen Deutschland". Er war der Ästhetiker der neuen Schule, der einzige, der sein System auf wissenschaftliche Grundlagen errichtete. Er schwärmte für ein „neues europäisches Griechenthum", das auf der harmonischen Vereinigung von Verstand und Sinnlichkeit beruhen sollte, und in dem „das Sinnliche durchgeistigter wie bei den Griechen, das Geistige durchsinnlichter wie bei den Christen", zur Erscheinung kommen sollte. Er gab ein vollständiges Programm der neuen Poesie und zeichnete ihr in kühnem Gedankenschwung ihre Bahnen vor.

Die Verwandtschaft mit der Romantik, welche das „junge Deutschland" nicht verleugnen konnte, zeigte sich am deutlichsten in Theodor Mundt. Er war der vornehmste Repräsentant der „Misch-Literatur", der belletristischen Wissenschaft und der „wissenschaftlich angeflogenen Belletristik", die in jener Übergangsepoche ihr Unwesen trieb. Er stellte sich kein geringeres Ziel, als die bisherige Trennung von Prosa und Poesie aufzuheben; daneben versuchte er, über den Beruf des freien Weibes mit der Dialektik Hegel's zu orakeln. Eine weittragende literarische Bedeutung hatte auch er ebensowenig wie der Vater des „jungen Deutschlands", als welcher Gustav Kühne genannt wird. Kühne hatte sich selbst den literarischen Gefährten angereiht und nahm ihnen gegenüber gewissermaßen die Rolle eines Correctors an. Er muthete sich zu, deren Einzelausfälle behüten, ihr Hervorspringen aus Reih und

Glied verhindern zu können." Vielleicht ihm allein war es durchaus um die Sache zu thun; aber seine Bemühungen hatten keinen Erfolg, denn Karl Gutzkow sprang von Anfang an allzu ungestüm aus der Linie heraus, um auf der Arena, ein waghalsiger Campeador, blutige Einzelgefechte zu liefern. In der Vorrede zu den von ihm neu herausgegebenen „Briefen Schleiermacher's über die Lucinde" kämpfte er mit einer Entschiedenheit für die freie Liebe und ein Leben ohne Gott, die Alles in den Schatten stellte, was das „junge Deutschland" bisher gewagt hatte. Noch viel stürmischer zog er gegen die Sitte der Gesellschaft in seinem berühmten Roman: „Wally, die Zweiflerin", zu Felde, der den Hauptsturm gegen das „junge Deutschland" heraufbeschwor. Der Roman selbst lehnt sich an die kurz vorher erschienene Novelle von George Sand „Lelia" an und war wohl hervorgerufen durch den tragischen Tod von Charlotte Stieglitz, deren heroischer, aber wahnbethörter Rettungsakt für das Wohl eines Anderen damals die Gemüther auf das Tiefste erregte. Auch Wally gab sich selbst den Tod, weil sie an der Menschheit verzweifelte.

Ein so starker Überschuss an Stimmung hätte, wie Gutzkow später selbst eingestand, von der Kritik im Vollgefühl ihrer kühleren Vernunft höchstens ausgelacht werden sollen. Statt dessen regte Wolfgang Menzel, den schon die Ankündigung der „Deutschen Revue" sehr erzürnt hatte, einen großen Sturm durch eine Kritik dieser „Wally" an, die am 11. September 1835 in seinem „Literaturblatt" erschien und ungemessenes Aufsehen hervorbrachte. Hätte Menzel seinen Kampf gegen Gutzkow nicht aus Feindschaft begonnen, indem er sein „Literaturblatt" durch die „Deutsche Revue" für gefährdet hielt, so hätte er viele andere Dichter und Schriftsteller, die er bisher verehrt und gelobt, mit in das Bereich seiner Anklage ziehen müssen, durch die er die „jeune Allemagne" als eine „Schule der frechsten Unsittlichkeit und raffiniertesten Lüge" den Regierungen preisgab und mit allen möglichen Anklagen überhäufte.

Die Anklage Menzel's wirkte, während die Vertheidigung Gutzkow's und seiner Genossen ungehört verhallte. Der Roman „Wally", der sich der endlich errungenen Freiheit bedient hatte, durch welche Bücher über zwanzig Bogen der Verpflichtung, sich censieren zu lassen, überhoben waren, wurde in Mannheim, dem Orte, wo dasselbe erschienen war, mit Beschlag belegt und hierauf überall confisciert. Überdies wurde Gutzkow und seinem Verleger der Prozess gemacht und zwar wie der badische Minister, Winter, Gutzkow selbst mittheilte, nur in Folge der Menzel'schen Kritik über das „junge Deutschland". Der Prozess endete mit der Verurtheilung Gutzkow's zu zehnwöchentlicher Gefängnisstrafe.

Damit aber war der Zorn Menzel's nicht beschwichtigt. Er setzte seine scharfen Angriffe so lange fort, bis endlich auch der

deutsche Bundestag die große Gefahr erkannte, welche für Thron und Altar aus den Schriften dieser jungen Schule erwuchs und sich in einer Sitzung vom 10. Dezember 1835 zu dem verhängnisvollen Entschluss aufraffte, das „junge Deutschland" zu vernichten.

Er begann nun eine Hetze gegen das „junge Deutschland", die in der ganzen neueren Geschichte kaum ihresgleichen hat. Ihre ganze literarische Thätigkeit wurde für die Zukunft in Acht und Bann gelegt, ihre Zeitschriften wurden verboten, sie selbst wurden von Stadt zu Stadt, von Land zu Land gehetzt und verfolgt. Natürlich entstanden unter den jungen Schriftstellern selbst gehässige Fehden; keiner wollte für den Andern verantwortlich sein und gerade diejenigen, welche mit besonderem Pathos ihre Mission übernommen hatten, verwahrten sich zuerst gegen die der Schule gemachten Vorwürfe und verließen am schnellsten die gefährliche Genossenschaft. Nur Gutzkow und Heine blieben der Fahne treu, trotzdem gerade sie durch den verhängnisvollen Bundestagsbeschluss in eine Lage gebracht worden waren, welche auf ihre ganzen Verhältnisse zerrüttend einwirken musste. Ja, man muss das Verhalten Heine's dem „jungen Deutschland" gegenüber, von dem ersten Moment an, wo diese Schule auftrat, bis zu ihrem Verschwinden als ein durchaus musterhaftes bezeichnen.

Schon in seiner Schrift „Die romantische Schule" hatte er diese Schriftsteller als die Apostel einer neuen Zeit begrüßt. Heinrich Laube gilt ihm als Schriftsteller von einer socialen Bedeutung für Deutschland, „deren ganzes Gewicht jetzt noch nicht ermessen werden kann."

Dasselbe Lob spendet Heine auch Gutzkow, dem er gleichfalls „die schönsten Eigenschaften der schaffenden Kunst und des urtheilenden Kunstsinns" zuerkennt und den anderen Autoren des jungen Deutschland, das ja nach dem eigenen Geständnisse Gutzkow's vollständig unter dem Eindrucke jener Ideen lebte, die Heine von Frankreich herüber in die Literatur der Deutschen geschleudert hatte.

Gegen Heine richteten sich deshalb auch zunächst die Angriffe Menzel's. Heine wurde auch zuerst von den Verfolgungen betroffen. Schon einen Tag nach dem Erlass jenes Bundestagsdekrets erließ die preußische Regierung ein Rescript, durch welches Heine's „romantische Schule" verboten und zugleich angeordnet wurde, „dass rücksichtlich der sämmtlichen künftigen literarischen Erzeugnisse des Heinrich Heine, welcher bereits zu verschiedenen Bücherverboten Veranlassung gegeben hat, und dessen bisher erschienene Schriften fast sämmtlich bedenklichen Inhalts sind, sie mögen erscheinen wo und in welcher Sprache es sei, dieselben Maßregeln eintreten sollen."

Aber Heine ließ sich nicht irre machen; er sah viel schärfer als seine Genossen; er erkannte die Gefahr, die der gemeinsamen Sache aus den Angriffen Menzel's erwuchs, aber er konnte sich trotzdem nicht entschließen, an den Ernst jener angedrohten Maßregeln zu

glauben. Ja er ließ sich sogar dazu bewegen, an den hohen Bundestag ein offenes Schreiben zu richten, in dem er um Zurücknahme jenes vernichtenden Beschlusses bat.

Wenn Heine glaubte, der Bundestag werde von seinem Schreiben tief gerührt sein, so war das wohl nur ein Scherz. Seine Hoffnung aber, dass die deutschen Staaten, Preußen „der Repräsentant der Intelligenz" voran, es sehr bald einsehen würden, „wie das Verbieten zukünftiger Bücher aufs Lächerlichste blamiert" und seine Zuversicht „zwar keinen Adlerorden, aber doch vernünftige Einsicht von Berlin zu erlangen", ging bald in Erfüllung. Schon am 16. Februar 1836 erließ die preußische Regierung ein Dekret, in dem sie erklärte, dass die Absicht der gegen Heine und die anderen Schriftsteller des „jungen Deutschland" ausgesprochenen Verbote nicht dahin gehe, „die Benannten von jeder schriftstellerischen Thätigkeit abzuhalten. Denselben könne vielmehr nachgegeben werden, ihre literarischen Produkte auch ferner mit diesseitiger Censur unter ihrem Namen drucken und erscheinen zu lassen."

Gerade aber der Censur wollte Heine seine Schriften nicht unterwerfen. Seit Beginn seiner literarischen Laufbahn führte er ja beständig Krieg gegen die Censur und nun sollte er alle seine Schriften einem einzigen Censor, dem Hofrath John in Berlin, preisgeben. Er machte deßhalb Campe den Vorschlag, ein neues Buch als dritten Band des „Salon" herauszugeben, „als ob gar Nichts passiert sei." Er schlug dafür den Titel „Das stille Buch" vor, erklärte es aber als Hauptbedingung, daß dasselbe gar keiner Censur, und am allerwenigsten einer preußischen Censur unterworfen werde.

Als Campe trotzdem sein Buch der preußischen Censur auslieferte, benahm sich Heine sehr gut, indem er energisch sein Manuskript zurückverlangte.

Auf einen scharfen Brief hin, zog Campe das Manuskript zurück und dasselbe blieb in der That ein volles Jahr liegen, bis es endlich zum Druck gelangte. Natürlich wurde das Buch sofort nach seinem Erscheinen in Preußen verboten, trotzdem es nur die „Florentinischen Nächte" und die „Elementargeister" enthielt, in denen wenig gegen Politik und Religion zu finden war. Die Vorrede zu demselben, in welcher er Wolfgang Menzel vornahm, mußte als besondere Broschüre gedruckt werden. Diese beständigen Kämpfe mit der Censur drückten Heine förmlich nieder. Er mußte ruhig zusehen, wie seine besten Gedanken gemordet wurden und konnte ihnen nicht zu Hilfe eilen. Er, der sonst wie ein Mann gesprochen, „der den letzten Fetzen deutscher Geistesfreiheit vertrat", sollte nun lernen, mit halber Zunge zu stammeln und ein Versteckenspiel mit Worten und Gedanken zu treiben. „Ich habe in der letzten Zeit viele Tausende durch Unglück verloren," schreibt er an Campe, „und grämte mich um alles Geld nicht so sehr, als um jene Literaturschmerzen."

Hauptsächlich deßhalb fiel Heine auch mit einem solchen Ingrimm „über den Denuncianten" her, der diese ganze Misère verschuldet hatte. Und da Wolfgang Menzel, der ehedem ein guter Freund Heine's gewesen, durch seine in den Annalen der deutschen Literatur unerhörten Angriffe, jenes Interdikt verschuldet, so fühlte sich Heine genöthigt, ihn mit den schärfsten Waffen und nicht immer mit voller Berechtigung zurückzuweisen. Er hatte die bestimmte Absicht, den schwäbischen Moralisten, dem die Natur ein kritisches Talent und Cotta ein großes Blatt anvertraut hatte, durch die Anschuldigung der Feigheit auf die Mensur zu treiben. Freilich hatte Menzel bereits die Herausforderung Gutzkow's abgelehnt trotzdem hoffte Heine, daß derselbe doch auf die Mensur kommen werde und erklärte: „Ich werde mich diesmal mit dem größten Vergnügen schlagen; und ich versichere Sie, ich schieße nicht in die blaue Luft."

Am meisten erbitterte Heine die Teutomanie Menzel's, der beständig auf die Franzosen schimpfte und die Schriftsteller des jungen Deutschland für lauter Franzosen und Juden erklärte.

Es ist merkwürdig, wie Heine fast in prophetischer Ahnung es vorhersagte, daß jene Verdächtigungen noch lange fortdauern, während die Verfolgungen der Regierungen bald ihr Ende erreichen würden. Wie die Folge lehrt, hatte er Recht behalten: der Grundton der Verleumdung, aus dem jene Denunciationen hervorgingen, blieb an dem „jungen Deutschland" haften, während die Regierungen in ihrer Energie bald nachließen und eine nach der andern von ihren Maßregeln gegen das „junge Deutschland" aufhoben.

XII.

Die Poesie hat mehr Märtyrer gemacht als die Religion, sagte Heine einmal zu einem Freunde. Und er hatte ein Recht, dieses zu sagen. Denn von jenen Tagen der Reaktion an, die sich nach den Verfolgungen über das literarische und politische Deutschland verbreitete, wurde sein Lebensgang in der That ein wahres Martyrium. Die Stimmung in der Heimath hatte mit Bezug auf Heine einen bedenklichen Rückschlag erlitten; fast schien es, als hätte das Volk kein Verständnis mehr für den Dichter, dem es ein Jahrzehnt vorher so freudig zugejauchzt hatte. Als ein merkwürdiges Symptom dieser veränderten Richtung kann das Verhalten der „schwäbischen Schule" gegen Heine gelten. Auf den Vorschlag Chamisso's sollte ihrem Musenalmanach für das Jahr 1837 ein Porträt Heine's beigegeben werden. Darauf hin desertierte die gesammte schwäbische Schule. Heine benutzte allerdings diesen Schwabenstreich für ein echt humoristisches Capriccio „der Schwabenspiegel"; aber die Feindseligkeit der heimischen Dichter verletzte ihn doch und ließ einen tiefen Stachel in seiner Brust zurück.

Nicht minder erbitterten ihn die Angriffe der deutschen Kritik,

die wie auf ein Kommando auf Heine losmarschierte. Den Reigen eröffnete sein ältester Universitätsfreund, Jean Baptist Rousseau, ihm folgten viele Andere, die wie auf Verabredung in weitschweifigen Abhandlungen erklärten, es sei mit Heine's Poesie zu Ende. Den tiefsten Eindruck brachten aber auf ihn die scharfen Angriffe von Gustav Pfizer und Arnold Ruge hervor, dessen Abhandlung Heine als „Todtschlagkritik" ansah.

Dazu kamen noch andere Leiden, die dem Dichter das Unglück des Exils von Tag zu Tag fühlbar machten. Alle die zahlreichen Emigranten, die sich in Paris zusammengefunden hatten, sprachen zuerst bei Heine und Börne vor. Heine verhielt sich ihnen gegenüber ablehnend und wollte von ihren revolutionären Projekten nichts hören; Börne dagegen schürte das Feuer ihres Hasses gegen das Vaterland. Darauf fingen sie an, in ihren Berichten an deutsche Blätter, die abenteuerlichsten Gerüchte über Heine mitzutheilen. Schließlich sah er sich genöthigt, allen Deutschen seine Thüre zu verschließen, und eine Zeitlang sogar die Adresse seiner Wohnung geheim zu halten. Trotzdem ließ sich Heine nicht abhalten, viele dieser Emigranten mit Wohlthaten zu überhäufen.

Tröstlich allein waren inmitten so vieler Anfeindungen die Besuche, die Heine aus Deutschland empfing. Kaum ein hervorragender deutscher Literat konnte von einem Ausfluge nach Paris zurückkehren, ohne von allen Seiten gefragt zu werden, ob er Heine gesehen. Daher kam es auch, daß kein Schriftsteller in Paris anlangte, ohne ihn sofort aufzusuchen, einige Witzworte von ihm zu erhaschen und sie schwarz auf weiß nach Hause zu tragen. Daraus entstanden dann wieder viele Mißhelligkeiten, Mißverständnisse und neue Feindschaften. Von den Deutschen, deren Besuch Heine wahrhaft erfreute, seien nur die Dichter Franz Grillparzer, Anastasius Grün (Graf Anton Auersperg), Franz Dingelstedt, Georg Herwegh, dann der Fürst Pückler-Muskau, Adolf Stahr und Fanny Lewald, und vor allem Heinrich Laube genannt, dessen persönliche Bekanntschaft Heine im Sommer 1839 machte.

Die innigste Freundschaft verband Heine mit Heinrich Laube, der damals fast ein Jahr in Paris lebte. Laube führte ihm eines Tages auch einen armen deutschen Musiker zu, der sich in Paris eine Existenz gründen wollte. Derselbe hatte Heine's Lied von den „beiden Grenadieren" komponiert und wollte nun auch die Sage von dem fliegenden Holländer, wie sie Heine in den „Memoiren des Herrn von Schnabelewopski" poetisch bearbeitet hatte, für ein Opernsujet benutzen. Heine war ihm dabei mit Rath und That behilflich und in sieben Wochen wurde die Oper komponiert, die in Deutschland so großes Aufsehen und den Namen des Musikers rasch bekannt machte. Er hieß Richard Wagner. Fünfundzwanzig

Jahre später erklärte derselbe Musiker in einer kritischen Schrift: Heine sei nichts weiter wie ein politischer „Bänkelsänger" gewesen....

Je mehr sich aber die Verbindung Heine mit der Heimat theils durch die vielen Mißhelligkeiten und Anfeindungen, theils durch den Tod seiner besten Freunde lockerte, desto näher trat er den hervorragendsten französischen Schriftstellern, die damals fast sämmtlich mit ihm in intimen Verkehr traten. In den ersten Pariser Salons war der deutsche Dichter ein gern gesehener Gast. In den Salons der Frau Caroline Jaubert, die Heine 1835 kennen lernte und die ihm bis zum Tode innig befreundet blieb, und der durch ihre Schicksale bekannten italienischen Fürstin Belgiojoso, deren classische Schönheit Heine verehrte, traf er mit den bedeutendsten Schriftstellern, Künstlern und Akademikern häufig zusammen, und Frau Jaubert, die „kleine Gevatterin" Alfred de Musset's, weiß nicht genug von den Neckereien und Maliceen zu erzählen, mit denen der boshafte Dichter einmal Victor Cousin, ein ander Mal den armen Bellini verfolgte. Aber auch von seinen Leiden, von seinem ewigen Kopfweh und den mannigfachen Liebesnöthen weiß Frau Jaubert in ihren Erinnerungen Viel zu berichten. Denn mehr als alle Fürstinnen und Comtessen, Schriftsteller und Künstler fesselte ihn gerade in jener Zeit ein munteres Dorfkind aus der Normandie, das bestimmt war, entscheidend in sein Schicksal einzugreifen.

Sie stammte aus dem Weiler Vinot, im Gebiet der Seine und Marne, und war die natürliche Tochter eines sehr reichen und der besten Gesellschaft angehörenden Mannes. In ihrem fünfzehnten oder sechszehnten Lebensjahre verließ Mathilde Crescentia Mirat das Dorf und ging nach Paris zu einer ihrer Tanten, Madame Maurel, die dort in einem Durchgang in der Nähe des Justizpalastes einen Laden mit Schuhwaaren hatte, und die das hübsche junge Mädchen als Verkäuferin verwendete. Dort lernte sie Heine etwa im Oktober 1834 dadurch kennen, daß er bei Madame Maurel's Laden oft vorüberging. Man sah sich durch das Schaufenster an, man gab sich Zeichen. Oft, wenn die Tante es nicht bemerkte, ging das junge Mädchen vor die Thür. Bald entwickelte sich aus diesen kleinen Unterhaltungen ein regelrechtes Verhältnis. Es wurde beschlossen, daß Mathilde den Laden von Madame Maurel verlassen und nach Chaillot zu Madame Parte in Pension gehen sollte, damit sie etwas Erziehung erhielte; denn sie konnte weder lesen noch schreiben. Trotzdem beschäftigte und belustigte sie Heine vollauf, denn sie besaß den großen Vorzug einer gleichmäßigen angenehmen Heiterkeit.

Damals schrieb Heine an seinen Freund August Lewald: „Haben Sie das Hohelied des Königs Salomo gelesen? Nun so lesen Sie es nochmals, und Sie finden darin alles, was ich Ihnen sagen könnte."

Wenige Wochen später hatten sie eine gemeinsame Wohnung gemiethet, führten gemeinschaftlichen Haushalt und etablierten so eine jener ménages parisiens, für die Heine stets eine lebhafte Schwärmerei empfunden hatte, da er unter dem Worte „Weib" immer etwas anderes verstand als „eine durch Geldmäkler und Pfaffen angekuppelte Ehefrau." Mathilde war eine tüchtige Hausfrau geworden, „trotz ihrer tollen Laune", wie Heine versichert — „und unser Ehestand ist ebenso moralisch wie der beste in Krähwinkel."

Fragen wir uns nun, was den deutschen Dichter an die französische Grisette fesselte, so wird die Antwort hierauf nicht schwer fallen. Zunächst mag allerdings die äußere Erscheinung der graziösen Französin Heine gefesselt haben, dann aber und auf die Dauer zog ihn doch wohl mehr ihr Wesen an, ihre muntere Laune und Lachlust, ihre naive Unbefangenheit und ihre entzückende Unwissenheit. Nicht zum Wenigsten hat hier die Eitelkeit Heine mitgespielt; es schmeichelte ihm, „daſs die Bewunderung des Dichters nichts mit ihrer Liebe zu schaffen hatte," denn sie verstand kein deutsches Wort, außer etwa: „Nehme Sie Platz", und hatte keine blasse Ahnung davon, daſs ihr Geliebter ein großer Dichter sei. „Sie hat von mir nicht eine Silbe gelesen", erzählte er Frau Jaubert mit besonderem Behagen, „und sie weiß gar nicht, was ein Dichter eigentlich ist." „Wir leben eingezogen und so halb und halb glücklich", schreibt er an einen Freund im Oktober 1837, „diese Verbindung wird aber ein trübes Ende nehmen; es ist deſshalb heilsam, dergleichen vorher zu wissen, um nicht vom dunklen Augenblick bezwungen zu werden."

Solche Stimmungen traten indeſs nur dann ein, wenn sein körperliches Leiden, eine ökonomische Bedrängnis oder ein Anfall von Eifersucht ihm Miſsbehagen verursachte. Seine materielle Lage wurde durch diese Verbindung natürlich auch nicht glänzender. So einfach Heine auch lebte, er konnte doch nie zu einer behaglichen Existenz gelangen, weil weder er noch Mathilde haushälterisch mit dem Gelde umzugehen verstanden haben. Große Badereisen im Sommer, oftmaliger Wohnungswechsel im Winter und viele andere Ausgaben verschlangen seine nicht allzugroßen Einnahmen und brachten ihn in ewige Geldverlegenheiten. Durch die Bekanntschaft mit James von Rothschild und einigen andern deutschen Bankiers kam er sogar auf die Idee, sich in gewagte Börsenspekulationen einzulassen. Leider miſsglückten dieselben und Heine verlor nicht nur seine geringen Ersparnisse, sondern gerieth noch in Zahlungsverlegenheiten. Er wendete sich an den reichen Oheim mit der Bitte, ihm zu helfen, erhielt aber statt einer Unterstützung nur einen Brief voller Vorwürfe. Salomon Heine hatte seinem Neffen eine jährliche Rente von 4000 Franks ausgesetzt; darüber hinaus wollte er nicht gehen. Durch Max Heine kam schließlich eine

Versöhnung zu Stande und als der reiche Oheim im September des nächsten Jahres zu einer Hochzeit nach Paris kam, verkehrte er mit Heine und dessen Gattin sehr freundschaftlich und erhöhte die Jahresrente freiwillig auf 4800 Franks, mit dem Versprechen, daß die Hälfte dieser Rente, welche in monatlichen Raten von 400 Franks bei dem Pariser Bankhause Fould & Co. erhoben wurde, nach Heine's Tode auf seine Wittwe übergehen sollte.

Heine's Verhältnisse hatten sich in der Zwischenzeit aber immer mehr verschlechtert, da er gerade damals wenig arbeiten konnte und seine Einnahmen wenig mehr als 3000 Franks jährlich betrugen. Unter solchen Umständen griff Heine zu einem Hilfsmittel, das wohl geeignet ist, einen Makel auf seinen Charakter zu werfen. Er nahm bis zum Jahre 1848 eine jährliche Unterstützung von 4800 Franks von der französischen Regierung an. Heine nannte es „ein großes Almosen, welches das französische Volk an so viele tausende von Fremden spendete, die sich durch ihren Eifer für die Sache der Revolution mehr oder minder glorreich compromittiert hatten und an dem gastlichen Herde Frankreichs eine Freistätte suchten."

Man wird dieser milden Auffassung kaum beitreten können, wenn man bedenkt, daß Heine vorher die Regierung des Bürgerkönigs auf das Heftigste angegriffen hatte und daß er diese Angriffe von nun ab einstellte. Wenn es also eine Verleumdung war, zu behaupten, Heine werde für das bezahlt, was er schreibe, so war doch der Verdacht nicht unberechtigt, daß er für das bezahlt werde, was er nicht schreibe. Zur Vertheidigung des Dichters muß jedoch hervorgehoben werden, daß auf der Liste der Pensionäre der französischen Regierung, Flüchtlinge aus aller Herren Ländern sich befanden, hochklingende Namen von Baronen, Grafen, Fürsten, Generälen und Exministern, Priestern und Volksmännern, „eine Aristokratie von Berühmtheiten des Talents und des Unglücks."

Aber auch diese Pension reichte noch nicht aus, um die Schulden Heine's, welche die ansehnliche Höhe von 20,000 Franks erreicht hatten, zu decken. Erst als er durch einen neuen Vertrag mit Campe diesem für die gleiche Summe den Verlag seiner sämmtlicher Werke auf elf Jahre überließ, war er aus seinen Nöthen befreit und konnte sich wieder ungehindert seinem Schaffen und allerlei literarischen Projekten überlassen. Er wollte in Paris eine deutsche Zeitung gründen nnd ein vermögender Freund hatte sich bereit erklärt, das nöthige Kapital von 150.000 Franks herzugeben, wenn Heine die bestimmte Zusicherung erlangen konnte, daß man dieser neuen Zeitung in Deutschland ungehinderten Eingang gestatten werde. Man war jedoch in Berlin nicht geneigt, auf seine Pläne einzugehen und so unterblieb dieses Projekt.

Der Zusammenhang aller dieser Ereignisse, Zufälle und Stimmungen macht es begreiflich, daß Heine's poetische Schaffenskraft

allmälig erlahmte. Er selbst hatte nicht viel Vertrauen mehr zu seiner Poesie. „Mein Lebensalter ist den Versen nicht mehr günstig und verlangt Prosa.“ Die Prosa des vierten Salon-Bandes konnte allerdings die höchsten Erwartungen befriedigen. Der „Rabbi von Bacharach“ ist freilich nur ein Fragment, noch dazu ein zum Theil aus der Jugendzeit des Dichters stammendes, aber er bleibt doch die reifste und bedeutendste Prosaschöpfung des Dichters, ein Cabinetsstück der Erzählungskunst, ein schöner Torso, der das lebhafteste Bedauern darüber erweckt, dass es dem Künstler nicht vergönnt war, diesen Bau zu vollenden. Dasselbe kann man von den „Florentinischen Nächten“ sagen. Sie sind ein glänzendes Zeugnis dafür, dass die Flamme seines Genius noch nicht erloschen war, so laut und freudig seine Gegner dies auch verkündeten. Aber dass die Angriffe dieser Gegner viel dazu beitragen, jedes Aufleuchten dieser Flamme zu ersticken. ist leicht erklärlich. So redete und schrieb sich schließlich Heine immer mehr in eine Bitterkeit hinein, die ihn ringsumher nur eine Welt von Feinden sehen ließ. Als der schlimmste dieser Feinde erschien ihm aber Ludwig Börne.

Heine war mit Börne schon von Frankfurt aus befreundet und es schien, als sie beide in Paris zusammentrafen, dass sich ein herzliches Verhältnis zwischen ihnen entwickeln würde. Dem war jedoch nicht so.

Durch eifrige Zwischenträger wurden die Misshelligkeiten fortdauernd genährt und erweiterten sich schließlich zu einer kräftigen Feindschaft. Börne beschuldigte Heine der Apostasie, der Charakterlosigkeit; er erklärte öffentlich, es sei Heine ganz einerlei, ob er schreibe: die Republik ist die beste Staatsform oder die Monarchie. Er werde immer nur dasjenige Wort wählen, welches in dem Satze einen besseren Tonfall mache. Der ganze Ingrimm, der sich in Heine allmälig gesammelt hatte, kam zum Ausbruch, als Börne im Februar 1837 gestorben war. Er schrieb sein Buch über Börne und antwortete da erst auf dessen Angriffe mit einem Todtengericht, das den tiefen Gegensatz zwischen den beiden Naturen klar legte. Die Wirkung, die sich Heine aber von diesem Buche versprochen, blieb aus. Hätte Heine dasselbe bei Lebzeiten Börne's geschrieben, so wäre sein Buch noch zu rechtfertigen gewesen, so aber blieb es nur ein Denkmal seines persönlichen Hasses gegen Börne.

In späteren Jahren bereute er die Veröffentlichung dieser Schrift und wünschte oft, sie nicht geschrieben zu haben. „Du lieber Gott!“ sagte er einmal zu einem Freunde, „wer Bücher schreibt, schwebt immer in Gefahr, große Dummheiten zu begehen. Trotz alledem ist besagtes Buch lange nicht so schlecht, wie man in meinem lieben Vaterlande behauptet.“

Die ganze Angelegenheit hatte aber noch ein seltsames Nachspiel: Madame Strauß, die Freundin Börne's fühlte sich durch Heine's Publikation mit Recht empfindlich gekränkt und beleidigt.

Sie sandte ihren Gatten, Herrn Salomon Strauß, zu Heine. Dieser trat dem Dichter auf der Straße mit schmähenden Worten in den Weg und Heine gab dem aufgeregtem Manne die Adresse seiner Wohnung. mit dem Bescheid, dass „wenn man mit ihm zu sprechen habe, man wohl noch einige Wochen bis zu seiner Rückkehr warten könne.“ Darauf reiste Heine in das Pyrenäenbad Cauterets. Während seiner Abwesenheit wurde in den deutschen Zeitungen von feindseligem Correspondenten das Märchen verbreitet, er sei bei jener Begegnung von Herrn Strauß thätlich insultiert worden und habe darauf das Hasenpanier ergriffen. Dies verarlasste Heine sofort nach Paris zurückzukehren und Herrn Strauß durch seine Freunde Theophil Gautier und Alphons Royer eine Forderung zuzusenden. Nach langen Vorverhandlungen fand endlich am Morgen des 7. September 1841 das Duell im Thale von St Germain statt. Herr Strauß hatte den ersten Schuss; seine Kugel streifte jedoch nur das Portemonnaie Heine's, so dass einer der Sekundanten ausrief: „Das nennt man gut angelegtes Geld!“ Heine schoss in die Luft.

Mit einer Ehrenerklärung, die Heine der beleidigten Frau aus freien Stücken gab, endete diese Affaire, die jedoch nach einer andern Richtung hin entscheidenden Einfluss auf sein Leben übte. Heine wollte nicht, dass Mathilde im Falle seines Ablebens verlassen sei, und bemühte sich nun, für alle Fälle ihre Zukunft sicher zu stellen. Er betrieb zunächst mit großer Eile seine Heirat, welche am 30. August 1841 in der Kirche zu St. Sulpice von dem Abbé Barrande durch kirchliche Trauung vollzogen wurde.

Als Heine aus der Kirche kam, sagte er, sich den Schweiß von der Stirn wischend: „Ich verheirate mich bei 40 Grad Hundstagshitze; möge mich der allmächtige Gott stets bei gleich erhöhter Temperatur erhalten.“ Nach der Trauung fand ein Diner statt, zu welchem Heine jedoch nur diejenigen seiner Freunde eingeladen hatte. die in ähnlichen Ehebündnissen lebten, um sie durch sein Beispiel zu bewegen, auch diesen „allerletzten Schritt“ noch zu wagen.

XIV.

Man muss sich immer wieder den Gegensatz zwischen Heine und Börne in's Gedächtnis zurückrufen, zwischen dem politischen Radikalismus des Einen und den Welterlösungsideen des Anderen, um es zu begreifen, dass Heine dem freien Aufschwung der Geister im deutschen Vaterlande — etwa um das Jahr 1840, zur Zeit der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms IV. — fremd, ja fast feindselig gegenübergestanden. Nicht allein seine persönlichen Verhältnisse, die feindliche Gesinnung der deutschen Exulanten und der heimischen Schriftsteller war es, was die Erbitterung des Dichters

immer mehr steigerte, sondern vielmehr die innerste Überzeugung, daß diese neue politische Tendenzdichtung nur das Grab aller Poesie sei. Der französische Communismus Proudhon's imponierte dem Dichter viel mehr als die liberalen Bestrebungen deutscher Politiker und die Freiheitslieder deutscher Dichter.

Aber nicht nur der träumerische illusorische Zustand der damaligen deutschen Politik war es, was den Dichter in Harnisch brachte. Ein Höheres, das Höchste schien ihm gefährdet: die Poesie selbst. Es war ihm, als wollten die Dichter selbst gegen die Poesie, die Künstler gegen die Kunst sich empören. Nichts mehr von Zärtlichkeit und Liebe, von Schmerz und Freude, Lust und Qual, nichts mehr von Nachtigallensang und Rosenduft, von Lenzeswehen und Wintersöde, von Scheiden und Meiden und Wiedersehen. „Die Opposition verkaufte ihr Leder und ward Poesie. Die Musen bekamen die strenge Weisung, sich hinfüro nicht mehr müßig und leichtfertig umherzutreiben, sondern in vaterländischen Dienst zu treten."

Damals wie nie zuvor galt es die unveräußerlichen Rechte der Poesie zu vertreten. Und Heine schrieb seinen „Atta Troll", eine Apotheose der echten Poesie, eine Satyre auf den philosophischen Radikalismus, die politische Tendenzdichtung und die deutsche Kritik. Mit dieser Schöpfung beginnt eine zweite Periode in der Poesie Heine's, die aber leider nur von sehr kurzer Dauer war. Mit diesem Gedicht, das er „das letzte freie Waldlied der Romantik", den „Schwanengesang der untergehenden Periode" nannte, hatte der Dichter Abschied genommen von den romantischen Traditionen seiner Jugend. Die Dichtung, welche von den darin angegriffenen Tendenzbären damals furchtbar verhöhnt wurde, wird jetzt als eine der hervorragendsten Schöpfungen des Dichters, ja als ein Bild von Heine's Poesie überhaupt anerkannt. Natürlich wurde Heine, als der „Atta Troll" zuerst in Laube's „Zeitung für die elegante Welt" erschien, von allen Seiten der politischen und literarischen Reaktion beschuldigt. „Aber Du lügst, Brutus" — so vertheidigte er sich gegen jenen Vorwurf —, Du lügst, Cassius und auch Du lügst, Asinius, wenn ihr behauptet, mein Spott träfe jene Ideen, die eine kostbare Errungenschaft der Menschheit sind und für die ich selber soviel gestritten und gelitten habe."

Unter solchen Umständen erscheint es begreiflich, wenn Heine damals an seinen Bruder schrieb: „Nach Deutschland gehe ich nie und nimmer zurück." Nichtsdestoweniger war er ein halbes Jahr später in Hamburg. Hauptsächlich die Liebe zur Mutter, dann aber auch der Wunsch, mit Julius Campe, „aller Verleger Blüthe", einen neuen endgiltigen Vertrag abzuschließen, bewogen ihn zu dieser Reise. Am 28. Oktober 1843 langte er in Hamburg an und blieb dort bis zum 6. Dezember desselben Jahres. Mathilde

war inzwischen in demselben Pensionat untergebracht, in dem sie ihre erste Erziehung genossen hatte, und Heine schrieb an sie dorthin die zärtlichsten und besorgtesten Briefe.

Schon im Sommer des folgenden Jahres wiederholte Heine seinen Besuch in Hamburg. Diesmal brachte er Mathilde mit und schrieb der Mutter vorher: „Ich komme mit Familie, d. h. mit meiner Frau und Cocotte, dem Papagei." Mathilde zeigte wenig Interesse für ihre neuen Verwandten, und schon nach vierzehn Tagen schickte sie Heine, unter dem Vorwande, daß ihre Mutter erkrankt sei, nach Paris zurück.

Seine Reisen nach Deutschland hatten womöglich seine Abneigung gegen die tonangebende Richtung und seinen Haß gegen die politischen Parteien gesteigert. Ein Produkt dieser Eindrücke ist das humoristische Reiseepos „Deutschland". „Dem Sommernachtstraum" stellte Heine ein „Wintermärchen" gegenüber, das mit Recht als ein Juwel unserer satyrischen Literatur betrachtet werden darf. Es ist unstreitig Heine's witzigste Dichtung. „Mit dem unbezweifelten Rechte des Humors geißelte er die pedantischen Zustände Deutschlands, nicht ohne jene Vorliebe für typische Persönlichkeiten, welche seinem Humor plastische Handhaben bieten könnten. Auch am Cynismus des Wintermärchens können sich nur diejenigen stoßen, denen Aristophanes, die römischen Satyriker, Fischart und Rabelais, Smollet und Vielding unbekannt oder nicht gegenwärtig sind. Wie tief aber der Dichter von der Berechtigung der Poesie selbst durchdrungen ist, das zeigen die feurigen Schlußparaphrasen seines Wintermärchens, in denen er dem Mächtigen der Erde mit einer „größeren Macht und ihren ewigen Höllen" droht. Aus den „singenden Flammen" der Poesie ersteht aber vor seinem Geistesauge ein neues Geschlecht mit freien Gedanken und freier Lust, dem er seine tiefsten Geheimnisse künden will . . . .

Schon knospet die Jugend, welche versteht
Des Dichters Stolz und Güte,
Und sich an seinem Herzen wärmt,
An seinem Sonnengemüthe.

Mein Herz ist liebend wie das Licht,
Und rein und keusch wie das Feuer;
Die edelsten Grazien haben gestimmt
Die Saiten meiner Leier.

XV.

Es ist recht betrübend, daß die zweite Periode in Heine's Schaffen wie gesagt nur von so kurzer Dauer war. Schon in den

„Zeitgedichten", die zwischen 1839 bis 1846 entstanden sind und die mit dem „Wintermärchen" zusammen als „Neue Gedichte" erschienen, erklingt ein wesentlich veränderter Ton. Es sind politische Tendenzgedichte, die sich nur durch die Schärfe und den Cynismus von den Liedern der politischen Lyriker Deutschlands unterscheiden. Ein tiefer Groll und eine sich immer steigernde Verbitterung ist aus diesen Liedern herauszufühlen, die nur selten von einer herrlichen Romanze oder von einem so innig empfundenen Gedicht wie „Nachtgedanken", „Die Weber" abgelöst werden.

Die Anfeindungen, Widerwärtigkeiten, Nahrungssorgen und andere Qualen hatten inzwischen nicht nur nicht ab- sondern vielmehr reichlich zugenommen. Am meisten quälte Heine die Eifersucht. Mathilde hatte eine ausgesprochene Leidenschaft für das Theater und den Cirkus. Sie war jung, lebenslustig und vergnügungssüchtig wie eine echte Pariserin. Aber sie hatte nur sehr kurze Zeit das Vergnügen, an Heine's Arm sich in Theatern und Concerten zeigen zu können. Bisweilen erhielt sie von ihrem Manne die Erlaubnis, mit einer Freundin in's Theater zu gehen; an solchen Abenden war Heine von einer wahrhaft quälenden Herzensangst, von der er nicht gern sprechen mochte, befallen.

Der geringe Antheil, den Mathilde an dem geistigen Leben ihres Gatten nahm, konnte einen Mann wie Heine natürlich auf die Dauer auch nicht befriedigen. Ein Freund des Dichters, der das Ehepaar gerade in jenen Tagen kennen lernte, erzählt darüber Folgendes:

„Wie hätte er glücklich sein können mit einer Frau, die unwissend war bis zum Unglaublichen und sich dabei als bildungsunfähig herausstellte, so daß alle Versuche, ihr auch nur einigen Antheil für geistige Interessen beizubringen, völlig scheiterten? Sie hatte sich die Sprechweise eines vier- bis fünfjährigen Kindes angewöhnt, wie das damals in einer gewissen Classe von Mädchen Mode geworden, und das mochte ihr außerordentlich nett gestanden haben, als sie sehr jung und hübsch war, fiel jetzt aber sehr albern aus, nachdem sie an die Dreißig und stark geworden. Sie war einfältig und liebte es, sich noch einfältiger zu stellen, als sie wirklich war; sie meinte, es sei drollig."

Ein schlimmes Ereignis jener Zeit, das die Katastrophe seines Lebens in furchtbarer Weise beschleunigte — war der Tod Salomon Heine's. In den ersten Tagen des Jahres 1845 wurde ihm die Mittheilung, daß der Sohn und Haupterbe seines Oheims die Fortzahlung der Monatsrate, die ihm Salomon Heine ausgesetzt, fortan verweigere, weil dieselbe im Testament nicht ausdrücklich erwähnt sei. Dieser Schlag traf den Dichter mit entsetzlicher Schwere. Er rüstete sich, einen Kampf auf Leben und Tod mit Karl Heine zu beginnen. Vorher ließ er kein Mittel unversucht, um eine gütliche Einigung herbeizuführen. Er schickte ein schrift-

liches Zeugnis von Meyerbeer, mit dem er sehr befreundet war, ein, dass Salomon Heine seinem Neffen die Pension auf Lebenszeit festgesetzt habe. Er bat seinen Verleger Campe um dessen Vermittlung und sandte ihm eine notarielle Vollmacht ein, worin er zur Erhebung des Legats und zur Geltendmachung der Pensionsansprüche auf jedem ihm gutdünkenden Wege ermächtigt wurde. Schließlich ließ er sich sogar herbei, einen versöhnlichen Brief an seinen Vetter zu schreiben, in dem er die Versicherung gab, nie eine verletzende Zeile über die Mitglieder seiner Familie zu schreiben.

Darauf hin wurde wohl das kleine Legat von 8000 Mark banco, nicht aber die Pension ausbezahlt. Nach der Lage der Sache blieb nun Heine kaum etwas Anderes übrig, als durch die öffentliche Meinung Karl Heine zur Zahlung der Pension zu zwingen und man kann es ihm kaum verargen, wenn er in dieser entsetzlichen Situation sich daran erinnerte, dass seine Feder sein Schwert sei.

Aber erst im Februar 1847 fand eine Verständigung mit Karl Heine statt, nach welcher dem Dichter die Jahresrente fortbezahlt und die Verpflichtung übernommen wurde, nach dessen Ableben der Wittwe die Hälfte der Pension regelmäßig zu kommen zu lassen. Dagegen musste sich Heine verpflichten, nichts gegen seine Familie zu schreiben und drucken zu lassen.

Man muss die Briefe Heine's aus jener Zeit aufmerksam lesen, um dieses Ereignis nach seiner vollen Bedeutung zu würdigen. „Der Verrath, der im Schooße der Familie, wo ich waffenlos und vertrauend war, an mir verübt wurde, hat mich wie ein Blitz aus heiterem Himmel getroffen und fast tödtlich beschädigt.“ Bald nach dem Eintreffen der ersten Nachrichten traf ihn eine schlagartige Lähmung, die sich zunächst auf das ohnedies leidende linke Auge warf, allmählich aber sich über die Brust hinunterzog. Und diese Krankheit machte, trotz sorgsamster Pflege, rapide Fortschritte. Auch ein längerer Sommeraufenthalt in Montmorency, wohin ihn Mathilde begleitete, brachte keine Besserung. Der Verrath der Blutsfreunde hatte sein Herz zu tief getroffen.

In dieser Lage entschloss sich Heine noch einmal zu einer Reise nach Deutschland. Er wollte seinen Jugendfreund aus der Bonner Universitätszeit, Professor Dieffenbach, den berühmten Operateur in Berlin, wegen seiner Krankheit consultieren und die geliebte Mutter zum letzten Male sehen. Heine wandte sich deshalb an den ihm wohlgesinnten Alexander v. Humboldt mit der Bitte, durch seinen hohen Einfluss die bestimmte Zusicherung zu erwirken, dass er während seiner Reise durch Preußen keinen polizeilichen Belästigungen ausgesetzt sein würde. Friedrich Wilhelm IV., der für die Gedichte Heine's „unverwüstliche Vorliebe hegte“, war einer solchen Concession nicht abgeneigt; aber die Polizei wusste, nach Humboldt's Antwort, „dem ihr fremden Zart-

gefühl zu widerstehen", und so unterblieb die Reise. Auf Anrathen der Ärzte ging Heine in ein Pyrenäenbad Baréges, aus dem er jedoch in einem bedenklich verschlimmerten Zustande wiederkehrte.

XVI.

„Wenn ich durch die Straßen gehe, wenden sich die hübschen Weiber um; meine geschlossenen Augen — das rechte Auge ist nur noch ein Achtel offen — meine hohlen Wangen, mein phantastischer Bart, mein schwankender Gang, alles das giebt mir das Aussehen eines Sterbenden, das mich reizend kleidet. Ich versichere Sie, ich habe in diesem Augenblicke einen außerordentlichen Erfolg als Todeskandidat." So schrieb Heine im Frühling 1847 an Frau Jaubert. Und alle Freunde, die ihn in jener Zeit in Paris besucht, bestätigen diese Mittheilung und wissen viel von den Verwüstungen zu erzählen, die die Krankheit binnen wenigen Monaten angerichtet hatte. Trotzdem war er an guten Tagen noch immer gesellig und liebte es, Gäste bei sich zu sehen, mit denen er scherzen, lachen oder spotten konnte. „Sein Geist schien von den Leiden des Körpers völlig frei geblieben zu sein und arbeitete in einer in Trümmer gehenden Wohnung mit der alten Kraft weiter, wie unbekümmert darum, wann das Dach über ihm zusammenstürzen werde." So traf ihn Alfred Meißner, der später sein bester, vertrautester Freund wurde, bei seinem ersten Besuche am 10. Februar 1847. Sein Hauptumgang beschränkte sich damals doch auf deutsche Literaten, die als Berichterstatter nach Paris gekommen waren, wie Ludwig Wihl, Heinrich Seuffert, L. Kalisch, Karpeles u. A. Der Verkehr mit den berühmten französischen Schriftstellern und Komponisten hatte in den letzten Jahren fast ganz aufgehört. Nur Hector Berlioz besuchte Heine noch hin und wieder, und der unglückliche Gerard de Nerval, der französische Übersetzer seiner Gedichte, blieb ihm bis zu seinem Tode treu.

Im Januar 1848 machte Heine Frau Jaubert seinen letzten Besuch. Er hatte sich auf dem Rücken seines Dieners vom Wagen aus die zwei Treppen zu ihrer Wohnung hinaustragen lassen. Aber er hatte sich zu viel zugemuthet. Kaum war er auf das Sopha niedergelegt worden, so befiel ihn eine jener fürchterlichen Krämpfe, die im Gehirn ihren Anfang nahmen und den ganzen Körper bis zu den Fußspitzen durchwütheten. Das furchtbare Leiden konnte nur durch Anwendung von Morphium in immer größeren Dosen gelindert werden. Heine hat später selbst erzählt, daß er jährlich für 500 Francs von diesem wohlthätigen Gifte zu sich nahm. Wenige Tage nach diesem Besuch zog Heine nach der maison de santé seines Freundes Faultrier in die rue de Lourcine und

dort erging es ihm leidlich, bis die ersten Stürme der Revolution losbrachen, die auch den Leidenden aus seiner Ruhe störte. „Welch ein Unglück“ seufzte er, „solche Revolutionen in meinem Zustande zu erleben! Ich hätte müssen todt oder gesund sein.“ Unter diesem Eindruck stehen alle Briefe und Berichte, die Heine über jene weltgeschichtlichen Ereignisse schrieb. Was die Welt damals trieb und hoffte, war seinem Herzen völlig fremd geworden; dass ihn die ersten Stürme furchtbar erregten, so dass es ihm „kalt über den Rücken und die Arme wie stechende Nadeln lief“, das ist nicht zu verwundern. Aber diese Stimmung ging bald vorüber und es blieb der pessimistische Grundzug, der in jenen revolutionären Ereignissen nur noch „Universalmonarchie, Weltkuddelmuddel, sichtbar gewordenen Gotteswahnsinn“ erblickte.

Um den Stürmen der Revolution zu entgehen, hatte sich Heine auf Zureden seiner Frau nach Passy transportieren lassen; man wollte es mit einer Luftveränderung versuchen; aber es zeigten sich alsbald beunruhigende Symptome, die ihn veranlassten, wieder Paris aufzusuchen.

Eine fürchterliche Angst quälte Heine damals beständig: die Angst, dass sein Gehirn gelähmt werden, dass er den Verstand verlieren werde. Zu all diesen Leiden kam noch der Umstand, dass er in Folge jener revolutionären Wirren bedeutende Geldverluste erlitt. Die Aktien der Gouin'schen Bank, in welchen er seine geringen Ersparnisse angelegt hatte, wurden durch die Revolution fast gänzlich entwerthet und er musste sie zu einem Spottpreise losschlagen. Und neben Krankheit, Revolution und Geldverlusten quälte ihn noch eine maßlose und sicher unbegründete Eifersucht. Einer seiner Ärzte erzählte darüber Folgendes: „Was vermag unsere Kunst im Kampfe gegen eine unsinnige Liebe und gegen die zügellose Eifersucht? Ich weiß nicht, welcher unbegründete Verdacht sich der Einbildung unseres Patienten bemächtigt hatte, ich constatiere nur die Thatsache. Nachdem er sich von seiner auf den Boden gelegten Matratze hatte heruntergleiten oder vielmehr herunterfallen lassen, ist er auf dem Bauche, indem er sich auf die Hände stützte, mit Anspannung aller seiner Kräfte bis zur Thür des Schlafzimmers der Frau Heine gekrochen, wo er ohnmächtig zusammengebrochen ist und Gott weiß, wie lange gelegen hat. Heine“, so schloss der Arzt damals seinen Bericht, „kennt sein Schicksal ganz genau und ich weiß, dass ihn sein Muth nicht verlassen wird. Es ist ein wunderbarer Mensch; er hat nur zwei Gedanken im Kopf: seiner Mutter den Zustand seiner Gesundheit zu verheimlichen und die Zukunft seiner Frau zu sichern.“

Sein erster Arzt war Dr. Sichel, ein Wunderdoktor, der seine Kranken heilte, ohne dass sie Medizin nahmen. Aber Heine genoss nicht dieses Vortheils und er musste seine Zuflucht zu anderen Ärzten nehmen, vor Allem zu einem Freunde, Dr. Wert-

heim, der der Begründer des Kaltwasserheilverfahrens in Paris war. Da dieser jedoch zu sehr beschäftigt war, um seinem Kranken so viel Zeit und so viel Sorgfalt zu widmen, als dieser bedurfte, gesellte er sich einem seiner Kollegen, Dr. Gruby, einen Ungar, der seit langer Zeit in Paris ansässig war und eine geachtete Stellung einnahm, zu. Auf Anrathen Beider fand ein Consilium Anfang Oktober desselben Jahres statt, zu dem zwei der größten medizinischen Autoritäten gezogen wurden: die Doktoren Chomel und Rostan. Die Ärzte erkannten sogleich, dass sie der Krankheit nur Palliativmittel entgegenstellen, dem Patienten selbst aber nur wenig Erleichterung verschaffen konnten. Sie riethen ihm, nach Nizza überzusiedeln, wogegen er sich aber entschieden wehrte. Dann beschlossen sie zur Erleichterung seiner Leiden ihm Fontanellen längs der Wirbelsäule zu legen, das Rückgrat mit neapolitanischer Salbe einzureiben und innerlich eine jodhaltige Potaschenlösung zu geben. Heine, welcher eine wahrhaft merkwürdige Geduld im Leiden hatte, scherzte oft über diese Verordnungen: „Um meine Augen zu heilen", sagte er, „legt man mir Zugpflaster auf den Rücken."

Heine zog von Passy nach der rue d'Amsterdam Nr. 50 in eine zwar nicht große und elegante, aber ruhige Wohnung. Auch dort wurde er von Besuchen neugieriger Literaten und schwärmender Frauen nicht verschont. Um den Mittheilungen, welche die ersteren in Deutschland verbreiteten, entgegenzutreten, erließ Heine im April 1849 in verschiedenen Blättern die folgende interessante Erklärung: „Ich lasse dahingestellt sein, ob man meine Krankheit bei ihrem rechten Namen genannt hat, ob sie eine Familienkrankheit (eine Krankheit, die man der Familie verdankt) oder eine jener Privatkrankheiten ist, woran der Deutsche, der im Auslande privatisiert, zu leiden pflegt, ob sie ein französisches ramollissement de la moëlle épinière oder eine deutsche Rückgratschwindsucht ist — so Viel weiß ich, dass sie eine sehr garstige Krankheit ist, die mich Tag und Nacht foltert, und nicht bloß mein Nervensystem, sondern auch das Gedankensystem bedenklich erschüttert hat .... Im Wonnemond des vorigen Jahres musste ich mich zu Bette legen, und ich bin seitdem nicht wieder aufgestanden. Unterdessen, ich will es freimüthig gestehen, ist eine große Umwandlung mit mir vorgegangen. Ich bin kein göttlicher Bipede mehr; ich bin nicht mehr der „freieste Deutsche nach Goethe", wie mich Ruge in gesündern Tagen genannt hat, ich bin nicht mehr der große Heine Nr. II, den man mit dem weinlaubumkränzten Dionysos verglich, während man meinem Kollegen Nr. I den Titel eines großherzoglich weimar'schen Jupiters ertheilte; ich bin kein lebensfreudiger, etwas wohlbeleibter Hellene mehr, der auf trübsinnige Nazarener heiter herablächelte — ich bin jetzt nur ein armer todtkranker Jude, ein abgezehrtes Bild des Jammers, ein unglücklicher Mensch!"

Diese merkwürdige Umwandlung hatte schon in den ersten Anfängen seiner Krankheit begonnen und mit dieser immer weitere Fortschritte gemacht. Einem Freunde, der ihm erzählte, dass man viel von seiner Bekehrung rede, ja sogar behaupte, dass er sich wieder dem Judenthum zugewendet habe, antwortete Heine damals: „Ich mache kein Hehl aus meinem Judenthum, zu dem ich nicht zurückgekehrt bin, da ich es niemals verlassen hatte. Ich habe mich nicht taufen lassen aus Hass gegen das Judenthum. Mit meinem Atheismus ist es mir niemals Ernst gewesen. Meine früheren Freunde, die Hegelianer, haben sich als Lumpen erwiesen. Das Elend der Menschen ist zu groß. Man muss glauben."

Ein getreues Bild dieser Wandlung, treuer als alle Briefe, Berichte und Mittheilungen, bietet der „Romancero", der die in den Jahren 1846—51 entstandenen Gedichte Heine's enthielt. Er erregte ungeheures Aufsehen, da er alles zu bestätigen schien, was in Deutschland über die Rückkehr des Dichters zum Glauben verbreitet und in jenen Jahren der Reaktion gern geglaubt worden war. In dem Nachwort zum Romancero legte Heine merkwürdige Geständnisse ab: „Wenn man auf dem Sterbebette liegt, wird man sehr empfindsam und weichselig, und möchte Frieden machen mit Gott und der Welt. Ich gestehe es, ich habe Manchen gekratzt, Manchen gebissen, und war kein Lamm. Aber glaubt mir, jene gepriesenen Lämmer der Sanftmuth würden sich minder frömmig gebärden, besäßen sie die Zähne und die Tatzen des Tigers. Ich kann mich rühmen, dass ich mich solcher angebornen Waffen nur selten bedient habe. Seit ich selbst der Barmherzigkeit Gottes bedürftig, habe ich allen meinen Feinden Amnestie ertheilt; manche schöne Gedichte, die gegen sehr hohe und sehr niedrige Personen gerichtet waren, wurden deshalb in vorliegender Sammlung nicht aufgenommen. Gedichte, die nur halbweg Anzüglichkeiten gegen den lieben Gott selbst enthielten, habe ich mit ängstlichstem Eifer den Flammen überliefert. Es ist besser, dass die Verse brennen, als der Versifex. — — — — Ja, ich bin zurückgekehrt zu Gott, wie der verlorene Sohn, nachdem ich lange Zeit bei den Hegelianern die Schweine gehütet. War es die Misère, die mich zurücktrieb? Vielleicht ein minder miserabler Grund. Das himmlische Heimweh überfiel mich und trieb mich fort durch Wälder und Schluchten, über die schwindligsten Bergpfade der Dialektik. Auf meinem Wege fand ich den Gott der Pantheisten, aber ich konnte ihn nicht gebrauchen. Dies arme träumerische Wesen ist mit der Welt verwebt und verwachsen, gleichsam in ihr eingekerkert, und gähnt dich an, willenlos und ohnmächtig .... Wenn man nun einen Gott begehrt, der zu helfen vermag — und Das ist doch die Hauptsache — so muss man auch seine Persönlichkeit, seine Außerweltlichkeit und seine heiligen Attribute, die Allgüte, die Allweisheit, die Allgerechtigkeit u. s. w. annehmen. Die Unsterblichkeit der Seele, unsere

Fortdauer nach dem Tode, wird uns alsdann mit in den Kauf gegeben, wie der schöne Markknochen, den der Fleischer, wenn er mit seinen Kunden zufrieden ist, ihnen unentgeltlich in den Korb schiebt.“ Klarer als es in diesem Nachwort und in den bald darauffolgenden „Geständnissen“ geschieht, kann die Umkehr des Dichters nicht geschildert werden. In den Tagen seiner Krankheit suchte er nach einem Heilmittel, um sich vor seinen eigenen Scherzen zu retten und fand — die Bibel. Mit wehmüthigem Lächeln kehrte er zu den Erinnerungen seiner Jugend zurück und zu jenem Deismus, der das Grundprinzip des biblischen Judenthums ist. Die Trostsprüche der Psalmen, die naiv erhabenen Glaubensworte des Pentateuchs zogen ihn mächtig an und füllten seine Seele mit erhabenen Gedanken.

Wie in der Bibel aber neben den Psalmen und Gebeten auch das Grundbuch des Pessimismus, das Buch Hiob, enthalten ist, so blieb auch der Grundzug von Heine's Weltansicht neben einer gefesteten religiösen Überzeugung ein entschiedener Pessimismus, der in allen Liedern des „Romancero“ wie in allen Schöpfungen Heine's in der dritten Periode seines Schaffens — nach einer geistvollen Eintheilung: der elegisch-cynischen — wiederkehrt. Alle Gegensätze in diesem merkwürdigen Naturell: kindlicher Glaube, wilder Unglaube, ruhevolle Liebe, rastloser Haß, glühende Begeisterung, frostige Empfindungslosigkeit, ideale Höhe der Anschauung und gemeine Trivialität des Witzes, naive Gottfreudigkeit und starrer Pessimismus vereinigen sich noch einmal zu einem Bilde voll geheimnisvoll tiefer Schönheit. Es ist, nach einem schönen Worte von Berlioz, als stände der Dichter am Fenster seines Grabes, um diese Welt, an der er keinen Theil mehr hat, noch zu beschauen und zu bespotten.

In solchen Momenten, wo der Schmerz des langwierigen Marterbettes seine grausamen Rechte geltend machte, überwog wiederum jene pessimistische Weltansicht, der der Dichter in dämonischen Bildern, in grauenhaften Gedichten, in unheimlichen Visionen, in entsetzlich schönen Phantasien schaurigen Ausdruck gab. „Es ist eine Klage, wie aus einem Grabe“, sagte er selbst über diese „Letzten Gedichte“, „da schreit ein Lebendigbegrabener durch die Nacht oder gar eine Leiche, oder gar das Grab selbst. Ja, solche Töne hat die deutsche Lyrik noch nie vernommen und hat sie auch nicht vernehmen können, weil noch kein Dichter in solch einer Lage war.“ Die heroische Gewalt des Geistes über den gebrochenen Leib zwingt uns Staunen und Bewunderung ab und das Bild des auf der vielberufenen Matratzengruft langsam hinsterbenden Dichters ist treu in der Erinnerung des deutschen Volkes geblieben.

Zahlreiche Freunde, welche in den letzten Lebensjahren Heine aufsuchten, brachten dieses Bild nach der Heimath. Auch seine Geschwister, Gustav und Max Heine sowie Charlotte von Embden

sah Heine noch einmal an seinem Krankenbette. Im Ganzen nahm aber die Vereinsamung des Dichters immermehr zu. Nur seine Freundinnen Karoline Jaubert, die Fürstin Belgiojoso, die Engländerin Lady Duff Gordon, die russische Gräfin Kalergis und vor allem jenes räthselhafte Wesen, das über Heine's Sterbebett huscht, um dann lange Zeit spurlos zu verschwinden, erheiterten seine letzten Lebenstage.

Mit einer musikalischen Komposition führte sich jene junge Dame, eine Deutsche von Geburt, die früh nach Paris gekommen war, zum ersten Male bei dem Dichter ein. Heine fand an der liebreizenden Erscheinung großes Wohlgefallen und konnte bald keinen Tag mehr ohne sie leben. Es entspann sich zwischen dem sterbenden Dichter und der jungen begeisterten und schönen Verehrerin ein merkwürdiges Verhältnis, eines jener Verhältnisse, das dem Psychologen viel zu denken geben mag, zu dem aber die Literaturkenner sofort in des greisen Goethe Beziehungen zu Ulrike von Levetzow eine Parallele finden werden. Die einzelnen Stadien dieses Verhältnisses sind von großem Interesse; man kann dieselben jetzt in den Erinnerungen nachlesen, welche die Dame, nachdem die Bedenklichkeiten und Skrupel der Jugend der reifen Überlegung des Alters Platz gemacht, unter dem Namen Camilla Selden veröffentlicht hat.

Weil sie ein Petschaft mit einer eingravierten Fliege führte, nannte sie Heine beständig „die Mouche", und unter diesem Namen war sie bisher allein bekannt. Einen unsäglich rührenden Eindruck machen die kleinen Billets, die der Dichter an diese Mouche richtete, voll Liebesbedürfnis, voll heißer Sehnsucht und voll Schmerz . . . Das Postskriptum enthält gewöhnlich eine lakonische Mittheilung über seinen trostlosen Zustand.

Die Mouche war seine treue Freundin, die Stunden und Tage lang an seiner Matratzengruft saß, ihm vorlas, seine Briefe schrieb, die Korrektur der französischen Ausgabe seiner Werke machte, und der er die innigste Neigung zuwendete.

Damals — 1855 — war sein Zustand in der That trostlos geworden. Und lag er so schlaflos auf seinem einsamen Lager, so erfüllte ihn unendliches Sehnen nach seiner Mutter und Schwester, abenteuerliche Gedanken durchkreuzten seine Fieberphantasien, er wollte einen Wagen mit Matratzen gefüttert bauen lassen, um in den Armen der Mutter und Schwester seine Seele auszuhauchen. Die Unmöglichkeit dieses Planes einsehend, richtete er dringende Briefe an seine Schwester Charlotte, zu ihm zu kommen, und Ende Oktober entsprach sie diesem Wunsche, indem sie in Begleitung ihres Bruders Gustav die Reise nach Paris unternahm. — Die Freude, seine innigst geliebte Schwester wiederzusehen, war unbeschreiblich. Ihr Bett mußte in unmittelbare Nähe des Krankenzimmers gesetzt werden, und manche Nacht, wenn das schmerzhafte

Stöhnen ihres Bruders sie aus dem Schlummer weckte, eilte sie an sein Lager, um ihm Linderung und Trost zu bereiten. Die Erkrankung eines ihrer Kinder zwang sie Ende Dezember nach Hamburg zurück zu kehren. Beim Abschied, der herzzerreißend war, machte er ihr die Mittheilung, er habe in seinem Testamente angeordnet, daß ihr Sohn Ludwig die Verfügung über seine Schriften und Papiere haben sollte. Mündlich gab er betreffs derselben ausführliche Dispositionen, und wünschte, daß sein Neffe nach Paris kommen möge, um manches Wichtige mit ihm zu besprechen; doch konnte sein Wunsch nicht mehr erfüllt werden, da sein Hinscheiden unerwartet einige Wochen darauf erfolgte. —

Nächst den Angehörigen war es seine Mathilde, deren Dasein den einzigen Lichtpunkt in seinem entsetzlichen Leiden bildete. „Er hat mir mehrmals die Versicherung gegeben," so erzählt Frau Jaubert, „daß er durch ihre helle frische Stimme oft ins Leben zurückgerufen worden sei, in Augenblicken, als seine Seele zu jenen unbekannten Bezirken sich aufschwingen wollte. Wenn die hohe helle Stimme seiner Frau aus dem Nebenzimmer in die Krankenstube hinüberklang, hielt Heine im Gespräch inne und lauschte auf; ein freundliches Lächeln ging über sein Gesicht und er horchte, bis wieder Stille eintrat."

In solchen Momenten entstanden jene herrlichen und schaurigen Lieder an Mathilde, an die Mouche und jene „letzten Gedichte und Gedanken", die aus dem Nachlasse des Dichters erst zwanzig Jahre später erschienen und die das Bild des Dichters in merkwürdiger Weise ergänzen. In einzelnen wird die Poesie des Romancero noch übertroffen; sie üben einen gespenstischen Zauber aus, während andere, wie das größere Gedicht „Bimini", den lieblichsten Klängen seiner erotischen Poesie sich anreihen.

Auch an seinen „Memoiren", die er schon in jungen Jahren begonnen, dann später verbrannt und zuletzt wieder von Neuem aufzuzeichnen angefangen hatte, arbeitete Heine bis in seine letzten Lebenstage. Aber nur ein Fragment dieser Memoiren, eine Schilderung seiner Jugendzeit, hat bis jetzt, nach langen Kämpfen zwischen den Familienmitgliedern und einer erbitterten Zeitungsfehde, das Licht der Welt erblickt. Wenn man die Erinnerungen des Dichters aus seiner Knabenzeit in den „Reisebildern" mit diesem Fragment vergleicht, jene farbenfrische, leichtbeschwingte, humorgewürzte Darstellung mit diesen verblaßten Aufzeichnungen des gealterten Dichters zusammenstellt, so wird man einen großen nicht zu verkennenden Abstand wahrnehmen und zugleich das Maß der Enttäuschung begreifen, das dieselben hervorrufen mußten. Das Fragment der Memoiren enthält ein Stück der Erziehungsgeschichte Heine's, etwa aus den Jahren 1806—1816 und macht ganz den Eindruck einer alten Photographie: die Züge sind halb verwischt

und kaum noch die Umrisse der Gestalt sind aus dem fahlen Aschgrau herauszuerkennen.

Inzwischen wurde es immer einsamer um den Sterbenden je weitere Fortschritte die Krankheit macht, die langsam aber sicher von Organ zu Organ sich verbreitet hatte. Zu Beginn des Jahres 1856 ließ sich das nahe Ende des Dichters mit Bestimmtheit vorhersagen. Die Krampfanfälle wiederholten sich immer mehr und selbst das Morphium versagte seine Dienste. Eines Tages kam Frau Jaubert in der Vormittagstunde zu ihm. In dem ersten Zimmer war kein Mensch und die Thür zum Krankenzimmer stand offen. Man hatte gerade sein Bett gemacht und eine der Wärterinnen trug ihn auf dem Arme von der Chaise longue auf die Matratze. Sein Körper, der durch die Entkräftung vermindert erschien, sah aus wie der eines Kindes von zehn Jahren. Seine Füße hingen leblos herab und waren so verdreht, dass die Hacken sich da befanden, wo der Spann hätte sein sollen. Es war ein entsetzliches Schauspiel! Das letzte Mal sah Frau Jaubert Heine am 13. Februar desselben Jahres; er unterhielt sich mit ihr wie gewöhnlich, aber das Gespräch hatte doch einen vorwiegend religiösen Ton. Wiederholt citierte er ein Wort von La Bruyère über den Tod. Als sie Abschied nahm und ihm die Hand reichte, hielt er diese einige Zeit fest und sagte dann: „Bleiben Sie nicht zu lange aus, meine Freundin, es wäre unvorsichtig.“ Am nächsten Tage besuchte ihn auch die Mouche zum letzten Male. „Schiebe Deinen Hut etwas zurück, damit ich Dich besser sehen kann,“ sagte er beim Abschiede mit einer liebkosenden Geberde. Und dann rief er ihr noch angstvoll zitternd nach: „Auf Morgen, hörst Du? Nicht ausbleiben!“

In der folgenden Nacht stellten sich häufige Ohnmachten, Krämpfe und starkes Erbrechen ein und es ward bald für Niemand mehr zweifelhaft, dass Heine diesmal unterliegen müsse. Am nächsten Tage arbeitete er noch etwa vier Stunden bei vollem Bewusstsein und setzte auch den ersten Paragraphen eines neuen Testaments auf. Die Wärterin, Katharine Bourlois, bat ihn flehentlich, sich Ruhe zu gönnen, er aber wies sie mit den Worten ab: „Ich habe nur mehr vier Tage Arbeit, dann ist mein Werk vollendet.“ Ja selbst der Witz verließ ihn auch im letzten Stadium der Krankheit nicht. Einem Freunde, der ihn besorgt fragte, wie er mit Gott stehe, erwiderte er lächelnd: „Seien Sie ruhig! Dieu me pardonnera, c'est son métier!“ So kam der Sonnabend heran, an welchem sich das Übel immer mehr verschlimmerte. Der Arzt trat ein und Heine fragte ihn, ob er sterben würde. Dr. Gruby glaubte ihm die Wahrheit nicht verhehlen zu dürfen und der Kranke hörte dieselbe mit voller Ruhe an. Die Schwäche nahm immer zu. Nachmittags zwischen vier und fünf Uhr flüsterte er dreimal das Wort: „Schreiben“, dann rief er: „Papier — Bleistift . . .“ Dies waren seine letzten Worte. In der Nacht vom 16. auf den 17. Februar

um dreiviertel auf fünf Uhr hauchte er seinen Geist aus. Mathilde hatte sich um ein Uhr schlafen gelegt — sie sah erst ihren Gatten wieder, als sein Auge sich für immer geschlossen hatte. „Man führte mich in ein stilles Zimmer", so erzählt die Mouche von ihrem letzten Besuch, „wo die Leiche wie eine Statue auf einem Grabmal in der erhabenen Unbeweglichkeit des Todes lag. Nichts Menschliches mehr in diesen kalten Zügen, nichts mehr, was an Den erinnert hätte, der da geliebt, gehaßt und gelitten: eine antike Maske, über welche die Ruhe des Todes die Eisschicht einer stolzen Gleichgiltigkeit gelegt hatte, ein bleiches Marmorgesicht, dessen schöne Linien an die erhabensten Meisterwerke der griechischen Kunst erinnerten, so habe ich ihn zum letzten Male gesehen. Der Tod zeigte sich gerecht gegen den, der ihn liebte; ähnlich der herrlichen Gestalt, welche er in der Wallfahrt nach Kevlaar gezeichnet, lenkte der Tod, der große Tröster, seine Schritte des Morgens nach dem Bette des Kranken, um seinen Leiden ein Ende zu machen."

Am 20. Februar, an einem kalten und nebligen Wintermorgen, um elf Uhr Vormittags, fand das Leichenbegängnis Heine's statt. Etwa hundert Personen folgten dem Sarge auf den Montmartre. Die kahlen Ulmen in den elyseischen Feldern zitterten fröstelnd im Nebelwinde. Den Trauerzug führten M. Heine und dessen Schwager Josef Cohen, denen sich die Freunde des Dichters anschlossen. Unter den Franzosen, die mit dem Häuflein deutscher Emigranten den Leichenzug begleiteten, befanden sich Mignet und Theophil Gautier. Auf dem Wege schloß sich ihnen Alexander Dumas an. Schweigend gingen sie hinter der Bahre und schweigend sahen sie den Sarg in die Gruft senken. Die Worte des Dichters:

Keine Messe wird man singen,
Keinen Kadosch wird man sagen,
Nichts gesagt und nichts gesungen,
Wird an meinen Sterbetagen —

diese Worte waren in Erfüllung gegangen. Auf dem Kirchhof der „Verbannten und Geächteten" ruht Heinrich Heine und kein stolzes Marmordenkmal, sondern eine einfache Sandsteinplatte mit der Inschrift: Henri Heine ziert die weltabgeschiedene Ruhestätte des deutschen Dichters.

Mathilde überlebte ihren Gatten um siebenundzwanzig Jahre. Sie trat noch wiederholt in die Öffentlichkeit. Das erste Mal, als Gustav Heine seinem Bruder ein prachtvolles Marmordenkmal errichten wollte. Mathilde wehrte sich entschieden dagegen. Das zweite Mal machte Frau Mathilde, die sich zu Passy ihren Wittwensitz erkoren hatte, von sich reden, als sie gegen den französischen Verleger Heine's einen Prozeß anstrengen wollte, indem sie sich in ihrem Tantièmenrecht beeinträchtigt glaubte. Heine's Neffe ward von ihr nach Paris gerufen und machte mit Michel

Levy frères einen neuen Contrakt. Dann legte die Wittwe der Veröffentlichung des Nachlasses manche Schwierigkeiten in den Weg; es verschob sich daher die Herausgabe desselben bis 1869, wo er, gesichtet und geordnet von Adolph Strodtmann, mit Ausnahme des Bruchstücks der Memoiren, durch Herrn von Embden an Hoffmann & Campe verkauft wurde. —

Diese Memoiren, deren Anfang und Schluß durch Heine's Bruder Max vernichtet worden, waren mit einem Theil der Heine'schen Correspondenz bei Frau Mathilde in Paris geblieben. Dieselbe starb jedoch, ohne ein Testament gemacht zu haben, plötzlich 1883 am Herzschlag, und ihre Rechtsnachfolgerin war eine alte Cousine im Dorfe Vinot. Da Mathilde Heine die Universal-Erbin ihres Gatten gewesen, nahm Herr Henri Julia, als Bevollmächtigter der gedachten Erbin, alle vorhandenen Papiere an sich und dieselben blieben außer den Memoiren bisher in seiner Hand, trotz des energischen Protestes der Familie Heine.

Seit dem 17. Febr. 1883 ruht Mathilde neben ihrem Gatten auf dem Montmartre. Sie war keine hochbegabte, fein gebildete Frau, die theilnehmend einwirken konnte auf das dichterische Schaffen ihres Mannes, aber sie besaß einen gesunden Mutterwitz, eine beständig frohe Laune, eine harmlose Naivetät, die Heine stets entzückten und bezauberten, und was über Allem ist: sie war ihm eine treue, hingebende Gattin in glücklichen wie in trüben Tagen bis zum Tode und über den Tod hinaus!

* * *

Ein merkwürdiges Bild bietet uns dieses Dichterleben, das nun abgeschlossen vor uns liegt. Erst nach dem Tode beginnt die gerechte Würdigung, die frohe Anerkennung, die innige Theilnahme des deutschen Volkes, das in Heinrich Heine den größten lyrischen Dichter der deutschen Nation nach Goethe verehrt, dessen Schriften einen ungeheuren Einfluß auf die ganze Literaturentwickelung ausgeübt haben, dessen Prosawerke ein wichtiger Theil unserer Kulturgeschichte geworden sind, und dessen poetische Schöpfungen fortleben werden, so lange die Sprache lebt, in der sie gedichtet wurden.

Mit prophetischer Fernsicht hat Heine sein Leben, seine Bedeutung und sein Schicksal in jenem erhabenen Hymnus vorgezeichnet, der diese Darstellung abschließen möge:

„Ich bin das Schwert, ich bin die Flamme.

Ich habe euch erleuchtet in der Dunkelheit, und als die Schlacht begann, focht ich voran, in der ersten Reihe.

Und um mich her liegen die Leichen meiner Freunde, aber wir haben gesiegt. In die jauchzenden Triumphgesänge tönen die Choräle der Todtenfeier ... Auf's Neue erklingen die Trommeten, es gilt neuen Kampf —

Ich bin das Schwert, ich bin die Flamme.“

Buch der Lieder.



Vorrede

zur zweiten Auflage.

Diese neue Ausgabe des „Buchs der Lieder“ kann ich dem überrheinischen Publikum nicht zuschicken, ohne sie mit freundlichen Grüßen in ehrlichster Prosa zu begleiten. Ich weiß nicht, welches wunderliche Gefühl mich davon abhält, dergleichen Vorworte, wie es bei Gedichtesammlungen üblich ist, in schönen Rhythmen zu versificieren. Seit einiger Zeit sträubt sich Etwas in mir gegen alle gebundene Rede, und, wie ich höre, regt sich bei manchen Zeitgenossen eine ähnliche Abneigung. Es will mich bedünken, als sei in schönen Versen allzu viel gelogen worden und die Wahrheit scheue sich, in metrischen Gewanden zu erscheinen.

Nicht ohne Befangenheit übergebe ich der Lesewelt den erneuerten Abdruck dieses Buches. Es hat mir die größte Überwindung gekostet, ich habe fast ein ganzes Jahr gezaudert, ehe ich mich zur flüchtigen Durchsicht desselben entschließen konnte. Bei seinem Anblick erwachte in mir all jenes Unbehagen, das mir einst vor zehn Jahren, bei der ersten Publikation, die Seele beklemmte. Verstehen wird diese Empfindung nur der Dichter oder Dichterling, der seine ersten Gedichte gedruckt sah. Erste Gedichte! Sie müssen auf nachlässigen, verblichenen Blättern geschrieben sein, dazwischen hie und da müssen welke Blumen liegen, oder eine blonde Locke, oder ein verfärbtes Stückchen Band, und an mancher Stelle muss noch die Spur einer Thräne sichtbar sein . . . Erste Gedichte aber, die gedruckt sind, grell schwarz gedruckt auf entsetzlich glattem Papier, diese haben ihren süßesten, jungfräulichsten Reiz verloren, und erregen bei dem Verfasser einen schauerlichen Missmuth.

Ja, es sind nun zehn Jahre, seitdem diese Gedichte zuerst erschienen, und ich gebe sie, wie damals, in chronologischer Folge, und ganz voran ziehen wieder Lieder, die in jenen früheren Jahren gedichtet worden, als die ersten Küsse der deutschen Muse in meiner

Seele brannten. Ach, die Küsse dieser guten Dirne verloren seitdem sehr Viel von ihrer Gluth und Frische! Bei so langjährigem Verhältnis musste die Inbrunst der Flitterwochen allmählich verrauchen; aber die Zärtlichkeit wurde manchmal um so herzlicher, besonders in schlechten Tagen, und da bewährte sie mir ihre ganze Liebe und Treue, die deutsche Muse! Sie tröstete mich in heimischen Drangsalen, folgte mir ins Exil, erheiterte mich in bösen Stunden des Verzagens, ließ mich nie in Stich, sogar in Geldnoth wusste sie mir zu helfen, die deutsche Muse, die gute Dirne!

Eben so wenig, wie an der Zeitfolge, änderte ich an den Gedichten selbst. Nur hie und da in der ersten Abtheilung wurden einige Verse verbessert. Der Raumersparnis wegen habe ich die Dedikationen der ersten Auflage weggelassen. Doch kann ich nicht umhin zu erwähnen, dass das lyrische Intermezzo einem Buche entlehnt ist, welches unter dem Titel „Tragödien" im Jahr 1823 erschien und meinem Oheim Salomon Heine zugeeignet worden. Die hohe Achtung, die ich diesem großartigen Manne zollte, so wie auch meine Dankbarkeit für die Liebe, die er mir damals bewiesen, wollte ich durch jene Widmung beurkunden. „Die Heimkehr", welche zuerst in den „Reisebildern" erschien, ist der seligen Friederike Varnhagen von Ense gewidmet, und ich darf mich rühmen, der Erste gewesen zu sein, der diese große Frau mit öffentlicher Huldigung verehrte. Es war eine große That von August Varnhagen, dass er, alles kleinliche Bedenken abweisend, jene Briefe veröffentlichte, worin sich Rahel mit ihrer ganzen Persönlichkeit offenbart. Dieses Buch kam zur rechten Zeit, wo es eben am besten wirken, stärken und trösten konnte. Das Buch kam zur trostbedürftig rechten Zeit. Es ist, als ob die Rahel wusste, welche posthume Sendung ihr beschieden war. Sie glaubte freilich, es würde besser werden, und wartete; doch als das Warten kein Ende nahm, schüttelte sie ungeduldig den Kopf, sah Varnhagen an, und starb schnell — um desto schneller auferstehn zu können. Sie mahnt mich an die Sage jener anderen Rahel, die aus dem Grabe hervorstieg und an der Landstraße stand und weinte, als ihre Kinder in die Gefangenschaft zogen.

Ich kann ihrer nicht ohne Wehmuth gedenken, der liebreichen Freundin, die mir immer die unermüdlichste Theilnahme widmete und sich oft nicht wenig für mich ängstigte in jener Zeit meiner jugendlichen Übermüthen, in jener Zeit, als die Flamme der Wahrheit mich mehr erhitzte, als erleuchtete . . .

Diese Zeit ist vorbei! Ich bin jetzt mehr erleuchtet, als erhitzt. Solche kühle Erleuchtung kommt aber immer zu spät bei den Menschen. Ich sehe jetzt im klarsten Lichte die Steine, über welche ich gestolpert. Ich hätte ihnen so leicht ausweichen können, ohne darum einen unrechten Weg zu wandeln. Jetzt weiß ich auch, dass man in der Welt sich mit Allem befassen kann, wenn man nur die dazu

nöthigen Handschuhe anzieht. Und dann sollten wir nur Das thun, was thunlich ist und wozu wir am meisten Geschick haben, im Leben wie in der Kunst. Ach! zu den unseligsten Missgriffen des Menschen gehört, dass er den Werth der Geschenke, die ihm die Natur am bequemsten entgegen trägt, kindisch verkennt, und dagegen die Güter, die ihm am schwersten zugänglich sind, für die kostbarsten ansieht. Den Edelstein, der im Schoße der Erde festgewachsen, die Perle, die in den Untiefen des Meeres verborgen, hält der Mensch für die besten Schätze; er würde sie gering achten, wenn die Natur sie gleich Kieseln und Muscheln zu seinen Füßen legte. Gegen unsere Vorzüge sind wir gleichgültig; über unsere Gebrechen suchen wir uns so lange zu täuschen, bis wir sie endlich für Vortrefflichkeiten halten. Als ich einst nach einem Koncerte von Paganini diesem Meister mit leidenschaftlichen Lobsprüchen über sein Violinspiel entgegentrat, unterbrach er mich mit den Worten: „Aber wie gefielen Ihnen heute meine Komplimente, meine Verbeugungen?“

Bescheidenen Sinnes und um Nachsicht bittend übergebe ich dem Publikum das „Buch der Lieder“; für die Schwäche dieser Gedichte mögen vielleicht meine politischen, theologischen und philosophischen Schriften einigen Ersatz bieten.

Bemerken muss ich jedoch, dass meine poetischen, eben so gut wie meine politischen, theologischen und philosophischen Schriften, einem und demselben Gedanken entsprossen sind, und dass man die einen nicht verdammen darf, ohne den andern allen Beifall zu entziehen. Zugleich erlaube ich mir auch die Bemerkung, dass das Gerücht, als hätte jener Gedanke eine bedenkliche Umwandlung in meiner Seele erlitten, auf Angaben beruhet, die ich eben so verachten wie bedauern muss. Nur gewissen bornierten Geistern konnte die Milderung meiner Rede, oder gar mein erzwungenes Schweigen, als ein Abfall von mir selber erscheinen. Sie missdeuteten meine Mäßigung, und Das war um so liebloser, da ich doch nie ihre Überwuth missdeutet habe. Höchstens dürfte man mich einer Ermüdung beschuldigen. Aber ich habe ein Recht, müde zu sein . . . Und dann muss Jeder dem Gesetze der Zeit gehorchen, er mag wollen oder nicht . . .

Und scheint die Sonne noch so schön,
Am Ende muss sie untergehn!

Die Melodie dieser Verse summt mir schon den ganzen Morgen im Kopfe und klingt vielleicht wieder aus Allem, was ich so eben geschrieben. In einem Stücke von Raimund, dem wackern Komiker, der sich unlängst aus Melancholie todtgeschossen, erscheinen Jugend und Alter als allegorische Personen, und das Lied, welches die Jugend singt, wenn sie von dem Helden Abschied nimmt, beginnt mit den erwähnten Versen. Vor vielen Jahren, in München, sah

ich dieses Stück; ich glaube, es heißt: „Der Bauer als Millionär.“ Sobald die Jugend abgeht, sieht man, wie die Person des Helden, der allein auf der Scene zurückbleibt, eine sonderbare Veränderung erleidet. Sein braunes Haar wird allmählig grau und endlich schneeweiß; sein Rücken krümmt sich, seine Kniee schlottern; an die Stelle des vorigen Ungestüms tritt eine weinerliche Weichheit ... das Alter erscheint.

Naht diese winterliche Gestalt auch schon dem Verfasser dieser Blätter? Gewahrst du schon, theurer Leser, eine ähnliche Umwandlung an dem Schriftsteller, der immer jugendlich, fast allzu jugendlich, in der Literatur sich bewegte? Es ist ein betrübender Anblick, wenn ein Schriftsteller vor unseren Augen, Angesichts des ganzen Publikums, allmählich alt wird. Wir haben's gesehen, nicht bei Wolfgang Goethe, dem ewigen Jüngling, aber bei August Wilhelm von Schlegel, dem bejahrten Gecken; wir haben's gesehen, nicht bei Adalbert Chamisso, der mit jedem Jahre sich blüthenreicher verjüngt, aber wir sahen es bei Herrn Ludwig Tieck, dem ehemaligen romantischen Strohmian, der jetzt ein alter räudiger Muntsche geworden .... O, ihr Götter, ich bitte euch nicht, mir die Jugend zu lassen, aber lasst mir die Tugenden der Jugend, den uneigennützigen Groll, die uneigennützige Thräne! Lasst mich nicht ein alter Polterer werden, der aus Neid die jüngeren Geister ankläfft, oder ein matter Jammermensch, der über die gute alte Zeit beständig flennt ... Lasst mich ein Greis werden, der die Jugend liebt und trotz der Alterschwäche noch immer Theil nimmt an ihren Spielen und Gefahren! Mag immerhin meine Stimme zittern und beben, wenn nur der Sinn meiner Worte unerschrocken und frisch bleibt!

Sie lächelte gestern so sonderbar, halb mitleidig, halb boshaft, die schöne Freundin, als sie mit ihren rosigen Fingern meine Locken glättete ... Nicht wahr, du hast auf meinem Haupte einige weiße Haare bemerkt?

„Und scheint die Sonne noch so schön,
Am Ende muss sie untergehn!“

Geschrieben zu Paris, im Frühjahre 1837.

Heinrich Heine.

Vorrede

zur dritten Auflage.

Das ist der alte Märchenwald!
Es duftet die Lindenblüthe!
Der wunderbare Mondenglanz
Bezaubert mein Gemüthe.

Ich ging fürbaß, und wie ich ging,
Erklang es in der Höhe.
Das ist die Nachtigall, sie singt
Von Lieb' und Liebeswehe.

Sie singt von Lieb' und Liebesweh',
Von Thränen und von Lachen,
Sie jubelt so traurig, sie schluchzet so froh,
Vergessene Träume erwachen. —

Ich ging fürbaß, und wie ich ging,
Da sah ich vor mir liegen
Auf freiem Platz ein großes Schloß,
Die Giebel hoch aufstiegen.

Verschlossene Fenster, überall
Ein Schweigen und ein Trauern;
Es schien, als wohne der stille Tod
In diesen öden Mauern.

Dort vor dem Thor lag eine Sphinx,
Ein Zwitter von Schrecken und Lüsten,
Der Leib und die Tatzen wie ein Löw',
Ein Weib an Haupt und Brüsten.

Ein schönes Weib! Der weiße Blick,
Er sprach von wildem Begehren;
Die stummen Lippen wölbten sich
Und lächelten stilles Gewähren.

Die Nachtigall, sie sang so süß,
Ich konnt' nicht widerstehen —
Und als ich küsste das holde Gesicht,
Du war's um mich geschehen.

Lebendig ward das Marmorbild,
Der Stein begann zu ächzen —

Sie trank meiner Küsse lodernde Gluth
Mit Dürsten und mit Lechzen.

Sie trank mir fast den Odem aus —
Und endlich, wollustheischend,
Umschlang sie mich, meinen armen Leib
Mit den Löwentatzen zerfleischend.

Entzückende Marter und wonniges Weh!
Der Schmerz wie die Lust unermeßlich!
Derweilen des Mundes Kuß mich beglückt,
Verwunden die Tatzen mich gräßlich.

Die Nachtigall sang: „O schöne Sphinx!"
O Liebe! was soll es bedeuten,
Daß du vermischest mit Todesqual
All' deine Seligkeiten?

„O schöne Sphinx! O löse mir
Das Räthsel, das wunderbare!
Ich hab' darüber nachgedacht
Schon manche tausend Jahre."

* * *

— Das hätte ich Alles sehr gut in guter Prosa sagen können ... Wenn man aber die alten Gedichte wieder durchliest, um ihnen, Behufs eines erneuerten Abdrucks, einige Nachfeile zu ertheilen, dann überrascht Einen unversehens die klingelnde Gewohnheit des Reims und Silbenfalls, und siehe! es sind Verse, womit ich diese dritte Auflage des „Buches der Lieder" eröffne. O Phöbus Apollo! sind diese Verse schlecht, so wirst du mir gern verzeihen ... Denn du bist ein allwissender Gott, und du weißt sehr gut, warum ich mich seit so vielen Jahren nicht mehr vorzugsweise mit Maß und Gleichklang der Wörter beschäftigen konnte ... Du weißt, warum die Flamme, die einst in brillanten Feuerwerksspielen die Welt ergötzte, plötzlich zu weit ernsteren Bränden verwendet werden mußte ... Du weißt, warum sie jetzt in schweigender Gluth mein Herz verzehrt ... Du verstehst mich, großer schöner Gott, der du ebenfalls die goldene Leier zuweilen vertauschtest mit dem starken Bogen und den tödlichen Pfeilen ... Erinnerst du dich auch noch des Marsyas, den du lebendig geschunden? Es ist schon lange her, und ein ähnliches Beispiel thät' wieder noth ... Du lächelst, o mein ewiger Vater!

Geschrieben zu **Paris**, den 20. Februar 1839.

Heinrich Heine.



Junge Leiden.

(1817—1821.)

Traumbilder.

1.

Mir träumte einst von wildem Liebesglühn,
Von hübschen Locken, Myrten und Resede,
Von süßen Lippen und von bittrer Rede,
Von düstrer Lieder düstern Melodien.

Verblichen und verweht sind längst die Träume,
Verweht ist gar mein liebstes Traumgebild!
Geblieben ist mir nur, was gluthenwild
Ich einst gegossen hab' in weiche Reime.

Du bliebst, verwaistes Lied! Verweh jetzt auch,
Und such das Traumbild, das mir längst entschwunden,
Und grüß es mir, wenn du es aufgefunden —
Dem luft'gen Schatten send' ich luft'gen Hauch.

2.

Ein Traum, gar seltsam schauerlich,
Ergötzte und erschreckte mich.
Noch schwebt mir vor manch grausig Bild,
Und in dem Herzen wogt es wild.

Das war ein Garten, wunderschön,
Da wollt' ich lustig mich ergehn;
Viel' schöne Blumen sahn mich an,
Ich hatte meine Freude dran.

Es zwitscherten die Vögelein
Viel' muntre Liebesmelodein;
Die Sonne roth, von Gold umstrahlt,
Die Blumen lustig bunt bemalt.

Viel Balsamduft aus Kräutern rinnt,
Die Lüfte wehen lieb und lind;
Und Alles schimmert, Alles lacht,
Und zeigt mir freundlich seine Pracht.

Inmitten in dem Blumenland
Ein klarer Marmorbrunnen stand;
Da schaut' ich eine schöne Maid,
Die emsig wusch ein weißes Kleid.

Die Wänglein süß, die Äuglein mild,
Ein blondgelocktes Heil'genbild;
Und wie ich schau', die Maid ich fand
So fremd und doch so wohlbekannt.

Die schöne Maid, die sputet sich,
Sie summt ein Lied gar wunderlich:
„Rinne, rinne Wässerlein,
Wasche mir das Linnen rein!"

Ich ging und nahete mich ihr,
Und flüsterte: O sage mir,
Du wunderschöne, süße Maid,
Für wen ist dieses weiße Kleid?

Da sprach sie schnell: „Sei bald bereit,
Ich wasche dir dein Todtenkleid!"
Und als sie Dies gesprochen kaum,
Zerfloß das ganze Bild wie Schaum. —

Und fortgezaubert stand ich bald
In einem düstern, wilden Wald.
Die Bäume ragten himmelan;
Ich stand erstaunt und sann und sann.

Und horch! welch dumpfer Wiederhall!
Wie ferner Axtenschläge Schall;
Ich eil' durch Busch und Wildnis fort,
Und komm' an einen freien Ort.

Inmitten in dem grünen Raum,
Da stand ein großer Eichenbaum;
Und sieh! mein Mägdlein wundersam
Haut mit dem Beil den Eichenstamm.

Und Schlag auf Schlag, und sonder Weil',
Summt sie ein Lied und schwingt das Beil:
„Eisen blink, Eisen blank,
Zimmre hurtig Eichenschrank!"

Ich ging und nahete mich ihr,
Und flüsterte: O sage mir,
Du wundersüßes Mägdelein,
Wem zimmerst du den Eichenschrein?

Da sprach sie schnell: „Die Zeit ist karg,
Ich zimmre deinen Todtensarg!“
Und als sie Dies gesprochen kaum,
Zerfloss das ganze Bild wie Schaum —

Es lag so bleich, es lag so weit
Ringsum nur kahle, kahle Heid';
Ich wusste nicht, wie mir geschah,
Und heimlich schaudernd stand ich da.

Und nun ich eben fürder schweif',
Gewahr' ich einen weißen Streif;
Ich eilt' drauf zu, und eilt' und stand,
Und sieh! die schöne Maid ich fand.

Auf weiter Heid' stand weiße Maid,
Grub tief die Erd' mit Grabescheit.
Kaum wagt' ich noch sie anzuschaun,
Sie war so schön und doch ein Graun.

Die schöne Maid, die sputet sich,
Sie summt ein Lied gar wunderlich:
„Spaten, Spaten, scharf und breit,
Schaufle Grube tief und weit!

Ich ging und nahete mich ihr,
Und flüsterte: O sage mir,
Du wunderschöne, süße Maid,
Was diese Grube hier bedeut't?

Da sprach sie schnell: „Sei still, ich hab'
Geschaufelt dir ein kühles Grab.“
Und als so sprach die schöne Maid,
Da öffnet sich die Grube weit.

Und als ich in die Grube schaut',
Ein kalter Schauer mich durchgraut;
Und in die dunkle Grabesnacht
Stürzt' ich hinein — und bin erwacht.

3.

Im nächt'gen Traum hab' ich mich selbst geschaut,
In schwarzem Galafrack und seidner Weste,
Manschetten an der Hand, als ging's zum Feste,
Und vor mir stand mein Liebchen, süß und traut.

Ich beugte mich und sagte: „Sind Sie Braut?
Ei! ei! so gratulier' ich, meine Beste!"
Doch fast die Kehle mir zusammenpresste
Der langgezogne, vornehm kalte Laut.

Und bittre Thränen plötzlich sich ergossen
Aus Liebchens Augen, und in Thränenwogen
Ist mir das holde Bildnis fast zerflossen.

O süße Augen, fromme Liebessterne,
Obschon ihr mir im Wachen oft gelogen,
Und auch im Traum, glaub' ich euch dennoch gerne!

4.

Im Traum sah ich ein Männchen, klein und putzig,
Das ging auf Stelzen, Schritte ellenweit,
Trug weiße Wäsche und ein feines Kleid,
Inwendig aber war es grob und schmutzig.

Inwendig war es jämmerlich, nichtsnutzig,
Jedoch von außen voller Würdigkeit;
Von der Kourage sprach es lang und breit,
Und that sogar recht trutzig und recht stutzig.

„Und weißt du, wer Das ist? Komm her und schau!"
So sprach der Traumgott, und er zeigt mir schlau
Die Bilderfluth in eines Spiegels Rahmen.

Vor einem Altar stand das Männchen da,
Mein Lieb daneben, Beide sprachen: „Ja!"
Und tausend Teufel riefen lachend: „Amen!"

5.

Was treibt und tobt mein tolles Blut?
Was flammt mein Herz in wilder Gluth?
Es kocht mein Blut und schäumt und gährt,
Und grimme Gluth mein Herz verzehrt.

Das Blut ist toll, und gährt und schäumt,
Weil ich den bösen Traum geträumt:

Es kam der finstre Sohn der Nacht,
Und hat mich keuchend fortgebracht.

Er bracht' mich in ein helles Haus,
Wo Harfenklang und Saus und Braus
Und Fackelglanz und Kerzenschein;
Ich kam zum Saal, ich trat hinein.

Das war ein lustig Hochzeitfest;
Zu Tafel saßen froh die Gäst'.
Und wie ich nach dem Brautpaar schaut', —
O weh! mein Liebchen war die Braut.

Das war mein Liebchen wunnesam,
Ein fremder Mann war Bräutigam;
Dicht hinterm Ehrenstuhl der Braut,
Da blieb ich stehn, gab keinen Laut.

Es rauscht Musik, — gar still stand ich:
Der Freudenlärm betrübte mich.
Die Braut, sie blickt so hochbeglückt,
Der Bräut'gam ihre Hände drückt.

Der Bräut'gam füllt den Becher sein
Und trinkt daraus, und reicht gar fein
Der Braut ihn hin; sie lächelt Dank, —
O weh! mein rothes Blut sie trank.

Die Braut ein hübsches Äpflein nahm,
Und reicht es hin dem Bräutigam.
Der nahm sein Messer, schnitt hinein, —
O weh! Das war das Herze mein.

Sie äugeln süß, sie äugeln lang,
Der Bräut'gam kühn die Braut umschlang
Und küsst sie auf die Wangen roth,
O weh! mich küsst der kalte Tod.

Wie Blei lag meine Zung' im Mund,
Dass ich kein Wörtlein sprechen kunnt'.
Da rauscht' es auf, der Tanz begann;
Das schmucke Brautpaar tanzt voran.

Und wie ich stand so leichenstumm,
Die Tänzer schweben flink herum; —
Ein leises Wort der Bräut'gam spricht,
Die Braut wird roth, doch zürnt sie nicht — —

6.

Im süßen Traum, bei stiller Nacht,
Da kam zu mir mit Zaubermacht,
Mit Zaubermacht, die Liebste mein,
Sie kam zu mir ins Kämmerlein.

Ich schau' sie an, das holde Bild!
Ich schau' sie an, sie lächelt mild,
Und lächelt, bis das Herz mir schwoll,
Und stürmisch kühn das Wort entquoll:

„Nimm hin, nimm Alles, was ich hab'.
Mein Liebstes tret' ich gern dir ab,
Dürft' ich dafür dein Buhle sein,
Von Mitternacht bis Hahnenschrein."

Da staunt mich an gar seltsamlich,
So lieb, so weh und inniglich,
Und sprach zu mir die schöne Maid:
„O, gieb mir deine Seligkeit!"

„Mein Leben süß, mein junges Blut,
Gäb' ich mit Freud' und wohlgemuth
Für dich, o Mädchen, engelgleich, —
Doch nimmermehr das Himmelreich."

Wohl braust hervor mein rasches Wort,
Doch blühet schöner immerfort,
Und immer spricht die schöne Maid:
„O, gieb mir deine Seligkeit!"

Dumpf dröhnt dies Wort mir ins Gehör
Und schleudert mir ein Gluthenmeer
Wohl in der Seele tiefsten Raum;
Ich athme schwer, ich athme kaum. —

Das waren weiße Engelein,
Umglänzt von goldnem Glorienschein;
Nun aber stürmte wild herauf
Ein gräulich schwarzer Koboldhauf.

Die rangen mit den Engelein,
Und drängten fort die Engelein;
Und endlich auch die schwarze Schar
In Nebelduft zerronnen war. —

Ich aber wollt' in Lust vergehn,
Ich hielt im Arm mein Liebchen schön;
Sie schmiegt sich an mich wie ein Reh,
Doch weint sie auch mit bitterm Weh.

Feins Liebchen weint; ich weiß warum
Und küss' ihr Rosenmündlein stumm —
„O still', feins Lieb, die Thränenfluth,
Ergieb dich meiner Liebesgluth!

„Ergieb dich meiner Liebesgluth —"
Da plötzlich starrt zu Eis mein Blut;
Laut bebet auf der Erde Grund,
Und öffnet gähnend sich ein Schlund.

Und aus dem schwarzen Schlunde steigt
Die schwarze Schar; — feins Lieb erbleicht!
Aus meinen Armen schwand feins Lieb;
Ich ganz alleine stehen blieb.

Da tanzt im Kreise wunderbar
Um mich herum die schwarze Schar
Und drängt heran, erfasst mich bald
Und gellend Hohngelächter schallt.

Und immer enger wird der Kreis,
Und immer summt die Schauerweis':
„Du gabest hin die Seligkeit,
Gehörst uns nun in Ewigkeit!"

7.

Nun hast du das Kaufgeld, nun zögerst du doch?
Blutfinstrer Gesell, was zögerst du noch?
Schon sitze ich harrend im Kämmerlein traut,
Und Mitternacht naht schon, — es fehlt nur die Braut.

Viel' schauernde Lüftchen vom Kirchhofe wehn —
Ihr Lüftchen! habt ihr mein Bräutchen gesehn?
Viel' blasse Larven gestalten sich da,
Umknixen mich grinsend und nicken: „O ja!"

Pack aus, was bringst du für Botschafterei,
Du schwarzer Schlingel in Feuerlivrei?
„Die gnädige Herrschaft meldet sich an,
Gleich kommt sie gefahren im Drachengespann."

Du lieb grau Männchen, was ist dein Begehr?
Mein todter Magister, was treibt dich her?
Er schaut mich mit schweigend trübseligem Blick,
Und schüttelt das Haupt und wandelt zurück.

Was winselt und wedelt der zott'ge Gesell?
Was glimmert Schwarz-Katers Auge so hell?
Was heulen die Weiber mit fliegendem Haar?
Was lullt mir Frau Amme mein Wiegenlied gar?

Frau Amme, bleib heut mit dem Singsang zu Haus,
Das Eiapopeia ist lange schon aus;
Ich feire ja heute mein Hochzeitfest, —
Da schau mal, dort kommen schon zierliche Gäst'.

Da schau mal! Ihr Herren, Das nenn' ich galant!
Ihr tragt, statt der Hüte, die Köpf' in der Hand!
Ihr Zappelbein-Leutchen im Galgen-Ornat,
Der Wind ist still, was kommt ihr so spat?

Da kommt auch alt Besenstielmütterchen schon,
Ach, segne mich, Mütterchen, bin ja dein Sohn.
Da zittert der Mund im weißen Gesicht;
„In Ewigkeit, Amen!" das Mütterchen spricht.

Zwölf winddürre Musiker schlendern herein;
Blind Fiedelweib holpert wohl hinterdrein.
Da schleppt der Hanswurst, in bunscheckiger Jack,
Den Todtengräber huckepack.

Es tanzen zwölf Klosterjungfraun herein;
Die schielende Kupplerin führet den Reihn.
Es folgen zwölf lüsterne Pfäffelein schon,
Und pfeifen ein Schandlied im Kirchenton.

Herr Trödler, o schrei dir nicht blau das Gesicht.
Im Fegfeuer nützt mir dein Pelzröckel nicht;
Dort heizet man gratis jahraus, jahrein,
Statt mit Holz, mit Fürsten- und Bettlergebein.

Die Blumenmädchen sind bucklicht und krumm,
Und purzeln kopfüber im Zimmer herum.
Ihr Eulengesichter und Heuschreckenbein,
Hei! lasst mir das Rippengeklapper nur sein!

Die sämmtliche Höll' ist los fürwahr,
Und lärmet und schwärmet in wachsender Schar;
Sogar der Verdammnis-Walzer erschallt, —
Still, still! nun kommt mein Feinsliebchen auch bald.

Gesindel, sei still, oder trolle dich fort!
Ich höre kaum selber mein leibliches Wort. —
Ei, rasselt nicht eben ein Wagen vor?
Frau Köchin! wo bist du? schnell öffne das Thor!

Willkommen, Feinsliebchen, wie geht's dir, mein Schatz?
Willkommen, Herr Pastor, ach, nehmen Sie Platz!
Herr Pastor mit Pferdefuß und Schwanz,
Ich bin Eur Ehrwürden Diensteigener ganz!

Lieb Bräutchen, was stehst du so stumm und so bleich?
Der Herr Pastor schreitet zur Trauung sogleich;
Wohl zahl' ich ihm theure, bluttheure Gebühr,
Doch, dich zu besitzen, gilt's Kinderspiel mir.

Knie nieder, süß Bräutchen, knie hin mir zur Seit'! —
Da kniet sie, da sinkt sie, — o selige Freud'!
Sie sinkt mir ans Herz, an die schwellende Brust,
Ich halt' sie umschlungen mit schauernder Lust.

Die Goldlockenwellen umspielen uns Beid':
An mein Herze pochte das Herze der Maid.
Sie pochen wohl beide vor Lust und vor Weh,
Und schweben hinauf in die Himmelshöh.

Die Herzlein schwimmen im Freudensee,
Dort oben in Gottes heil'ger Höh;
Doch auf den Häuptern, wie Grausen und Brand,
Da hat die Hölle gelegt die Hand.

Das ist der finstre Sohn der Nacht,
Der hier den segnenden Priester macht;
Er murmelt die Formel aus blutigem Buch,
Sein Beten ist Lästern, sein Segen ist Fluch.

Und es krächzet und zischet und heulet toll,
Wie Wogengebrause, wie Donnergeroll;
Da blitzet auf einmal ein bläuliches Licht, —
„In Ewigkeit, Amen!" das Mütterchen spricht.

8.

Ich kam von meiner Herrin Haus,
Und wandelt' in Wahnsinn und Mitternachtgraus.
Und wie ich am Kirchhof vorübergehn will,
Da winken die Gräber ernst und still.

Da winkt's von des Spielmanns Leichenstein,
Das war der flimmernde Mondesschein.

Da lispelt's: „Lieb Bruder, ich komme gleich!"
Da steigt's aus dem Grabe nebelbleich.

Der Spielmann war's, der entstiegen jetzt,
Und hoch auf den Leichenstein sich setzt.
Und die Saiten der Zither greift er schnell,
Und singt dabei recht hohl und grell:

„Ei! kennt ihr noch das alte Lied,
Das einst so wild die Brust durchglüht,
Ihr Saiten, dumpf und trübe?
Die Engel, Die nennen es Himmelsfreud',
Die Teufel, Die nennen es Höllenleid,
Die Menschen, Die nennen es — Liebe!"

Kaum tönte des letzten Wortes Schall,
Da thaten sich auf die Gräber all';
Viel Luftgestalten dringen hervor,
Umschweben den Spielmann und schrillen im Chor:

„Liebe! Liebe! deine Macht
Hat uns hier zu Bett gebracht,
Und die Augen zugemacht, —
Ei, was rufst du in der Nacht?"

So heult es verworren, und ächzet und girrt,
Und brauset und sauset, und krächzet und klirrt;
Und der tolle Schwarm den Spielmann umschweift,
Und der Spielmann wild in die Saiten greift:

„Bravo! Bravo! immer toll!
Seid willkommen!
Habt vernommen
Daß mein Zauberwort erscholl!
Liegt man doch jahraus, jahrein,
Mäuschenstill im Kämmerlein;
Laßt uns heute lustig sein!
Mit Vergunst, —
Seht erst zu, sind wir allein? —
Narren waren wir im Leben,
Und mit toller Wuth ergeben
Einer tollen Liebesbrunst.
Kurzweil kann uns heut nicht fehlen,
Jeder soll hier treu erzählen,
Was ihn weiland hergebracht,
Wie gehetzt,
Wie zerfetzt
Ihn die tolle Liebesjagd."

Da hüpft aus dem Kreise, so leicht wie der Wind,
Ein mageres Wesen, das summend beginnt:

Ich war ein Schneidergeselle
Mit Nadel und mit Scher';
Ich war so flink und schnelle
Mit Nadel und mit Scher';
Da kam die Meisterstochter
Mit Nadel und mit Scher';
Und hat mir ins Herz gestochen
Mit Nadel und mit Scher'."

Da lachten die Geister im lustigen Chor;
Ein Zweiter trat still und ernst hervor:

„Den Rinaldo Rinaldini,
Schinderhanno, Orlandini,
Und besonders Carlo Moor
Nahm ich mir als Muster vor.

„Auch verliebt — mit Ehr' zu melden —
Hab' ich mich wie jene Helden,
Und das schönste Frauenbild
Spukte mir im Kopfe wild.

„Und ich seufzte auch und girrte;
Und wenn Liebe mich verwirrte,
Steckt' ich meine Finger rasch
In des reichen Nachbars Tasch'.

„Doch der Gassenvogt mir grollte,
Daſs ich Sehnsuchtsthränen wollte
Trocknen mit dem Taschentuch,
Das mein Nachbar bei sich trug

„Und nach frommer Häschersitte
Nahm man still mich in die Mitte,
Und das Zuchthaus, heilig groß,
Schloſs mir auf den Mutterschoß.

„Schwelgend süß in Liebessinnen,
Saß ich dort beim Wollespinnen,
Bis Rinaldo's Schatten kam
Und die Seele mit sich nahm."

Da lachten die Geister im lustigen Chor;
Geschminkt und geputzt trat ein Dritter hervor:

„Ich war ein König der Bretter,
Und spielte das Liebhaberfach,
Ich brüllte manch wildes: „Ihr Götter!"
Und seufzte manch zärtliches: „Ach!"

„Den Mortimer spielt' ich am besten,
Maria war immer so schön!
Doch trotz der natürlichsten Gesten,
Sie wollte mich nimmer verstehn. —

„Einst, als ich verzweifelnd am Ende:
„Maria, du Heilige!" rief,
Da nahm ich den Dolch behende
Und stach mich ein bischen zu tief."

Da lachten die Geister im lustigen Chor;
Im weißen Flausch trat ein Vierter hervor:

„Vom Katheder schwatzte herab der Professor,
Er schwatzte, und ich schlief gut dabei ein;
Doch hätt' mir's behagt viel tausendmal besser
Bei seinem holdseligen Töchterlein.

„Sie hat mir oft zärtlich am Fenster genickt,
Die Blume der Blumen, mein Lebenslicht!
Doch die Blume der Blumen ward endlich gepflückt
Vom dürren Philister, dem reichen Wicht.

„Da flucht' ich den Weibern und reichen Halunken,
Und mischte mir Teufelskraut in den Wein,
Und hab' mit dem Tode Schmollis getrunken,
Der sprach: „Fiducit, ich heiße Freund Hein!""

Da lachten die Geister im lustigen Chor;
Einen Strick um den Hals, trat ein Fünfter hervor:

„Es prunkte und prahlte der Graf beim Wein
Mit dem Töchterchen sein und dem Edelgestein.
Was schert mich, du Gräflein, dein Edelgestein?
Mir mundet weit besser dein Töchterlein.

„Sie lagen wohl Beid' unter Riegel und Schloß,
Und der Graf besoldte viel Dienertroß.
Was scheren mich Diener und Riegel und Schloß? —
Ich stieg getrost auf die Leitersproß'.

„An Liebchens Fensterlein klettr' ich getrost.
Da hör' ich es unten fluchen erbost:
„Fein sachte, mein Bübchen, muß auch dabei sein,
Ich liebe ja auch das Edelgestein."

„So spöttelt der Graf und erfaßt mich gar,
Und jauchzend umringt mich die Dienerschar.
„Zum Teufel, Gesindel! ich bin ja kein Dieb;
Ich wollte nur stehlen mein trautes Lieb!"

„Da half kein Gerede, da half kein Rath,
Da machte man hurtig die Stricke parat;
Wie die Sonne kam, da wundert' sie sich,
Am hellen Galgen fand sie mich.

Da lachten die Geister im lustigen Chor;
Den Kopf in der Hand, trat ein Sechster hervor:

„Zum Weidwerk trieb mich Liebesharm;
Ich schlich umher, die Büchs' im Arm.
Da schnarret's hohl vom Baum herab,
Der Rabe rief: „Kopf — ab! Kopf — ab!

„O, spürt' ich doch ein Täubchen aus,
Ich brächt' es meinem Lieb nach Haus!
So dacht' ich, und in Busch und Strauch
Späht rings umher mein Jägeraug'.

„Was koset dort? was schnäbelt fein?
Zwei Turteltäubchen mögen's sein.
Ich schleich' herbei, — den Hahn gespannt, —
Sieh da! mein eignes Lieb ich fand.

„Das war mein Täubchen, meine Braut,
Ein fremder Mann umarmt sie traut, —
Nun, alter Schütze, treffe gut!
Da lag der fremde Mann im Blut.

„Bald drauf ein Zug mit Henkersfrohn —
Ich selbst dabei als Hauptperson —
Den Wald durchzog. Vom Baum herab
Der Rabe rief: „Kopf — ab! Kopf — ab!'"

Da lachten die Geister im lustigen Chor;
Da trat der Spielmann selber hervor:

„Ich hab' mal ein Liedchen gesungen,
Das schöne Lied ist aus;
Wenn das Herz im Leibe zersprungen,
Dann gehen die Lieder nach Haus!"

Und das tolle Gelächter sich doppelt erhebt,
Und die bleiche Schar im Kreise schwebt;
Da scholl vom Kirchthum „Eins" herab,
Da stürzten die Geister sich heulend ins Grab.

9.

Ich lag und schlief, und schlief recht mild,
Verscheucht war Gram und Leid;
Da kam zu mir ein Traumgebild,
Die allerschönste Maid.

Sie war wie Marmelstein so bleich,
Und heimlich wunderbar;
Im Auge schwamm es perlengleich,
Gar seltsam wallt' ihr Haar.

Und leise, leise sich bewegt
Die marmorblasse Maid,
Und an mein Herz sich niederlegt
Die marmorblasse Maid.

Wie bebt und pocht vor Weh und Lust
Mein Herz und brennet heiß!
Nicht bebt, nicht pocht der Schönen Brust,
Die ist so kalt wie Eis.

„Nicht bebt, nicht pocht wohl meine Brust,
Die ist wie Eis so kalt;
Doch kenn' auch ich der Liebe Lust,
Der Liebe Allgewalt.

„Mir blüht kein Roth auf Mund und Wang',
Mein Herz durchströmt kein Blut;
Doch sträube dich nicht schaudernd bang,
Ich bin dir hold und gut."

Und wilder noch umschlang sie mich,
Und that mir fast ein Leid;
Da kräht der Hahn — und stumm entwich
Die marmorblasse Maid.

10.

Da hab' ich viel' blasse Leichen
Beschworen mit Wortesmacht;
Sie wollen nun nicht mehr weichen
Zurück in die alte Nacht.

Das zähmende Sprüchlein vom Meister
Vergaß ich vor Schauer und Graus;
Nun ziehn die eignen Geister
Mich selber ins neblichte Haus.

Lasst ab, ihr finstern Dämonen!
Lasst ab, und drängt mich nicht!
Noch manche Freude mag wohnen
Hier oben im Rosenlicht.

Ich muss ja immer streben
Nach der Blume, wunderhold;
Was bedeutet' mein ganzes Leben,
Wenn ich sie nicht lieben sollt'?

Ich möcht' sie nur einmal umfangen
Und pressen ans glühende Herz!
Nur einmal auf Lippen und Wangen
Küssen den seligsten Schmerz!

Nur einmal aus ihrem Munde
Möcht' ich hören ein liebendes Wort, —
Alsdann wollt' ich folgen zur Stunde
Euch, Geister, zum finsteren Ort.

Die Geister haben's vernommen,
Und nicken schauerlich.
Feinsliebchen, nun bin ich gekommen; —
Feinsliebchen, liebst du mich?

——— ———

Lieder.

1.

Morgens steh' ich auf und frage:
Kommt Feinsliebchen heut?
Abends sink' ich hin und klage:
Ausblieb sie auch heut.

In der Nacht mit meinem Kummer
Lieg' ich schlaflos, wach;
Träumend, wie im halben Schlummer,
Wandle ich bei Tag.

2.

Es treibt mich hin, es treibt mich her!
Noch wenige Stunden, dann soll ich sie schauen,
Sie selber, die schönste der schönen Jungfrauen; —
Du treues Herz, was pochst du so schwer!

Die Stunden sind aber ein faules Volk!
Schleppen sich behaglich träge,
Schleichen gähnend ihre Wege;
Tummle dich, du faules Volk!

Tobende Eile mich treibend erfasst!
Aber wohl niemals liebten die Horen; —
Heimlich im grausamen Bunde verschworen,
Spotten sie tückisch der Liebenden Hast.

3.

Ich wandelte unter den Bäumen
Mit meinem Gram allein;
Da kam das alte Träumen,
Und schlich mir ins Herz hinein.

Wer hat euch dies Wörtlein gelehret,
Ihr Vöglein in luftiger Höh?
Schweigt still! wenn mein Herz es höret,
Dann thut es noch einmal so weh.

„Es kam ein Jungfräulein gegangen,
Die sang es immerfort,
Da haben wir Vöglein gefangen
Das hübsche, goldene Wort."

Das sollt ihr mir nicht mehr erzählen,
Ihr Vöglein wunderschlau;
Ihr wollt meinen Kummer mir stehlen,
Ich aber Niemanden trau'.

4.

Lieb Liebchen, leg's Händchen aufs Herze mein; —
Ach, hörst du, wie's pochet im Kämmerlein?
Da hauset ein Zimmermann schlimm und arg,
Der zimmert mir einen Todtensarg.

Es hämmert und klopfet bei Tag und bei Nacht.
Es hat mich schon längst um den Schlaf gebracht.
Ach, sputet euch, Meister Zimmermann,
Damit ich balde schlafen kann!

5.

Schöne Wiege meiner Leiden,
Schönes Grabmal meiner Ruh,
Schöne Stadt, wir müssen scheiden, —
Lebe wohl! ruf' ich dir zu.

Lebe wohl, du heil'ge Schwelle,
Wo da wandelt Liebchen traut;
Lebe wohl, du heil'ge Stelle,
Wo ich sie zuerst geschaut.

Hätt' ich dich doch nie gesehen,
Schöne Herzenskönigin!
Nimmer wär' es dann geschehen,
Daß ich jetzt so elend bin.

Nie wollt' ich dein Herze rühren,
Liebe hab' ich nie erfleht;
Nur ein stilles Leben führen
Wollt' ich, wo dein Odem weht.

Doch du drängst mich selbst von hinnen,
Bittre Worte spricht dein Mund;
Wahnsinn wühlt in meinen Sinnen,
Und mein Herz ist krank und wund.

Und die Glieder matt und träge
Schlepp' ich fort am Wanderstab,
Bis mein müdes Haupt ich lege
Ferne in ein kühles Grab.

6.

Warte, warte, wilder Schiffsmann,
Gleich folg' ich zum Hafen dir;
Von zwei Jungfraun nehm' ich Abschied
Von Europa und von ihr.

Blutquell, rinn aus meinen Augen,
Blutquell, brich aus meinem Leib,
Dass ich mit dem heißen Blute
Meine Schmerzen niederschreib'.

Ei, mein Lieb, warum just heute
Schauderst du, mein Blut zu sehn?
Sahst mich bleich und herzeblutend
Lange Jahre vor dir stehn!

Kennst du noch das alte Liedchen
Von der Schlang' im Paradies,
Die durch schlimme Apfelgabe
Unsern Ahn ins Elend stieß?

Alles Unheil brachten Äpfel!
Eva bracht' damit den Tod,
Eris brachte Troja's Flammen,
Du brachtst Beides, Flamm' und Tod

7.

Berg' und Burgen schaun herunter,
In den spiegelhellen Rhein,
Und mein Schiffchen segelt munter,
Rings umglänzt von Sonnenschein.

Ruhig seh' ich zu dem Spiele
Goldner Wellen, kraus bewegt;
Still erwachen die Gefühle,
Die ich tief im Busen hegt'.

Freundlich grüßend und verheißend
Lockt hinab des Stromes Pracht;
Doch ich kenn' ihn, — oben gleißend,
Birgt sein Innres Tod und Nacht.

Oben Lust, im Busen Tücken,
Strom, du bist der Liebsten Bild!
Die kann auch so freundlich nicken,
Lächelt auch so fromm und mild.

8.

Anfangs wollt' ich fast verzagen,
Und ich glaubt', ich trüg' es nie;
Und ich hab' es doch getragen, —
Aber fragt mich nur nicht: wie?

9.

Mit Rosen, Cypressen und Flittergold
Möcht' ich verzieren lieblich und hold
Dies Buch wie einen Todtenschrein,
Und sargen meine Lieder hinein.

O, könnt' ich die Liebe sargen hinzu!
Am Grabe der Liebe wächst Blümlein der Ruh,
Da blüht es hervor, da pflückt man es ab, —
Doch mir blüht's nur, wenn ich selber im Grab.

Hier sind nun die Lieder, die einst so wild,
Wie ein Lavastrom, der dem Ätna entquillt,
Hervorgestürzt aus dem tiefsten Gemüth,
Und rings viel blitzende Funken versprüht!

Nun liegen sie stumm und todtengleich,
Nun starren sie kalt und nebelbleich.
Doch aufs Neu' die alte Gluth sie belebt,
Wenn der Liebe Geist einst über sie schwebt

Und es wird im Herzen viel Ahnung laut:
Der Liebe Geist einst über sie thaut;
Einst kommt dies Buch in deine Hand,
Du süßes Lieb im fernen Land.

Dann löst sich des Liedes Zauberbann,
Die blassen Buchstaben schaun dich an,
Sie schauen dir flehend ins schöne Aug',
Und flüstern mit Wehmuth und Liebeshauch.

Romanzen.

1.

Der Traurige.

Allen thut es weh im Herzen,
Die den bleichen Knaben sehn,
Dem die Leiden, dem die Schmerzen
Aufs Gesicht geschrieben stehn.

Mitleidvolle Lüfte fächeln
Kühlung seiner heißen Stirn;
Labung möcht' ins Herz ihm lächeln
Manche sonst so spröde Dirn'.

Aus dem wilden Lärm der Städter
Flüchtet er sich nach dem Wald.
Lustig rauschen dort die Blätter,
Lust'ger Vogelsang erschallt.

Doch der Sang verstummet balde
Traurig rauschet Baum und Blatt,
Wenn der Traurige dem Walde
Langsam sich genähert hat.

2.

Bergstimme.

Ein Reiter durch das Bergthal zieht
Im traurig stillen Trab:
„Ach! zieh' ich jetzt wohl in Liebchens Arm,
Oder zieh' ich ins dunkle Grab?"
Die Bergstimm' Antwort gab:
„Ins dunkle Grab!"

Und weiter reitet der Reitersmann,
Und seufzet schwer dazu:
„So zieh' ich denn hin ins Grab so früh, —
Wohlan, im Grab ist Ruh!"
Die Stimme sprach dazu:
„Im Grab ist Ruh!"

Dem Reitersmann eine Thräne rollt
Von der Wange kummervoll:
„Und ist nur im Grabe die Ruhe für mich,
So ist mir im Grabe wohl."
Die Stimm' erwidert hohl:
„Im Grabe wohl!"

3.

Zwei Brüder.

Oben auf der Bergesspitze
Liegt das Schloß in Nacht gehüllt;
Doch im Thale leuchten Blitze,
Helle Schwerter klirren wild.

Das sind Brüder, die dort fechten
Grimmen Zweikampf, wuthentbrannt.
Sprich, warum die Brüder rechten
Mit dem Schwerte in der Hand?

Gräfin Laura's Augenfunken
Zündeten den Brüderstreit;
Beide glühen liebestrunken
Für die adlig holde Maid.

Welchem aber von den Beiden
Wendet sich ihr Herze zu?
Kein Ergrübeln kann's entscheiden, —
Schwert heraus, entscheide du!

Und sie fechten kühn verwegen,
Hieb' auf Hiebe niederkracht's.
Hütet euch, ihr wilden Degen,
Böses Blendwerk schleicht des Nachts.

Wehe! Wehe! blut'ge Brüder!
Wehe! Wehe! blut'ges Thal!
Beide Kämpfer stürzen nieder,
Einer in des andern Stahl. —

Viel' Jahrhunderte verwehen,
Viel' Geschlechter deckt das Grab;
Traurig von des Berges Höhen
Schaut das öde Schloss herab.

Aber Nachts, im Thalesgrunde,
Wandelt's heimlich, wunderbar;
Wenn da kommt die zwölfte Stunde,
Kämpfet dort das Brüderpaar.

4.

Der arme Peter.

I.

Der Hans und die Grete tanzen herum,
Und jauchzen vor lauter Freude.
Der Peter steht so still und stumm,
Und ist so blass wie Kreide.

Der Hans und die Grete sind Bräut'gam und Braut,
Und blitzen im Hochzeitgeschmeide.
Der arme Peter die Nägel kaut
Und steht im Werkeltagskleide.

Der Peter spricht leise vor sich her,
Und schaut betrübt auf Beide:
„Ach! wenn ich nicht gar zu vernünftig wär',
Ich thät' mir was zu Leide.“

II.

„In meiner Brust, da sitzt ein Weh,
Das will die Brust zersprengen;
Und wo ich steh', und wo ich geh',
Will's mich von hinnen drängen.

„Es treibt mich nach der Liebsten Näh',
Als könnt's die Grete heilen;
Doch wenn ich Der ins Auge seh',
Muss ich von hinnen eilen.

„Ich steig' hinauf des Berges Höh',
Dort ist man doch alleine;
Und wenn ich still dort oben steh',
Dann steh' ich still und weine.“

III.

Der arme Peter wankt vorbei,
Gar langsam, leichenblass und scheu.
Es bleiben fast, wenn sie ihn sehn,
Die Leute auf der Straße stehn.

Die Mädchen flüstern sich ins Ohr:
„Der stieg wohl aus dem Grab hervor?"
Ach nein, ihr lieben Jungfräulein,
Der legt sich erst ins Grab hinein.

Er hat verloren seinen Schatz,
Drum ist das Grab der beste Platz,
Wo er am besten liegen mag
Und schlafen bis zum jüngsten Tag.

5.

Lied des Gefangenen.

Als meine Großmutter die Liese behext,
Da wollten die Leut' sie verbrennen.
Schon hatte der Amtmann viel Dinte verklext,
Doch wollte sie nicht bekennen.

Und als man sie in den Kessel schob,
Da schrie sie Mord und Wehe;
Und als sich der schwarze Qualm erhob,
Da flog sie als Rab' in die Höhe.

Mein schwarzes, gefiedertes Großmütterlein!
O komm mich im Thurme besuchen!
Komm, fliege geschwind durchs Gitter herein,
Und bringe mir Käse und Kuchen.

Mein schwarzes, gefiedertes Großmütterlein
O möchtest du nur sorgen,
Dass die Muhme nicht auspickt die Augen mein,
Wenn ich luftig schwebe morgen.

6.

Die Grenadiere.

Nach Frankreich zogen zwei Grenadier',
Die waren in Russland gefangen.
Und als sie kamen ins deutsche Quartier,
Sie ließen die Köpfe hangen.

Da hörten sie Beide die traurige Mähr:
Dass Frankreich verloren gegangen,
Besiegt und zerschlagen das große Heer, —
Und der Kaiser, der Kaiser gefangen.

Da weinten zusammen die Grenadier'
Wohl ob der kläglichen Kunde.
Der Eine sprach: „Wie weh wird mir,
Wie brennt meine alte Wunde!"

Der Andre sprach: „„Das Lied ist aus,
Auch ich möcht' mit dir sterben,
Doch hab' ich Weib und Kind zu Haus,
Die ohne mich verderben.""

„Was schert mich Weib, was schert mich Kind,
Ich trage weit bessres Verlangen;
Lass sie betteln gehn, wenn sie hungrig sind, —
Mein Kaiser, mein Kaiser gefangen!

„Gewähr mir, Bruder, eine Bitt':
Wenn ich jetzt sterben werde,
So nimm meine Leiche nach Frankreich mit,
Begrab mich in Frankreichs Erde.

„Das Ehrenkreuz am rothen Band
Sollst du aufs Herz mir legen;
Die Flinte gieb mir in die Hand,
Und gürt mir um den Degen.

„So will ich liegen und horchen still,
Wie eine Schildwach, im Grabe,
Bis einst ich höre Kanonengebrüll
Und wiehernder Rosse Getrabe.

„Dann reitet mein Kaiser wohl über mein Grab,
Viel' Schwerter klirren und blitzen;
Dann steig' ich gewaffnet hervor aus dem Grab, —
Den Kaiser, den Kaiser zu schützen!"

7.

Die Botschaft.

Mein Knecht! steh auf und sattle schnell,
Und wirf dich auf dein Ross,
Und jage rasch durch Wald und Feld
Nach König Duncan's Schloss.

Dort schleiche in den Stall, und wart,
Bis dich der Stallbub' schaut.
Den forsch mir aus: „Sprich, welche ist
Von Duncan's Töchtern Braut?"

Und spricht der Bub': „Die Braune ist's,"
So bring mir schnell die Mähr.
Doch spricht der Bub': „Die Blonde ist's,"
So eilt Das nicht so sehr.

Dann geh zum Meister Seiler hin,
Und kauf mir einen Strick,
Und reite langsam, sprich kein Wort,
Und bring mir den zurück.

8.

Die Heimführung.

Ich geh' nicht allein, mein feines Lieb,
Du musst mit mir wandern
Nach der lieben, alten, schaurigen Klause,
In dem trüben, kalten, traurigen Hause,
Wo meine Mutter am Eingang kau'rt,
Und auf des Sohnes Heimkehr lau'rt.

„Lass ab von mir, du finstrer Mann!
Wer hat dich gerufen?
Dein Odem glüht, deine Hand ist Eis,
Dein Auge sprüht, deine Wang' ist weiß;
Ich aber will mich lustig freun
An Rosenduft und Sonnenschein."

Lass duften die Rosen, lass scheinen die Sonn',
Mein süßes Liebchen!
Wirf um den weiten weißwallenden Schleier,
Und greif in die Saiten der schallenden Leier,
Und singe ein Hochzeitlied dabei;
Der Nachtwind pfeift die Melodei.

9.

Don Ramiro.

„Donna Clara! Donna Clara!
Heißgeliebte langer Jahre!
Hast beschlossen mein Verderben,
Und beschlossen ohn' Erbarmen.

„Donna Clara! Donna Clara!
Ist doch süß die Lebensgabe!
Aber unten ist es grausig,
In dem dunkeln, kalten Grabe.

„Donna Clara! Freu dich, morgen
Wird Fernando am Altare
Dich als Ehgemahl begrüßen, —
Wirst du mich zur Hochzeit laden?“

„„Don Ramiro! Don Ramiro!
Deine Worte treffen bitter,
Bittrer als der Spruch der Sterne,
Die da spotten meines Willens.

„Don Ramiro! Don Ramiro!
Rüttle ab den dumpfen Trübsinn;
Mädchen giebt es viel auf Erden,
Aber uns hat Gott geschieden.

„„Don Ramiro, der du muthig
So viel' Mohren überwunden,
Überwinde nun dich selber, —
Komm auf meine Hochzeit morgen.““

„Donna Clara! Donna Clara!
Ja, ich schwör' es, ja, ich komme!
Will mit dir den Reihen tanzen;
Gute Nacht, ich komme morgen.“

„„Gute Nacht!““ — Das Fenster klirrte.
Seufzend stand Ramiro unten,
Stand noch lange wie versteinert;
Endlich schwand er fort im Dunkeln. —

Endlich auch nach langem Ringen,
Muß die Nacht dem Tage weichen;
Wie ein bunter Blumengarten
Liegt Toledo ausgebreitet.

Prachtgebäude und Paläste
Schimmern hell im Glanz der Sonne;
Und der Kirchen hohe Kuppeln
Leuchten stattlich, wie vergoldet.

Summend, wie ein Schwarm von Bienen,
Klingt der Glocken Festgeläute,
Lieblich steigen Betgesänge
Aus den frommen Gotteshäusern.

Aber dorten, siehe! siehe!
Dorten aus der Marktkapelle,
Im Gewimmel und Gewoge,
Strömt des Volkes bunte Menge.

Blanke Ritter, schmucke Frauen,
Hofgesinde, festlich blinkend,
Und die hellen Glocken läuten,
Und die Orgel rauscht dazwischen.

Doch, mit Ehrfurcht ausgewichen,
In des Volkes Mitte wandelt
Das geschmückte junge Ehpaar,
Donna Clara, Don Fernando.

Bis an Bräutigams Palastthor
Wälzet sich das Volksgewühle;
Dort beginnt die Hochzeitfeier,
Prunkhaft und nach alter Sitte.

Ritterspiel und frohe Tafel
Wechseln unter lautem Jubel;
Rauschend schnell entfliehn die Stunden.
Bis die Nacht herabgesunken.

Und zum Tanze sich versammeln
In dem Saal die Hochzeitgäste;
In dem Glanz die Lichter funkeln
Ihre bunten Prachtgewänder.

Auf erhobne Stühle ließen
Braut und Bräutigam sich nieder,
Donna Clara, Don Fernando,
Und sie tauschen süße Reden.

Und im Saale wogen heiter
Die geschmückten Menschenwellen,
Und die lauten Pauken wirbeln,
Und es schmettern die Drommeten.

„Doch warum, o schöne Herrin,
Sind gerichtet deine Blicke
Dorthin nach der Saalesecke?“
So verwundert sprach der Ritter.

„„Siehst du denn nicht, Don Fernando,
Dort den Mann im schwarzen Mantel?““
Und der Ritter lächelt freundlich:
„Ach, Das ist ja nur ein Schatten“

Doch es nähert sich der Schatten,
Und es war ein Mann im Mantel;
Und Ramiro schnell erkennend,
Grüßt ihn Clara, gluthbefangen.

Und der Tanz hat schon begonnen,
Munter drehen sich die Tänzer
In des Walzers wilden Kreisen,
Und der Boden dröhnt und bebet.

„„Wahrlich gerne, Don Ramiro,
Will ich dir zum Tanze folgen,
Doch im nächtlich schwarzen Mantel
Hättest du nicht kommen sollen.““

Mit durchbohrend stieren Augen
Schaut Ramiro auf die Holde,
Sie umschlingend spricht er düster:
„Sprachest ja, ich sollte kommen!“

Und ins wirre Tanzgetümmel
Drängen sich die beiden Tänzer;
Und die lauten Pauken wirbeln,
Und es schmettern die Drommeten.

„„Sind ja schneeweis deine Wangen!““
Flüstert Clara, heimlich zitternd.
„Sprachest ja, ich sollte kommen!‘
Schallet dumpf Ramiro's Stimme.

Und im Saal die Kerzen blinzeln
Durch das fluthende Gedränge;
Und die lauten Pauken wirbeln,
Und es schmettern die Drommeten.

„„Sind ja eiskalt deine Hände!““
Flüstert Clara, schauerzuckend.
„Sprachest ja, ich sollte kommen!“
Und sie treiben fort im Strudel.

„„Laſs mich, laſs mich! Don Ramiro!
Leichenduft ist ja dein Odem!““
Wiederum die dunkeln Worte:
„Sprachest ja, ich sollte kommen!“

Und der Boden raucht und glühet,
Lustig tönet Geig' und Bratsche;
Wie ein tolles Zauberweben
Schwindelt Alles in dem Saale.

„„Lass mich, lass mich! Don Ramiro!““
Wimmert's immer im Gewoge.
Don Ramiro stets erwidert:
„Sprachest ja, ich sollte kommen!“

„„Nun, so geh, in Gottes Namen!““
Clara rief's mit fester Stimme,
Und dies Wort war kaum gesprochen,
Und verschwunden war Ramiro.

Clara starret, Tod im Antlitz,
Kaltumflirret, nachtumwoben;
Ohnmacht hat das lichte Bildnis
In ihr dunkles Reich gezogen.

Endlich weicht der Nebelschlummer,
Endlich schlägt sie auf die Wimper;
Aber Staunen will aufs Neue
Ihre holden Augen schließen.

Denn derweil der Tanz begonnen,
War sie nicht vom Sitz gewichen,
Und sie sitzt noch bei dem Bräut'gam:
Und der Ritter sorgsam bittet:

„Sprich, was bleichet deine Wangen?
Warum wird dein Aug so dunkel? —“
„„Und Ramiro? — —““ stottert Clara,
Und Entsetzen lähmt die Zunge.

Doch mit tiefen, ernsten Falten
Furcht sich jetzt des Bräut'gams Stirne:
„Herrin, forsch nicht blut'ge Kunde, —
Heute Mittag starb Ramiro.“

10.

Belsazer.

Die Mitternacht zog näher schon;
In stummer Ruh lag Babylon.

Nur oben in des Königs Schloss,
Da flackert's, da lärmt des Königs Tross

Dort oben in dem Königssaal,
Belsazer hielt sein Königsmahl.

Die Knechte saßen in schimmernden Reihn,
Und leerten die Becher mit funkelndem Wein

Es klirrten die Becher, es jauchzten die Knecht';
So klang es dem störrigen Könige recht.

Des Königs Wangen leuchten Gluth;
Im Wein erwuchs ihm kecker Muth.

Und blindlings reißt der Muth ihn fort;
Und er lästert die Gottheit mit sündigem Wort.

Und er brüstet sich frech, und lästert wild!
Die Knechtenschar ihm Beifall brüllt.

Der König rief mit stolzem Blick;
Der Diener eilt und kehrt zurück.

Er trug viel gülden Geräth auf dem Haupt;
Das war aus dem Tempel Jehovah's geraubt.

Und der König ergriff mit frevler Hand
Einen heiligen Becher, gefüllt bis am Rand.

Und er leert ihn hastig bis auf den Grund.
Und rufet laut mit schäumendem Mund:

„Jehovah! dir künd' ich auf ewig Hohn, —
Ich bin der König von Babylon!"

Doch kaum das grause Wort verklang,
Dem König wards heimlich im Busen bang.

Das gellende Lachen verstummte zumal;
Es wurde leichenstill im Saal.

Und sieh! und sieh! an weißer Wand
Da kam's hervor, wie Menschenhand;

Und schrieb, und schrieb an weißer Wand
Buchstaben von Feuer, und schrieb und schwand.

Der König stieren Blicks da saß,
Mit schlotternden Knien und todtenblaß.

Die Knechtenschar saß kalt durchgraut,
Und saß gar still, gab keinen Laut.

Die Magier kamen, doch Keiner verstand
Zu deuten die Flammenschrift an der Wand.

Belsazer ward aber in selbiger Nacht
Von seinen Knechten umgebracht.

11.

Die Minnesänger.

Zu dem Wettgesange schreiten
Minnesänger jetzt herbei;
Ei, Das giebt ein seltsam Streiten,
Ein gar seltsames Turnei!

Phantasie, die schäumend wilde,
Ist des Minnesängers Pferd,
Und die Kunst dient ihm zum Schilde,
Und das Wort, das ist sein Schwert.

Hübsche Damen schauen munter
Vom beteppichten Balkon,
Doch die Rechte ist nicht drunter
Mit der rechten Lorberkron'.

Andre Leute, wenn sie springen
In die Schranken, sind gesund;
Doch wir Minnesänger bringen
Dort schon mit die Todeswund'.

Und wem dort am besten dringet
Liederblut aus Herzensgrund,
Der ist Sieger, Der erringet
Bestes Lob aus schönstem Mund.

12.

Die Fensterschau.

Der bleiche Heinrich ging vorbei,
Schön Hedwig lag am Fenster.
Sie sprach halblaut: „Gott steh' mir bei,
Der unten schaut bleich wie Gespenster!"

Der unten erhob sein Aug' in die Höh',
Hinschmachtend nach Hedewig's Fenster.
Schön Hedwig ergriff es wie Liebesweh,
Auch sie ward bleich wie Gespenster.

Schön Hedwig stand nun mit Liebesharm
Tagtäglich lauernd am Fenster.
Bald aber lag sie in Heinrich's Arm,
Allnächtlich zur Zeit der Gespenster.

13.

Der wunde Ritter.

Ich weiß eine alte Kunde,
Die hallet dumpf und trüb;
Ein Ritter liegt liebeswunde,
Doch treulos ist sein Lieb.

Als treulos muss er verachten
Die eigne Herzliebste sein,
Als schimpflich muss er betrachten
Die eigne Liebespein.

Er möcht' in die Schranken reiten
Und rufen die Ritter zum Streit:
„Der mag sich zum Kampf bereiten,
Wer mein Lieb eines Makels zeiht!"

Da würden wohl Alle schweigen,
Nur nicht sein eigener Schmerz;
Da müsst' er die Lanze neigen
Widers eigne klagende Herz.

14.

Wasserfahrt.

Ich stand gelehnet an den Mast,
Und zählte jede Welle.
Ade, mein schönes Vaterland!
Mein Schiff, das segelt schnelle!

Ich kam schön Liebchens Haus vorbei,
Die Fensterscheiben blinken;
Ich guck' mir fast die Augen aus,
Doch will mir Niemand winken.

Ihr Thränen, bleibt mir aus dem Aug',
Dass ich nicht dunkel sehe.
Mein krankes Herze, brich mir nicht
Vor allzu großem Wehe!

15.

Das Liedchen von der Reue.

Herr Ulrich reitet im grünen Wald,
Die Blätter lustig rauschen,
Er sieht eine holde Mädchengestalt
Durch Baumeszweige lauschen.

Der Junker spricht: „Wohl kenne ich
Dies blühende, glühende Bildnis,
Verlockend stets umschwebt es mich
In Volksgewühl und Wildnis.

„Zwei Röslein sind die Lippen dort,
Die lieblichen, die frischen;
Doch manches häßlich bittre Wort
Schleicht tückisch oft dazwischen.

„Drum gleicht dies Mündlein gar genau
Den hübschen Rosenbüschen,
Wo gift'ge Schlangen wunderschlau
Im dunkeln Laube zischen.

„Dort jenes Grübchen wunderlieb
In wunderlieben Wangen,
Das ist die Grube, worein mich trieb
Wahnsinniges Verlangen.

„Dort seh' ich ein schönes Lockenhaar
Vom schönsten Köpfchen hangen.
Das sind die Netze wunderbar,
Womit mich der Böse gefangen.

„Und jenes blaue Auge dort,
So klar wie stille Welle,
Das hielt ich für des Himmels Pfort',
Doch war's die Pforte der Hölle." —

Herr Ulrich reitet weiter im Wald,
Die Blätter rauschen schaurig.
Da sieht er fern eine zweite Gestalt,
Die ist so bleich, so traurig.

Der Junker spricht: „O Mutter dort,
Die mich so mütterlich liebte,
Der ich mit bösem Thun und Wort
Das Leben bitterlich trübte!

„O, könnt' ich dir trocknen die Augen naß,
Mit der Gluth von meinen Schmerzen!
O, könnt' ich dir röthen die Wangen blaß,
Mit dem Blut aus meinem Herzen!"

Und weiter reitet Herr Ulerich,
Im Wald beginnt es zu düstern,
Viel' seltsame Stimmen regen sich,
Die Abendwinde flüstern.

Der Junker hört die Worte fein
Gar vielfach wiederklingen.
Das thaten die lustigen Waldvöglein,
Die zwitschern laut und singen:

„Herr Ulrich singt ein hübsches Lied,
Das Liedchen von der Reue,
Und hat er zu Ende gesungen das Lied,
So singt er es wieder aufs Neue.“

16.

An eine Sängerin.

Als sie eine alte Romanze sang.

Ich denke noch der Zaubervollen,
Wie sie zuerst mein Auge sah!
Wie ihre Töne lieblich klangen
Und heimlich süß ins Herze drangen,
Entrollten Thränen meinen Wangen —
Ich wusste nicht, wie mir geschah.

Ein Traum war über mich gekommen;
Mir war, als sei ich noch ein Kind,
Und säße still beim Lämpchenscheine
In Mutters frommem Kämmerleine,
Und läse Märchen, wunderfeine,
Derweilen draußen Nacht und Wind.

Die Märchen fangen an zu leben,
Die Ritter steigen aus der Gruft;
Bei Ronzisval, da giebt's ein Streiten,
Da kommt Herr Roland herzureiten,
Viel' kühne Degen ihn begleiten,
Auch leider Ganelon, der Schuft.

Durch Den wird Roland schlimm gebettet,
Er schwimmt in Blut, und athmet kaum;
Kaum mochte fern sein Jagdhornzeichen
Das Ohr des großen Karl's erreichen,
Da muss der Ritter schon erbleichen —
Und mit ihm stirbt zugleich mein Traum.

Das war ein lautverworrnes Schallen,
Das mich aus meinen Träumen rief.
Verklungen war jetzt die Legende,
Die Leute schlugen in die Hände
Und riefen „Bravo!“ ohne Ende;
Die Sängerin verneigt sich tief.

17.

Das Lied von den Dukaten.

Meine güldenen Dukaten,
Sagt, wo seid ihr hingerathen?

Seid ihr bei den güldnen Fischlein,
Die im Bache froh und munter
Tauchen auf und tauchen unter?

Seid ihr bei den güldnen Blümlein,
Die auf lieblich grüner Aue
Funkeln hell im Morgenthaue?

Seid ihr bei den güldnen Vöglein,
Die da schweifen glanzumwoben
In den blauen Lüften oben?

Seid ihr bei den güldnen Sternlein,
Die im leuchtenden Gewimmel
Lächeln jede Nacht am Himmel?

Ach! ihr güldenen Dukaten
Schwimmt nicht in des Baches Well',
Funkelt nicht auf grüner Au,
Schwebet nicht in Lüften blau,
Lächelt nicht am Himmel hell —
Meine Manichäer, traun!
Halten euch in ihren Klaun.

18.

Gespräch auf der Paderborner Heide.

Hörst du nicht die fernen Töne,
Wie von Brummbaß und von Geigen?
Dorten tanzt wohl manche Schöne
Den geflügelt leichten Reigen.

„Ei, mein Freund, Das nenn' ich irren,
Von den Geigen hör' ich keine,
Nur die Ferklein hör' ich quirren,
Grunzen nur hör' ich die Schweine.“

Hörst du nicht das Waldhorn blasen?
Jäger sich des Waidwerks freuen;
Fromme Lämmer seh' ich grasen,
Schäfer spielen auf Schalmeien.

„Ei, mein Freund, was du vernommen,
Ist kein Waldhorn, noch Schalmeie;
Nur den Sauhirt seh' ich kommen,
Heimwärts treibt er seine Säue."

Hörst du nicht das ferne Singen,
Wie von süßen Wettgesängen?
Englein schlagen mit den Schwingen
Lauten Beifall solchen Klängen.

„Ei, was dort so hübsch geklungen,
Ist kein Wettgesang, mein Lieber!
Singend treiben Gänsejungen
Ihre Gänselein vorüber."

Hörst du nicht die Glocken läuten,
Wunderlieblich, wunderhelle?
Fromme Kirchengänger schreiten
Andachtsvoll zur Dorfkapelle.

„Ei, mein Freund, Das sind die Schellen
Von den Ochsen, von den Kühen,
Die nach ihren dunkeln Ställen
Mit gesenktem Kopfe ziehen."

Siehst du nicht den Schleier wehen?
Siehst du nicht das leise Nicken?
Dort seh' ich die Liebste stehen,
Feuchte Wehmuth in den Blicken.

„Ei, mein Freund, dort seh' ich nicken
Nur das Waldweib, nur die Liese;
Blaß und hager an den Krücken
Hinkt sie weiter nach der Wiese."

Nun, mein Freund, so magst du lachen
Über des Phantasten Frage!
Wirst du auch zur Täuschung machen,
Was ich fest im Busen trage?

19.

Lebensgruß.

Stammbuchblatt.

Eine große Landstraß ist unsre Erd',
Wir Menschen sind Passagiere;
Man rennet und jaget, zu Fuß und zu Pferd,
Wie Läufer oder Kouriere.

Man fährt sich vorüber, man nicket, man grüßt
Mit dem Taschentuch aus der Karosse;
Man hätte sich gerne geherzt und geküsst,
Doch jagen von hinnen die Rosse.

Kaum trafen wir uns auf derselben Station,
Herzliebster Prinz Alexander,
Da bläst schon zur Abfahrt der Postillon,
Und bläst uns schon auseinander.

20.

Wahrhaftig.

Wenn der Frühling kommt mit dem Sonnenschein,
Dann knospen und blühen die Blümlein auf;
Wenn der Mond beginnt seinen Strahlenlauf,
Dann schwimmen die Sternlein hinterdrein;
Wenn der Sänger zwei süße Äuglein sieht,
Dann quellen ihm Lieder aus tiefem Gemüth; —
Doch Lieder und Sterne und Blümelein,
Und Äuglein und Mondglanz und Sonnenschein,
Wie sehr das Zeug auch gefällt,
So macht's doch noch lang' keine Welt.

Sonette.

Sonettenkranz an A. W. von Schlegel.

1.

Der schlimmste Wurm: des Zweifels Dolchgedanken
Das schlimmste Gift: an eigner Kraft verzagen,
Das wollt' mir fast des Lebens Mark zernagen;
Ich war ein Reis, dem seine Stützen sanken.
Da mochtest du das arme Reis beklagen,
An deinem güt'gen Wort läßt du es ranken,
Und dir, mein hoher Meister, soll ich's danken,
Wird einst das schwache Reislein Blüthen tragen.
O mögst du's ferner noch so sorgsam warten,
Daß es als Baum einst zieren kann den Garten
Der schönen Fee, die dich zum Liebling wählte.
Von jenem Garten meine Amm' erzählte:
Dort lebt ein heimlich wundersüßes Klingen,
Die Blumen sprechen und die Bäume singen.

2.

Im Reifrockputz, mit Blumen reich verzieret,
Schönpflästerchen auf den geschminkten Wangen,
Mit Schnabelschuhn, mit Stickerein behangen,
Mit Thurmfrisur, und wespengleich geschnüret:
So war die Aftermuse ausstaffieret,
Als sie einst kam, dich liebend zu umfangen.
Du bist ihr aber aus dem Weg gegangen,
Und irrtest fort, von dunklem Trieb geführet.
Da fandest du ein Schloß in alter Wildnis,
Und drinnen lag, wie'n holdes Marmorbildnis
Die schönste Maid in Zauberschlaf versunken.
Doch wich der Zauber bald bei deinem Gruße
Aufwachte lächelnd Deutschlands echte Muse,
Und sank in deine Arme liebestrunken.

3.

Zufrieden nicht mit deinem Eigenthume,
Sollt' noch des Rheines Niblungshort dich laben,
Nahmst du vom Themsestrand die Wundergaben,
Und pflücktest kühn des Tajo-Ufers Blume.
Der Tiber hast du manch Kleinod entgraben,
Die Seine musste zollen deinem Ruhme, —
Du drangest gar zu Brahma's Heiligthume,
Und wolltst auch Perlen aus dem Ganges haben.
Du geiz'ger Mann, ich rath' dir, sei zufrieden
Mit dem, was selten Menschen ward beschieden,
Denk ans Verschwenden jetzt, statt ans Erwerben.
Und mit den Schätzen, die du ohn' Ermüden
Zusammen hast geschleppt aus Nord und Süden,
Mach reich den Schüler jetzt, den lust'gen Erben.

An meine Mutter B. Heine,
Geborne von Geldern.

1.

Ich bin's gewohnt, den Kopf recht hoch zu tragen,
Mein Sinn ist auch ein bischen starr und zähe;
Wenn selbst der König mir ins Antlitz sähe,
Ich würde nicht die Augen niederschlagen.
Doch, liebe Mutter, offen will ich's sagen:
Wie mächtig auch mein stolzer Muth sich blähe,
In deiner selig süßen, trauten Nähe
Ergreift mich oft ein demuthvolles Zagen.
Ist es dein Geist, der heimlich mich bezwinget,
Dein hoher Geist, der Alles kühn durchdringet,
Und blitzend sich zum Himmelslichte schwinget?
Quält mich Erinnerung, dass ich verübet
So manche That, die dir das Herz betrübet,
Das schöne Herz, das mich so sehr geliebet!

2.

Im tollen Wahn hatt' ich dich einst verlassen,
Ich wollte gehn die ganze Welt zu Ende,
Und wollte sehn, ob ich die Liebe fände,
Um liebevoll die Liebe zu umfassen.
Die Liebe suchte ich auf allen Gassen,
Vor jeder Thüre streckt' ich aus die Hände,
Und bettelte um gringe Liebesspende, —
Doch lachend gab man mir nur kaltes Hassen

Und immer irrte ich nach Liebe, immer
Nach Liebe, doch die Liebe fand ich nimmer,
Und kehrte um nach Hause, krank und trübe.
Doch da bist du entgegen mir gekommen,
Und ach! was da in deinem Aug' geschwommen,
Das war die süße, langgesuchte Liebe.

An H. Str.

Nachdem ich seine Zeitschrift für Erweckung altdeutscher Kunst gelesen.

Wie ich dein Büchlein hastig aufgeschlagen,
Da grüßen mir entgegen viel' vertraute,
Viel' goldne Bilder, die ich weiland schaute
Im Knabentraum und in den Kindertagen.
Ich sehe wieder stolz gen Himmel ragen
Den frommen Dom, den deutscher Glaube baute,
Ich hör' der Glocken und der Orgel Laute,
Dazwischen klingt's wie süße Liebesklagen.
Wohl seh' ich auch, wie sie den Dom umklettern,
Die flinken Zwerglein, die sich dort erfrechen,
Das hübsche Blum- und Schnitzwerk abzubrechen.
Doch mag man immerhin die Eich' entblättern
Und sie des grünen Schmuckes rings berauben —
Kommt neuer Lenz, wird sie sich neu belauben.

Fresko-Sonette an Christian S(ethe).

1.

Ich tanz' nicht mit, ich räuchre nicht den Klötzen,
Die außen goldig sind, inwendig Sand;
Ich schlag' nicht ein, reicht mir ein Bub' die Hand,
Der heimlich mir den Namen will zerfetzen.
Ich beug' mich nicht vor jenen hübschen Metzen,
Die schamlos prunken mit der eignen Schand';
Ich zieh nicht mit, wenn sich der Pöbel spannt
Vor Siegeswagen seiner eiteln Götzen.
Ich weiß es wohl, die Eiche muß erliegen,
Derweil das Rohr am Bach durch schwankes Biegen
In Wind und Wetter stehn bleibt, nach wie vor.
Doch sprich, wie weit bringt's wohl am End' solch' Rohr?
Welch Glück! als ein Spazierstock dient's dem Stutzer,
Als Kleiderklopfer dient's dem Stiefelputzer

2.

Gieb her die Larv', ich will mich jetzt maskieren,
In einen Lumpenkerl, damit Halunken,
Die prächtig in Charaktermasken prunken,
Nicht wähnen, ich sei Einer von den Ihren.
Gieb her gemeine Worte und Manieren,
Ich zeige mich in Pöbelart versunken,
Verleugne all' die schönen Geistesfunken,
Womit jetzt fade Schlingel kokettieren.
So tanz' ich auf dem großen Maskenballe,
Umschwärmt von deutschen Rittern, Mönchen, Kön'gen,
Von Harlekin gegrüßt, erkannt von Wen'gen.
Mit ihrem Holzschwert prügeln sie mich Alle.
Das ist der Spaß. Denn wollt' ich mich entmummen,
So müsste all das Galgenpack verstummen.

3.

Ich lache ob den abgeschmackten Laffen,
Die mich anglotzen mit den Bocksgesichtern;
Ich lache ob den Füchsen, die so nüchtern
Und hämisch mich beschnüffeln und begaffen.
Ich lache ob den hochgelahrten Affen,
Die sich aufbläh'n zu stolzen Geistesrichtern;
Ich lache ob den feigen Bösewichtern,
Die mich bedrohn mit giftgetränkten Waffen.
Denn wenn des Glückes hübsche Siebensachen
Uns von des Schicksals Händen sind zerbrochen,
Und so zu unsern Füßen hingeschmissen;
Und wenn das Herz im Leibe ist zerrissen,
Zerrissen, und zerschnitten, und zerstochen, —
Dann bleibt uns doch das schöne gelle Lachen.

4.

Im Hirn spukt mir ein Märchen wunderfein,
Und in dem Märchen klingt ein feines Lied,
Und in dem Liede lebt und webt und blüht
Ein wunderschönes zartes Mägdelein.
Und in dem Mägdlein wohnt ein Herzchen klein,
Doch in dem Herzchen keine Liebe glüht;
In dieses lieblos frostige Gemüth
Kam Hochmuth nur und Übermuth hinein.

Hörst du, wie mir im Kopf das Märchen klinget?
Und wie das Liedchen summet ernst und schaurig?
Und wie das Mägdlein kichert, leise, leise?
Ich fürchte nur, daß mir der Kopf zerspringet, —
Und ach! da wär's doch gar entsetzlich traurig,
Käm' der Verstand mir aus dem alten Gleise.

5.

In stiller, wehmuthweicher Abendstunde
Umklingen mich die längst verschollnen Lieder,
Und Thränen fließen von der Wange nieder,
Und Blut entquillt der alten Herzenswunde.
Und wie in eines Zauberspiegels Grunde
Seh' ich das Bildnis meiner Liebsten wieder;
Sie sitzt am Arbeitstisch, im rothen Mieder,
Und Stille herrscht in ihrer sel'gen Runde.
Da plötzlich springt sie auf vom Stuhl, und schneidet
Von ihrem Haupt die schönste aller Locken,
Und giebt sie mir, — vor Freud' bin ich erschrocken.
Mephisto hat die Freude mir verleidet,
Er spann ein festes Seil von jenen Haaren,
Und schleift mich dran herum seit vielen Jahren.

6.

„Als ich vor einem Jahr dich wiederblickte,
Küsstest du mich nicht in der Willkommstund'."
So sprach ich, und der Liebsten rother Mund
Den schönsten Kuß auf meine Lippen drückte.
Und lächelnd süß ein Myrtenreis sie pflückte
Vom Myrtenstrauche, der am Fenster stund:
„Nimm hin und pflanz dies Reis in frischen Grund,
Und stell' ein Glas darauf," sprach sie und nickte. —
Schon lang ist's her. Es starb das Reis im Topf.
Sie selbst hab' ich seit Jahren nicht gesehn;
Doch brennt der Kuß mir immer noch im Kopf.
Und aus der Ferne trieb's mich jüngst zum Ort,
Wo Liebchen wohnt. Vorm Hause blieb ich stehn
Die ganze Nacht, ging erst am Morgen fort.

7.

Hüt dich, mein Freund, vor grimmen Teufelsfratzen
Doch schlimmer sind die sanften Engelsfrätzchen.
Ein solches bot mir einst ein süßes Schmätzchen,
Doch wie ich kam, da fühlt' ich scharfe Tatzen.
Hüt dich, mein Freund, vor schwarzen alten Katzen,
Doch schlimmer sind die weißen jungen Kätzchen;
Ein solches macht' ich einst zu meinem Schätzchen,
Doch thät mein Schätzchen mir das Herz zerkratzen.
O süßes Frätzchen, wundersüßes Mädchen!
Wie konnte mich dein klares Äuglein täuschen?
Wie konnt' dein Pfötchen mir das Herz zerfleischen?
O meines Kätzchens wunderzartes Pfötchen!
Könnt' ich dich an die glühnden Lippen pressen,
Und könnt' mein Herz verbluten unterdessen!

8.

Wie nähm' die Armuth bald bei mir ein Ende,
Wüsst' ich den Pinsel kunstgerecht zu führen
Und hübsch mit bunten Bildern zu verzieren
Der Kirchen und der Schlösser stolze Wände.
Wie flösse bald mir zu des Goldes Spende,
Wüsst' ich auf Flöten, Geigen und Klavieren
So rührend und so fein zu musicieren,
Dass Herrn und Damen klatschten in die Hände.
Doch, ach! mir Armen lächelt Mammon nie;
Denn leider, leider! trieb ich dich alleine,
Brotloseste der Künste, Poesie!
Und ach! wenn Andre sich mit vollen Humpen
Zum Gotte trinken im Champagnerweine,
Dann muss ich dürsten, oder ich muss — pumpen.

9.

Die Welt war mir nur eine Marterkammer,
Wo man mich bei den Füßen aufgehangen
Und mir gezwickt den Leib mit glühnden Zangen
Und eingeklemmt in enger Eisenklammer.
Wild schrie ich auf vor namenlosem Jammer,
Blutströme mir aus Mund und Augen sprangen, —
Da gab ein Mägdlein, das vorbeigegangen,
Mir schnell den Gnadenstoß mit goldnem Hammer.

Neugierig sieht sie zu, wie mir im Krampfe
Die Glieder zucken, wie im Todeskampfe
Die Zung' aus blut'gem Munde hängt und lechzet.
Neugierig horcht sie, wie mein Herz noch ächzet,
Musik ist ihr mein letztes Todesröcheln,
Und spottend steht sie da mit kaltem Lächeln.

10.

Du sahst mich oft im Kampf mit jenen Schlingeln,
Geschminkten Katzen und bebrillten Pudeln,
Die mir den blanken Namen gern besudeln,
Und mich so gerne ins Verderben züngeln.
Du sahest oft, wie mich Pedanten hudeln,
Wie Schellenkappenträger mich umklingeln,
Wie gift'ge Schlangen um mein Herz sich ringeln;
Du sahst mein Blut aus tausend Wunden sprudeln.
Du aber standest fest gleich einem Thurme;
Ein Leuchtthurm war dein Kopf mir in dem Sturme,
Dein treues Herz war mir ein guter Hafen.
Wohl wogt um jenen Hafen wilde Brandung,
Nur wen'ge Schiff' erringen dort die Landung,
Doch ist man dort, so kann man sicher schlafen.

11.

Ich möchte weinen, doch ich kann es nicht;
Ich möcht' mich rüstig in die Höhe heben,
Doch kann ich's nicht; am Boden muss ich kleben,
Umkrächzt, umzischt von eklem Wurmgezücht.
Ich möchte gern mein heitres Lebenslicht,
Mein schönes Lieb, allüberall umschweben,
In ihrem selig süßen Hauche leben, —
Doch kann ich's nicht, mein krankes Herze bricht
Aus dem gebrochnen Herzen fühl' ich fließen
Mein heißes Blut, ich fühle mich ermatten,
Und vor den Augen wird's mir trüb und trüber
Und heimlich schauernd sehn' ich mich hinüber
Nach jenem Nebelreich, wo stille Schatten
Mit weichen Armen liebend mich umschließen.

Lyrisches Intermezzo.

(1822—1823.)

Meine Qual und meine Klagen
Hab' ich in dies Buch gegossen,
Und wenn du es aufgeschlagen,
Hat sich Dir mein Herz erschlossen

Prolog.

Es war mal ein Ritter, trübselig und stumm,
Mit hohlen, schneeweißen Wangen;
Er wankte und schlenderte schlotternd herum,
In dumpfen Träumen befangen.
Er war so hölzern, so täppisch, so links,
Die Blümlein und Mägdlein, die kicherten rings,
Wenn er stolpernd vorbeigegangen.

Oft saß er im finstersten Winkel zu Haus;
Er hatt' sich vor Menschen verkrochen.
Da streckte er sehnend die Arme aus,
Doch hat er kein Wörtlein gesprochen.
Kam aber die Mitternachtstunde heran,
Ein seltsames Singen und Klingen begann —
An die Thüre da hört' er es pochen.

Da kommt seine Liebste geschlichen herein
Im rauschenden Wellenschaumkleide,
Sie blüht und glüht wie ein Röselein,
Ihr Schleier ist eitel Geschmeide.
Goldlocken umspielen die schlanke Gestalt,
Die Äuglein grüßen mit süßer Gewalt —
In die Arme sinken sich Beide.

Der Ritter umschlingt sie mit Liebesmacht,
Der Hölzerne steht jetzt in Feuer,
Der Blasse erröthet, der Träumer erwacht,
Der Blöde wird freier und freier.
Sie aber, sie hat ihn gar schalkhaft geneckt,
Sie hat ihm ganz leise den Kopf bedeckt
Mit dem weißen, demantenen Schleier.

In einen krystallenen Wasserpalast
Ist plötzlich gezaubert der Ritter.
Er staunt, und die Augen erblinden ihm fast
Vor alle dem Glanz und Geflitter.
Doch hält ihn die Nixe umarmet gar traut,
Der Ritter ist Bräut'gam, die Nixe ist Braut,
Ihre Jungfraun spielen die Zither.

Sie spielen und singen, und singen so schön,
Und heben zum Tanze die Füße;
Dem Ritter, Dem wollen die Sinne vergehn,
Und fester umschließt er die Süße —
Da löschen auf einmal die Lichter aus,
Der Ritter sitzt wieder ganz einsam zu Haus,
In dem düstern Poetenstübchen.

1.

Im wunderschönen Monat Mai,
Als alle Knospen sprangen,
Da ist in meinem Herzen
Die Liebe aufgegangen.

Im wunderschönen Monat Mai,
Als alle Vögel sangen,
Da hab' ich ihr gestanden
Mein Sehnen und Verlangen.

2.

Aus meinen Thränen sprießen
Viel' blühende Blumen hervor,
Und meine Seufzer werden
Ein Nachtigallenchor.

Und wenn du mich lieb hast, Kindchen,
Schenk' ich dir die Blumen all',
Und vor deinem Fenster soll klingen
Das Lied der Nachtigall.

3.

Die Rose, die Lilje, die Taube, die Sonne,
Die liebt' ich einst alle in Liebeswonne.

Ich lieb' sie nicht mehr, ich liebe alleine
Die Kleine, die Feine, die Reine, die Eine;
Sie selber, aller Liebe Bronne,
Ist Rose und Lilje und Taube und Sonne.

4.

Wenn ich in deine Augen seh',
So schwindet all mein Leid und Weh;
Doch wenn ich küsse deinen Mund,
So werd' ich ganz und gar gesund.

Wenn ich mich lehn' an deine Brust,
Kommt's über mich wie Himmelslust;
Doch wenn du sprichst: „Ich liebe dich!"
So muss ich weinen bitterlich.

5.

Dein Angesicht, so lieb und schön,
Das hab' ich jüngst im Traum gesehn,
Es ist so mild und engelgleich,
Und doch so bleich, so schmerzenbleich.

Und nur die Lippen, die sind roth;
Bald aber küsst sie bleich der Tod.
Erlöschen wird das Himmelslicht,
Das aus den frommen Augen bricht.

6.

Lehn deine Wang' an meine Wang',
Dann fließen die Thränen zusammen!
Und an mein Herz drück fest dein Herz,
Dann schlagen zusammen die Flammen!

Und wenn in die große Flamme fließt
Der Strom von unsern Thränen,
Und wenn dich mein Arm gewaltig umschließt —
Sterb' ich vor Liebessehnen!

7.

Ich will meine Seele tauchen
In den Kelch der Lilje hinein;
Die Lilje soll klingend hauchen
Ein Lied von der Liebsten mein.

Das Lied soll schauern und leben
Wie der Kuſs von ihrem Mund,
Den sie mir einst gegeben
In wunderbar süßer Stund'.

8.

Es stehen unbeweglich
Die Sterne in der Höh'
Viel' tausend Jahr', und schauen
Sich an mit Liebesweh.

Sie sprechen eine Sprache,
Die ist so reich, so schön;
Doch keiner der Philologen
Kann diese Sprache verstehn.

Ich aber hab' sie gelernet,
Und ich vergesse sie nicht;
Mir diente als Grammatik
Der Herzallerliebsten Gesicht.

9.

Auf Flügeln des Gesanges,
Herzliebchen, trag' ich dich fort,
Fort nach den Fluren des Ganges,
Dort weiß ich den schönsten Ort.

Dort liegt ein rothblühender Garten
Im stillen Mondenschein;
Die Lotosblumen erwarten
Ihr trautes Schwesterlein.

Die Veilchen kichern und kosen,
Und schaun nach den Sternen empor;
Heimlich erzählen die Rosen
Sich duftende Märchen ins Ohr.

Es hüpfen herbei und lauschen
Die frommen, klugen Gazelln;
Und in der Ferne rauschen
Des heiligen Stromes Welln.

Dort wollen wir niedersinken
Unter dem Palmenbaum,
Und Lieb' und Ruhe trinken
Und träumen seligen Traum.

10.

Die Lotosblume ängstigt
Sich vor der Sonne Pracht,
Und mit gesenktem Haupte
Erwartet sie träumend die Nacht.

Der Mond, Der ist ihr Buhle,
Er weckt sie mit seinem Licht,
Und ihm entschleiert sie freundlich
Ihr frommes Blumengesicht.

Sie blüht und glüht und leuchtet,
Und starret stumm in die Höh';
Sie duftet und weinet und zittert
Vor Liebe und Liebesweh.

11.

Im Rhein, im schönen Strome
Da spiegelt sich in den Welln,
Mit seinem großen Dome,
Das große, heilige Köln.

Im Dom, da steht ein Bildnis,
Auf goldenem Leder gemalt;
In meines Lebens Wildnis
Hat's freundlich hineingestrahlt.

Es schweben Blumen und Englein
Um unsere liebe Frau;
Die Augen, die Lippen, die Wänglein,
Die gleichen der Liebsten genau.

12.

Du liebst mich nicht, du liebst mich nicht,
Das kümmert mich gar wenig;
Schau' ich dir nur ins Angesicht,
So bin ich froh wie'n König.

Du hassest, hassest mich sogar,
So spricht dein rothes Mündchen;
Reich mir es nur zum Küssen dar,
So tröst' ich mich, mein Kindchen.

13.

O schwöre nicht und küsse nur,
Ich glaube keinem Weiberschwur!
Dein Wort ist süß, doch süßer ist
Der Kuss, den ich dir abgeküsst!
Den hab' ich, und dran glaub' ich auch.
Das Wort ist eitel Dunst und Hauch.

* *
*

O schwöre, Liebchen, immerfort,
Ich glaube dir aufs bloße Wort!
An deinen Busen sink' ich hin,
Und glaube, dass ich selig bin;
Ich glaube, Liebchen, ewiglich
Und noch viel länger liebst du mich.

14.

Auf meiner Herzliebsten Äugelein
Mach' ich die schönsten Kanzonen.
Auf meiner Herzliebsten Mündlein klein
Mach' ich die besten Terzinen.
Auf meiner Herzliebsten Wängelein
Mach' ich die herrlichsten Stanzen.
Und wenn meine Liebste ein Herzchen hätt',
Ich machte darauf ein hübsches Sonett.

15.

Die Welt ist dumm, die Welt ist blind,
Wird täglich abgeschmackter!
Sie spricht von dir, mein schönes Kind
Du hast keinen guten Charakter.

Die Welt ist dumm, die Welt ist blind,
Und dich wird sie immer verkennen;
Sie weiß nicht, wie süß deine Küsse sind,
Und wie sie beseligend brennen.

16.

Liebste, sollst mir heute sagen:
Bist du nicht ein Traumgebild,
Wie's in schwülen Sommertagen
Aus dem Hirn des Dichters quillt?

Aber nein, ein solches Mündchen,
Solcher Augen Zauberlicht,
Solch ein liebes, süßes Kindchen,
Das erschafft der Dichter nicht.

Basilisken und Vampyre,
Lindenwürm' und Ungeheu'r,
Solche schlimme Fabelthiere,
Die erschafft des Dichters Feu'r.

Aber dich und deine Tücke,
Und dein holdes Angesicht,
Und die falschen frommen Blicke —
Das erschafft der Dichter nicht.

17.

Wie die Wellenschaumgeborene
Strahlt mein Lieb in Schönheitsglanz,
Denn sie ist das auserkorene
Bräutchen eines fremden Manns.

Herz, mein Herz, du vielgeduldiges,
Grolle nicht ob dem Verrath;
Trag es, trag es, und entschuldig es
Was die holde Thörin that.

18.

Ich grolle nicht, und wenn das Herz auch bricht,
Ewig verlornes Lieb! ich grolle nicht
Wie du auch strahlst in Diamantenpracht,
Es fällt kein Strahl in deines Herzens Nacht.

Das weiß ich längst. Ich sah dich ja im Traum,
Und sah die Nacht in deines Herzens Raum,
Und sah die Schlang', die dir am Herzen frisst,
Ich sah, mein Lieb, wie sehr du elend bist.

19.

Ja, du bist elend, und ich grolle nicht; —
Mein Lieb, wir sollen Beide elend sein.
Bis uns der Tod das kranke Herze bricht,
Mein Lieb, wir sollen Beide elend sein.

Wohl seh' ich Spott, der deinen Mund umschwebt,
Und seh' dein Auge blitzen trotziglich,
Und seh' den Stolz, der deinen Busen hebt, —
Und elend bist du doch, elend wie ich.

Unsichtbar zuckt auch Schmerz um deinen Mund,
Verborgne Thräne trübt des Auges Schein,
Der stolze Busen hegt geheime Wund', —
Mein Lieb, wir sollen Beide elend sein.

20.

Das ist ein Flöten und Geigen,
Trompeten schmettern drein;
Da tanzt den Hochzeitreigen
Die Herzallerliebste mein.

Das ist ein Klingen und Dröhnen
Von Pauken und Schallmein;
Dazwischen schluchzen und stöhnen
Die guten Engelein.

21.

So hast du ganz und gar vergessen,
Dass ich so lang dein Herz besessen,
Dein Herzchen, so süß und so falsch und so klein,
Es kann nirgend was Süßres und Falscheres sein.

So hast du die Lieb' und das Leid vergessen,
Die das Herz mir thäten zusammenpressen.
Ich weiß nicht, war Liebe größer, als Leid?
Ich weiß nur, sie waren groß alle beid'!

22.

Und wüssten's die Blumen, die kleinen,
Wie tief verwundet mein Herz,
Sie würden mit mir weinen,
Zu heilen meinen Schmerz.

Und wüssten's die Nachtigallen,
Wie ich so traurig und krank,
Sie ließen fröhlich erschallen
Erquickenden Gesang.

Und wüssten sie mein Wehe,
Die goldnen Sternelein,
Sie kämen aus ihrer Höhe,
Und sprächen Trost mir ein.

Die alle können's nicht wissen,
Nur Eine kennt meinen Schmerz:
Sie hat ja selbst zerrissen,
Zerrissen mir das Herz.

23.

Warum sind denn die Rosen so blaß,
O sprich, mein Lieb, warum?
Warum sind denn im grünen Gras
Die blauen Veilchen so stumm?

Warum singt denn mit so kläglichem Laut
Die Lerche in der Luft?
Warum steigt denn aus dem Balsamkraut
Hervor ein Leichenduft?

Warum scheint denn die Sonn' auf die Au
So kalt und verdrießlich herab?
Warum ist denn die Erde so grau
Und öde wie ein Grab?

Warum bin ich selbst so krank und so trüb
Mein liebes Liebchen? sprich!
O sprich, mein herzallerliebstes Lieb,
Warum verließest du mich?

24.

Sie haben dir Viel erzählet
Und haben Viel geklagt;
Doch was meine Seele gequälet,
Das haben sie nicht gesagt.

Sie machten ein großes Wesen
Und schüttelten kläglich das Haupt;
Sie nannten mich den Bösen,
Und du hast Alles geglaubt.

Jedoch das Allerschlimmste,
Das haben sie nicht gewusst;
Das Schlimmste und das Dümmste,
Das trug ich geheim in der Brust.

25.

Die Linde blühte, die Nachtigall sang,
Die Sonne lachte mit freundlicher Lust;
Da küsstest du mich, und dein Arm mich umschlang
Da presstest du mich an die schwellende Brust.

Die Blätter fielen, der Rabe schrie hohl,
Die Sonne grüßte verdrossenen Blicks;
Da sagten wir frostig einander: „Lebwohl!"
Da knixtest du höflich den höflichsten Knix.

26.

Wir haben Viel für einander gefühlt,
Und dennoch uns gar vortrefflich vertragen.
Wir haben oft „Mann und Frau" gespielt,
Und dennoch uns nicht gerauft und geschlagen,
Wir haben zusammen gejauchzt und gescherzt,
Und zärtlich uns geküsst und geherzt.
Wir haben am Ende aus kindischer Lust
„Verstecken" gespielt in Wäldern und Gründen,
Und haben uns so zu verstecken gewusst,
Dass wir uns nimmermehr wiederfinden.

27.

Du bliebest mir treu am längsten,
Und hast dich für mich verwendet,
Und hast mir Trost gespendet
In meinen Nöthen und Ängsten.

Du gabest mir Trank und Speise,
Und hast mir Geld geborget,
Und hast mich mit Wäsche versorget,
Und mit dem Paß für die Reise.

Mein Liebchen, daß Gott dich behüte
Noch lange vor Hitz' und vor Kälte,
Und daß er dir nimmer vergelte
Die mir erwiesene Güte!

28.

Die Erde war so lange geizig,
Da kam der Mai, und sie ward spendabel,
Und Alles lacht und jauchzt und freut sich,
Ich aber bin nicht zu lachen kapabel.

Die Blumen sprießen, die Glöcklein schallen,
Die Vögel sprechen wie in der Fabel;
Mir aber will das Gespräch nicht gefallen,
Ich finde Alles miserabel.

Das Menschenvolk mich ennuyieret,
Sogar der Freund, der sonst passabel; —
Das kömmt, weil man „Madam" titulieret
Mein süßes Liebchen, so süß und aimabel.

29.

Und als ich so lange, so lange gesäumt,
In fremden Landen geschwärmt und geträumt:
Da ward meiner Liebsten zu lang die Zeit,
Und sie nähete sich ein Hochzeitkleid,
Und hat mit zärtlichen Armen umschlungen
Als Bräut'gam den dümmsten der dummen Jungen.

Mein Liebchen ist so schön und mild,
Noch schwebt vor mir ihr süßes Bild;
Die Veilchenaugen, die Rosenwänglein,
Die glühen und blühen, jahraus, jahrein.

Daß ich von solchem Lieb' konnt' weichen,
War der dümmste von meinen dummen Streichen.

30.

Die blauen Veilchen der Äugelein,
Die rothen Rosen der Wängelein,
Die weißen Liljen der Händchen klein,
Die blühen und blühen noch immerfort,
Und nur das Herzchen ist verdorrt.

31.

Die Welt ist so schön und der Himmel so blau,
Und die Lüfte wehen so lind und so lau,
Und die Blumen winken auf blühender Au,
Und funkeln und glitzern im Morgenthau,
Und die Menschen jubeln, wohin ich schau' —
Und doch möcht' ich im Grabe liegen,
Und mich an ein todtes Liebchen schmiegen.

32.

Mein süßes Lieb, wenn du im Grab,
Im dunkeln Grab wirst liegen,
Dann will ich steigen zu dir hinab,
Und will mich an dich schmiegen.

Ich küsse, umschlinge und presse dich wild,
Du Stille, du Kalte, du Bleiche!
Ich jauchze, ich zittre, ich weine mild,
Ich werde selber zur Leiche.

Die Todten stehn auf, die Mitternacht ruft,
Sie tanzen im luftigen Schwarme:
Wir Beide bleiben in der Gruft,
Ich liege in deinem Arme.

Die Todten stehn auf, der Tag des Gerichts
Ruft sie zu Qual und Vergnügen;
Wir Beide bekümmern uns um Nichts,
Und bleiben ruhig liegen.

33.

Ein Fichtenbaum steht einsam
Im Norden auf kahler Höh'.
Ihn schläfert; mit weißer Decke
Umhüllen ihn Eis und Schnee.

Er träumt von einer Palme,
Die fern im Morgenland
Einsam und schweigend trauert
Auf brennender Felsenwand.

34.

(Der Kopf spricht:)

Ach, wenn ich nur der Schemel wär',
Worauf der Liebsten Füße ruhn!
Und stampfte sie mich noch so sehr,
Ich wollte doch nicht klagen thun.

(Das Herz spricht:)

Ach, wenn ich nur das Kißchen wär',
Wo sie die Nadeln steckt hinein!
Und stäche sie mich noch so sehr,
Ich wollte mich der Stiche freun.

(Das Lied spricht:)

Ach, wär' ich nur das Stück Papier,
Das sie als Papillotte braucht!
Ich wollte heimlich flüstern ihr
Ins Ohr, was in mir lebt und haucht.

35.

Seit die Liebste war entfernt,
Hatt' ich's Lachen ganz verlernt.
Schlechten Witz riß mancher Wicht,
Aber lachen konnt' ich nicht.

Seit ich sie verloren hab',
Schafft' ich auch das Weinen ab;
Fast vor Weh das Herz mir bricht,
Aber weinen kann ich nicht.

36.

Aus meinen großen Schmerzen
Mach' ich die kleinen Lieder;
Die heben ihr klingend Gefieder
Und flattern nach ihrem Herzen.

Sie fanden den Weg zur Trauten,
Doch kommen sie wieder und klagen,
Und klagen, und wollen nicht sagen,
Was sie im Herzen schauten.

37.

Philister in Sonntagsröcklein
Spazieren durch Wald und Flur;
Sie jauchzen, sie hüpfen wie Böcklein,
Begrüßen die schöne Natur.

Betrachten mit blinzelnden Augen,
Wie Alles romantisch blüht;
Mit langen Ohren saugen
Sie ein der Spatzen Lied.

Ich aber verhänge die Fenster
Des Zimmers mit schwarzem Tuch;
Es machen mir meine Gespenster
Sogar einen Tagesbesuch.

Die alte Liebe erscheinet,
Sie stieg aus dem Todtenreich;
Sie setzt sich zu mir und weinet,
Und macht das Herz mir weich.

38.

Manch Bild vergessener Zeiten
Steigt auf aus seinem Grab,
Und zeigt, wie in deiner Nähe
Ich einst gelebet hab'.

Am Tage schwankte ich träumend
Durch alle Straßen herum,
Die Leute verwundert mich ansahn.
Ich war so traurig und stumm.

Des Nachts, da war es besser,
Da waren die Straßen leer;
Ich und mein Schatten selbander,
Wir wandelten schweigend einher.

Mit wiederhallendem Fußtritt
Wandelt' ich über die Brück';
Der Mond brach aus den Wolken
Und grüßte mit ernstem Blick.

Stehn blieb ich vor deinem Hause
Und starrte in die Höh',
Und starrte nach deinem Fenster, —
Das Herz that mir so weh.

Ich weiß, du hast aus dem Fenster
Gar oft herabgesehn,
Und sahst mich im Mondenlichte
Wie eine Säule stehn.

39.

Ein Jüngling liebt ein Mädchen,
Die hat einen Andern erwählt;
Der Andre liebt eine Andre,
Und hat sich mit Dieser vermählt.

Das Mädchen heirathet aus Ärger
Den ersten, besten Mann,
Der ihr in den Weg gelaufen;
Der Jüngling ist übel dran.

Es ist eine alte Geschichte,
Doch bleibt sie immer neu;
Und wem sie just passieret,
Dem bricht das Herz entzwei.

40.

Hör' ich das Liedchen klingen,
Das einst die Liebste sang,
So will mir die Brust zerspringen
Vor wildem Schmerzendrang.

Es treibt mich ein dunkles Sehnen
Hinauf zur Waldeshöh',
Dort löst sich auf in Thränen
Mein übergroßes Weh.

41.

Mir träumte von einem Königskind,
Mit nassen, blassen Wangen;
Wir saßen unter der grünen Lind',
Und hielten uns liebumfangen.

„Ich will nicht deines Vaters Thron,
Und will nicht sein Scepter von Golde,
Ich will nicht seine demantene Kron',
Ich will dich selber, du Holde."

„„Das kann nicht sein,"" sprach sie zu mir,
„„Ich liege ja im Grabe,
Und nur des Nachts komm' ich zu dir,
Weil ich so lieb dich habe.""

42.

Mein Liebchen, wir saßen beisammen
Traulich im leichten Kahn.
Die Nacht war still, und wir schwammen
Auf weiter Wasserbahn.

Die Geister-Insel, die schöne,
Lag dämmrig im Mondenglanz;
Dort klangen liebe Töne,
Und wogte der Nebeltanz.

Dort klang es lieb und lieber,
Und wogt' es hin und her;
Wir aber schwammen vorüber
Trostlos auf weitem Meer.

43.

Aus alten Märchen winkt es
Hervor mit weißer Hand,
Da singt es und da klingt es
Von einem Zauberland,

Wo große Blumen schmachten
Im goldnen Abendlicht,
Und zärtlich sich betrachten
Mit bräutlichem Gesicht; —

Wo alle Bäume sprechen,
Und singen, wie ein Chor,
Und laute Quellen brechen
Wie Tanzmusik hervor; —

Und Liebesweisen tönen,
Wie du sie nie gehört,
Bis wundersüßes Sehnen
Dich wundersüß bethört!

Ach, könnt' ich dorthin kommen,
Und dort mein Herz erfreun,
Und aller Qual entnommen,
Und frei und selig sein!

Ach! jenes Land der Wonne,
Das seh' ich oft im Traum;
Doch, kommt die Morgensonne,
Zerfließt's wie eitel Schaum.

44.

Ich hab' dich geliebet und liebe dich noch!
Und fiele die Welt zusammen,
Aus ihren Trümmern stiegen doch
Hervor meiner Liebe Flammen.

45.

Am leuchtenden Sommermorgen
Geh' ich im Garten herum.
Es flüstern und sprechen die Blumen,
Ich aber, ich wandle stumm.

Es flüstern und sprechen die Blumen
Und schaun mitleidig mich an:
„Sei unserer Schwester nicht böse,
Du trauriger, blasser Mann!"

46.

Es leuchtet meine Liebe
In ihrer dunkeln Pracht,
Wie'n Märchen, traurig und trübe,
Erzählt in der Sommernacht.

„Im Zaubergarten wallen
Zwei Buhlen, stumm und allein;
Es singen die Nachtigallen,
Es flimmert der Mondenschein.

„Die Jungfrau steht still wie ein Bildnis,
Der Ritter vor ihr kniet.
Da kommt der Riese der Wildnis,
Die bange Jungfrau flieht.

„Der Ritter sinkt blutend zur Erde,
Es stolpert der Riese nach Haus“ —
Wenn ich begraben werde,
Dann ist das Märchen aus.

47.

Sie haben mich gequälet,
Geärgert blau und blaß,
Die Einen mit ihrer Liebe,
Die Andern mit ihrem Haß.

Sie haben das Brot mir vergiftet
Sie gossen mir Gift ins Glas,
Die Einen mit ihrer Liebe,
Die Andern mit ihrem Haß.

Doch sie, die mich am meisten
Gequält, geärgert, betrübt,
Die hat mich nie gehasset,
Und hat mich nie geliebt.

48.

Es liegt der heiße Sommer
Auf deinen Wängelein;
Es liegt der Winter, der kalte,
In deinem Herzchen klein.

Das wird sich bei dir ändern.
Du Vielgeliebte mein!
Der Winter wird auf den Wangen,
Der Sommer im Herzen sein.

49.

Wenn Zwei von einander scheiden,
So geben sie sich die Händ',
Und fangen an zu weinen,
Und seufzen ohne End'.

Wir haben nicht geweinet,
Wir seufzten nicht „Weh!" und „Ach!"
Die Thränen und die Seufzer,
Die kamen hintennach.

50.

Sie saßen und tranken am Theetisch,
Und sprachen von Liebe Viel.
Die Herren, die waren ästhetisch,
Die Damen von zartem Gefühl.

„Die Liebe muss sein platonisch,"
Der dürre Hofrath sprach.
Die Hofräthin lächelt ironisch,
Und dennoch seufzet sie: „Ach!"

Der Domherr öffnet den Mund weit:
„Die Liebe sei nicht zu roh,
Sie schadet sonst der Gesundheit."
Das Fräulein lispelt: „Wie so?"

Die Gräfin spricht wehmüthig:
„Die Liebe ist eine Passion!"
Und präsentieret gütig
Die Tasse dem Herrn Baron.

Am Tische war noch ein Plätzchen,
Mein Liebchen, da hast du gefehlt.
Du hättest so hübsch, mein Schätzchen,
Von deiner Liebe erzählt.

51.

Vergiftet sind meine Lieder —
Wie könnt' es anders sein?
Du hast mir ja Gift gegossen
Ins blühende Leben hinein.

Vergiftet sind meine Lieder —
Wie könnt' es anders sein?
Ich trage im Herzen viel' Schlangen,
Und dich, Geliebte mein.

52.

Mir träumte wieder der alte Traum:
Es war eine Nacht im Maie,
Wir saßen unter dem Lindenbaum,
Und schwuren uns ewige Treue.

Das war ein Schwören und Schwören aufs Neu',
Ein Kichern, ein Kosen, ein Küssen;
Dass ich gedenk des Schwures sei,
Hast du in die Hand mich gebissen.

O Liebchen mit den Äuglein klar!
O Liebchen, schön und bissig!
Das Schwören in der Ordnung war,
Das Beißen war überflüssig.

53.

Ich steh' auf des Berges Spitze,
Und werde sentimental.
„Wenn ich ein Vöglein wäre!"
Seufz' ich viel' tausendmal.

Wenn ich eine Schwalbe wäre,
So flög' ich zu dir, mein Kind,
Und baute mir mein Nestchen,
Wo deine Fenster sind.

Wenn ich eine Nachtigall wäre,
So flög' ich zu dir, mein Kind,
Und sänge dir Nachts meine Lieder
Herab von der grünen Lind'.

Wenn ich ein Gimpel wäre,
So flög' ich gleich an dein Herz;
Du bist ja hold den Gimpeln,
Und heilest Gimpelschmerz.

54.

Mein Wagen rollet langsam
Durch lustiges Waldesgrün,
Durch blumige Thäler, die zaubrisch
Im Sonnenglanze blühn.

Ich sitze und sinne und träume,
Und denk' an die Liebste mein;
Da grüßen drei Schattengestalten
Kopfnickend zum Wagen herein.

Sie hüpfen und schneiden Gesichter,
So spöttisch und doch so scheu,
Und quirlen wie Nebel zusammen,
Und kichern und huschen vorbei.

55.

Ich hab' im Traum geweinet,
Mir träumte, du lägest im Grab.
Ich wachte auf, und die Thräne
Floss noch von der Wange herab.

Ich hab' im Traum geweinet,
Mir träumt', du verließest mich.
Ich wachte auf, und ich weinte
Noch lange bitterlich.

Ich hab' im Traum geweinet,
Mir träumte, du bliebest mir gut.
Ich wachte auf, und noch immer
Strömt meine Thränenfluth.

56.

Allnächtlich im Traume seh' ich dich,
Und sehe dich freundlich grüßen,
Und laut aufweinend stürz' ich mich
Zu deinen süßen Füßen.

Du siehst mich an wehmüthiglich,
Und schüttelst das blonde Köpfchen;
Aus deinen Augen schleichen sich
Die Perlenthränentröpfchen.

Du sagst mir heimlich ein leises Wort,
Und giebst mir den Strauß von Cypressen.
Ich wache auf, und der Strauß ist fort,
Und das Wort hab' ich vergessen.

57.

Das ist ein Brausen und Heulen,
Herbstnacht und Regen und Wind;
Wo mag wohl jetzo weilen
Mein armes, banges Kind?

Ich seh' sie am Fenster lehnen
Im einsamen Kämmerlein;
Das Auge gefüllt mit Thränen,
Starrt sie in die Nacht hinein.

58.

Der Herbstwind rüttelt die Bäume,
Die Nacht ist feucht und kalt;
Gehüllt im grauen Mantel,
Reite ich einsam im Wald.

Und wie ich reite, so reiten
Mir die Gedanken voraus;
Sie tragen mich leicht und luftig
Nach meiner Liebsten Haus.

Die Hunde bellen, die Diener
Erscheinen mit Kerzengeklirr;
Die Wendeltreppe stürm' ich
Hinauf mit Sporengeklirr.

Im leuchtenden Teppichgemache,
Da ist es so duftig und warm,
Da harret meiner die Holde —
Ich fliege in ihren Arm.

Es säuselt der Wind in den Blättern,
Es spricht der Eichenbaum:
„Was willst du, thörichter Reiter,
Mit deinem thörichten Traum?"

59.

Es fällt ein Stern herunter
Aus seiner funkelnden Höh'!
Das ist der Stern der Liebe,
Den ich dort fallen seh'!

Es fallen vom Apfelbaume
Der Blüthen und Blätter viel'.
Es kommen die neckenden Lüfte
Und treiben damit ihr Spiel.

Es singt der Schwan im Weiher,
Und rudert auf und ab,
Und immer leiser singend
Taucht er ins Fluthengrab.

Es ist so still und dunkel!
Verweht ist Blatt und Blüth',
Der Stern ist knisternd zerstoben,
Verklungen das Schwanenlied.

60.

Der Traumgott bracht' mich in ein Riesenschloß,
Wo schwüler Zauberduft und Lichterschimmer,
Und bunte Menschenwoge sich ergoß
Durch labyrinthisch vielverschlungne Zimmer.
Die Ausgangspforte sucht der bleiche Troß
Mit Händeringen und mit Angstgewimmer.
Jungfraun und Ritter ragen aus der Menge,
Ich selbst bin fortgezogen im Gedränge.

Doch plötzlich steh' ich ganz allein, und seh',
Und staun', wie schnell die Menge konnt' verschwinden,
Und wandre fort allein, und eil', und geh'
Durch die Gemächer, die sich seltsam winden.
Mein Fuß wird Blei, im Herzen Angst und Weh,
Verzweifl' ich fast, den Ausgang je zu finden.
Da komm' ich endlich an das letzte Thor;
Ich will hinaus — o Gott, wer steht davor!

Es war die Liebste, die am Thore stand,
Schmerz um die Lippen, Sorge auf der Stirne,
Ich soll zurückgehn, winkt sie mit der Hand;
Ich weiß nicht, ob sie warne oder zürne.

Doch aus den Augen bricht ein süßer Brand,
Der mir durchzuckt das Herz und das Gehirne.
Wie sie mich ansah, streng und wunderlich,
Und doch so liebevoll, erwachte ich.

61.

Die Mitternacht war kalt und stumm;
Ich irrte klagend im Wald herum.
Ich habe die Bäum' aus dem Schlaf gerüttelt
Sie haben mitleidig die Köpfe geschüttelt.

62.

Am Kreuzweg wird begraben,
Wer selber sich brachte um;
Dort wächst eine blaue Blume,
Die Armesünderblum'.

Am Kreuzweg stand ich und seufzte;
Die Nacht war kalt und stumm.
Im Mondschein bewegte sich langsam
Die Armesünderblum'.

63.

Wo ich bin, mich rings umdunkelt
Finsternis, so dumpf und dicht,
Seit mir nicht mehr leuchtend funkelt,
Liebste, deiner Augen Licht.

Mir erloschen ist der süßen
Liebessterne goldne Pracht,
Abgrund gähnt zu meinen Füßen —
Nimm mich auf, uralte Nacht!

64.

Nacht lag auf meinen Augen,
Blei lag auf meinem Mund,
Mit starrem Hirn und Herzen
Lag ich im Grabesgrund.

Wie lang' kann ich nicht sagen,
Daß ich geschlafen hab',

Ich wachte auf und hörte,
Wie's pochte an mein Grab.

„Willst du nicht aufstehn, Heinrich?
Der ew'ge Tag bricht an;
Die Todten sind erstanden,
Die ew'ge Lust begann."

Mein Lieb, ich kann nicht aufstehn,
Bin ja noch immer blind;
Durch Weinen meine Augen
Gänzlich erloschen sind.

„Ich will dir küssen, Heinrich,
Vom Auge fort die Nacht;
Die Engel sollst du schauen,
Und auch des Himmels Pracht."

Mein Lieb, ich kann nicht aufstehn,
Noch blutet's immerfort,
Wo du ins Herz mich stachest
Mit einem spitz'gen Wort.

„Ganz leise leg' ich, Heinrich,
Dir meine Hand aufs Herz;
Dann wird es nicht mehr bluten,
Geheilt ist all sein Schmerz."

Mein Lieb, ich kann nicht aufstehn,
Es blutet auch mein Haupt;
Hab' ja hineingeschossen,
Als du mir wurdest geraubt.

„Mit meinen Locken, Heinrich,
Stopf' ich des Hauptes Wund',
Und dräng' zurück den Blutstrom
Und mache dein Haupt gesund."

Es bat so sanft, so lieblich,
Ich konnt' nicht widerstehn;
Ich wollte mich erheben
Und zu der Liebsten gehn.

Da brachen auf die Wunden,
Da stürzt' mit wilder Macht
Aus Kopf und Brust der Blutstrom,
Und sieh! — ich bin erwacht.

65.

Die alten, bösen Lieder,
Die Träume schlimm und arg,
Die lasst uns jetzt begraben;
Holt einen großen Sarg.

Hinein leg' ich gar Manches,
Doch sag' ich noch nicht, was;
Der Sarg muss sein noch größer,
Wie's Heidelberger Fass.

Und holt eine Todtenbahre
Von Brettern fest und dick;
Auch muss sie sein noch länger,
Als wie zu Mainz die Brück'.

Und holt mir auch zwölf Riesen
Die müssen noch stärker sein
Als wie der heil'ge Christoph
Im Dom zu Köln am Rhein.

Sie sollen den Sarg forttragen
Und senken ins Meer hinab;
Denn solchem großen Sarge
Gebührt ein großes Grab.

Wisst ihr, warum der Sarg wohl
So groß und schwer mag sein?
Ich legt' auch meine Liebe
Und meinen Schmerz hinein.

Die Heimkehr.

(1823 — 1824).

(Wir) hassen jede halbe Lust,
Hassen alles sanfte Klimpern,
Sind uns keiner Schuld bewusst,
Warum sollten wir denn zimpern?
Seufzend niederblickt der Wicht,
Doch der Brave hebt zum Licht
Seine reinen Wimpern.

Immermann.

1.

In mein gar zu dunkles Leben
Strahlte einst ein süßes Bild;
Nun das süße Bild erblichen,
Bin ich gänzlich nachtumhüllt.

Wenn die Kinder sind im Dunkeln,
Wird beklommen ihr Gemüth,
Und um ihre Angst zu bannen,
Singen sie ein lautes Lied.

Ich, ein tolles Kind, ich singe
Jetzo in der Dunkelheit;
Klingt das Lied auch nicht ergötzlich,
Hat's mich doch von Angst befreit.

2.

Ich weiß nicht, was soll es bedeuten,
Daß ich so traurig bin;
Ein Märchen aus alten Zeiten,
Das kommt mir nicht aus dem Sinn.

Die Luft ist kühl und es dunkelt,
Und ruhig fließt der Rhein;
Der Gipfel des Berges funkelt
Im Abendsonnenschein.

Die schönste Jungfrau sitzet
Dort oben wunderbar,
Ihr goldnes Geschmeide blitzet,
Sie kämmt ihr goldenes Haar.

Sie kämmt es mit goldenem Kamme,
Und singt ein Lied dabei;
Das hat eine wundersame,
Gewaltige Melodei.

Den Schiffer im kleinen Schiffe
Ergreift es mit wildem Weh;
Er schaut nicht die Felsenriffe,
Er schaut nur hinauf in die Höh'.

Ich glaube, die Wellen verschlingen
Am Ende Schiffer und Kahn;
Und Das hat mit ihrem Singen
Die Lorelei gethan.

3.

Mein Herz, mein Herz ist traurig,
Doch lustig leuchtet der Mai;
Ich stehe, gelehnt an der Linde,
Hoch auf der alten Bastei.

Da drunten fließt der blaue
Stadtgraben in stiller Ruh';
Ein Knabe fährt im Kahne,
Und angelt und pfeift dazu.

Jenseits erheben sich freundlich,
In winziger, bunter Gestalt,
Lusthäuser und Gärten und Menschen,
Und Ochsen und Wiesen und Wald.

Die Mägde bleichen Wäsche,
Und springen im Gras herum;
Das Mühlrad stäubt Diamanten,
Ich höre sein fernes Gesumm.

Am alten grauen Thurme
Ein Schilderhäuschen steht;
Ein rothgeröckter Bursche
Dort auf und nieder geht.

Er spielt mit seiner Flinte,
Die funkelt im Sonnenroth,
Er präsentiert und schultert —
Ich wollt', er schösse mich todt.

4.

Im Walde wandl' ich und weine,
Die Drossel sitzt in der Höh';
Sie springt und singt gar feine:
„Warum ist dir so weh?"

Die Schwalben, deine Schwestern
Die können's dir sagen, mein Kind;
Sie wohnten in klugen Nestern,
Wo Liebchens Fenster sind.

5.

Die Nacht ist feucht und stürmisch,
Der Himmel sternenleer;
Im Wald unter rauschenden Bäumen
Wandle ich schweigend einher.

Es flimmert fern ein Lichtchen
Aus dem einsamen Jägerhaus;
Es soll mich nicht hin verlocken,
Dort sieht es verdrießlich aus.

Die blinde Großmutter sitzt ja
Im ledernen Lehnstuhl dort,
Unheimlich und starr, wie ein Steinbild,
Und spricht kein einziges Wort.

Fluchend geht auf und nieder
Des Försters rothköpfiger Sohn,
Und wirft an die Wand die Büchse,
Und lacht vor Wuth und Hohn

Die schöne Spinnerin weinet
Und feuchtet mit Thränen den Flachs;
Wimmernd zu ihren Füßen
Schmiegt sich des Vaters Dachs.

6.

Als ich auf der Reise zufällig
Der Liebsten Familie fand,
Schwesterchen, Vater und Mutter,
Sie haben mich freudig erkannt.

Sie fragten nach meinem Befinden,
Und sagten selber sogleich:
Ich hätte mich gar nicht verändert,
Nur mein Gesicht sei bleich.

Ich fragte nach Muhmen und Basen,
Nach manchem langweil'gem Geselln,
Und nach dem kleinen Hündchen
Mit seinem sanften Belln.

Auch nach der vermählten Geliebten
Fragte ich nebenbei;
Und freundlich gab man zur Antwort,
Daß sie in den Wochen sei.

Und freundlich gratuliert' ich,
Und lispelte liebevoll,
Daß man sie von mir recht herzlich
Viel tausendmal grüßen soll.

Schwesterchen rief dazwischen:
„Das Hündchen, sanft und klein,
Ist groß und toll geworden,
Und ward ertränkt im Rhein."

Die Kleine gleicht der Geliebten,
Besonders wenn sie lacht;
Sie hat dieselben Augen,
Die mich so elend gemacht.

7.

Wir saßen am Fischerhause,
Und schauten nach der See;
Die Abendnebel kamen,
Und stiegen in die Höh'.

Im Leuchtthurm wurden die Lichter
Allmählich angesteckt,
Und in der weiten Ferne
Ward noch ein Schiff entdeckt.

Wir sprachen von Sturm und Schiffbruch,
Vom Seemann, und wie er lebt,
Und zwischen Himmel und Wasser
Und Angst und Freude schwebt.

Wir sprachen von fernen Küsten,
Vom Süden und vom Nord,
Und von den seltsamen Völkern
Und seltsamen Sitten dort.

Am Ganges duftet's und leuchtet's,
Und Riesenbäume blühn,
Und schöne, stille Menschen
Vor Lotosblumen knien.

In Lappland sind schmutzige Leute,
Plattköpfig, breitmäulig und klein;
Sie kauern ums Feuer, und backen
Sich Fische, und quäken und schrein.

Die Mädchen horchten ernsthaft,
Und endlich sprach Niemand mehr;
Das Schiff war nicht mehr sichtbar,
Es dunkelte gar zu sehr.

8.

Du schönes Fischermädchen,
Treibe den Kahn ans Land;
Komm zu mir und setze dich nieder,
Wir kosen, Hand in Hand.

Leg an mein Herz dein Köpfchen,
Und fürchte dich nicht so sehr;
Vertraust du dich doch sorglos
Täglich dem wilden Meer!

Mein Herz gleicht ganz dem Meere,
Hat Sturm und Ebb' und Fluth,
Und manche schöne Perle
In seiner Tiefe ruht.

9.

Der Mond ist aufgegangen
Und überstrahlt die Welln;
Ich halte mein Liebchen umfangen,
Und unsre Herzen schwelln.

Im Arm des holden Kindes
Ruh' ich allein am Strand;
„Was horchst du beim Rauschen des Windes?
Was zuckt deine weiße Hand?"

„„Das ist kein Rauschen des Windes,
Das ist der Seejungfern Gesang,
Und meine Schwestern sind es,
Die einst das Meer verschlang.""

10.

Auf den Wolken ruht der Mond,
Eine Riesenpomeranze,
Überstrahlt das graue Meer,
Breiten Streifs, mit goldnem Glanze.

Einsam wandl' ich an dem Strand,
Wo die weißen Wellen brechen,
Und ich hör' viel süßes Wort,
Süßes Wort im Wasser sprechen.

Ach, die Nacht ist gar zu lang,
Und mein Herz kann nicht mehr schweigen —
Schöne Nixen, kommt hervor,
Tanzt und singt den Zauberreigen!

Nehmt mein Haupt in euren Schoß,
Leib und Seel' sei hingegeben!
Singt mich todt und herzt mich todt,
Küsst mir aus der Brust das Leben!

11.

Eingehüllt in graue Wolken,
Schlafen jetzt die großen Götter,
Und ich höre, wie sie schnarchen,
Und wir haben wildes Wetter.

Wildes Wetter! Sturmeswüthen
Will das arme Schiff zerschellen —
Ach, wer zügelt diese Winde
Und die herrenlosen Wellen!

Kann's nicht hindern, dass es stürmet,
Dass da dröhnen Mast und Bretter,
Und ich hüll' mich in den Mantel,
Um zu schlafen wie die Götter.

12.

Der Wind zieht seine Hosen an,
Die weißen Wasserhosen!
Er peitscht die Wellen, so stark er kann,
Die heulen und brausen und tosen.

Aus dunkler Höh', mit wilder Macht,
Die Regengüsse träufen;
Es ist, als wollt' die alte Nacht
Das alte Meer ersäufen.

An den Mastbaum klammert die Möwe sich
Mit heiserem Schrillen und Schreien;
Sie flattert und will gar ängstiglich
Ein Unglück prophezeien.

13.

Der Sturm spielt auf zum Tanze,
Er pfeift und saust und brüllt;
Heisa, wie springt das Schifflein!
Die Nacht ist lustig und wild.

Ein lebendes Wassergebirge
Bildet die tosende See;
Hier gähnt ein schwarzer Abgrund,
Dort thürmt es sich weiß in die Höh'.

Ein Fluchen, Erbrechen und Beten
Schallt aus der Kajüte heraus;
Ich halte mich fest am Mastbaum,
Und wünsche: Wär' ich zu Haus!

14.

Der Abend kommt gezogen,
Der Nebel bedeckt die See,
Geheimnisvoll rauschen die Wogen,
Da steigt es weiß in die Höh'.

Die Meerfrau steigt aus den Wellen,
Und setzt sich zu mir an den Strand;
Die weißen Brüste quellen
Hervor aus dem Schleiergewand.

Sie drückt mich und sie presst mich,
Und thut mir fast ein Weh; —
Du drückst ja viel zu fest mich,
Du schöne Wasserfee!

„Ich press' dich in meinen Armen,
Und drücke dich mit Gewalt;
Ich will bei dir erwarmen,
Der Abend ist gar zu kalt."

Der Mond schaut immer blasser
Aus dämmriger Wolkenhöh';
Dein Auge wird trüber und nasser,
Du schöne Wasserfee!

„Es wird nicht trüber und nasser,
Mein Aug' ist nass und trüb,
Weil, als ich stieg aus dem Wasser,
Ein Tropfen im Auge blieb."

Die Möwen schrillen kläglich,
Es grollt und brandet die See; —
Dein Herz pocht wild beweglich,
Du schöne Wasserfee!

„Mein Herz pocht wild beweglich,
Es pocht beweglich wild,
Weil ich dich liebe unsäglich,
Du liebes Menschenbild!"

15.

Wenn ich an deinem Hause
Des Morgens vorüber geh',
So freut's mich, du liebe Kleine,
Wenn ich dich am Fenster seh'.

Mit deinen schwarzbraunen Augen
Siehst du mich forschend an:
„Wer bist du, und was fehlt dir,
Du fremder, kranker Mann?"

Ich bin ein deutscher Dichter,
Bekannt im deutschen Land;
Nennt man die besten Namen,
So wird auch der meine genannt.

Und was mir fehlt, du Kleine,
Fehlt Manchem im deutschen Land;
Nennt man die schlimmsten Schmerzen,
So wird auch der meine genannt.

16.

Das Meer erglänzte weit hinaus
Im letzten Abendscheine;
Wir saßen am einsamen Fischerhaus,
Wir saßen stumm und alleine.

Der Nebel stieg, das Wasser schwoll,
Die Möwe flog hin und wieder;
Aus deinen Augen liebevoll
Fielen die Thränen nieder.

Ich sah sie fallen auf deine Hand,
Und bin aufs Knie gesunken;
Ich hab' von deiner weißen Hand
Die Thränen fortgetrunken

Seit jener Stunde verzehrt sich mein Leib,
Die Seele stirbt vor Sehnen; —
Mich hat das unglücksel'ge Weib
Vergiftet mit ihren Thränen.

17.

Da droben auf jenem Berge,
Da steht ein feines Schloss,
Da wohnen drei schöne Fräulein,
Von denen ich Liebe genoss.

Sonnabend küsste mich Jette,
Und Sonntag die Julia,
Und Montag die Kunigunde,
Die hat mich erdrückt beinah.

Doch Dienstag war eine Fête
Bei meinen drei Fräulein im Schloss;
Die Nachbarschafts-Herren und Damen
Die kamen zu Wagen und Ross.

Ich aber war nicht geladen,
Und Das habt ihr dumm gemacht!
Die zischelnden Muhmen und Basen
Die merkten's und haben gelacht.

18.

Am fernen Horizonte
Erscheint, wie ein Nebelbild,
Die Stadt mit ihren Thürmen,
In Abenddämmrung gehüllt.

Ein feuchter Windzug kräuselt
Die graue Wasserbahn;
Mit traurigem Takte rudert
Der Schiffer in meinem Kahn.

Die Sonne hebt sich noch einmal
Leuchtend vom Boden empor,
Und zeigt mir jene Stelle,
Wo ich das Liebste verlor.

19.

Sei mir gegrüßt, du große,
Geheimnisvolle Stadt,
Die einst in ihrem Schoße
Mein Liebchen umschlossen hat.

Sagt an ihr, Thürme und Thore,
Wo ist die Liebste mein?
Euch hab' ich sie anvertrauet,
Ihr solltet mir Bürge sein.

Unschuldig sind die Thürme,
Sie konnten nicht von der Stell',
Als Liebchen mit Koffern und Schachteln
Die Stadt verlassen so schnell.

Die Thore jedoch, die ließen
Mein Liebchen entwischen gar still;
Ein Thor ist immer willig,
Wenn eine Thörin will.

20.

So wandl' ich wieder den alten Weg,
Die wohlbekannten Gassen;
Ich komme vor meiner Liebsten Haus,
Das steht so leer und verlassen.

Die Straßen sind doch gar zu eng!
Das Pflaster ist unerträglich!
Die Häuser fallen mir auf den Kopf!
Ich eile so viel als möglich!

21.

Ich trat in jene Hallen,
Wo sie mir Treue versprochen;
Wo einst ihre Thränen gefallen,
Sind Schlangen hervorgekrochen.

22.

Still ist die Nacht, es ruhen die Gassen,
In diesem Hause wohnte mein Schatz;
Sie hat schon längst die Stadt verlassen,
Doch steht noch das Haus auf demselben Platz.

Da steht auch ein Mensch und starrt in die Höhe,
Und ringt die Hände vor Schmerzensgewalt;
Mir graust es, wenn ich sein Antlitz sehe —
Der Mond zeigt mir meine eigne Gestalt.

Du Doppelgänger, du bleicher Geselle!
Was äffst du nach mein Liebesleid,
Das mich gequält auf dieser Stelle
So manche Nacht in alter Zeit?

23.

Wie kannst du ruhig schlafen,
Und weißt, ich lebe noch?
Der alte Zorn kommt wieder,
Und dann zerbrech' ich mein Joch.

Kennst du das alte Liedchen:
Wie einst ein todter Knab'
Um Mitternacht die Geliebte
Zu sich geholt ins Grab?

Glaub' mir, du wunderschönes,
Du wunderholdes Kind,
Ich lebe und bin noch stärker,
Als alle Todten sind!

24.

Die Jungfrau schläft in der Kammer,
Der Mond schaut zitternd hinein;
Da draußen singt es und klingt es,
Wie Walzermelodein.

„Ich will mal schaun aus dem Fenster,
Wer drunten stört meine Ruh'."
Da steht ein Todtengerippe,
Und fiedelt und singt dazu:

„„Hast einst mir den Tanz versprochen,
Und hast gebrochen dein Wort,
Und heut ist Ball auf dem Kirchhof,
Komm mit, wir tanzen dort.""

Die Jungfrau ergreift es gewaltig,
Es lockt sie hervor aus dem Haus;
Sie folgt dem Gerippe, das singend
Und fiedelnd schreitet voraus.

Es fiedelt und tänzelt und hüpfet,
Und klappert mit seinem Gebein,
Und nickt und nickt mit dem Schädel
Unheimlich im Mondenschein.

25.

Ich stand in dunkeln Träumen,
Und starrte ihr Bildnis an,
Und das geliebte Antlitz
Heimlich zu leben begann.

Um ihre Lippen zog sich
Ein Lächeln wunderbar,
Und wie von Wehmuthsthränen
Erglänzte ihr Augenpaar.

Auch meine Thränen flossen
Mir von den Wangen herab —
Und ach, ich kann es nicht glauben,
Dass ich dich verloren hab'!

26.

Ich unglücksel'ger Atlas! eine Welt,
Die ganze Welt der Schmerzen, muß ich tragen,
Ich trage Unerträgliches, und brechen
Will mir das Herz im Leibe.

Du stolzes Herz, du hast es ja gewollt!
Du wolltest glücklich sein, unendlich glücklich,
Oder unendlich elend, stolzes Herz,
Und jetzo bist du elend.

27.

Die Jahre kommen und gehen,
Geschlechter steigen ins Grab,
Doch nimmer vergeht die Liebe,
Die ich im Herzen hab'.

Nur einmal noch möcht' ich dich sehen,
Und sinken vor dir aufs Knie,
Und sterbend zu dir sprechen:
„Madam, ich liebe Sie!"

28.

Mir träumte: traurig schaute der Mond,
Und traurig schienen die Sterne;
Es trug mich zur Stadt, wo Liebchen wohnt,
Viel' hundert Meilen ferne.

Es hat mich zu ihrem Hause geführt,
Ich küßte die Steine der Treppe,
Die oft ihr kleiner Fuß berührt
Und ihres Kleides Schleppe.

Die Nacht war lang, die Nacht war kalt,
Es waren so kalt die Steine;
Es lugt' aus dem Fenster die blasse Gestalt,
Beleuchtet vom Mondenscheine.

29.

Was will die einsame Thräne?
Sie trübt mir ja den Blick.
Sie blieb aus alten Zeiten
In meinem Auge zurück.

Sie hatte viel' leuchtende Schwestern,
Die alle zerflossen sind,
Mit meinen Qualen und Freuden,
Zerflossen in Nacht und Wind.

Wie Nebel sind auch zerflossen
Die blauen Sternelein,
Die mir jene Freuden und Qualen
Gelächelt ins Herz hinein.

Ach, meine Liebe selber
Zerfloß wie eitel Hauch!
Du alte, einsame Thräne,
Zerfließe jetzunder auch!

30.

Der bleiche, herbstliche Halbmond
Lugt aus den Wolken heraus;
Ganz einsam liegt auf dem Kirchhof
Das stille Pfarrerhaus.

Die Mutter liest in der Bibel,
Der Sohn, Der starret ins Licht,
Schlaftrunken dehnt sich die ältre,
Die jüngere Tochter spricht:

„Ach Gott, wie Einem die Tage
Langweilig hier vergehn!
Nur wenn sie Einen begraben,
Bekommen wir Etwas zu sehn."

Die Mutter spricht zwischen dem Lesen:
„Du irrst, es starben nur Vier,
Seit man deinen Vater begraben
Dort an der Kirchhofsthür."

Die ältre Tochter gähnet:
„Ich will nicht verhungern bei euch,
Ich gehe morgen zum Grafen,
Und Der ist verliebt und reich."

Der Sohn bricht aus in Lachen:
„Drei Jäger zechen im Stern,
Die machen Gold und lehren
Mir das Geheimnis gern."

Die Mutter wirft ihm die Bibel
Ins magre Gesicht hinein:
„So willst du, Gottverfluchter,
Ein Straßenräuber sein!“

Sie hören pochen ans Fenster,
Und sehn eine winkende Hand;
Der todte Vater steht draußen
Im schwarzen Pred'gergewand.

31.

Das ist ein schlechtes Wetter,
Es regnet und stürmt und schneit;
Ich sitze am Fenster und schaue
Hinaus in die Dunkelheit.

Da schimmert ein einsames Lichtchen,
Das wandelt langsam fort;
Ein Mütterchen mit dem Laternchen
Wankt über die Straße dort.

Ich glaube, Mehl und Eier
Und Butter kaufte sie ein;
Sie will einen Kuchen backen
Fürs große Töchterlein.

Die liegt zu Haus im Lehnstuhl,
Und blinzelt schläfrig ins Licht;
Die goldnen Locken wallen
Über das süße Gesicht.

32.

Man glaubt, dass ich mich gräme
In bitterm Liebesleid,
Und endlich glaub' ich es selber,
So gut wie andre Leut'.

Du Kleine mit großen Augen,
Ich hab' es dir immer gesagt,
Dass ich dich unsäglich liebe,
Dass Liebe mein Herz zernagt.

Doch nur in einsamer Kammer
Sprach ich auf solche Art,
Und ach! ich hab' immer geschwiegen
In deiner Gegenwart.

Da gab es böse Engel,
Die hielten mir zu den Mund;
Und ach! durch böse Engel
Bin ich so elend jetzund.

33.

Deine weißen Liljenfinger,
Könnt' ich sie noch einmal küssen,
Und sie drücken an mein Herz,
Und vergehn in stillem Weinen!

Deine klaren Veilchenaugen
Schweben vor mir Tag und Nacht,
Und mich quält es: Was bedeuten
Diese süßen, blauen Räthsel?

34.

„Hat sie sich denn nie geäußert
Über dein verliebtes Wesen?
Konntest du in ihren Augen
Niemals Gegenliebe lesen?

„Konntest du in ihren Augen
Niemals bis zur Seele dringen?
Und du bist ja sonst kein Esel,
Theurer Freund, in solchen Dingen."

35.

Sie liebten sich Beide, doch Keiner
Wollt' es dem Andern gestehn;
Sie sahen sich an so feindlich,
Und wollten vor Liebe vergehn.

Sie trennten sich endlich und sahn sich
Nur noch zuweilen im Traum;
Sie waren längst gestorben,
Und wussten es selber kaum.

36.

Und als ich euch meine Schmerzen geklagt,
Da habt ihr gegähnt und Nichts gesagt;
Doch als ich sie zierlich in Verse gebracht,
Da habt ihr mir große Elogen gemacht.

37.

Ich rief den Teufel und er kam,
Und ich sah ihn mit Verwundrung an;
Er ist nicht hässlich und ist nicht lahm,
Er ist ein lieber, charmanter Mann,
Ein Mann in seinen besten Jahren,
Verbindlich und höflich und welterfahren.
Er ist ein gescheiter Diplomat,
Und spricht recht schön über Kirch' und Staat.
Blass ist er etwas, doch ist es kein Wunder,
Sanskrit und Hegel studiert er jetzunder.
Sein Lieblingspoet ist noch immer Fouqué.

Doch will er nicht mehr mit Kritik sich befassen,
Die hat er jetzt gänzlich überlassen
Der theuren Großmutter Hekate.
Er lobte mein juristisches Streben,
Hat früher sich auch damit abgegeben.
Er sagte, meine Freundschaft sei
Ihm nicht zu theuer, und nickte dabei,
Und frug: ob wir uns früher nicht
Schon einmal gesehn beim span'schen Gesandten?
Und als ich recht besah sein Gesicht,
Fand ich in ihm einen alten Bekannten.

38.

Mensch, verspotte nicht den Teufel,
Kurz ist ja die Lebensbahn,
Und die ewige Verdammnis
Ist kein bloßer Pöbelwahn.

Mensch, bezahle deine Schulden,
Lang ist ja die Lebensbahn,
Und du musst noch manchmal borgen,
Wie du es so oft gethan.

39.

Die heil'gen drei Kön'ge aus Morgenland,
Sie frugen in jedem Städtchen:
„Wo geht der Weg nach Bethlehem,
Ihr lieben Buben und Mädchen?"

Die Jungen und Alten, sie wussten es nicht,
Die Könige zogen weiter;

Sie folgten einem goldenen Stern,
Der leuchtete lieblich und heiter.

Der Stern blieb stehn über Joseph's Haus
Da sind sie hineingegangen;
Das Öchslein brüllte, das Kindlein schrie,
Die heil'gen drei Könige sangen.

40.

Mein Kind, wir waren Kinder,
Zwei Kinder, klein und froh;
Wir krochen ins Hühnerhäuschen,
Versteckten uns unter das Stroh.

Wir krähten wie die Hähne,
Und kamen Leute vorbei —
„Kikereküh!" sie glaubten,
Es wäre Hahnengeschrei.

Die Kisten auf unserem Hofe
Die tapezierten wir aus,
Und wohnten drin beisammen,
Und machten ein vornehmes Haus.

Des Nachbars alte Katze
Kam öfters zum Besuch;
Wir machten ihr Bückling' und Knixe
Und Komplimente genug.

Wir haben nach ihrem Befinden
Besorglich und freundlich gefragt,
Wir haben seitdem Dasselbe
Mancher alten Katze gesagt.

Wir saßen auch oft und sprachen
Vernünftig, wie alte Leut',
Und klagten, wie Alles besser
Gewesen zu unserer Zeit;

Wie Lieb' und Treu und Glauben
Verschwunden aus der Welt,
Und wie so theuer der Kaffe,
Und wie so rar das Geld! — — —

Vorbei sind die Kinderspiele,
Und Alles rollt vorbei, —
Das Geld und die Welt und die Zeiten
Und Glauben und Lieb' und Treu'.

41.

Das Herz ist mir bedrückt, und sehnlich
Gedenke ich der alten Zeit;
Die Welt war damals noch so wöhnlich,
Und ruhig lebten hin die Leut'.

Doch jetzt ist Alles wie verschoben,
Das ist ein Drängen, eine Noth!
Gestorben ist der Herrgott oben,
Und unten ist der Teufel todt.

Und Alles schaut so grämlich trübe,
So krausverwirrt und morsch und kalt,
Und wäre nicht das bischen Liebe,
So gäb' es nirgends einen Halt.

42.

Wie der Mond sich leuchtend dränget
Durch den dunkeln Wolkenflor,
Also taucht aus dunkeln Zeiten
Mir ein lichtes Bild hervor.

Saßen All' auf dem Verdecke,
Fuhren stolz hinab den Rhein,
Und die sommergrünen Ufer
Glühn im Abendsonnenschein.

Sinnend saß ich zu den Füßen
Einer Dame, schön und hold;
In ihr liebes, bleiches Antlitz
Spielt' das rothe Sonnengold.

Lauten klangen, Buben sangen,
Wunderbare Fröhlichkeit!
Und der Himmel wurde blauer,
Und die Seele wurde weit.

Märchenhaft vorüberzogen
Berg' und Burgen, Wald und Au: —
Und das Alles sah ich glänzen
In dem Aug' der schönen Frau.

43.

Im Traum sah ich die Geliebte,
Ein banges, bekümmertes Weib,
Verwelkt und abgefallen
Der sonst so blühende Leib.

Ein Kind trug sie auf dem Arme,
Ein andres führt sie an der Hand,
Und sichtbar ist Armuth und Trübsal
Am Gang und Blick und Gewand.

Sie schwankte über den Marktplatz
Und da begegnet sie mir,
Und sieht mich an, und ruhig
Und schmerzlich sag' ich zu ihr:

„Komm mit nach meinem Hause,
Denn du bist blass und krank;
Ich will durch Fleiß und Arbeit
Dir schaffen Speis' und Trank.

„Ich will auch pflegen und warten
Die Kinder, die bei dir sind,
Vor Allem aber dich selber,
Du armes, unglückliches Kind.

„Ich will dir nie erzählen,
Dass ich dich geliebet hab',
Und wenn du stirbst, so will ich
Weinen auf deinem Grab."

44.

„Theurer Freund! Was soll es nützen,
Stets das alte Lied zu leiern?
Willst du ewig brütend sitzen
Auf den alten Liebes-Eiern?

„Ach! Das ist ein ewig Gattern,
Aus den Schalen kriechen Küchlein,
Und sie piepsen und sie flattern,
Und du sperrst sie in ein Büchlein.'

45.

Werdet nur nicht ungeduldig,
Wenn von alten Leidensklängen
Manche noch vernehmlich tönen
In den neuesten Gesängen.

Wartet nur, es wird verhallen
Dieses Echo meiner Schmerzen,
Und ein neuer Liederfrühling
Sprießt aus dem geheilten Herzen.

46.

Nun ist es Zeit, dass ich mit Verstand
Mich aller Thorheit entled'ge,
Ich hab' so lang als Komödiant
Mit dir gespielt die Komödie.

Die prächt'gen Koulissen, sie waren bemalt
Im hochromantischen Stile,
Mein Rittermantel hat goldig gestrahlt,
Ich fühlte die feinsten Gefühle.

Und nun ich mich gar säuberlich
Des tollen Tands entled'ge:
Noch immer elend fühl' ich mich,
Als spielt' ich noch immer Komödie.

Ach Gott! im Scherz und unbewusst
Sprach ich, was ich gefühlet;
Ich hab' mit dem Tod in der eignen Brust
Den sterbenden Fechter gespielet.

47.

Den König Wiswamitra,
Den treibt's ohne Rast und Ruh,
Er will durch Kampf und Büßung
Erwerben Wasischta's Kuh

O, König Wiswamitra,
O, welch ein Ochs bist du,
Dass du so viel kämpfest und büßest,
Und Alles für eine Kuh!

48.

Herz, mein Herz, sei nicht beklommen
Und ertrage dein Geschick.
Neuer Frühling giebt zurück,
Was der Winter dir genommen.

Und wie Viel ist dir geblieben!
Und wie schön ist noch die Welt!
Und mein Herz, was dir gefällt,
Alles, Alles darfst du lieben!

49.

Du bist wie eine Blume
So hold und schön und rein;
Ich schau' dich an, und Wehmuth
Schleicht mir ins Herz hinein.

Mir ist, als ob ich die Hände
Aufs Haupt dir legen sollt',
Betend, dass Gott dich erhalte
So rein und schön und hold.

50.

Kind! es wäre dein Verderben,
Und ich geb' mir selber Mühe,
Dass dein liebes Herz in Liebe
Nimmermehr für mich erglühe.

Nur dass mir's so leicht gelinget,
Will mich dennoch fast betrüben,
Und ich denke manchmal dennoch:
Möchtest du mich dennoch lieben!

51.

Wenn ich auf dem Lager liege,
In Nacht und Kissen gehüllt,
So schwebt mir vor ein süßes,
Anmuthig liebes Bild.

Wenn mir der stille Schlummer
Geschlossen die Augen kaum,
So schleicht das Bild sich leise
Hinein in meinen Traum.

Doch mit dem Traum des Morgens
Zerrinnt es nimmermehr;
Dann trag' ich es im Herzen
Den ganzen Tag umher.

52.

Mädchen mit dem rothen Mündchen,
Mit den Äuglein süß und klar,
Du mein liebes, kleines Mädchen,
Deiner denk' ich immerdar.

Lang ist heut der Winterabend,
Und ich möchte bei dir sein,
Bei dir sitzen, mit dir schwatzen
Im vertrauten Kämmerlein.

An die Lippen wollt' ich pressen
Deine kleine weiße Hand,
Und mit Thränen sie benetzen,
Deine kleine weiße Hand.

53.

Mag da draußen Schnee sich thürmen,
Mag es hageln, mag es stürmen,
Klirrend mir ans Fenster schlagen:
Nimmer will ich mich beklagen,
Denn ich trage in der Brust
Liebchens Bild und Frühlingslust.

54.

Andre beten zur Madonne,
Andre auch zu Paul und Peter;
Ich jedoch, ich will nur beten,
Nur zu dir, du schöne Sonne.

Gieb mir Küsse, gieb mir Wonne,
Sei mir gütig, sei mir gnädig,
Schönste Sonne unter den Mädchen,
Schönstes Mädchen unter der Sonne!

55.

Verrieth mein blasses Angesicht
Dir nicht mein Liebeswehe?
Und willst du, dass der stolze Mund
Das Bettelwort gestehe?

O, dieser Mund ist viel zu stolz
Und kann nur küssen und scherzen;
Er spräche vielleicht ein höhnisches Wort,
Während ich sterbe vor Schmerzen.

56.

„Theurer Freund, du bist verliebt,
Und dich quälen neue Schmerzen;
Dunkler wird es dir im Kopf,
Heller wird es dir im Herzen.

„Theurer Freund, du bist verliebt,
Und du willst es nicht bekennen,
Und ich seh' des Herzens Gluth
Schon durch deine Weste brennen.“

57.

Ich wollte bei dir weilen
Und an deiner Seite ruhn;
Du musstest von mir eilen,
Du hattest Viel zu thun.

Ich sagte, dass meine Seele
Dir gänzlich ergeben sei;
Du lachtest aus voller Kehle,
Und machtest 'nen Knix dabei.

Du hast noch mehr gesteigert
Mir meinen Liebesverdruss,
Und hast mir sogar verweigert
Am Ende den Abschiedskuss.

Glaub' nicht, dass ich mich erschieße,
Wie schlimm auch die Sachen stehn!
Das Alles, meine Süße,
Ist mir schon einmal geschehn.

58.

Saphire sind die Augen dein,
Die lieblichen, die süßen.
O, dreimal glücklich ist der Mann,
Den sie mit Liebe grüßen.

Dein Herz, es ist ein Diamant,
Der edle Lichter sprühet.
O, dreimal glücklich ist der Mann,
Für den es liebend glühet.

Rubinen sind die Lippen dein,
Man kann nicht schönre sehen.
O, dreimal glücklich ist der Mann,
Dem Liebe sie gestehen.

O, kennt' ich nur den glücklichen Mann,
O, daſs ich ihn nur fände,
So recht allein im grünen Wald —
Sein Glück hätt' bald ein Ende.

59.

Habe mich mit Liebesreden
Festgelogen an dein Herz,
Und, verstrickt in eignen Fäden,
Wird zum Ernste mir mein Scherz.

Wenn du dich mit vollem Rechte
Scherzend nun von mir entfernst,
Nahn sich mir die Höllenmächte,
Und ich schieß' mich todt im Ernst.

60.

Zu fragmentarisch ist Welt und Leben —
Ich will mich zum deutschen Professor begeben.
Der weiß das Leben zusammen zu setzen,
Und er macht ein verständlich System daraus;
Mit seinen Nachtmützen und Schlafrockfetzen
Stopft er die Lücken des Weltenbaus.

61.

Ich hab' mir lang den Kopf zerbrochen
Mit Denken und Sinnen, Tag und Nacht,
Doch deine liebenswürdigen Augen,
Sie haben mich zum Entschluss gebracht.

Jetzt bleib' ich, wo deine Augen leuchten,
In ihrer süßen, klugen Pracht —
Dass ich noch einmal würde lieben,
Ich hätt' es nimmermehr gedacht.

62.

Sie haben heut Abend Gesellschaft,
Und das Haus ist lichterfüllt.
Dort oben am hellen Fenster
Bewegt sich ein Schattenbild.

Du schaust mich nicht, im Dunkeln
Steh' ich hier unten allein;
Noch wen'ger kannst du schauen
In mein dunkles Herz hinein.

Mein dunkles Herze liebt dich,
Es liebt dich und es bricht,
Und bricht und zuckt und verblutet,
Aber du siehst es nicht.

63.

Ich wollt', meine Schmerzen ergössen
Sich all' in ein einziges Wort,
Das gäb' ich den lustigen Winden,
Die trügen es lustig fort.

Sie tragen zu dir, Geliebte,
Das schmerzerfüllte Wort;
Du hörst es zu jeder Stunde,
Du hörst es an jedem Ort.

Und hast du zum nächtlichen Schlummer
Geschlossen die Augen kaum,
So wird dich mein Wort verfolgen
Bis in den tiefsten Traum.

64.

Du hast Diamanten und Perlen,
Hast Alles, was Menschenbegehr,
Und hast die schönsten Augen —
Mein Liebchen, was willst du mehr?

Auf deine schönen Augen
Hab' ich ein ganzes Heer
Von ewigen Liedern gedichtet —
Mein Liebchen, was willst du mehr?

Mit deinen schönen Augen
Hast du mich gequält so sehr,
Und hast mich zu Grunde gerichtet —
Mein Liebchen, was willst du mehr?

65.

Wer zum ersten Male liebt,
Sei's auch glücklos, ist ein Gott;
Aber wer zum zweiten Male
Glücklos liebt, Der ist ein Narr.

Ich, ein solcher Narr, ich liebe
Wieder ohne Gegenliebe;
Sonne, Mond und Sterne lachen,
Und ich lache mit — und sterbe.

66.

Gaben mir Rath und gute Lehren,
Überschütteten mich mit Ehren,
Sagten, dass ich nur warten sollt',
Haben mich protegieren gewollt.

Aber bei all ihrem Protegieren,
Hätte ich können vor Hunger krepieren,
Wär' nicht gekommen ein braver Mann,
Wacker nahm er sich meiner an.

Braver Mann! er schafft mir zu essen!
Will es ihm nie und nimmer vergessen!
Schade, dass ich ihn nicht küssen kann!
Denn ich bin selbst dieser brave Mann.

67.

Diesen liebenswürd'gen Jüngling
Kann man nicht genug verehren;
Oft traktiert er mich mit Austern
Und mit Rheinwein und Likören.

Zierlich sitzt ihm Rock und Höschen
Doch noch zierlicher die Binde,
Und so kommt er jeden Morgen,
Fragt, ob ich mich wohl befinde;

Spricht von meinem weiten Ruhme,
Meiner Anmuth, meinen Witzen;
Eifrig und geschäftig ist er,
Mir zu dienen, mir zu nützen.

Und des Abends in Gesellschaft,
Mit begeistertem Gesichte,
Deklamiert er vor den Damen
Meine göttlichen Gedichte.

O, wie ist es hoch erfreulich,
Solchen Jüngling noch zu finden,
Jetzt in unsrer Zeit, wo täglich
Mehr und mehr die Bessern schwinden.

68.

Mir träumt: ich bin der liebe Gott
Und sitz' im Himmel droben,
Und Englein sitzen um mich her,
Die meine Verse loben.

Und Kuchen ess' ich und Konfekt
Für manchen lieben Gulden,
Und Kardinal trink' ich dabei,
Und habe keine Schulden.

Doch Langeweile plagt mich sehr
Ich wollt', ich wär' auf Erden,
Und wär' ich nicht der liebe Gott,
Ich könnt' des Teufels werden.

„Du langer Engel Gabriel,
Geh, mach dich auf die Sohlen,
Und meinen theuern Freund Eugen
Sollst du herauf mir holen.

„Such ihn nicht im Kollegium,
Such ihn beim Glas Tokaier;
Such ihn nicht in der Hedwigskirch',
Such ihn bei Mamsell Meyer."

Da breitet aus sein Flügelpaar
Und fliegt herab der Engel,
Und packt ihn auf, und bringt herauf
Den Freund, den lieben Bengel.

„Ja, Jung', ich bin der liebe Gott,
Und ich regier' die Erde!
Ich hab's ja immer dir gesagt,
Daß ich was Rechts noch werde.

„Und Wunder thu' ich alle Tag',
Die sollen dich entzücken!
Und dir zum Spaße will ich heut
Die Stadt Berlin beglücken.

„Die Pflastersteine auf der Straß',
Die sollen jetzt sich spalten,
Und eine Auster, frisch und klar,
Soll jeder Stein enthalten.

„Ein Regen von Citronensaft
Soll thauig sie begießen,
Und in den Straßengössen soll
Der beste Rheinwein fließen."

Wie freuen die Berliner sich,
Sie gehen schon ans Fressen;
Die Herren von dem Landgericht,
Die saufen aus den Gössen.

Wie freuen die Poeten sich
Bei solchem Götterfraße!
Die Lieutnants und die Fähnderichs,
Die lecken ab die Straße.

Die Lieutnants und die Fähnderichs,
Das sind die klügsten Leute,
Sie denken: alle Tag' geschieht
Kein Wunder so wie heute.

69.

Ich hab' euch im besten Juli verlassen,
Und find' euch wieder im Januar;
Ihr saßet damals so recht in der Hitze,
Jetzt seid ihr gekühlt und kalt sogar.

Bald scheid' ich nochmals, und komm' ich einst wieder,
Dann seid ihr weder warm noch kalt,
Und über eure Gräber schreit' ich,
Und das eigne Herz ist arm und alt.

70.

Von schönen Lippen fortgedrängt, getrieben
Aus schönen Armen, die uns fest umschlossen!
Ich wäre gern noch einen Tag geblieben,
Da kam der Schwager schon mit seinen Rossen

Das ist das Leben, Kind! ein ewig Jammern,
Ein ewig Abschiednehmen, ew'ges Trennen!
Konnt' denn dein Herz das mein'ge nicht umklammern?
Hat selbst dein Auge mich nicht halten können?

71

Wir fuhren allein im dunkeln
Postwagen die ganze Nacht;
Wir ruhten einander am Herzen,
Wir haben gescherzt und gelacht.

Doch als es Morgens tagte,
Mein Kind, wie staunten wir!
Denn zwischen uns saß Amor,
Der blinde Passagier.

72.

Das weiß Gott, wo sich die tolle
Dirne einquartieret hat;
Fluchend in dem Regenwetter
Lauf' ich durch die ganze Stadt.

Bin ich doch von einem Gasthof
Nach dem andern hingerannt,
Und an jeden groben Kellner
Hab' ich mich umsonst gewandt.

Da erblick' ich sie am Fenster,
Und sie winkt und kichert hell.
Konnt' ich wissen, du bewohntest,
Mädchen, solches Pracht-Hotel!

73.

Wie dunkle Träume stehen
Die Häuser in langer Reih';
Tief eingehüllt im Mantel,
Schreite ich schweigend vorbei.

Der Thurm der Kathedrale
Verkündet die zwölfte Stund';
Mit ihren Reizen und Küssen
Erwartet mich Liebchen jetzund.

Der Mond ist mein Begleiter,
Er leuchtet mir freundlich vor;
Da bin ich an ihrem Hause,
Und freudig ruf' ich empor:

„Ich danke dir, alter Vertrauter,
Dass du meinen Weg erhellt;
Jetzt will ich dich entlassen,
Jetzt leuchte der übrigen Welt!

„Und findest du einen Verliebten,
Der einsam klagt sein Leid,
So tröst' ihn, wie du mich selber
Getröstet in alter Zeit."

74.

Und bist du erst mein ehlich Weib,
Dann bist du zu beneiden,
Dann lebst du in lauter Zeitvertreib,
In lauter Plaisir und Freuden.

Und wenn du schiltst und wenn du tobst,
Ich werd' es geduldig leiden;
Doch wenn du meine Verse nicht lobst,
Lass' ich mich von dir scheiden.

75.

An deine schneeweiße Schulter
Hab' ich mein Haupt gelehnt,
Und heimlich kann ich behorchen,
Wonach dein Herz sich sehnt.

Es blasen die blauen Husaren,
Und reiten zum Thor herein,
Und morgen will mich verlassen
Die Herzallerliebste mein.

Und willst du mich morgen verlassen,
So bist du doch heute noch mein,
Und in deinen schönen Armen
Will ich doppelt selig sein.

76.

Es blasen die blauen Husaren,
Und reiten zum Thor hinaus;
Da komm' ich, Geliebte, und bringe
Dir einen Rosenstrauß.

Das war eine wilde Wirthschaft!
Kriegsvolk und Landesplag'!
Sogar in deinem Herzchen
Viel Einquartierung lag.

77.

Habe auch in jungen Jahren
Manches bittre Leid erfahren
Von der Liebe Gluth.
Doch das Holz ist gar zu theuer
Und erlöschen will das Feuer,
Ma foi! und Das ist gut.

Das bedenke, junge Schöne,
Schicke fort die dumme Thräne
Und den dummen Liebesharm.
Ist das Leben dir geblieben,
So vergiß das alte Lieben,
Mai foi! in meinem Arm.

78.

Bist du wirklich mir so feindlich,
Bist du wirklich ganz verwandelt?
Aller Welt will ich es klagen,
Daß du mich so schlecht behandelt.

O ihr undankbaren Lippen,
Sagt, wie könnt ihr Schlimmes sagen
Von dem Manne, der so liebend
Euch geküsst in jenen Tagen?

79.

Ach, die Augen sind es wieder,
Die mich einst so lieblich grüßten,
Und es sind die Lippen wieder,
Die das Leben mir versüßten!

Auch die Stimme ist es wieder
Die ich einst so gern gehöret!
Nur ich selber bin's nicht wieder,
Bin verändert heimgekehret.

Von den weißen, schönen Armen
Fest und liebevoll umschlossen,
Lieg' ich jetzt an ihrem Herzen
Dumpfen Sinnes und verdrossen.

80.

Selten habt ihr mich verstanden,
Selten auch verstand ich euch;
Nur wenn wir im Koth uns fanden,
So verstanden wir uns gleich.

81.

Doch die Kastraten klagten,
Als ich meine Stimm' erhob;
Sie klagten und sie sagten:
Ich sänge viel zu grob.

Und lieblich erhoben sie Alle
Die kleinen Stimmelein,
Die Trillerchen, wie Krystalle,
Sie klangen so fein und rein.

Sie sangen von Liebessehnen,
Von Liebe und Liebeserguss;
Die Damen schwammen in Thränen
Bei solchem Kunstgenuss.

82.

Auf den Wällen Salamanka's
Sind die Lüfte lind und labend;
Dort mit meiner holden Donna
Wandle ich am Sommerabend.

Um den schlanken Leib der Schönen
Hab' ich meinen Arm gebogen,
Und mit sel'gem Finger fühl' ich
Ihres Busens stolzes Wogen.

Doch ein ängstliches Geflüster
Zieht sich durch die Lindenbäume,
Und der dunkle Mühlbach unten
Murmelt böse, bange Träume.

„Ach, Sennora, Ahnung sagt mir
Einst wird man mich relegieren,
Und auf Salamanka's Wällen
Gehn wir nimmermehr spazieren."

83.

Neben mir wohnt Don Henriquez,
Den man auch den Schönen nennet;
Nachbarlich sind unsre Zimmer,
Nur von dünner Wand getrennet.

Salamanka's Damen glühen,
Wenn er durch die Straßen schreitet,
Sporenklirrend, schnurrbartkräuselnd,
Und von Hunden stets begleitet.

Doch in stiller Abendstunde
Sitzt er ganz allein daheime,
In den Händen die Guitarre,
In der Seele süße Träume.

In die Saiten greift er bebend
Und beginnt zu phantasieren —
Ach! wie Katzenjammer quält mich
Sein Geschnarr und Quinquilieren.

84.

Kaum sahen wir uns, und an Augen und Stimme
Merkt' ich, daſs du mir gewogen bist;
Stand nicht dabei die Mutter, die schlimme,
Ich glaube, wir hätten uns gleich geküſst.

Und morgen verlasse ich wieder das Städtchen,
Und eile fort im alten Lauf;
Dann lauert am Fenster mein blondes Mädchen,
Und freundliche Grüße werf' ich hinauf.

85.

Über die Berge steigt schon die Sonne,
Die Lämmerherde läutet fern;
Mein Liebchen, mein Lamm, meine Sonne und Wonne,
Noch einmal säh' ich dich gar zu gern!

Ich schaue hinauf mit spähender Miene —
Leb wohl, mein Kind, ich wandre von hier!
Vergebens! Es regt sich keine Gardine;
Sie liegt noch und schläft — und träumt von mir?

86.

Zu Halle auf dem Markt,
Da stehn zwei große Löwen.
Ei, du hallischer Löwentrotz,
Wie hat man dich gezähmet!

Zu Halle auf dem Markt,
Da steht ein großer Riese.
Er hat ein Schwert und regt sich nicht,
Er ist vor Schreck versteinert.

Zu Halle auf dem Markt,
Da steht eine große Kirche.
Die Burschenschaft und die Landsmannschaft,
Die haben dort Platz zum Beten.

87.

Dämmernd liegt der Sommerabend
Über Wald und grünen Wiesen;
Goldner Mond im blauen Himmel
Strahlt herunter, duftig labend.

An dem Bache zirpt die Grille,
Und es regt sich in dem Wasser,
Und der Wandrer hört ein Plätschern
Und ein Athmen in der Stille

Dorten, an dem Bach alleine,
Badet sich die schöne Elfe;
Arm und Nacken, weiß und lieblich,
Schimmern in dem Mondenscheine.

88.

Nacht liegt auf den fremden Wegen, —
Krankes Herz und müde Glieder; —
Ach, da fließt, wie stiller Segen,
Süßer Mond, dein Licht hernieder.

Süßer Mond, mit deinen Strahlen
Scheuchest du das nächt'ge Grauen;
Es zerrinnen meine Qualen,
Und die Augen überthauen.

89.

Der Tod, Das ist die kühle Nacht,
Das Leben ist der schwüle Tag.
Es dunkelt schon, mich schläfert,
Der Tag hat mich müd gemacht.

Über mein Bett erhebt sich ein Baum,
Drin singt die junge Nachtigall;
Sie singt von lauter Liebe,
Ich hör' es sogar im Traum.

90.

„Sag, wo ist dein schönes Liebchen,
Das du einst so schön besungen,
Als die zaubermächt'gen Flammen
Wunderbar dein Herz durchdrungen?"

Jene Flammen sind erloschen,
Und mein Herz ist kalt und trübe,
Und dies Büchlein ist die Urne
Mit der Asche meiner Liebe.

Götterdämmerung.

Der Mai ist da mit seinen goldnen Lichtern
Und seidnen Lüften und gewürzten Düften,
Und freundlich lockt er mit den weißen Blüthen,
Und grüßt aus tausend blauen Veilchenaugen,
Und breitet aus den blumreich grünen Teppich,
Durchwebt mit Sonnenschein und Morgenthau,
Und ruft herbei die lieben Menschenkinder.
Das blöde Volk gehorcht dem ersten Ruf;
Die Männer ziehn die Nankinghosen an
Und Sonntagsröck' mit goldnen Spiegelknöpfen;
Die Frauen kleiden sich in Unschuldweiß;
Jünglinge kräuseln sich den Frühlingsschnurrbart;
Jungfrauen lassen ihre Busen wallen;
Die Stadtpoeten stecken in die Tasche
Papier und Bleistift und Lorgnett', — und jubelnd
Zieht nach dem Thor die krausbewegte Schar,
Und lagert draußen sich auf grünem Rasen,
Bewundert, wie die Bäume fleißig wachsen,
Spielt mit den bunten, zarten Blümelein,
Horcht auf den Sang der lust'gen Vögelein,
Und jauchzt hinauf zum blauen Himmelszelt

Zu mir kam auch der Mai. Er klopfte dreimal
An meine Thür und rief: „Ich bin der Mai,
Du bleicher Träumer, komm, ich will dich küssen!"
Ich hielt verriegelt meine Thür. und rief:
Vergebens lockst du mich, du schlimmer Gast.
Ich habe dich durchschaut, ich hab' durchschaut
Den Bau der Welt, und hab' zu Viel geschaut,
Und viel zu tief, und hin ist alle Freude,
Und ew'ge Qualen zogen in mein Herz
Ich schaue durch die steinern harten Rinden
Der Menschenhäuser und der Menschenherzen,
Und schau' in beiden Lug und Trug und Elend.
Auf den Gesichtern les' ich die Gedanken,
Viel schlimme. In der Jungfrau Schamerröthen
Seh' ich geheime Lust begehrlich zittern;
Auf dem begeistert stolzen Jünglingshaupt
Seh' ich die lachend bunte Schellenkappe;
Und Fratzenbilder nur und sieche Schatten
Seh' ich auf dieser Erde, und ich weiß nicht,
Ist sie ein Tollhaus oder Krankenhaus.
Ich sehe durch den Grund der alten Erde,
Als sei sie von Krystall, und seh' das Grausen,

Das mit dem freud'gen Grüne zu bedecken
Der Mai vergeblich strebt. Ich seh' die Todten
Sie liegen unten in den schmalen Särgen,
Die Händ' gefaltet und die Augen offen,
Weiß das Gewand und weiß das Angesicht,
Und durch die Lippen kriechen gelbe Würmer.
Ich seh', der Sohn setzt sich mit seiner Buhle
Zur Kurzweil nieder auf des Vaters Grab;
Spottlieder singen rings die Nachtigallen,
Die sanften Wiesenblumen lachen hämisch,
Der todte Vater regt sich in dem Grab —
Und schmerzhaft zuckt die alte Mutter Erde.

Du arme Erde, deine Schmerzen kenn' ich,
Ich seh' die Gluth in deinem Busen wühlen,
Und deine tausend Adern seh' ich bluten,
Und seh', wie deine Wunde klaffend aufreißt,
Und wild hervorströmt Flamm' und Rauch und Blut.
Ich sehe deine trotz'gen Riesensöhne,
Uralte Brut, aus dunkeln Schlünden steigend
Und rothe Fackeln in den Händen schwingend;
Sie legen ihre Eisenleiter an
Und stürmen wild hinauf zur Himmelsfeste; —
Und schwarze Zwerge klettern nach, und knisternd
Zerstieben droben alle goldnen Sterne.
Mit frecher Hand reißt man den goldnen Vorhang
Vom Zelte Gottes, heulend stürzen nieder
Aufs Angesicht die frommen Engelscharen.
Auf seinem Throne sitzt der bleiche Gott,
Reißt sich vom Haupt die Kron', zerrauft sein Haar —
Und näher dringt heran die wilde Rotte.
Die Riesen werfen ihre rothen Fackeln
Ins weite Himmelreich, die Zwerge schlagen
Mit Flammengeißeln auf der Englein Rücken —
Die winden sich und krümmen sich vor Qualen,
Und werden bei den Haaren fortgeschleudert. —
Und meinen eignen Engel seh' ich dort,
Mit seinen blonden Locken, süßen Zügen,
Und mit der ew'gen Liebe um den Mund,
Und mit der Seligkeit im blauen Auge —
Und ein entsetzlich häßlich schwarzer Kobold
Reißt ihn vom Boden, meinen bleichen Engel,
Beäugelt grinsend seine edlen Glieder,
Umschlingt ihn fest mit zärtlicher Umschlingung —
Und gellend dröhnt ein Schrei durchs ganze Weltall,
Die Säulen brechen, Erd' und Himmel stürzen
Zusammen, und es herrscht die alte Nacht.

Ratcliff.

Der Traumgott brachte mich in eine Landschaft,
Wo Trauerweiden mir „Willkommen“ winkten
Mit ihren langen, grünen Armen, wo die Blumen
Mit klugen Schwesteraugen still mich ansahn,
Wo mir vertraulich klang der Vögel Zwitschern,
Wo gar der Hunde Bellen mir bekannt schien,
Und Stimmen und Gestalten mich begrüßten
Wie einen alten Freund, und wo doch Alles
So fremd mir schien, so wunderseltsam fremd.
Vor einem ländlich schmucken Hause stand ich;
In meiner Brust bewegte sich's, im Kopfe
War's ruhig, ruhig schüttelte ich ab
Den Staub von meinen Reisekleidern,
Grell klang die Klingel und die Thür ging auf.

Da waren Männer, Frauen, viel' bekannte
Gesichter. Stiller Kummer lag auf allen
Und heimlich scheue Angst. Seltsam verstört,
Mit Beileidsmienen fast, sahn sie mich an,
Daß es mir selber durch die Seele schauert',
Wie Ahnung eines unbekannten Unheils.
Die alte Margreth hab' ich gleich erkannt;
Ich sah sie forschend an, jedoch sie sprach nicht.
„Wo ist Maria?“ fragt' ich, doch sie sprach nicht,
Griff leise meine Hand, und führte mich
Durch viele lange, leuchtende Gemächer,
Wo Prunk und Pracht und Todtenstille herrschte,
Und führt' mich endlich in ein dämmernd Zimmer,
Und zeigt' mit abgewandtem Angesicht
Nach der Gestalt, die auf dem Sopha saß.
„Sind Sie Maria?“ fragt' ich. Innerlich
Erstaunt' ich selber ob der Festigkeit,
Womit ich sprach. Und steinern und metalllos
Scholl eine Stimm': „So nennen mich die Leute.“
Ein schneidend Weh durchfröstelte mich da,
Denn jener hohle, kalte Ton war doch
Die einst so süße Stimme von Maria!
Und jenes Weib im fahlen Lilakleid,
Nachlässig angezogen, Busen schlotternd,
Die Augen gläsern starr, die Wangenmuskeln
Des weißen Angesichtes lederschlaff —
Ach, jenes Weib war doch die einst so schöne,
Die blühend holde, liebliche Maria!
„Sie waren lang' auf Reisen!“ sprach sie laut,

Mit kalt unheimlicher Vertraulichkeit,
„Sie schaun nicht mehr so schmachtend, liebster Freund,
Sie sind gesund, und pralle Lend' und Wade
Bezeugt Solidität.“ Ein süßlich Lächeln
Umzitterte den gelblich blassen Mund.
In der Verwirrung sprach's aus mir hervor:
„Man sagte mir, Sie haben sich vermählt?“
„Ach ja!“ sprach sie gleichgültig laut und lachend,
„Hab' einen Stock von Holz, der überzogen
Mit Leder ist, Gemahl sich nennt; doch Holz
Ist Holz!“ Und klanglos widrig lachte sie,
Dass kalte Angst durch meine Seele rann,
Und Zweifel mich ergriff: — sind Das die keuschen,
Die blumenkeuschen Lippen von Maria?
Sie aber hob sich in die Höh', nahm rasch
Vom Stuhl den Kaschemir, warf ihn
Um ihren Hals, hing sich an meinen Arm,
Zog mich von hinnen durch die offne Hausthür,
Und zog mich fort durch Feld und Busch und Au.

Die glühend rothe Sonnenscheibe schwebte
Schon niedrig, und ihr Purpur überstrahlte
Die Bäume und die Blumen und den Strom,
Der in der Ferne majestätisch floss.
„Sehn Sie das große goldne Auge schwimmen
Im blauen Wasser?“ rief Maria hastig.
„Still, armes Wesen!“ sprach ich, und ich schaute
Im Dämmerlicht ein märchenhaftes Weben.
Es stiegen Nebelbilder aus den Feldern,
Umschlangen sich mit weißen, weichen Armen
Die Veilchen sahn sich zärtlich an, sehnsüchtig
Zusammenbeugten sich die Liljenkelche;
Auf allen Rosen glühten Wollustgluthen;
Die Nelken wollten sich im Hauch entzünden;
In sel'gen Düften schwelgten alle Blumen,
Und alle weinten stille Wonnethränen,
Und alle jauchzten: „Liebe! Liebe! Liebe!“
Die Schmetterlinge flatterten, die hellen
Goldkäfer summten feine Elfenliedchen,
Die Abendwinde flüsterten, es rauschten
Die Eichen, schmelzend sang die Nachtigall —
Und zwischen all dem Flüstern, Rauschen, Singen
Schwatzte mit blechern klanglos kalter Stimme
Das welke Weib, das mir am Arme hing:
„Ich kenn' ihr nächtlich Treiben auf dem Schloss
Der lange Schatten ist ein guter Tropf,

Er nickt und winkt zu Allem, was man will;
Der Blaurock ist ein Engel; doch der Rothe
Mit blankem Schwert ist Ihnen spinnefeind."
Und noch viel buntre, wunderliche Reden
Schwatzt' sie in Einem fort, und setzte sich
Ermüdet mit mir nieder auf die Moosbank,
Die unterm alten Eichenbaume steht.

Da saßen wir beisammen, still und traurig,
Und sahn uns an, und wurden immer traur'ger.
Die Eiche säuselte wie Sterbeseufzer,
Tiefschmerzlich sang die Nachtigall herab.
Doch rothe Lichter drangen durch die Blätter,
Umflimmerten Maria's weißes Antlitz,
Und lockten Gluth aus ihren starren Augen,
Und mit der alten, süßen Stimme sprach sie:
„Wie wusstest du. dass ich so elend bin?
Ich las es jüngst in deinen wilden Liedern."

Eiskalt durchzog's mir da die Brust, mir grauste
Ob meinem eignen Wahnsinn, der die Zukunft
Geschaut, es zuckte dunkel durch mein Hirn,
Und vor Entsetzen bin ich aufgewacht.

Donna Clara.

In dem abendlichen Garten
Wandelt des Alkaden Tochter;
Pauken und Drommetenjubel
Klingt herunter von dem Schlosse.

„Lästig werden mir die Tänze
Und die süßen Schmeichelworte,
Und die Ritter, die so zierlich
Mich vergleichen mit der Sonne.

„Überlästig wird mir Alles,
Seit ich sah beim Strahl des Mondes
Jenen Ritter, dessen Laute
Nächtens mich ans Fenster lockte.

„Wie er stand so schlank und muthig,
Und die Augen leuchtend schossen
Aus dem edelblassen Antlitz,
Glich er wahrlich Sankt Georgen."

Also dachte Donna Clara,
Und sie schaute auf den Boden;

Wie sie aufblickt, steht der schöne,
Unbekannte Ritter vor ihr.

Händedrückend, liebeflüsternd
Wandeln sie umher im Mondschein,
Und der Zephyr schmeichelt freundlich
Märchenartig grüßen Rosen.

Märchenartig grüßen Rosen,
Und sie glühn wie Liebesboten. —
Aber sage mir, Geliebte,
Warum du so plötzlich roth wirst?

„Mücken stachen mich, Geliebter,
Und die Mücken sind im Sommer
Mir so tief verhasst, als wären's
Langenas'ge Judenrotten."

Lass die Mücken und die Juden,
Spricht der Ritter, freundlich kosend
Von den Mandelbäumen fallen
Tausend weiße Blüthenflocken.

Tausend weiße Blüthenflocken
Haben ihren Duft ergossen. —
Aber sage mir, Geliebte,
Ist dein Herz mir ganz gewogen?

„Ja, ich liebe dich, Geliebter,
Bei dem Heiland sei's geschworen,
Den die gottverfluchten Juden
Boshaft tückisch einst ermordet."

Lass den Heiland und die Juden,
Spricht der Ritter, freundlich kosend
In der Ferne schwanken traumhaft
Weiße Liljen, lichtumflossen.

Weiße Liljen, lichtumflossen,
Blicken nach den Sternen droben. —
Aber sage mir, Geliebte,
Hast du auch nicht falsch geschworen?

„Falsch ist nicht in mir, Geliebter,
Wie in meiner Brust kein Tropfen
Blut ist von dem Blut der Mohren
Und des schmutz'gen Judenvolkes."

Lass die Mohren und die Juden,
Spricht der Ritter, freundlich kosend;
Und nach einer Myrtenlaube
Führt er die Alkadentochter.

Mit den weichen Liebesnetzen
Hat er heimlich sie umflochten!
Kurze Worte, lange Küsse,
Und die Herzen überflossen.

Wie ein schmelzend süßes Brautlied
Singt die Nachtigall, die holde;
Wie zum Fackeltanze hüpfen
Feuerwürmchen auf dem Boden.

In der Laube wird es stiller,
Und man hört nur, wie verstohlen,
Das Geflüster kluger Myrten
Und der Blumen Athemholen.

Aber Pauken und Drommeten
Schallen plötzlich aus dem Schlosse.
Und erwachend hat sich Clara
Aus des Ritters Arm gezogen.

„Horch! da ruft es mich, Geliebter,
Doch, bevor wir scheiden, sollst du
Nennen deinen lieben Namen,
Den du mir so lang' verborgen."

Und der Ritter, heiter lächelnd,
Küßt die Finger seiner Donna,
Küßt die Lippen und die Stirne,
Und er spricht zuletzt die Worte:

Ich, Sennora, Eur Geliebter,
Bin der Sohn des vielbelobten,
Großen, schriftgelehrten Rabbi
Israel von Saragossa.

Almansor.

1.

In dem Dome zu Cordova
Stehen Säulen, dreizehnhundert,
Dreizehnhundert Riesensäulen
Tragen die gewalt'ge Kuppel.

Und auf Säulen, Kuppel, Wänden
Ziehn von oben sich bis unten
Des Korans arab'sche Sprüche,
Klug und blumenhaft verschlungen.

Mohrenkön'ge bauten weiland
Dieses Haus zu Allah's Ruhme,
Doch hat Vieles sich verwandelt
In der Zeiten dunkelm Strudel.

Auf dem Thurme, wo der Thürmer
Zum Gebete aufgerufen,
Tönet jetzt der Christenglocken
Melancholisches Gesumme.

Auf den Stufen, wo die Gläub'gen
Das Prophetenwort gesungen,
Zeigen jetzt die Glatzenpfäfflein
Ihrer Messe fades Wunder.

Und Das ist ein Drehn und Winden
Vor den buntbemalten Puppen,
Und Das blökt und dampft und klingelt,
Und die dummen Kerzen funkeln.

In dem Dome zu Cordova
Steht Almansor ben Abdullah,
All' die Säulen still betrachtend,
Und die stillen Worte murmelnd:

„O, ihr Säulen, stark und riesig,
Einst geschmückt zu Allah's Ruhme,
Jetzo müsst ihr dienend huld'gen
Dem verhassten Christenthume!

„Ihr bequemt euch in die Zeiten,
Und ihr tragt die Last geduldig;
Ei, da muſs ja wohl der Schwächre
Noch viel leichter sich beruh'gen."

Und sein Haupt, mit heiterm Antlitz,
Beugt Almansor ben Abdullah
Über den gezierten Taufstein,
In dem Dome zu Cordova.

2.

Hastig schritt er aus dem Dome,
Jagte fort auf wildem Rappen,
Daſs im Wind die feuchten Locken
Und des Hutes Federn wallen.

Auf dem Weg nach Alkolea,
Dem Guadalquivir entlange,
Wo die weißen Mandeln blühen,
Und die duft'gen Gold-Orangen;

Dorten jagt der lust'ge Ritter,
Pfeift und singt, und lacht behaglich.
Und es stimmen ein die Vögel
Und des Stromes laute Wasser.

In dem Schloss zu Alkolea
Wohnet Clara de Alvares,
In Navarra kämpft ihr Vater,
Und sie freut sich mindern Zwanges.

Und Almansor hört schon ferne
Pauken und Drommeten schallen,
Und er sieht des Schlosses Lichter
Blitzen durch der Bäume Schatten.

In dem Schloss zu Alkolea
Tanzen zwölf geschmückte Damen,
Tanzen zwölf geschmückte Ritter,
Doch am schönsten tanzt Almansor.

Wie beschwingt von muntrer Laune
Flattert er herum im Saale,
Und er weiß den Damen allen
Süße Schmeichelein zu sagen.

Isabellens schöne Hände
Küsst er rasch, und springt von dannen,
Und er setzt sich vor Elviren,
Und er schaut ihr froh ins Antlitz.

Lachend fragt er Leonoren:
Ob er heute ihr gefalle?
Und er zeigt die goldnen Kreuze,
Eingestickt in seinen Mantel.

Er versichert jeder Dame,
Dass er sie im Herzen trage;
Und „so wahr ich Christ bin!“ schwört er
Dreißig Mal an jenem Abend.

3.

In dem Schloss zu Alkolea
Ist verschollen Lust und Klingen,
Herrn und Damen sind verschwunden,
Und erloschen sind die Lichter.

Donna Clara und Almansor
Sind allein im Saal geblieben;
Einsam streut die letzte Lampe
Über Beide ihren Schimmer.

Auf dem Sessel sitzt die Dame,
Auf dem Schemel sitzt der Ritter,
Und sein Haupt, das schlummermüde,
Ruht auf den geliebten Knieen.

Rosenöl aus goldnem Fläschchen
Gießt die Dame, sorgsam sinnend,
Auf Almansor's braune Locken —
Und er seufzt aus Herzenstiefe.

Süßen Kuss, mit sanftem Munde,
Drückt die Dame, sorgsam sinnend,
Auf Almansor's braune Locken —
Und es wölkt sich seine Stirne.

Thränenfluth aus lichten Augen
Weint die Dame, sorgsam sinnend,
Auf Almansor's braune Locken —
Und es zuckt um seine Lippen.

Und er träumt: er stehe wieder,
Tief das Haupt gebeugt und triefend,
In dem Dome zu Cordova,
Und er hört viel' dunkle Stimmen.

All' die hohen Riesensäulen
Hört er murmeln unmuthgrimmig,
Länger wollen sie's nicht tragen,
Und sie wanken und sie zittern; —

Und sie brechen wild zusammen,
Es erbleichen Volk und Priester,
Krachend stürzt herab die Kuppel,
Und die Christengötter wimmern.

Die Wallfahrt nach Kevlaar.*

Am Fenster stand die Mutter,
Im Bette lag der Sohn.
„Willst du nicht aufstehn, Wilhelm,
Zu schaun die Procession?“

„Ich bin so krank, o Mutter,
Dass ich nicht hör' und seh';
Ich denk' an das todte Gretchen,
Da thut das Herz mir weh.“ —

„Steh' auf, wir wollen nach Kevlaar,
Nimm Buch und Rosenkranz;
Die Mutter-Gottes heilt dir
Dein krankes Herze ganz.“

Es flattern die Kirchenfahnen,
Es singt im Kirchenton;
Das ist zu Köln am Rheine,
Da geht die Procession.

*) Bei dem ältesten Abdruck war dies Lied von folgender Nachbemerkung begleitet:

„Der Stoff dieses Gedichtes ist nicht ganz mein Eigenthum. Es entstand durch Erinnerung an die rheinische Heimat. — Als ich ein kleiner Knabe war, und im Franciskanerkloster zu Düsseldorf die erste Dressur erhielt und dort zuerst Buchstabieren und Stillsitzen lernte, saß ich oft neben einem andern Knaben, der mir immer erzählte: wie seine Mutter ihn nach Kevlaar (der Accent liegt auf der ersten Silbe, und der Ort selbst liegt im Geldernschen) einstmal mitgenommen, wie sie dort einen wächsernen Fuß für ihn geopfert, und wie sein eigener schlimmer Fuß dadurch geheilt sei. Mit diesem Knaben traf ich wieder zusammen in der obersten Klasse des Gymnasiums, und als wir im Philosophen-Kollegium bei Rektor Schallmeyer neben einander zu sitzen kamen, erinnerte er mich lachend an jene Mirakel-Erzählung, setzte aber doch etwas ernsthaft hinzu: jetzt würde er der Mutter-Gottes ein wächsernes Herz opfern. Ich hörte später, er habe damals an einer unglücklichen Liebschaft laboriert, und endlich kam er mir ganz aus den Augen und aus dem Gedächtnis. — Im Jahre 1819, als ich in Bonn studierte und einmal in der Gegend von Godesberg am Rhein spazieren ging, hörte ich in der Ferne die wohlbekannten Kevlaar-Lieder, wovon das vorzüglichste den gedehnten Refrain hat: „Gelobt seist du, Maria!“ und als die Procession näher kam, bemerkte ich unter den Wallfahrtern meinen Schulkameraden mit seiner alten Mutter. Diese führte ihn. Er aber sah sehr blass und krank aus.

Berlin, den 16. des Maimonds 1822. H. Heine.“

In der ältesten Auflage des ersten Bandes der „Reisebilder“ schließen sich an diese Nachbemerkung des Verfassers noch folgende Zeilen:

„Ich durfte diese Notiz nicht von dem Gedichte trennen, weil beide zugleich entstanden, schon einmal zusammen abgedruckt worden, und dadurch gleichsam verwachsen sind. Auf keinen Fall will ich irgend eine Vorneigung andeuten, eben so wenig, wie irgend eine Abneigung durch das vorhergehende Gedicht ausgesprochen werden soll. Dieses, „Almansor“ überschrieben, wird im Romane, dem es entlehnt ist, von einem Mauren, einem unmuthigen Bekenner des Islams, gedichtet und gesungen. „Und wahrlich,“ — so spricht ein englischer Schriftsteller — „wie Gott, der Urschöpfer, stehe auch der Dichter, der Nachschöpfer, parteilos erhaben über allem Sektengeklätsche dieser Erde.“

Die Mutter folgt der Menge,
Den Sohn Den führet sie,
Sie singen Beide im Chore:
„Gelobt seist du, Marie!“

2.

Die Mutter-Gottes zu Kevlaar
Trägt heut ihr bestes Kleid;
Heut hat sie Viel zu schaffen,
Es kommen viel' kranke Leut'.

Die kranken Leute bringen
Ihr dar als Opferspend'
Aus Wachs gebildete Glieder,
Viel' wächserne Füß' und Händ'.

Und wer eine Wachshand opfert,
Dem heilt an der Hand die Wund';
Und wer einen Wachsfuß opfert,
Dem wird der Fuß gesund.

Nach Kevlaar ging Mancher auf Krücken
Der jetzo tanzt auf dem Seil,
Gar Mancher spielt jetzt die Bratsche,
Dem dort kein Finger war heil.

Die Mutter nahm ein Wachslicht,
Und bildete draus ein Herz.
„Bring das der Mutter-Gottes,
Dann heilt sie deinen Schmerz.“

Der Sohn nahm seufzend das Wachsherz,
Ging seufzend zum Heiligenbild;
Die Thräne quillt aus dem Auge,
Das Wort aus dem Herzen quillt:

„Du Hochgebenedeite,
Du reine Gottesmagd,
Du Königin des Himmels,
Dir sei mein Leid geklagt!

„Ich wohnte mit meiner Mutter,
Zu Köllen in der Stadt,
Der Stadt, die viele hundert
Kapellen und Kirchen hat.

„Und neben uns wohnte Gretchen,
Doch Die ist todt jetzund —

Marie, dir bring' ich ein Wachsherz,
Heil du meine Herzenswund'.

„Heil du mein krankes Herze —
Ich will auch spät und früh
Inbrünstiglich beten und singen:
Gelobt seist du, Marie!"

3.

Der kranke Sohn und die Mutter,
Die schliefen im Kämmerlein;
Da kam die Mutter-Gottes
Ganz leise geschritten herein.

Sie beugte sich über den Kranken,
Und legte ihre Hand
Ganz leise auf sein Herze,
Und lächelte mild und schwand.

Die Mutter schaut Alles im Traume,
Und hat noch Mehr geschaut;
Sie erwachte aus dem Schlummer,
Die Hunde bellten so laut.

Da lag dahingestrecket
Ihr Sohn, und Der war todt;
Es spielt' auf den bleichen Wangen
Das lichte Morgenroth.

Die Mutter faltet' die Hände,
Ihr war, sie wusste nicht wie;
Andächtig sang sie leise:
„Gelobt seist du, Marie!"

Aus der Harzreise.

(1824.)

Prolog.

Schwarze Röcke, seidne Strümpfe,
Weiße, höfliche Manschetten,
Sanfte Reden, Embrassieren —
Ach, wenn sie nur Herzen hätten!

Herzen in der Brust, und Liebe,
Warme Liebe in dem Herzen —
Ach, mich tödtet ihr Gesinge
Von erlognen Liebesschmerzen.

Auf die Berge will ich steigen,
Wo die frommen Hütten stehen,
Wo die Brust sich frei erschließet,
Und die freien Lüfte wehen.

Auf die Berge will ich steigen,
Wo die dunkeln Tannen ragen,
Bäche rauschen, Vögel singen,
Und die stolzen Wolken jagen.

Lebet wohl, ihr glatten Säle,
Glatte Herren, glatte Frauen!
Auf die Berge will ich steigen,
Lachend auf euch niederschauen.

Auf dem Hardenberge.

Steiget auf, ihr alten Träume!
Öffne dich, du Herzensthor!
Liederwonne, Wehmuthsthränen
Strömen wunderbar hervor.

Durch die Tannen will ich schweifen,
Wo die muntre Quelle springt,
Wo die stolzen Hirsche wandeln,
Wo die liebe Drossel singt.

Auf die Berge will ich steigen,
Auf die schroffen Felsenhöhn,
Wo die grauen Schloßruinen
In dem Morgenlichte stehn.

Dorten setz' ich still mich nieder
Und gedenke alter Zeit,
Alter blühender Geschlechter
Und versunkner Herrlichkeit.

Gras bedeckt jetzt den Turnierplatz,
Wo gekämpft der stolze Mann,
Der die Besten überwunden
Und des Kampfes Preis gewann.

Epheu rankt an dem Balkone,
Wo die schöne Dame stand,
Die den stolzen Überwinder
Mit den Augen überwand.

Ach! den Sieger und die Siegrin
Hat besiegt des Todes Hand —
Jener dürre Sensenritter
Streckt uns Alle in den Sand.

Berg-Idylle.

1.

Auf dem Berge steht die Hütte,
Wo der alte Bergmann wohnt;
Dorten rauscht die grüne Tanne,
Und erglänzt der goldne Mond.

In der Hütte steht ein Lehnstuhl,
Ausgeschnitzelt wunderlich;
Der darauf sitzt, Der ist glücklich,
Und der Glückliche bin ich!

Auf dem Schemel sitzt die Kleine,
Stützt den Arm auf meinen Schoß;
Äuglein wie zwei blaue Sterne,
Mündlein wie die Purpurros'.

Und die lieben blauen Sterne
Schaun mich an so himmelgroß;
Und sie legt den Liljenfinger
Schalkhaft auf die Purpurros'.

Nein, es sieht uns nicht die Mutter,
Denn sie spinnt mit großem Fleiß,
Und der Vater spielt die Zither,
Und er singt die alte Weis'.

Und die Kleine flüstert leise,
Leise, mit gedämpftem Laut;
Manches wichtige Geheimnis
Hat sie mir schon anvertraut.

„Aber seit die Muhme todt ist,
Können wir ja nicht mehr gehn
Nach dem Schützenhof zu Goslar,
Dorten ist es gar zu schön.

„Hier dagegen ist es einsam,
Auf der kalten Bergeshöh',
Und des Winters sind wir gänzlich
Wie begraben in dem Schnee.

„Und ich bin ein banges Mädchen,
Und ich fürcht' mich wie ein Kind
Vor den bösen Bergesgeistern,
Die des Nachts geschäftig sind."

Plötzlich schweigt die liebe Kleine,
Wie vom eignen Wort erschreckt,
Und sie hat mit beiden Händchen
Ihre Äugelein bedeckt.

Lauter rauscht die Tanne draußen,
Und das Spinnrad schnurrt und brummt
Und die Zither klingt dazwischen,
Und die alte Weise summt:

„Fürcht dich nicht, du liebes Kindchen,
Vor der bösen Geister Macht!
Tag und Nacht, du liebes Kindchen,
Halten Englein bei dir Wacht!"

2.

Tannenbaum, mit grünen Fingern,
Pocht ans niedre Fensterlein,
Und der Mond, der stille Lauscher,
Wirft sein goldnes Licht herein.

Vater, Mutter schnarchen leise
In dem nahen Schlafgemach;
Doch wir Beide, selig schwatzend,
Halten uns einander wach.

„Daß du gar zu oft gebetet,
Das zu glauben wird mir schwer,
Jenes Zucken deiner Lippen
Kommt wohl nicht vom Beten her.

„Jenes böse, kalte Zucken,
Das erschreckt mich jedesmal,
Doch die dunkle Angst beschwichtigt
Deiner Augen frommer Strahl.

„Auch bezweifl' ich, daß du glaubest,
Was so rechter Glaube heißt, —
Glaubst wohl nicht an Gott den Vater,
An den Sohn und heil'gen Geist?"

Ach, mein Kindchen, schon als Knabe,
Als ich saß auf Mutters Schoß,
Glaubte ich an Gott den Vater,
Der da waltet gut und groß!

Der die schöne Erd' erschaffen,
Und die schönen Menschen drauf,
Der den Sonnen, Monden, Sternen
Vorgezeichnet ihren Lauf.

Als ich größer wurde, Kindchen,
Noch Viel mehr begriff ich schon,
Ich begriff und ward vernünftig,
Und ich glaubt' auch an den Sohn;

An den lieben Sohn, der liebend
Uns die Liebe offenbart,
Und zum Lohne, wie gebräuchlich,
Von dem Volk gekreuzigt ward.

Jetzo, da ich ausgewachsen,
Viel gelesen, viel gereist,
Schwillt mein Herz, und ganz von Herzen
Glaub' ich an den heil'gen Geist.

Dieser that die größten Wunder,
Und viel größre thut er noch;
Er zerbrach die Zwingherrnburgen,
Und zerbrach des Knechtes Joch.

Alte Todeswunden heilt er,
Und erneut das alte Recht;
Alle Menschen, gleichgeboren,
Sind ein adliges Geschlecht.

Er verscheucht die bösen Nebel
Und das dunkle Hirngespinst,
Das uns Lieb' und Lust verleidet,
Tag und Nacht uns angegrinst.

Tausend Ritter, wohlgewappnet,
Hat der heil'ge Geist erwählt,
Seinen Willen zu erfüllen;
Und er hat sie muthbeseelt.

Ihre theuren Schwerter blitzen,
Ihre guten Banner wehn!
Ei, du möchtest wohl, mein Kindchen,
Solche stolze Ritter sehn?

Nun, so schau mich an, mein Kindchen,
Küsse mich, und schaue dreist;
Denn ich selber bin ein solcher
Ritter von dem heil'gen Geist.

3.

Still versteckt der Mond sich draußen
Hinterm grünen Tannenbaum,
Und im Zimmer unsre Lampe
Flackert matt und leuchtet kaum.

Aber meine blauen Sterne
Strahlen auf in hellerm Licht,
Und es glühn die Purpurröslein,
Und das liebe Mädchen spricht:

„Kleines Völkchen, Wichtelmännchen,
Stehlen unser Brod und Speck,
Abends liegt es noch im Kasten,
Und des Morgens ist es weg.

„Kleines Völkchen, unsre Sahne
Nascht es von der Milch, und lässt
Unbedeckt die Schüssel stehen,
Und die Katze säuft den Rest.

„Und die Katz' ist eine Hexe,
Denn sie schleicht bei Nacht und Sturm
Drüben nach dem Geisterberge,
Nach dem altverfallnen Thurm.

„Dort hat einst ein Schloss gestanden,
Voller Lust und Waffenglanz;
Blanke Ritter, Fraun und Knappen
Schwangen sich im Fackeltanz.

„Da verwünschte Schloss und Leute
Eine böse Zauberin;
Nur die Trümmer blieben stehen,
Und die Eulen nisten drin.

„Doch die sel'ge Muhme sagte:
Wenn man spricht das rechte Wort,
Nächtlich zu der rechten Stunde,
Drüben an dem rechten Ort,

„So verwandeln sich die Trümmer
Wieder in ein helles Schloß,
Und es tanzen wieder lustig
Ritter, Fraun und Knappentross;

„Und wer jenes Wort gesprochen,
Dem gehören Schloss und Leut',
Pauken und Trompeten huld'gen
Seiner jungen Herrlichkeit."

Also blühen Märchenbilder
Aus des Mundes Röselein,
Und die Augen gießen drüber
Ihren blauen Sternenschein.

Ihre goldnen Haare wickelt
Mir die Kleine um die Händ',
Giebt den Fingern hübsche Namen,
Lacht und küsst, und schweigt am End'.

Und im stillen Zimmer Alles
Blickt mich an so wohlvertraut;
Tisch und Schrank, mir ist, als hätt' ich
Sie schon früher mal geschaut.

Freundlich ernsthaft schwatzt die Wanduhr,
Und die Zither, hörbar kaum,
Fängt von selber an zu klingen,
Und ich sitze wie im Traum.

Jetzo ist die rechte Stunde,
Und es ist der rechte Ort;
Ja, ich glaube, von den Lippen
Gleitet mir das rechte Wort.

Siehst du, Kindchen, wie schon dämmert
Und erbebt die Mitternacht!
Bach und Tannen brausen lauter,
Und der alte Berg erwacht.

Zitherklang und Zwergenlieder
Tönen aus des Berges Spalt,
Und es sprießt, wie'n toller Frühling,
Draus hervor ein Blumenwald; —

Blumen, kühne Wunderblumen,
Blätter, breit und fabelhaft,
Duftig bunt und hastig regsam,
Wie gedrängt von Leidenschaft.

Rosen, wild wie rothe Flammen,
Sprühn aus dem Gewühl hervor;
Lilien, wie krystallne Pfeiler,
Schießen himmelhoch empor.

Und die Sterne, groß wie Sonnen
Schaun herab mit Sehnsuchtgluth;
In der Lilien Riesenkelche
Strömet ihre Strahlenfluth.

Doch wir selber, liebes Kindchen,
Sind verwandelt noch viel mehr;
Fackelglanz und Gold und Seide
Schimmern lustig um uns her.

Du, du wurdest zur Prinzessin,
Diese Hütte ward zum Schloss,
Und da jubeln und da tanzen
Ritter, Fraun und Knappentross.

Aber ich, ich hab' erworben
Dich und Alles, Schloss und Leut';
Pauken und Trompeten huld'gen
Meiner jungen Herrlichkeit!

Der Hirtenknabe.

König ist der Hirtenknabe,
Grüner Hügel ist sein Thron;
Über seinem Haupt die Sonne
Ist die große, goldne Kron'.

Ihm zu Füßen liegen Schafe,
Weiche Schmeichler, rothbekreuzt;
Kavaliere sind die Kälber,
Und sie wandeln stolzgespreizt.

Hofschauspieler sind die Böcklein;
Und die Vögel und die Küh',
Mit den Flöten, mit den Glöcklein,
Sind die Kammermusici.

Und Das klingt und singt so lieblich,
Und so lieblich rauschen drein
Wasserfall und Tannenbäume,
Und der König schlummert ein.

Unterdessen muss regieren
Der Minister, jener Hund,
Dessen knurriges Gebelle
Wiederhallet in der Rund'.

Schläfrig lallt der junge König:
„Das Regieren ist so schwer;
Ach, ich wollt', dass ich zu Hause
Schon bei meiner Kön'gin wär'!

„In den Armen meiner Kön'gin
Ruht mein Königshaupt so weich,
Und in ihren schönen Augen
Liegt mein unermesslich Reich!"

Auf dem Brocken.

Heller wird es schon im Osten
Durch der Sonne kleines Glimmen,
Weit und breit die Bergesgipfel
In dem Nebelmeere schwimmen.

Hätt' ich Siebenmeilenstiefeln,
Lief' ich mit der Hast des Windes
Über jene Bergesgipfel
Nach dem Haus des lieben Kindes.

Von dem Bettchen, wo sie schlummert,
Zög' ich leise die Gardinen,
Leise küsst' ich ihre Stirne,
Leise ihres Munds Rubinen.

Und noch leiser wollt' ich flüstern
In die kleinen Liljenohren:
Denk im Traum, dass wir uns lieben
Und dass wir uns nie verloren.

Die Ilse.

Ich bin die Prinzessin Ilse,
Und wohne im Ilsenstein;
Komm mit nach meinem Schlosse,
Wir wollen selig sein.

Dein Haupt will ich benetzen
Mit meiner klaren Well',
Du sollst deine Schmerzen vergessen,
Du sorgenkranker Gesell!

In meinen weißen Armen,
An meiner weißen Brust,
Da sollst du liegen und träumen
Von alter Märchenlust.

Ich will dich küssen und herzen,
Wie ich geherzt und geküsst
Den lieben Kaiser Heinrich,
Der nun gestorben ist.

Es bleiben todt die Todten,
Und nur der Lebendige lebt;
Und ich bin schön und blühend,
Mein lachendes Herze bebt.

Komm in mein Schloss herunter,
In mein krystallenes Schloss,
Dort tanzen die Fräulein und Ritter,
Es jubelt der Knappentross.

Es rauschen die seidenen Schleppen,
Es klirren die Eisensporn,
Die Zwerge trompeten und pauken,
Und fiedeln und blasen das Horn.

Doch dich soll mein Arm umschlingen,
Wie er Kaiser Heinrich umschlang; —
Ich hielt ihm zu die Ohren,
Wenn die Trompet' erklang.

Die Nordsee.

(1825—1826.)

Erster Cyklus.

> Uneigennützig zu sein in Allem, am uneigennützigsten in Liebe und Freundschaft, war meine höchste Lust, meine Maxime, meine Ausübung, so daſs jenes freche, spätere Wort: „Wenn ich dich liebe, was geht's dich an?" mir recht aus der Seele gesprochen ist.
> (Aus Goethe's „Dichtung und Wahrheit," vierzehntes Buch.)

1.

Krönung.

Ihr Lieder! Ihr meine guten Lieder!
Auf, auf! und wappnet euch!
Laſst die Trompeten klingen,
Und hebt mir auf den Schild
Dies junge Mädchen,
Das jetzt mein ganzes Herz
Beherrschen soll, als Königin.

Heil dir! du junge Königin!

Von der Sonne droben
Reiß' ich das strahlend rothe Gold,
Und webe draus ein Diadem
Für dein geweihtes Haupt.
Von der flatternd blauseidnen Himmelsdecke,
Worin die Nachtdiamanten blitzen,
Schneid' ich ein kostbar Stück,
Und häng' es dir als Krönungsmantel
Um deine königliche Schulter.
Ich gebe dir einen Hofstaat

Von steifgeputzten Sonetten,
Stolzen Terzinen und höflichen Stanzen;
Als Läufer diene dir mein Witz,
Als Hofnarr meine Phantasie,
Als Herold, die lachende Thräne im Wappen,
Diene dir mein Humor.
Aber ich selber, Königin,
Ich kniee vor dir nieder,
Und huld'gend, auf rothem Sammetkissen,
Überreiche ich dir
Das bischen Verstand,
Das mir aus Mitleid noch gelassen hat
Deine Vorgängerin im Reich.

2.

Abenddämmerung.

Am blassen Meeresstrande
Saß ich gedankenbekümmert und einsam.
Die Sonne neigte sich tiefer, und warf
Glührothe Streifen auf das Wasser,
Und die weißen, weiten Wellen,
Von der Fluth gedrängt,
Schäumten und rauschten näher und näher —
Ein seltsam Geräusch, ein Flüstern und Pfeifen,
Ein Lachen und Murmeln, Seufzen und Sausen,
Dazwischen ein wiegenliedheimliches Singen —
Mir war, als hört' ich verschollne Sagen,
Uralte, liebliche Märchen,
Die ich einst als Knabe
Von Nachbarskindern vernahm,
Wenn wir am Sommerabend
Auf den Treppensteinen der Hausthür
Zum stillen Erzählen niederkauerten
Mit kleinen, horchenden Herzen
Und neugierklugen Augen;
Während die großen Mädchen
Neben duftenden Blumentöpfen
Gegenüber am Fenster saßen,
Rosengesichter,
Lächelnd und mondbeglänzt.

8.

Sonnenuntergang.

Die glühend rothe Sonne steigt
Hinab ins weit aufschauernde,
Silbergraue Weltmeer;
Luftgebilde, rosig angehaucht,
Wallen ihr nach; und gegenüber,
Aus herbstlich dämmernden Wolkenschleiern,
Ein traurig todblasses Antlitz,
Bricht hervor der Mond,
Und hinter ihm, Lichtfünkchen,
Nebelweit, schimmern die Sterne.

Einst am Himmel glänzten,
Ehlich vereint,
Luna, die Göttin, und Sol, der Gott,
Und es wimmelten um sie her die Sterne,
Die kleinen, unschuldigen Kinder.

Doch böse Zungen zischelten Zwiespalt,
Und es trennte sich feindlich
Das hohe, leuchtende Ehpaar.

Jetzt am Tage, in einsamer Pracht,
Ergeht sich dort oben der Sonnengott,
Ob seiner Herrlichkeit
Angebetet und vielbesungen
Von stolzen, glückgehärteten Menschen.
Aber des Nachts
Am Himmel wandelt Luna,
Die arme Mutter,
Mit ihren verwaisten Sternenkindern,
Und sie glänzt in stiller Wehmuth,
Und liebende Mädchen und sanfte Dichter
Weihen ihr Thränen und Lieder.

Die weiche Luna! Weiblich gesinnt,
Liebt sie noch immer den schönen Gemahl.
Gegen Abend, zitternd und bleich,
Lauscht sie hervor aus leichtem Gewölk,
Und schaut nach dem Scheidenden schmerzlich,
Und möchte ihm ängstlich rufen: „Komm!
Komm! die Kinder verlangen nach dir —“
Aber der trotzige Sonnengott,
Bei dem Anblick der Gattin erglüht er

In doppeltem Purpur,
Vor Zorn und Schmerz,
Und unerbittlich eilt er hinab
In sein fluthenkaltes Wittwerbett.

* * *

Böse, zischelnde Zungen
Brachten also Schmerz und Verderben
Selbst über ewige Götter.
Und die armen Götter, oben am Himmel
Wandeln sie, qualvoll,
Trostlos unendliche Bahnen,
Und können nicht sterben,
Und schleppen mit sich
Ihr strahlendes Elend.

Ich aber, der Mensch,
Der Niedrig-gepflanzte, der Tod-beglückte,
Ich klage nicht länger.

4.

Die Nacht am Strande.

Sternlos und kalt ist die Nacht,
Es gähnt das Meer;
Und über dem Meer, platt auf dem Bauch,
Liegt der ungestaltete Nordwind,
Und heimlich, mit ächzend gedämpfter Stimme,
Wie'n störriger Griesgram, der gut gelaunt wird,
Schwatzt er ins Wasser hinein,
Und erzählt viel' tolle Geschichten,
Riesenmärchen, todschlaglaunig,
Uralte Sagen aus Norweg,
Und dazwischen, weitschallend, lacht er und heult er
Beschwörungslieder der Edda,
Auch Runensprüche,
So dunkeltrotzig und zaubergewaltig,
Daß die weißen Meerkinder
Hoch aufspringen und jauchzen,
Übermuth-berauscht.

Derweilen, am flachen Gestade,
Über den fluthbefeuchteten Sand
Schreitet ein Fremdling, mit einem Herzen,
Das wilder noch als Wind und Wellen.

Wo er hintritt,
Sprühen Funken, und knistern die Muscheln;
Und er hüllt sich fest in den grauen Mantel,
Und schreitet rasch durch die wehende Nacht;
Sicher geleitet vom kleinen Lichte,
Das lockend und lieblich schimmert
Aus einsamer Fischerhütte.

Vater und Bruder sind auf der See.
Und mutterseelallein blieb dort
In der Hütte die Fischertochter,
Die wunderschöne Fischertochter.
Am Herde sitzt sie,
Und horcht auf des Wasserkessels
Ahnungsüßes heimliches Summen,
Und schüttet knisterndes Reisig ins Feuer,
Und bläst hinein,
Daß die flackernd rothen Lichter
Zauberlieblich wiederstrahlen
Auf das blühende Antlitz,
Auf die zarte, weiße Schulter,
Die rührend hervorlauscht
Aus dem groben, grauen Hemde,
Und auf die kleine, sorgsame Hand,
Die das Unterröckchen fester bindet
Um die feine Hüfte.

Aber plötzlich, die Thür springt auf,
Und es tritt herein der nächtige Fremdling;
Liebesicher ruht sein Auge
Auf dem weißen, schlanken Mädchen,
Das schauernd vor ihm steht,
Gleich einer erschrockenen Lilje,
Und er wirft den Mantel zur Erde,
Und lacht und spricht:

„Siehst du, mein Kind, ich halte Wort,
Und ich komme, und mit mir kommt
Die alte Zeit, wo die Götter des Himmels
Niederstiegen zu Töchtern der Menschen,
Und die Töchter der Menschen umarmten,
Und mit ihnen zeugten
Sceptertragende Königsgeschlechter
Und Helden, Wunder der Welt.
Doch staune, mein Kind, nicht länger
Ob meiner Göttlichkeit,
Und ich bitte dich, koche mir Thee mit Rum,

Denn draußen war's kalt,
Und bei solcher Nachtluft
Frieren auch wir, wir ewigen Götter,
Und kriegen wir leicht den göttlichsten Schnupfen
Und einen unsterblichen Husten."

5.

Poseidon.

Die Sonnenlichter spielten
Über das weithinrollende Meer;
Fern auf der Rhede glänzte das Schiff,
Das mich zur Heimat tragen sollte;
Aber es fehlte an gutem Fahrwind,
Und ich saß noch ruhig auf weißer Düne
Am einsamen Strand.
Und ich las das Lied vom Odysseus,
Das alte, das ewig junge Lied,
Aus dessen meerdurchrauschten Blättern
Mir freudig entgegenstieg
Der Athem der Götter,
Und der leuchtende Menschenfrühling,
Und der blühende Himmel von Hellas.

Mein edles Herz begleitete treulich
Den Sohn des Laertes, in Irrfahrt und Drangsal,
Setzt sich mit ihm, seelenbekümmert,
An gastliche Herde,
Wo Königinnen Purpur spinnen,
Und half ihm lügen und glücklich entrinnen
Aus Riesenhöhlen und Nymphenarmen,
Folgte ihm nach in kimmerische Nacht,
Und in Sturm und Schiffbruch,
Und duldete mit ihm unsägliches Elend.

Seufzend sprach ich: Du böser Poseidon,
Dein Zorn ist furchtbar,
Und mir selber bangt
Ob der eignen Heimkehr.

Kaum sprach ich die Worte,
Da schäumte das Meer,
Und aus den weißen Wellen stieg
Das schilfbekränzte Haupt des Meergotts,
Und höhnisch rief er:

„Fürchte dich nicht, Poetlein!
Ich will nicht im geringsten gefährden
Dein armes Schiffchen,
Und nicht dein liebes Leben beängst'gen
Mit allzu bedenklichem Schaukeln.
Denn du, Poetlein, hast nie mich erzürnt,
Du hast mir kein einziges Thürmchen verletzt
An Priamos' heiliger Feste,
Kein einziges Härchen hast du versengt
Am Aug' meines Sohns Polyphemos,
Und dich hat niemals rathend beschützt
Die Göttin der Klugheit, Pallas Athene."

Also rief Poseidon
Und tauchte zurück ins Meer;
Und über den groben Seemannswitz
Lachten unter dem Wasser
Amphitrite, das plumpe Fischweib,
Und die dummen Töchter des Nereus.

6.

Erklärung.

Herangedämmert kam der Abend,
Wilder toste die Fluth,
Und ich saß am Strand, und schaute zu
Dem weißen Tanz der Wellen,
Und meine Brust schwoll auf wie das Meer,
Und sehnend ergriff mich ein tiefes Heimweh
Nach dir, du holdes Bild,
Das überall mich umschwebt,
Und überall mich ruft,
Überall, überall,
Im Sausen des Windes, im Brausen des Meers,
Und im Seufzen der eigenen Brust.

Mit leichtem Rohr schrieb ich in den Sand:
„Agnes, ich liebe dich!"
Doch böse Wellen ergossen sich
Über das süße Bekenntnis,
Und löschten es aus.

Zerbrechliches Rohr, zerstiebender Sand,
Zerfließende Wellen, euch trau' ich nicht mehr!
Der Himmel wird dunkler, mein Herz wird wilder,
Und mit starker Hand, aus Norweg's Wäldern,

Reiß' ich die höchste Tanne,
Und tauche sie ein
In des Ätna's glühenden Schlund, und mit solcher
Feuergetränkten Riesenfeder
Schreib' ich an die dunkle Himmelsdecke:
„Agnes, ich liebe dich!"

Jedwede Nacht lodert alsdann
Dort oben die ewige Flammenschrift,
Und alle nachwachsenden Enkelgeschlechter
Lesen jauchzend die Himmelsworte:
„Agnes, ich liebe dich!"

7.

Nachts in der Kajüte.

Das Meer hat seine Perlen,
Der Himmel seine Sterne,
Aber mein Herz, mein Herz,
Mein Herz hat seine Liebe.

Groß ist das Meer und der Himmel,
Doch größer ist mein Herz,
Und schöner als Perlen und Sterne
Leuchtet und strahlt meine Liebe.

Du kleines, junges Mädchen,
Komm an mein großes Herz;
Mein Herz und das Meer und der Himmel
Vergehn vor lauter Liebe.

* * *

An die blaue Himmelsdecke,
Wo die schönen Sterne blinken,
Möcht' ich pressen meine Lippen,
Pressen wild und stürmisch weinen.

Jene Sterne sind die Augen
Meiner Liebsten, tausendfältig
Schimmern sie und grüßen freundlich
Aus der blauen Himmelsdecke.

Nach der blauen Himmelsdecke,
Nach den Augen der Geliebten,
Heb' ich andachtsvoll die Arme,
Und ich bitte und ich flehe:

Holde Augen, Gnadenlichter,
O, beseligt meine Seele,
Lasst mich sterben und erwerben
Euch und euren ganzen Himmel!

* * *

Aus den Himmelsaugen droben
Fallen zitternd goldne Funken
Durch die Nacht, und meine Seele
Dehnt sich liebeweit und weiter.

O, ihr Himmelsaugen droben!
Weint euch aus in meine Seele,
Dass von lichten Sternenthränen
Überfließet meine Seele.

* * *

Eingewiegt von Meereswellen
Und von träumenden Gedanken,
Lieg' ich still in der Kajüte,
In dem dunkeln Winkelbette.

Durch die offne Luke schau' ich
Droben hoch die hellen Sterne,
Die geliebten, süßen Augen
Meiner süßen Vielgeliebten.

Die geliebten, süßen Augen
Wachen über meinem Haupte,
Und sie blinken und sie winken
Aus der blauen Himmelsdecke.

Nach der blauen Himmelsdecke
Schau' ich selig lange Stunden,
Bis ein weißer Nebelschleier
Mir verhüllt die lieben Augen.

* * *

An die bretterne Schiffswand,
Wo mein träumendes Haupt liegt,
Branden die Wellen, die wilden Wellen;
Sie rauschen und murmeln
Mir heimlich ins Ohr:
„Bethörter Geselle!
Dein Arm ist kurz, und der Himmel ist weit,
Und die Sterne droben sind festgenagelt
Mit goldnen Nägeln, —
Vergebliches Sehnen, vergebliches Seufzen.
Das Beste wäre, du schliefest ein."

* * *

Es träumte mir von einer weiten Heide,
Weit überdeckt von stillem, weißem Schnee,
Und unterm weißen Schnee lag ich begraben
Und schlief den einsam kalten Todesschlaf.

Doch droben aus dem dunkeln Himmel schauten
Herunter auf mein Grab die Sternenaugen,
Die süßen Augen! und sie glänzten sieghaft
Und ruhig heiter, aber voller Liebe.

8.

Sturm.

Es wüthet der Sturm,
Und er peitscht die Wellen,
Und die Welln, wuthschäumend und bäumend,
Thürmen sich auf, und es wogen lebendig
Die weißen Wasserberge,
Und das Schifflein erklimmt sie,
Hastig mühsam,
Und plötzlich stürzt es hinab
In schwarze, weitgähnende Fluthabgründe —

O Meer!
Mutter der Schönheit, der Schaumentstiegenen!
Großmutter der Liebe! schone meiner!
Schon flattert, leichenwitternd,
Die weiße, gespenstische Möwe,
Und wetzt an dem Mastbaum den Schnabel,
Und lechzt voll Fraßbegier nach dem Herzen,
Das vom Ruhm deiner Tochter ertönt,
Und das dein Enkel, der kleine Schalk,
Zum Spielzeug erwählt.

Vergebens mein Bitten und Flehn!
Mein Rufen verhallt im tosenden Sturm
Im Schlachtlärm der Winde.
Es braust und pfeift und prasselt und heult,
Wie ein Tollhaus von Tönen!
Und zwischendurch hör' ich vernehmbar
Lockende Harfenlaute,
Sehnsuchtwilden Gesang,
Seelenschmelzend und seelenzerreißend,
Und ich erkenne die Stimme.

Fern an schottischer Felsenküste,
Wo das graue Schlößlein hinausragt

Über die brandende See,
Dort, am hochgewölbten Fenster,
Steht eine schöne, kranke Frau,
Zartdurchsichtig und marmorblaß,
Und sie spielt die Harfe und singt,
Und der Wind durchwühlt ihre langen Locken
Und trägt ihr dunkles Lied
Über das weite, stürmende Meer.

9.

Meeresstille.

Meeresstille! Ihre Strahlen
Wirft die Sonne auf das Wasser,
Und im wogenden Geschmeide
Zieht das Schiff die grünen Furchen.

Bei dem Steuer liegt der Bootsmann
Auf dem Bauch, und schnarchet leise.
Bei dem Mastbaum, segelflickend,
Kauert der betheerte Schiffsjung'.

Hinterm Schmutze seiner Wangen
Sprüht es roth, wehmüthig zuckt es
Um das breite Maul, und schmerzlich
Schaun die großen, schönen Augen.

Denn der Kapitän steht vor ihm,
Tobt und flucht und schilt ihn: „Spitzbub',
Spitzbub'! einen Hering hast du
Aus der Tonne mir gestohlen!"

Meeresstille! Aus den Wellen
Taucht hervor ein kluges Fischlein,
Wärmt das Köpfchen an der Sonne,
Plätschert lustig mit dem Schwänzchen.

Doch die Möwe, aus den Lüften,
Schießt herunter auf das Fischlein,
Und den raschen Raub im Schnabel
Schwingt sie sich hinauf ins Blaue.

10.

Seegespenst.

Ich aber lag am Rande des Schiffes,
Und schaute, träumenden Auges,

Hinab in das spiegelklare Wasser,
Und schaute tiefer und tiefer —
Bis tief im Meeresgrunde,
Anfangs wie dämmernde Nebel,
Jedoch allmählich farbenbestimmter,
Kirchenkuppel und Thürme sich zeigten,
Und endlich, sonnenklar, eine ganze Stadt,
Alterthümlich niederländisch,
Und menschenbelebt.
Bedächtige Männer, schwarzbemäntelt,
Mit weißen Halskrausen und Ehrenketten,
Und langen Degen und langen Gesichtern,
Schreiten über den wimmelnden Marktplatz
Nach dem treppenhohen Rathhaus,
Wo steinerne Kaiserbilder
Wacht halten mit Scepter und Schwert.
Unferne, vor langen Häuserreihn,
Wo spiegelblanke Fenster
Und pyramidisch beschnittene Linden,
Wandeln seidenrauschende Jungfern,
Schlanke Leibchen, die Blumengesichter
Sittsam umschlossen von schwarzen Mützchen
Und hervorquellendem Goldhaar.
Bunte Gesellen, in spanischer Tracht,
Stolzieren vorüber und nicken.
Bejahrte Frauen,
In braunen, verschollnen Gewändern,
Gesangbuch und Rosenkranz in der Hand,
Eilen, trippelnden Schritts,
Nach dem großen Dome,
Getrieben von Glockengeläute
Und rauschendem Orgelton.

Mich selbst ergreift des fernen Klangs
Geheimnisvoller Schauer!
Unendliches Sehnen, tiefe Wehmuth
Beschleicht mein Herz,
Mein kaum geheiltes Herz;
Mir ist, als würden seine Wunden
Von lieben Lippen aufgeküsst,
Und thäten wieder bluten, —
Heiße, rothe Tropfen,
Die lang und langsam niederfalln
Auf ein altes Haus, dort unten
In der tiefen Meerstadt,
Auf ein altes hochgegiebeltes Haus,

Das melancholisch menschenleer ist,
Nur dass am untern Fenster
Ein Mädchen sitzt,
Den Kopf auf den Arm gestützt,
Wie ein armes, vergessenes Kind —
Und ich kenne dich, armes, vergessenes Kind!

So tief, meertief also
Verstecktest du dich vor mir
Aus kindischer Laune,
Und konntest nicht mehr herauf,
Und saßest fremd unter fremden Leuten,
Jahrhunderte lang,
Derweilen ich, die Seele voll Gram,
Auf der ganzen Erde dich suchte,
Und immer dich suchte,
Du Immergeliebte,
Du Längstverlorene,
Du Endlichgefundene —
Ich hab' dich gefunden und schaue wieder
Dein süßes Gesicht,
Die klugen, treuen Augen,
Das liebe Lächeln —
Und nimmer will ich dich wieder verlassen,
Und ich komme hinab zu dir.
Und mit ausgebreiteten Armen
Stürz' ich hinab an dein Herz —

Aber zur rechten Zeit noch
Ergriff mich beim Fuß der Kapitän,
Und zog mich vom Schiffsrand,
Und rief, ärgerlich lachend:
„Doktor, sind Sie des Teufels?"

11.

Reinigung.

Bleib du in deiner Meerestiefe,
Wahnsinniger Traum,
Der du einst so manche Nacht
Mein Herz mit falschem Glück gequält hast,
Und jetzt als Seegespenst
Sogar am hellen Tage mich bedrohest —
Bleib du dort unten in Ewigkeit,
Und ich werfe noch zu dir hinab

All' meine Schmerzen und Sünden,
Und die Schellenkappe der Thorheit,
Die so lange mein Haupt umklingelt,
Und die kalte, gleißende Schlangenhaut
Der Heuchelei,
Die mir so lang' die Seele umwunden,
Die kranke Seele,
Die gottverleugnende, engelverleugnende,
Unselige Seele —
Hoiho! Hoiho! Da kommt der Wind!
Die Segel auf! Sie flattern und schwelln!
Über die stillverderbliche Fläche
Eilet das Schiff,
Und es jauchzt die befreite Seele.

12.

Frieden.

Hoch am Himmel stand die Sonne,
Von weißen Wolken umwogt;
Das Meer war still,
Und sinnend lag ich am Steuer des Schiffes,
Träumerisch sinnend, — und, halb im Wachen
Und halb im Schlummer, schaute ich Christus,
Den Heiland der Welt.
Im wallend weißen Gewande
Wandelt' er riesengroß
Über Land und Meer;
Es ragte sein Haupt in den Himmel,
Die Hände streckte er segnend
Über Land und Meer;
Und als ein Herz in der Brust
Trug er die Sonne,
Die rothe, flammende Sonne;
Und das rothe, flammende Sonnenherz
Goß seine Gnadenstrahlen
Und sein holdes, liebseliges Licht,
Erleuchtend und wärmend,
Über Land und Meer.

Glockenklänge zogen feierlich
Hin und her, zogen wie Schwäne,
An Rosenbändern, das gleitende Schiff,
Und zogen es spielend ans grüne Ufer,
Wo Menschen wohnen, in hochgethürmter,
Ragender Stadt.

O Friedenswunder! Wie still die Stadt,
Es ruhte das dumpfe Geräusch
Der schwatzenden, schwülen Gewerbe,
Und durch die reinen, hallenden Straßen
Wandelten Menschen, weißgekleidete,
Palmzweig-tragende,
Und wo sich Zwei begegneten,
Sahn sie sich an, verständnisinnig,
Und schauernd, in Liebe und süßer Entsagung
Küssten sie sich auf die Stirne,
Und schauten hinauf
Nach des Heilands Sonnenherzen,
Das freudig versöhnend sein rothes Blut
Hinunterstrahlte,
Und dreimalselig sprachen sie:
„Gelobt sei Jesus Christ!"

* * *

Hättest du doch dies Traumbild ersonnen,
Was gäbest du drum,
Geliebtester!
Der du in Kopf und Lenden so schwach,
Und im Glauben so stark bist,
Und die Dreifaltigkeit ehrest in Einfalt,
Und den Mops und das Kreuz und die Pfote
Der hohen Gönnerin täglich küssest,
Und dich hinaufgefrömmelt hast
Zum Hofrath und dann zum Justizrath,
Und endlich zum Rathe bei der Regierung,
In der frommen Stadt,
Wo der Sand und der Glauben blüht,
Und der heiligen Sprea geduldiges Wasser
Die Seelen wäscht und den Thee verdünnt —
Hättest du doch dies Traumbild ersonnen,
Geliebtester!
Du trügest es höheren Ortes zu Markt,
Dein weiches, blinzelndes Antlitz
Verschwämme ganz in Andacht und Demuth,
Und die Hocherlauchte,
Verzückt und wonnebebend,
Sänke betend mit dir aufs Knie,
Und ihr Auge, selig strahlend,
Verhieße dir eine Gehaltzulage
Von hundert Thalern Preußisch Kourant,
Und du stammeltest händefaltend:
„Gelobt sei Jesus Christ!"

Zweiter Cyklus.

Motto: Xenophon's Anabasis, IV, 7.

1.

Meergruß.

Thalatta! Thalatta!
Sei mir gegrüßt, du ewiges Meer!
Sei mir gegrüßt zehntausendmal
Aus jauchzendem Herzen,
Wie einst dich begrüßten
Zehntausend Griechenherzen,
Unglückbekämpfende, heimatverlangende,
Weltberühmte Griechenherzen.

Es wogten die Fluthen,
Sie wogten und brausten,
Die Sonne goß eilig herunter
Die spielenden Rosenlichter,
Die aufgescheuchten Möwenzüge
Flatterten fort, lautschreiend,
Es stampften die Rosse, es klirrten die Schilde,
Und weithin erscholl es wie Siegesruf:
„Thalatta! Thalatta!"

Sei mir gegrüßt, du ewiges Meer,
Wie Sprache der Heimat rauscht mir dein Wasser,
Wie Träume der Kindheit seh' ich es flimmern
Auf deinem wogenden Wellengebiet,
Und alte Erinnrung erzählt mir aufs Neue
Von all dem lieben, herrlichen Spielzeug,
Von all' den blinkenden Weihnachtsgaben,
Von all' den rothen Korallenbäumen,
Goldfischchen, Perlen und bunten Muscheln,
Die du geheimnisvoll bewahrst,
Dort unten im klaren Krystallhaus.

O, wie hab' ich geschmachtet in öder Fremde!
Gleich einer welken Blume
In des Botanikers blecherner Kapsel,
Lag mir das Herz in der Brust.
Mir ist, als saß ich winterlange,
Ein Kranker, in dunkler Krankenstube,
Und nun verlass' ich sie plötzlich,

Und blendend strahlt mir entgegen
Der smaragdene Frühling, der sonnengeweckte,
Und es rauschen die weißen Blüthenbäume,
Und die jungen Blumen schauen mich an
Mit bunten, duftenden Augen,
Und es duftet und summt und athmet und lacht,
Und im blauen Himmel singen die Vöglein —
Thalatta! Thalatta!

Du tapferes Rückzugherz!
Wie oft, wie bitteroft
Bedrängten dich des Nordens Barbarinnen!
Aus großen, siegenden Augen
Schossen sie brennende Pfeile;
Mit krummgeschliffenen Worten
Drohten sie mir die Brust zu spalten;
Mit Keilschriftbilletts zerschlugen sie mir
Das arme, betäubte Gehirn —
Vergebens hielt ich den Schild entgegen,
Die Pfeile zischten, die Hiebe krachten,
Und von des Nordens Barbarinnen
Ward ich gedrängt bis ans Meer —
Und frei aufathmend begrüß' ich das Meer,
Das liebe, rettende Meer,
Thalatta! Thalatta!

2.

Gewitter.

Dumpf liegt auf dem Meer das Gewitter,
Und durch die schwarze Wolkenwand
Zuckt der zackige Wetterstrahl,
Rasch aufleuchtend und rasch verschwindend,
Wie ein Witz aus dem Haupte Kronion's.
Über das wüste, wogende Wasser
Weithin rollen die Donner,
Und springen die weißen Wellenrosse,
Die Boreas selber gezeugt
Mit des Erichthon's reizenden Stuten,
Und es flattert ängstlich das Seegevögel,
Wie Schattenleichen am Styx,
Die Charon abwies vom nächtlichen Kahn.

Armes, lustiges Schifflein,
Das dort dahintanzt den schlimmsten Tanz!

Äolus schickt ihm die flinksten Gesellen,
Die wild aufspielen zum fröhlichen Reigen;
Der Eine pfeift, der Andre bläst,
Der Dritte streicht den dumpfen Brummbaß —
Und der schwankende Seemann steht am Steuer
Und schaut beständig nach der Boussole,
Der zitternden Seele des Schiffes,
Und hebt die Hände flehend zum Himmel:
„O rette mich, Kastor, reisiger Held,
Und du, Kämpfer der Faust, Polydeukes!"

3.

Der Schiffbrüchige.

Hoffnung und Liebe! Alles zertrümmert!
Und ich selber, gleich einer Leiche,
Die grollend ausgeworfen das Meer,
Lieg' ich am Strande,
Am öden, kahlen Strande.
Vor mir woget die Wasserwüste,
Hinter mir liegt nur Kummer und Elend,
Und über mich hin ziehen die Wolken,
Die formlos grauen Töchter der Luft,
Die aus dem Meer, in Nebeleimern,
Das Wasser schöpfen,
Und es mühsam schleppen und schleppen,
Und es wieder verschütten ins Meer,
Ein trübes, langweil'ges Geschäft,
Und nutzlos, wie mein eignes Leben.

Die Wogen murmeln, die Möwen schrillen,
Alte Erinnrungen wehen mich an,
Vergessene Träume, erloschene Bilder,
Qualvoll süße, tauchen hervor.

Es lebt ein Weib im Norden,
Ein schönes Weib, königlich schön.
Die schlanke Cypressengestalt
Umschließt ein lüstern weißes Gewand;
Die dunkle Lockenfülle,
Wie eine selige Nacht
Von dem flechtengekrönten Haupt sich ergießend,
Ringelt sich träumerisch süß
Um das süße, blasse Antlitz;
Und aus dem süßen, blassen Antlitz,
Groß und gewaltig, strahlt ein Auge,
Wie eine schwarze Sonne.

O, du schwarze Sonne, wie oft,
Entzückend oft, trank ich aus dir
Die wilden Begeistrungsflammen,
Und stand, und taumelte, feuerberauscht —
Dann schwebte ein taubenmildes Lächeln
Um die hochgeschürzten, stolzen Lippen,
Und die hochgeschürzten, stolzen Lippen
Hauchten Worte, süß wie Mondlicht
Und zart wie der Duft der Rose —
Und meine Seele erhob sich
Und flog, wie ein Aar, hinauf in den Himmel!

Schweigt, ihr Wogen und Möwen!
Vorüber ist Alles, Glück und Hoffnung,
Hoffnung und Liebe! Ich liege am Boden,
Ein öder, schiffbrüchiger Mann,
Und drücke mein glühendes Antlitz
In den feuchten Sand.

4.

Untergang der Sonne.

Die schöne Sonne
Ist ruhig hinabgestiegen ins Meer;
Die wogenden Wasser sind schon gefärbt
Von der dunkeln Nacht,
Nur noch die Abendröthe
Überstreut sie mit goldnen Lichtern,
Und die rauschende Fluthgewalt
Drängt ans Ufer die weißen Wellen,
Die lustig und hastig hüpfen,
Wie wollige Lämmerherden,
Die Abends der singende Hirtenjunge
Nach Hause treibt.

„Wie schön ist die Sonne!“
So sprach nach langem Schweigen der Freund,
Der mit mir am Strande wandelte,
Und scherzend halb und halb wehmüthig
Versichert' er mir: die Sonne sei
Eine schöne Frau, die den alten Meergott
Aus Konvenienz geheirathet;
Des Tages über wandle sie freudig
Am hohen Himmel, purpurgeputzt
Und diamantenblitzend,
Und allgeliebt und allbewundert
Von allen Weltkreaturen,

Und alle Weltkreaturen erfreuend
Mit ihres Blickes Licht und Wärme;
Aber des Abends, trostlos gezwungen,
Kehre sie wieder zurück
In das nasse Haus, in die öden Arme
Des greisen Gemahls.

„Glaub mir's," — setzte hinzu der Freund,
Und lachte und seufzte und lachte wieder —
„Die führen dort unten die zärtlichste Ehe!
Entweder sie schlafen, oder sie zanken sich,
Daß hoch aufbraust hier oben das Meer
Und der Schiffer im Wellengeräusch es hört,
Wie der Alte sein Weib ausschilt:
„Runde Metze des Weltalls!
Strahlenbuhlende!
Den ganzen Tag glühst du für Andre,
Und Nachts, für mich, bist du frostig und müde!"
Nach solcher Gardinenpredigt,
Versteht sich! bricht dann aus in Thränen
Die stolze Sonne und klagt ihr Elend,
Und klagt so jammerlang, daß der Meergott
Plötzlich verzweiflungsvoll aus dem Bett springt,
Und schnell nach der Meeresfläche heraufschwimmt,
Um Luft und Besinnung zu schöpfen.

„So sah ich ihn selbst verflossene Nacht
Bis an die Brust dem Meer enttauchen.
Er trug eine Jacke von gelbem Flanell,
Und eine liljenweiße Schlafmütz',
Und ein abgewelktes Gesicht."

5.

Der Gesang der Okeaniden.

Abendlich blasser wird es am Meer,
Und einsam, mit seiner einsamen Seele,
Sitzt dort ein Mann auf dem kahlen Strand,
Und schaut todtkalten Blickes hinauf
Nach der weiten, todtkalten Himmelswölbung,
Und schaut auf das weite, wogende Meer —
Und über das weite, wogende Meer,
Lüftesegler, ziehn seine Seufzer,
Und kehren zurück, trübselig,
Und hatten verschlossen gefunden das Herz,
Worin sie ankern wollten —

Und er stöhnt so laut, daß die weißen Möwen,
Aufgescheucht aus den sandigen Nestern,
Ihn herdenweis umflattern,
Und er spricht zu ihnen die lachenden Worte:

„Schwarzbeinigte Vögel,
Mit weißen Flügeln, Meer-überflatternde,
Mit krummen Schnäbeln Seewasser-saufende,
Und thranigtes Robbenfleisch-fressende,
Eur Leben ist bitter wie eure Nahrung!
Ich aber, der Glückliche, koste nur Süßes!
Ich koste den süßen Duft der Rose,
Der Mondschein-gefütterten Nachtigallbraut!
Ich koste noch süßeres Zuckerbackwerk,
Gefüllt mit geschlagener Sahne;
Und das Allersüßeste kost' ich,
Süße Liebe und süßes Geliebtsein.

„Sie liebt mich! sie liebt mich, die holde Jungfrau!
Jetzt steht sie daheim am Erker des Hauses,
Und schaut in die Dämmrung hinaus auf die Landstraß',
Und horcht und sehnt sich nach mir — wahrhaftig!
Vergebens späht sie umher und sie seufzet,
Und seufzend steigt sie hinab in den Garten,
Und wandelt in Duft und Mondschein,
Und spricht mit den Blumen, erzählet ihnen,
Wie ich, der Geliebte, so lieblich bin
Und so liebenswürdig — wahrhaftig!
Nachher im Bette, im Schlafe, im Traum,
Umgaukelt sie selig mein theures Bild,
Sogar des Morgens, beim Frühstück,
Auf dem glänzenden Butterbrote,
Sieht sie mein lächelndes Antlitz,
Und sie frißt es auf vor Liebe — wahrhaftig!"

Also prahlt er und prahlt er,
Und zwischendrein schrillen die Möwen,
Wie kaltes, ironisches Kichern.
Die Dämmrungsnebel steigen herauf;
Aus violettem Gewölk, unheimlich,
Schaut hervor der grasgelbe Mond!
Hoch aufrauschen die Meereswogen,
Und tief aus hoch aufrauschendem Meer,
Wehmüthig wie flüsternder Windzug,
Tönt der Gesang der Okeaniden,
Der schönen, mitleidigen Wasserfraun,
Vor allem vernehmbar die liebliche Stimme

Der silberfüßigen Peleus-Gattin,
Und sie seufzen und singen:

„O Thor, du Thor, du prahlender Thor!
Du kummergequälter!
Dahingemordet sind all' deine Hoffnungen,
Die tändelnden Kinder des Herzens,
Und, ach! dein Herz, Nioben gleich,
Versteinert vor Gram!
In deinem Haupte wird's Nacht,
Und es zucken hindurch die Blitze des Wahnsinns,
Und du prahlst vor Schmerzen!
O Thor, du Thor, du prahlender Thor!
Halsstarrig bist du wie dein Ahnherr,
Der hohe Titane, der himmlisches Feuer
Den Göttern stahl und den Menschen gab,
Und Geier-gequälet, Felsen-gefesselt,
Olymp-auf trotzte und trotzte und stöhnte,
Daß wir es hörten im tiefen Meer,
Und zu ihm kamen mit Trostgesang.
O Thor, du Thor, du prahlender Thor!
Du aber bist ohnmächtiger noch,
Und es wäre vernünftig, du ehrtest die Götter,
Und trügest geduldig die Last des Elends,
Und trügest geduldig so lange, so lange,
Bis Atlas selbst die Geduld verliert,
Und die schwere Welt von den Schultern abwirft
In die ewige Nacht."

So scholl der Gesang der Okeaniden,
Der schönen, mitleidigen Wasserfraun,
Bis lautere Wogen ihn überrauschten —
Hinter die Wolken zog sich der Mond,
Es gähnte die Nacht,
Und ich saß noch lange im Dunkeln und weinte.

6.

Die Götter Griechenlands.

Vollblühender Mond! In deinem Licht,
Wie fließendes Gold, erglänzt das Meer;
Wie Tagesklarheit, doch dämmrig verzaubert,
Liegt's über der weiten Strandesfläche;
Und am hellblaun, sternlosen Himmel
Schweben die weißen Wolken,
Wie kolossale Götterbilder
Von leuchtendem Marmor.

Nein, nimmermehr, Das sind keine Wolken!
Das sind sie selber, die Götter von Hellas,
Die einst so freudig die Welt beherrschten,
Doch jetzt, verdrängt und verstorben,
Als ungeheure Gespenster dahinziehn
Am mitternächtlichen Himmel.

Staunend und seltsam geblendet, betracht' ich
Das luftige Pantheon,
Die feierlich stummen, graunhaft bewegten
Riesengestalten.
Der dort ist Kronion, der Himmelskönig,
Schneeweiß sind die Locken des Haupts,
Die berühmten, Olympos-erschütternden Locken;
Er hält in der Hand den erloschenen Blitz,
In seinem Antlitz liegt Unglück und Gram,
Und doch noch immer der alte Stolz.
Das waren bessere Zeiten, o Zeus,
Als du dich himmlisch ergötztest
An Knaben und Nymphen und Hekatomben!
Doch auch die Götter regieren nicht ewig,
Die jungen verdrängen die alten,
Wie du einst selber den greisen Vater
Und deine Titanen-Öhme verdrängt hast,
Jupiter Parricida!
Auch dich erkenn' ich, stolze Juno!
Trotz all deiner eifersüchtigen Angst,
Hat doch eine Andre das Scepter gewonnen,
Und du bist nicht mehr die Himmelskön'gin,
Und dein großes Aug' ist erstarrt,
Und deine Liljenarme sind kraftlos,
Und nimmermehr trifft deine Rache
Die gottbefruchtete Jungfrau
Und den wunderthätigen Gottessohn.
Auch dich erkenn' ich, Pallas Athene!
Mit Schild und Weisheit konntest du nicht
Abwehren das Götterverderben?
Auch dich erkenn' ich, auch dich, Aphrodite,
Einst die goldene! jetzt die silberne!
Zwar schmückt dich noch immer des Gürtels Liebreiz
Doch graut mir heimlich vor deiner Schönheit,
Und wollt' mich beglücken dein gütiger Leib,
Wie andre Helden, ich stürbe vor Angst —
Als Leichengöttin erscheinst du mir,
Venus Libitina!
Nicht mehr mit Liebe blickt nach dir,

Dort, der schreckliche Ares.
Es schaut so traurig Phöbus Apollo,
Der Jüngling. Es schweigt seine Lei'r,
Die so freudig erklungen beim Göttermahl.
Noch trauriger schaut Hephaistos,
Und wahrlich! der Hinkende, nimmermehr
Fällt er Heben ins Amt,
Und schenkt geschäftig in der Versammlung
Den lieblichen Nektar. — Und längst ist erloschen
Das unauslöschliche Göttergelächter

Ich hab' euch niemals geliebt, ihr Götter!
Denn widerwärtig sind mir die Griechen,
Und gar die Römer sind mir verhasst.
Doch heil'ges Erbarmen und schauriges Mitleid
Durchströmt mein Herz,
Wenn ich euch jetzt da droben schaue,
Verlassene Götter,
Todte, nachtwandelnde Schatten,
Nebelschwache, die der Wind verscheucht —
Und wenn ich bedenke, wie feig und windig
Die Götter sind, die euch besiegten,
Die neuen, herrschenden, tristen Götter,
Die Schadenfrohen im Schafspelz der Demuth —
O, da fasst mich ein düsterer Groll,
Und brechen möcht' ich die neuen Tempel,
Und kämpfen für euch, ihr alten Götter,
Für euch und eur gutes ambrosisches Recht,
Und vor euren hohen Altären,
Den wiedergebauten, den opferdampfenden,
Möcht' ich selber knieen und beten,
Und flehend die Arme erheben —

Denn immerhin, ihr alten Götter,
Habt ihr's auch ehmals in Kämpfen der Menschen
Stets mit der Partei der Sieger gehalten,
So ist doch der Mensch großmüth'ger als ihr,
Und in Götterkämpfen halt' ich es jetzt
Mit der Partei der besiegten Götter.

* * *

Also sprach ich, und sichtbar errötheten
Droben die blassen Wolkengestalten,
Und schauten mich an wie Sterbende,
Schmerzenverklärt, und schwanden plötzlich;
Der Mond verbarg sich eben
Hinter Gewölk, das dunkler heranzog;

Hoch aufrauschte das Meer,
Und siegreich traten hervor am Himmel
Die ewigen Sterne

7.

Fragen.

Am Meer, am wüsten, nächtlichen Meer
Steht ein Jüngling-Mann,
Die Brust voll Wehmuth, das Haupt voll Zweifel,
Und mit düstern Lippen fragt er die Wogen:

„O löst mir das Räthsel des Lebens,
Das qualvoll uralte Räthsel,
Worüber schon manche Häupter gegrübelt,
Häupter in Hieroglyphenmützen,
Häupter in Turban und schwarzem Barett,
Perückenhäupter und tausend andre
Arme, schwitzende Menschenhäupter —
Sagt mir, was bedeutet der Mensch?
Woher ist er kommen? Wo geht er hin?
Wer wohnt dort oben auf goldenen Sternen?

Es murmeln die Wogen ihr ew'ges Gemurmel,
Es wehet der Wind, es fliehen die Wolken,
Es blinken die Sterne gleichgültig und kalt,
Und ein Narr wartet auf Antwort.

8.

Der Phönix.

Es kommt ein Vogel geflogen aus Westen.
Er fliegt gen Osten,
Nach der östlichen Gartenheimat,
Wo Spezereien duften und wachsen,
Und Palmen rauschen und Brunnen kühlen —
Und fliegend singt der Wundervogel:

„Sie liebt ihn! sie liebt ihn!
Sie trägt sein Bildnis im kleinen Herzen,
Und trägt es süß und heimlich verborgen,
Und weiß es selbst nicht!
Aber im Traume steht er vor ihr,
Sie bittet und weint und küßt seine Hände,
Und ruft seinen Namen,

Und rufend erwacht sie und liegt erschrocken,
Und reibt sich verwundert die schönen Augen —
Sie liebt ihn, sie liebt ihn!"

* * *

An den Mastbaum gelehnt, auf dem hohen Verdeck,
Stand ich und hört' ich des Vogels Gesang.
Wie schwarzgrüne Rosse mit silbernen Mähnen,
Sprangen die weißgekräuselten Wellen;
Wie Schwanenzüge schifften vorüber
Mit schimmernden Segeln die Helgolander.
Die kecken Nomaden der Nordsee!
Über mir, in dem ewigen Blau,
Flatterte weißes Gewölk
Und prangte die ewige Sonne,
Die Rose des Himmels, die feuerblühende,
Die freudvoll im Meer sich bespiegelte; —
Und Himmel und Meer und mein eigenes Herz
Ertönten im Nachhall:
„Sie liebt ihn! sie liebt ihn!"

9.

Seekrankheit.

Die grauen Nachmittagswolken
Senken sich tiefer hinab auf das Meer,
Das ihnen dunkel entgegensteigt,
Und zwischendurch jagt das Schiff.

Seekrank sitz' ich noch immer am Mastbaum,
Und mache Betrachtungen über mich selber,
Uralte, aschgraue Betrachtungen,
Die schon der Vater Loth gemacht,
Als er des Guten zu Viel genossen,
Und sich nachher so übel befand.
Mitunter denk' ich auch alter Geschichten:
Wie kreuzbezeichnete Pilger der Vorzeit
Auf stürmischer Meerfahrt das trostreiche Bildnis
Der heiligen Jungfrau gläubig küssten;
Wie kranke Ritter, in solcher Seenoth,
Den lieben Handschuh ihrer Dame
An die Lippen pressten, gleich getröstet —
Ich aber sitze und kaue verdrießlich
Einen alten Hering, den salzigen Tröster
In Katzenjammer und Hundetrübsal!

Unterdessen kämpft das Schiff
Mit der wilden, wogenden Fluth;
Wie'n bäumendes Schlachtross, stellt es sich jetzt
Auf das Hintertheil, dass das Steuer kracht,
Jetzt stürzt es kopfüber wieder hinab
In den heulenden Wasserschlund,
Dann wieder, wie sorglos liebematt,
Denkt es sich hinzulegen
An den schwarzen Busen der Riesenwelle,
Die mächtig heranbraust,
Und plötzlich, ein wüster Meerwasserfall,
In weißem Gekräusel zusammenstürzt
Und mich selbst mit Schaum bedeckt.

Dieses Schwanken und Schweben und Schaukeln
Ist unerträglich!
Vergebens späht mein Auge und sucht
Die deutsche Küste. Doch, ach! nur Wasser,
Und abermals Wasser, bewegtes Wasser!

Wie der Winterwandrer des Abends sich sehnt
Nach einer warmen, innigen Tasse Thee,
So sehnt sich jetzt mein Herz nach dir,
Mein deutsches Vaterland!
Mag immerhin dein süßer Boden bedeckt sein
Mit Wahnsinn, Husaren, schlechten Versen
Und laulig dünnen Traktätchen;
Mögen immerhin deine Zebras
Mit Rosen sich mästen, statt mit Disteln;
Mögen immerhin deine noblen Affen
In müßigem Putz sich vornehm spreizen,
Und sich besser dünken, als all das andre
Banausisch schwerhinwandelnde Hornvieh;
Mag immerhin deine Schneckenversammlung
Sich für unsterblich halten,
Weil sie so langsam dahinkriecht,
Und mag sie täglich Stimmen sammeln,
Ob den Maden des Käses der Käse gehört?
Und noch lange Zeit in Berathung ziehn,
Wie man die ägyptischen Schafe veredle,
Damit ihre Wolle sich bessre
Und der Hirt sie scheren könne wie Andre,
Ohn' Unterschied —
Immerhin, mag Thorheit und Unrecht
Dich ganz bedecken, o Deutschland!
Ich sehne mich dennoch nach dir:
Denn wenigstens bist du doch festes Land.

10.

Im Hafen.

Glücklich der Mann, der den Hafen erreicht hat,
Und hinter sich ließ das Meer und die Stürme,
Und jetzo warm und ruhig sitzt
Im guten Rathskeller zu Bremen.

Wie doch die Welt so traulich und lieblich
Im Römerglas sich wiederspiegelt,
Und wie der wogende Mikrokosmus
Sonnig hinabfließt ins durstige Herz!
Alles erblick' ich im Glas,
Alte und neue Völkergeschichte,
Türken und Griechen, Hegel und Gans,
Citronenwälder und Wachtparaden,
Berlin und Schilda und Tunis und Hamburg,
Vor Allem aber das Bild der Geliebten,
Das Engelköpfchen auf Rheinweingoldgrund.

O, wie schön! wie schön bist du, Geliebte!
Du bist wie eine Rose!
Nicht wie die Rose von Schiras,
Die Hafis-besungene Nachtigallbraut!
Nicht wie die Rose von Saron,
Die heiligrothe, prophetengefeierte; —
Du bist wie die Ros' im Rathskeller zu Bremen!
Das ist die Rose der Rosen,
Je älter sie wird, je lieblicher blüht sie,
Und ihr himmlischer Duft, er hat mich beseligt,
Er hat mich begeistert, er hat mich berauscht,
Und hielt mich nicht fest, am Schopfe fest,
Der Rathskellermeister von Bremen,
Ich wäre gepurzelt!

Der brave Mann! wir saßen beisammen
Und tranken wie Brüder,
Wir sprachen von hohen heimlichen Dingen,
Wir seufzten und sanken uns in die Arme,
Und er hat mich bekehrt zum Glauben der Liebe, —
Ich trank auf das Wohl meiner bittersten Feinde,
Und allen schlechten Poeten vergab ich,
Wie einst mir selber vergeben soll werden,
Ich weinte vor Andacht, und endlich
Erschlossen sich mir die Pforten des Heils,
Wo die zwölf Apostel, die heil'gen Stückfässer,
Schweigend pred'gen, und doch so verständlich
Für alle Völker.

Das sind Männer!
Unscheinbar von außen, in hölzernen Röcklein,
Sind sie von innen schöner und leuchtender
Denn all die stolzen Leviten des Tempels
Und des Herodes Trabanten und Höflinge,
Die goldgeschmückten, die purpurgekleideten —
Hab' ich doch immer gesagt,
Nicht unter ganz gemeinen Leuten,
Nein, in der allerbesten Gesellschaft
Lebte beständig der König des Himmels!

Hallelujah! Wie lieblich umwehn mich
Die Palmen von Beth=El!
Wie duften die Myrrhen von Hebron!
Wie rauscht der Jordan und taumelt vor Freude! —
Auch meine unsterbliche Seele taumelt,
Und ich taumle mit ihr, und taumelnd
Bringt mich die Treppe hinauf, ans Tageslicht,
Der brave Rathskellermeister von Bremen.

Du braver Rathskellermeister von Bremen!
Siehst du, auf den Dächern der Häuser sitzen
Die Engel und sind betrunken und singen;
Die glühende Sonne dort oben
Ist nur eine rothe, betrunkene Nase,
Die Nase des Weltgeists;
Und um die rothe Weltgeistnase
Dreht sich die ganze, betrunkene Welt.

11.

Epilog.

Wie auf dem Felde die Weizenhalmen,
So wachsen und wogen im Menschengeist
Die Gedanken.
Aber die zarten Gedanken der Liebe
Sind wie lustig dazwischenblühende
Roth' und blaue Blumen.

Roth' und blaue Blumen!
Der mürrische Schnitter verwirft euch als nutzlos,
Hölzerne Flegel zerdreschen euch höhnend,
Sogar der hablose Wandrer,
Den eur Anblick ergötzt und erquickt,
Schüttelt das Haupt,
Und nennt euch schönes Unkraut.

Aber die ländliche Jungfrau,
Die Kränzewinderin,
Verehrt euch und pflückt euch,
Und schmückt mit euch die schönen Locken,
Und also geziert eilt sie zum Tanzplatz,
Wo Pfeifen und Geigen lieblich ertönen,
Oder zur stillen Buche,
Wo die Stimme des Liebsten noch lieblicher tönt,
Als Pfeifen und Geigen.

Und er stöhnt so laut, dass die weißen Möwen,
Aufgescheucht aus den sandigen Nestern,
Ihn herdenweis umflattern,
Und er spricht zu ihnen die lachenden Worte:

„Schwarzbeinigte Vögel,
Mit weißen Flügeln, Meer-überflatternde,
Mit krummen Schnäbeln Seewasser-saufende,
Und thranigtes Robbenfleisch-fressende,
Eur Leben ist bitter wie eure Nahrung!
Ich aber, der Glückliche, koste nur Süßes!
Ich koste den süßen Duft der Rose,
Der Mondschein-gefütterten Nachtigallbraut!
Ich koste noch süßeres Zuckerbackwerk,
Gefüllt mit geschlagener Sahne;
Und das Allersüßeste kost' ich,
Süße Liebe und süßes Geliebtsein.

„Sie liebt mich! sie liebt mich, die holde Jungfrau!
Jetzt steht sie daheim am Erker des Hauses,
Und schaut in die Dämmrung hinaus auf die Landstraß',
Und horcht und sehnt sich nach mir — wahrhaftig!
Vergebens späht sie umher und sie seufzet,
Und seufzend steigt sie hinab in den Garten,
Und wandelt in Duft und Mondschein,
Und spricht mit den Blumen, erzählet ihnen,
Wie ich, der Geliebte, so lieblich bin
Und so liebenswürdig — wahrhaftig!
Nachher im Bette, im Schlafe, im Traum,
Umgaukelt sie selig mein theures Bild,
Sogar des Morgens, beim Frühstück,
Auf dem glänzenden Butterbrote,
Sieht sie mein lächelndes Antlitz,
Und sie frisst es auf vor Liebe — wahrhaftig!"

Also prahlt er und prahlt er,
Und zwischendrein schrillen die Möwen,
Wie kaltes, ironisches Kichern.
Die Dämmrungsnebel steigen herauf;
Aus violettem Gewölk, unheimlich,
Schaut hervor der grasgelbe Mond!
Hoch aufrauschen die Meereswogen,
Und tief aus hoch aufrauschendem Meer,
Wehmüthig wie flüsternder Windzug,
Tönt der Gesang der Okeaniden,
Der schönen, mitleidigen Wasserfraun,
Vor allem vernehmbar die liebliche Stimme

Der silberfüßigen Peleus-Gattin,
Und sie seufzen und singen:

„O Thor, du Thor, du prahlender Thor!
Du kummergequälter!
Dahingemordet sind all' deine Hoffnungen,
Die tändelnden Kinder des Herzens,
Und, ach! dein Herz, Nioben gleich,
Versteinert vor Gram!
In deinem Haupte wird's Nacht,
Und es zucken hindurch die Blitze des Wahnsinns,
Und du prahlst vor Schmerzen!
O Thor, du Thor, du prahlender Thor!
Halsstarrig bist du wie dein Ahnherr,
Der hohe Titane, der himmlisches Feuer
Den Göttern stahl und den Menschen gab,
Und Geier-gequälet, Felsen-gefesselt,
Olymp-auf trotzte und trotzte und stöhnte,
Daſs wir es hörten im tiefen Meer,
Und zu ihm kamen mit Trostgesang.
O Thor, du Thor, du prahlender Thor!
Du aber bist ohnmächtiger noch,
Und es wäre vernünftig, du ehrtest die Götter,
Und trügest geduldig die Last des Elends,
Und trügest geduldig so lange, so lange,
Bis Atlas selbst die Geduld verliert,
Und die schwere Welt von den Schultern abwirft
In die ewige Nacht."

So scholl der Gesang der Okeaniden,
Der schönen, mitleidigen Wasserfraun,
Bis lautere Wogen ihn überrauschten —
Hinter die Wolken zog sich der Mond,
Es gähnte die Nacht,
Und ich saß noch lange im Dunkeln und weinte.

6.

Die Götter Griechenlands.

Vollblühender Mond! In deinem Licht,
Wie fließendes Gold, erglänzt das Meer;
Wie Tagesklarheit, doch dämmrig verzaubert,
Liegt's über der weiten Strandesfläche;
Und am hellblaun, sternlosen Himmel
Schweben die weißen Wolken,
Wie kolossale Götterbilder
Von leuchtendem Marmor.

Nein, nimmermehr, Das sind keine Wolken!
Das sind sie selber, die Götter von Hellas,
Die einst so freudig die Welt beherrschten,
Doch jetzt, verdrängt und verstorben,
Als ungeheure Gespenster dahinziehn
Am mitternächtlichen Himmel.

Staunend und seltsam geblendet, betracht' ich
Das luftige Pantheon,
Die feierlich stummen, graunhaft bewegten
Riesengestalten.
Der dort ist Kronion, der Himmelskönig,
Schneeweiß sind die Locken des Haupts,
Die berühmten, Olympos-erschütternden Locken;
Er hält in der Hand den erloschenen Blitz,
In seinem Antlitz liegt Unglück und Gram,
Und doch noch immer der alte Stolz.
Das waren bessere Zeiten, o Zeus,
Als du dich himmlisch ergötztest
An Knaben und Nymphen und Hekatomben!
Doch auch die Götter regieren nicht ewig,
Die jungen verdrängen die alten,
Wie du einst selber den greisen Vater
Und deine Titanen-Öhme verdrängt hast,
Jupiter Parricida!
Auch dich erkenn' ich, stolze Juno!
Trotz all deiner eifersüchtigen Angst,
Hat doch eine Andre das Scepter gewonnen,
Und du bist nicht mehr die Himmelskön'gin,
Und dein großes Aug' ist erstarrt,
Und deine Liljenarme sind kraftlos,
Und nimmermehr trifft deine Rache
Die gottbefruchtete Jungfrau
Und den wunderthätigen Gottessohn.
Auch dich erkenn' ich, Pallas Athene!
Mit Schild und Weisheit konntest du nicht
Abwehren das Götterverderben?
Auch dich erkenn' ich, auch dich, Aphrodite,
Einst die goldene! jetzt die silberne!
Zwar schmückt dich noch immer des Gürtels Liebreiz
Doch graut mir heimlich vor deiner Schönheit,
Und wollt' mich beglücken dein gütiger Leib,
Wie andre Helden, ich stürbe vor Angst —
Als Leichengöttin erscheinst du mir,
Venus Libitina!
Nicht mehr mit Liebe blickt nach dir,

Dort, der schreckliche Ares.
Es schaut so traurig Phöbus Apollo,
Der Jüngling. Es schweigt seine Lei'r,
Die so freudig erklungen beim Göttermahl.
Noch trauriger schaut Hephaistos,
Und wahrlich! der Hinkende, nimmermehr
Fällt er Heben ins Amt,
Und schenkt geschäftig in der Versammlung
Den lieblichen Nektar. — Und längst ist erloschen
Das unauslöschliche Göttergelächter

Ich hab' euch niemals geliebt, ihr Götter!
Denn widerwärtig sind mir die Griechen,
Und gar die Römer sind mir verhasst.
Doch heil'ges Erbarmen und schauriges Mitleid
Durchströmt mein Herz,
Wenn ich euch jetzt da droben schaue,
Verlassene Götter,
Todte, nachtwandelnde Schatten,
Nebelschwache, die der Wind verscheucht —
Und wenn ich bedenke, wie feig und windig
Die Götter sind, die euch besiegten,
Die neuen, herrschenden, tristen Götter,
Die Schadenfrohen im Schafspelz der Demuth —
O, da fasst mich ein düsterer Groll,
Und brechen möcht' ich die neuen Tempel,
Und kämpfen für euch, ihr alten Götter,
Für euch und eur gutes ambrosisches Recht,
Und vor euren hohen Altären,
Den wiedergebauten, den opferdampfenden,
Möcht' ich selber knieen und beten,
Und flehend die Arme erheben —

Denn immerhin, ihr alten Götter,
Habt ihr's auch ehmals in Kämpfen der Menschen
Stets mit der Partei der Sieger gehalten,
So ist doch der Mensch großmüth'ger als ihr,
Und in Götterkämpfen halt' ich es jetzt
Mit der Partei der besiegten Götter.

* * *

Also sprach ich, und sichtbar errötheten
Droben die blassen Wolkengestalten,
Und schauten mich an wie Sterbende,
Schmerzenverklärt, und schwanden plötzlich;
Der Mond verbarg sich eben
Hinter Gewölk, das dunkler heranzog;

Hoch aufrauschte das Meer,
Und siegreich traten hervor am Himmel
Die ewigen Sterne

7.

Fragen.

Am Meer, am wüsten, nächtlichen Meer
Steht ein Jüngling=Mann,
Die Brust voll Wehmuth, das Haupt voll Zweifel,
Und mit düstern Lippen fragt er die Wogen:

„O löst mir das Räthsel des Lebens,
Das qualvoll uralte Räthsel,
Worüber schon manche Häupter gegrübelt,
Häupter in Hieroglyphenmützen,
Häupter in Turban und schwarzem Barett,
Perückenhäupter und tausend andre
Arme, schwitzende Menschenhäupter —
Sagt mir, was bedeutet der Mensch?
Woher ist er kommen? Wo geht er hin?
Wer wohnt dort oben auf goldenen Sternen?

Es murmeln die Wogen ihr ew'ges Gemurmel,
Es wehet der Wind, es fliehen die Wolken,
Es blinken die Sterne gleichgültig und kalt,
Und ein Narr wartet auf Antwort.

8.

Der Phönix.

Es kommt ein Vogel geflogen aus Westen.
Er fliegt gen Osten,
Nach der östlichen Gartenheimat,
Wo Spezereien duften und wachsen,
Und Palmen rauschen und Brunnen kühlen —
Und fliegend singt der Wundervogel:

„Sie liebt ihn! sie liebt ihn!
Sie trägt sein Bildnis im kleinen Herzen,
Und trägt es süß und heimlich verborgen,
Und weiß es selbst nicht!
Aber im Traume steht er vor ihr,
Sie bittet und weint und küsst seine Hände,
Und ruft seinen Namen,

Und rufend erwacht sie und liegt erschrocken,
Und reibt sich verwundert die schönen Augen —
Sie liebt ihn, sie liebt ihn!"

* * *

An den Mastbaum gelehnt, auf dem hohen Verdeck,
Stand ich und hört' ich des Vogels Gesang.
Wie schwarzgrüne Rosse mit silbernen Mähnen,
Sprangen die weißgekräuselten Wellen;
Wie Schwanenzüge schifften vorüber
Mit schimmernden Segeln die Helgolander,
Die kecken Nomaden der Nordsee!
Über mir, in dem ewigen Blau,
Flatterte weißes Gewölk
Und prangte die ewige Sonne,
Die Rose des Himmels, die feuerblühende,
Die freudvoll im Meer sich bespiegelte; —
Und Himmel und Meer und mein eigenes Herz
Ertönten im Nachhall:
„Sie liebt ihn! sie liebt ihn!"

9.

Seekrankheit.

Die grauen Nachmittagswolken
Senken sich tiefer hinab auf das Meer,
Das ihnen dunkel entgegensteigt,
Und zwischendurch jagt das Schiff.

Seekrank sitz' ich noch immer am Mastbaum,
Und mache Betrachtungen über mich selber,
Uralte, aschgraue Betrachtungen,
Die schon der Vater Loth gemacht,
Als er des Guten zu Viel genossen,
Und sich nachher so übel befand.
Mitunter denk' ich auch alter Geschichten:
Wie kreuzbezeichnete Pilger der Vorzeit
Auf stürmischer Meerfahrt das trostreiche Bildnis
Der heiligen Jungfrau gläubig küßten;
Wie kranke Ritter, in solcher Seenoth,
Den lieben Handschuh ihrer Dame
An die Lippen preßten, gleich getröstet —
Ich aber sitze und kaue verdrießlich
Einen alten Hering, den salzigen Tröster
In Katzenjammer und Hundetrübsal!

Unterdessen kämpft das Schiff
Mit der wilden, wogenden Fluth;
Wie'n bäumendes Schlachtross, stellt es sich jetzt
Auf das Hintertheil, dass das Steuer kracht,
Jetzt stürzt es kopfüber wieder hinab
In den heulenden Wasserschlund,
Dann wieder, wie sorglos liebematt,
Denkt es sich hinzulegen
An den schwarzen Busen der Riesenwelle,
Die mächtig heranbraust,
Und plötzlich, ein wüster Meerwasserfall,
In weißem Gekräusel zusammenstürzt
Und mich selbst mit Schaum bedeckt.

Dieses Schwanken und Schweben und Schaukeln
Ist unerträglich!
Vergebens späht mein Auge und sucht
Die deutsche Küste. Doch, ach! nur Wasser,
Und abermals Wasser, bewegtes Wasser!

Wie der Winterwandrer des Abends sich sehnt
Nach einer warmen, innigen Tasse Thee,
So sehnt sich jetzt mein Herz nach dir,
Mein deutsches Vaterland!
Mag immerhin dein süßer Boden bedeckt sein
Mit Wahnsinn, Husaren, schlechten Versen
Und laulig dünnen Traktätchen;
Mögen immerhin deine Zebras
Mit Rosen sich mästen, statt mit Disteln;
Mögen immerhin deine noblen Affen
In müßigem Putz sich vornehm spreizen,
Und sich besser dünken, als all das andre
Banausisch schwerhinwandelnde Hornvieh;
Mag immerhin deine Schneckenversammlung
Sich für unsterblich halten,
Weil sie so langsam dahinkriecht,
Und mag sie täglich Stimmen sammeln,
Ob den Maden des Käses der Käse gehört?
Und noch lange Zeit in Berathung ziehn,
Wie man die ägyptischen Schafe veredle,
Damit ihre Wolle sich bessre
Und der Hirt sie scheren könne wie Andre,
Ohn' Unterschied —
Immerhin, mag Thorheit und Unrecht
Dich ganz bedecken, o Deutschland!
Ich sehne mich dennoch nach dir:
Denn wenigstens bist du doch festes Land.

10.

Im Hafen.

Glücklich der Mann, der den Hafen erreicht hat,
Und hinter sich ließ das Meer und die Stürme,
Und jetzo warm und ruhig sitzt
Im guten Rathskeller zu Bremen.

Wie doch die Welt so traulich und lieblich
Im Römerglas sich wiederspiegelt,
Und wie der wogende Mikrokosmus
Sonnig hinabfließt ins durstige Herz!
Alles erblick' ich im Glas,
Alte und neue Völkergeschichte,
Türken und Griechen, Hegel und Gans,
Citronenwälder und Wachtparaden,
Berlin und Schilda und Tunis und Hamburg,
Vor Allem aber das Bild der Geliebten,
Das Engelköpfchen auf Rheinweingoldgrund.

O, wie schön! wie schön bist du, Geliebte!
Du bist wie eine Rose!
Nicht wie die Rose von Schiras,
Die Hafis-besungene Nachtigallbraut!
Nicht wie die Rose von Saron,
Die heiligrothe, prophetengefeierte; —
Du bist wie die Ros' im Rathskeller zu Bremen!
Das ist die Rose der Rosen,
Je älter sie wird, je lieblicher blüht sie,
Und ihr himmlischer Duft, er hat mich beseligt,
Er hat mich begeistert, er hat mich berauscht,
Und hielt mich nicht fest, am Schopfe fest,
Der Rathskellermeister von Bremen,
Ich wäre gepurzelt!

Der brave Mann! wir saßen beisammen
Und tranken wie Brüder,
Wir sprachen von hohen heimlichen Dingen,
Wir seufzten und sanken uns in die Arme,
Und er hat mich bekehrt zum Glauben der Liebe, —
Ich trank auf das Wohl meiner bittersten Feinde,
Und allen schlechten Poeten vergab ich,
Wie einst mir selber vergeben soll werden,
Ich weinte vor Andacht, und endlich
Erschlossen sich mir die Pforten des Heils,
Wo die zwölf Apostel, die heil'gen Stückfässer,
Schweigend pred'gen, und doch so verständlich
Für alle Völker.

Das sind Männer!
Unscheinbar von außen, in hölzernen Röcklein,
Sind sie von innen schöner und leuchtender
Denn all die stolzen Leviten des Tempels
Und des Herodes Trabanten und Höflinge,
Die goldgeschmückten, die purpurgekleideten —
Hab' ich doch immer gesagt,
Nicht unter ganz gemeinen Leuten,
Nein, in der allerbesten Gesellschaft
Lebte beständig der König des Himmels!

Hallelujah! Wie lieblich umwehn mich
Die Palmen von Beth-El!
Wie duften die Myrrhen von Hebron!
Wie rauscht der Jordan und taumelt vor Freude! —
Auch meine unsterbliche Seele taumelt,
Und ich taumle mit ihr, und taumelnd
Bringt mich die Treppe hinauf, ans Tagslicht,
Der brave Rathskellermeister von Bremen.

Du braver Rathskellermeister von Bremen!
Siehst du, auf den Dächern der Häuser sitzen
Die Engel und sind betrunken und singen;
Die glühende Sonne dort oben
Ist nur eine rothe, betrunkene Nase,
Die Nase des Weltgeists;
Und um die rothe Weltgeistnase
Dreht sich die ganze, betrunkene Welt.

11.

Epilog.

Wie auf dem Felde die Weizenhalmen,
So wachsen und wogen im Menschengeist
Die Gedanken.
Aber die zarten Gedanken der Liebe
Sind wie lustig dazwischenblühende
Roth' und blaue Blumen.

Roth' und blaue Blumen!
Der mürrische Schnitter verwirft euch als nutzlos,
Hölzerne Flegel zerdreschen euch höhnend,
Sogar der hablose Wandrer,
Den eur Anblick ergötzt und erquickt,
Schüttelt das Haupt,
Und nennt euch schönes Unkraut.

Aber die ländliche Jungfrau,
Die Kränzewinderin,
Verehrt euch und pflückt euch,
Und schmückt mit euch die schönen Locken,
Und also geziert eilt sie zum Tanzplatz,
Wo Pfeifen und Geigen lieblich ertönen,
Oder zur stillen Buche,
Wo die Stimme des Liebsten noch lieblicher tönt,
Als Pfeifen und Geigen.

Anhang älterer Gedichte.*)

(1816—1824.)

Zu den „Traumbildern.“

Deutschland.

Ein Traum.

(1816.)

Sohn der Thorheit! träume immer,
Wenn dir's Herz im Busen schwillt;
Doch im Leben suche nimmer
Deines Traumes Ebenbild!

Einst stand ich in schönen Tagen
Auf dem höchsten Berg am Rhein;
Deutschlands Gauen vor mir lagen,
Blühend hell im Sonnenschein.

Unten murmelten die Wogen
Milde Zaubermelodein;
Süße Ahnungsschauer zogen
Schmeichelnd in mein Herz hinein.

Lausch' ich jetzt beim Sang der Wogen,
Klingt viel andre Melodei:
Schöner Traum ist längst verflogen,
Schöner Wahn brach längst entzwei.

Schau' ich jetzt von meinem Berge
In das deutsche Land hinab,
Seh' ich nur ein Völklein Zwerge
Kriechend auf der Riesen Grab.

*) Da die nachstehenden Gedichte in der von Heine angeordneten Separat-Ausgabe nicht aufgenommen, so sind dieselben auch hier gesondert gehalten.

Muttersöhnchen gehn in Seide,
Nennen sich des Volkes Kern,
Schurken tragen Ehrgeschmeide,
Söldner brüsten sich als Herrn.

Nur ein Spottbild auf die Ahnen
Ist das Volk im deutschen Kleid;
Denn die alten Röcke mahnen
Schmerzlich an die alte Zeit,

Wo die Sitte und die Tugend
Prunklos gingen Hand in Hand,
Wo mit Ehrfurchtscheu die Jugend
Vor dem Greisenalter stand;

Wo kein Jüngling seinem Mädchen
Modeseufzer vorgelügt;
Wo kein witziges Despötchen
Meineid in System gefügt;

Wo ein Handschlag mehr als Eide
Und Notarienakte war,
Wo ein Mann im Eisenkleide,
Und ein Herz im Manne war. —

Unsre Gartenbeete hegen
Tausend Blumen wunderfein,
Schwelgend in des Bodens Segen,
Lind umspielt vom Sonnenschein.

Doch die allerschönste Blume
Blühet unsren Beeten nie,
Sie, die einst im Alterthume
Selbst auf starrem Fels gedieh;

Die auf kalter Bergesfeste
Männer mit der Eisenhand
Pflegten als der Blumen beste —
Gastlichkeit wird sie genannt.

Müder Wandrer, steige nimmer
Nach der hohen Burg hinan;
Statt der gastlich warmen Zimmer,
Kalte Wände dich empfahn.

Von dem Wartthurm bläst kein Wächter
Keine Fallbrück' rollt herab;
Denn der Burgherr und der Wächter
Schlummern längst im kühlen Grab.

In den dunkeln Särgen ruhen
Auch die Frauen minnehold;
Wahrlich hegen solche Truhen
Reichern Schatz denn Perl' und Gold.

Heimlich schauern da die Lüfte
Wie von Minnesängerhauch;
Denn in diese heil'gen Grüfte
Stieg die fromme Minne auch.

Zwar auch unsre Damen preis' ich
Denn sie blühen wie der Mai,
Lieben auch, und üben fleißig
Tanzen, Sticken, Malerei.

Singen auch in süßen Reimen
Von der alten Lieb' und Treu,
Freilich zweifelnd im Geheimen,
Ob das Märchen möglich sei.

Unsre Mütter einst erkannten,
Sinnig, wie die Einfalt pflegt,
Daß den schönsten der Demanten
Nur der Mensch im Busen trägt.

Ganz nicht aus der Art geschlagen
Sind die klugen Töchterlein;
Denn die Fraun in unsern Tagen
Lieben auch die Edelstein'!

Aberglauben, Trug und Lüge
Herrschen — Leben ohne Reiz;
Und die schöne Jordansperle
Hat verfälscht des Römers Geiz. —

Fort, ihr Bilder schönrer Tage,
Weicht zurück in eure Nacht!
Weckt nicht mehr die eitle Klage
Um die Zeit, die uns versagt!

Zu den „Liedern."

1.

Die du bist so schön und rein,
Wunnevolles Magedein,
Deinem Dienste ganz allein
Möcht' ich wohl mein Leben weihn.

Deine süßen Äugelein
Glänzen mild wie Mondesschein;
Helle Rosenlichter streun
Deine rothen Wängelein.

Und aus deinem Mündchen klein
Blinkt's hervor wie Perlenreihn;
Doch den schönsten Edelstein
Hegt dein stiller Busenschrein.

Fromme Minne mag es sein,
Was mir drang ins Herz hinein,
Als ich weiland schaute dein,
Wunnevolles Magedein!

2.

Einsam klag' ich meine Leiden
Im vertrauten Schoß der Nacht;
Frohe Menschen muss ich meiden,
Fliehen scheu, wo Freude lacht.

Einsam fließen meine Thränen,
Fließen immer, fließen still;
Doch des Herzens brennend Sehnen
Keine Thräne löschen will.

Einst, ein lachend muntrer Knabe,
Spielt' ich manches schöne Spiel,
Freute mich der Lebensgabe,
Wusste nie von Schmerzgefühl.

Denk die Welt war nur ein Garten,
Wo viel' bunte Blumen blühn,
Wo mein Tagwerk Blumen-warten,
Rosen, Veilchen und Jasmin.

Träumend süß auf grüner Aue
Sah ich Bächlein fließen mild;
Wenn ich jetzt in Bächlein schaue,
Zeigt sich mir ein bleiches Bild.

Bin ein bleicher Mann geworden
Seit mein Auge sie gesehn;
Heimlich weh ist mir geworden,
Wundersam ist mir geschehn.

Tief im Herzen hegt' ich lange
Englein stiller Friedensruh;
Diese flohen zitternd, bange,
Ihrer Sternenheimat zu.

Schwarze Nacht mein Aug' umdüstert,
Schatten drohen feindlich grimm;
Und im Busen heimlich flüstert
Eine eigen fremde Stimm'.

Fremde Schmerzen, fremde Leiden
Steigen auf mit wilder Wuth,
Und in meinen Eingeweiden
Zehret eine fremde Gluth.

Aber dass in meinem Herzen
Flammen wühlen sonder Ruh,
Dass ich sterbe hin vor Schmerzen —
Minne, sieh! Das thatest du!

3.

Jedweder Geselle, sein Mädel am Arm,
Durchwandelt die Lindenreihn;
Ich aber, ich wandle, dass Gott erbarm'!
Ganz mutterseel-allein.

Mein Herz wird beengt, mein Auge wird trüb,
Wenn ein Andrer mit Liebchen sich freut.
Denn ich habe auch ein süßes Lieb,
Doch wohnt sie gar ferne und weit.

So manches Jahr getragen ich hab',
Ich trage nicht länger die Pein,
Ich schnüre mein Bündlein und greife den Stab,
Und wandr' in die Welt hinein.

Und wandre fort manch hundert Stund',
Bis ich komm' an die große Stadt;
Sie prangt an eines Stromes Mund,
Drei keckliche Thürme sie hat.

Da schwindet bald mein Liebesharm,
Da harret Freude mein;
Da kann ich wandeln, Feinsliebchen am Arm,
Durch die duftigen Lindenreihn.

4.

Wenn ich bei meiner Liebsten bin,
Dann geht das Herz mir auf;
Dann bin ich reich in meinem Sinn
Und biet' die Welt zu Kauf.

Doch wenn ich wieder scheiden muss
Aus ihrem Schwanenarm,
Dann schwindet all mein Überfluss,
Und ich bin bettelarm.

5.

Ich wollte, meine Lieder
Das wären Blümlein:
Ich schickte sie zu riechen
Der Herzallerliebsten mein.

Ich wollte, meine Lieder
Das wären Küsse fein:
Ich schickt' sie heimlich alle
Nach Liebchens Wängelein.

Ich wollte, mein Lieder
Das wären Erbsen klein:
Ich kocht' eine Erbsensuppe,
Die sollte köstlich sein.

6.

In Vaters Garten heimlich steht
Ein Blümchen, traurig und bleich;
Der Winter zieht fort, der Frühling weht,
Bleich Blümchen bleibt immer so bleich.
Die bleiche Blume schaut
Wie eine kranke Braut.

Zu mir bleich Blümchen leise spricht:
„Lieb Brüderchen, pflücke mich!"
Zu Blümchen sprech' ich: Das thu' ich nicht,
Ich pflücke nimmermehr dich.
Ich such' mit Müh' und Noth
Die Blume purpurroth.

Bleich Blümchen spricht: „Such hin, such her
Bis an deinen kühlen Tod,
Du suchst umsonst, findst nimmermehr
Die Blume purpurroth.
Mich aber pflücken thu,
Ich bin so krank wie du.“

So lispelt bleich Blümchen und bittet sehr —
Da zag' ich und pflück' ich es schnell.
Und plötzlich blutet mein Herze nicht mehr,
Mein inneres Auge wird hell.
In meine wunde Brust
Kommt stille Engellust.

7.

Oben, wo die Sterne glühen,
Müssen uns die Freuden blühen,
Die uns unten sind versagt;
In des Todes kalten Armen
Kann das Leben erst erwarmen,
Und das Licht der Nacht enttagt.

Zu den „Romanzen“.

1.

Die Weihe.

Einsam in der Waldkapelle,
Vor dem Bild der Himmelsjungfrau
Lag ein frommer bleicher Knabe
Demuthsvoll dahingesunken.

„O Madonna! laß mich ewig
Hier auf dieser Schwelle knieen,
Wollest nimmer mich verstoßen
In die Welt, so kalt und sündig

„O Madonna! sonnig wallen
Deines Hauptes Strahlenlocken;
Süßes Lächeln mild umspielet
Deines Mundes heil'ge Rosen.

„O Madonna! deine Augen
Leuchten mir wie Sternenlichter;
Lebensschifflein treibet irre,
Sternlein leiten ewig sicher.

„O Madonna! sonder Wanken
Trug ich deine Schmerzenprüfung,
Frommer Minne blind vertrauend,
Nur in deinen Gluthen glühend.

„O Madonna! hör mich heute,
Gnadenvolle, wunderreiche,
Spende mir ein Huldeszeichen,
Nur ein leises Huldeszeichen!“

Da thät sich ein schauerlich Wunder bekunden,
Wald und Kapell' sind auf einmal verschwunden,
Knabe nicht wusste, wie ihm geschehn,
Hat Alles auf einmal umwandelt gesehn.

Und staunend stand er im schmucken Saale,
Da saß Madonna, doch ohne Strahlen;
Sie hat sich verwandelt in liebliche Maid,
Und grüßet und lächelt mit kindlicher Freud'.

Und sieh! vom blonden Lockenhaupte;
Sie selber sich eine Locke raubte,
Und sprach zum Knaben mit himmlischem Ton:
„Nimm hin deinen besten Erdenlohn!“

Sprich nun, wer bezeugt die Weihe?
Sahst du nicht die Farben wogen
Flammig an der Himmelsbläue?
Menschen nennen's Regenbogen.

Englein steigen auf und nieder,
Schlagen rauschend mit den Schwingen
Flüstern wundersame Lieder,
Süßer Harmonieen Klingen.

Knabe hat es wohl verstanden,
Was mit Sehnsuchtsgluth ihn ziehet
Fort und fort nach jenen Landen,
Wo die Myrte ewig blühet.

———————

2.

Ständchen eines Mauren.*)

Meiner schlafenden Zuleima
Rinnt aufs Herz, ihr Thränentropfen;
Dann wird ja das süße Herzchen
Sehnsuchtsvoll nach Abdul klopfen.

Meiner schlafenden Zuleima
Spielt ums Ohr, ihr Seufzer trübe;
Dann träumt ja das blonde Köpfchen
Heimlich süß von Abdul's Liebe.

Meiner schlafenden Zuleima
Ström aufs Händchen, Herzblutquelle;
Dann trägt ja ihr süßes Händchen
Abdul's Herzblut, roth und helle.

Ach! der Schmerz ist stumm geboren,
Ohne Zunge in dem Munde,
Hat nur Thränen, hat nur Seufzer,
Und nur Blut aus Herzenswunde.

3.

Die Lehre.

Mutter zum Bienelein:
„Hüt dich vor Kerzenschein!"
Doch was die Mutter spricht,
Bienelein achtet nicht;

Schwirret ums Licht herum,
Schwirret mit Sum-sum-sum,
Hört nicht die Mutter schrein:
„Bienelein! Bienelein!"

*) Die nachfolgende spätere Umarbeitung des Gedichtes findet sich in Nr. 36 der Wiener „Sonntagsblätter" vom 5. September 1847:

Der sterbende Almansor.

Auf die schlafende Zuleima
Fallen Thränen, glühend heiße;
Meiner Thränen Fluth benetzet
Ihre Hand, die schwanenweiße.

Auf die schlafende Zuleima
Fällt mein Blut in rothen Tropfen;
Und sie seufzet schwer im Traume,
Und das Herzchen hör' ich klopfen.

Ach! der Schmerz ist stumm geboren,
Ohne Zunge in dem Munde,
Hat nur Thränen, hat nur Blut,
Blut aus tiefer Todeswunde.

Junges Blut, tolles Blut,
Treibt in die Flammengluth,
Treibt in die Flamm' hinein, —
„Bienelein! Bienelein!"

'S flackert nun lichterroth,
Flamme gab Flammentod. —
„Hüt dich vor Mägdelein,
Söhnelein! Söhnelein!"

4.

Traum und Leben.

Es glühte der Tag, es glühte mein Herz,
Still trug ich mit mir herum den Schmerz.
Und als die Nacht kam, schlich ich fort
Zur blühenden Rose am stillen Ort.

Ich nahte mich leise und stumm wie das Grab,
Nur Thränen rollten die Wangen hinab;
Ich schaut' in den Kelch der Rose hinein,
Da glomm's hervor, wie ein glühender Schein.

Und freudig entschlief ich beim Rosenbaum;
Da trieb sein Spiel ein neckender Traum:
Ich sah ein rosiges Mädchenbild,
Den Busen ein rosiges Mieder umhüllt.

Sie gab mir was Hübsches, recht goldig und weich;
Ich trugs in ein goldenes Häuschen sogleich.
Im Häuschen da geht es gar wunderlich bunt,
Da dreht sich ein Völkchen in zierlicher Rund'.

Da tanzen zwölf Tänzer, ohn' Ruh' und Rast,
Die haben sich fest bei den Händen gefasst;
Und wenn ein Tanz zu enden begann,
So fängt ein andrer von vorne an.

Und es summt mir ins Ohr die Tanzmusik:
„Die schönste der Stunden kehrt nimmer zurück;
Dein ganzes Leben war nur ein Traum,
Und diese Stunde ein Traum im Traum." —

Der Traum war aus, der Morgen graut,
Mein Auge schnell nach der Rose schaut, —
O weh! statt des glühenden Fünkleins steckt
Im Kelche der Rose ein kaltes Insekt.

Zu den „Sonetten."

An den Hofrath Georg S(artorius) in Göttingen.

Stolz und gebietend ist des Leibes Haltung,
Doch Sanftmuth sieht man um die Lippen schweben,
Das Auge blitzt, und alle Muskeln beben,
Doch bleibt im Reden ruhige Entfaltung.
So stehst du auf dem Lehrstuhl, von Verwaltung
Der Staaten sprechend, und vom klugen Streben
Der Kabinette, und vom Völkerleben,
Und von Germaniens Spaltung und Gestaltung.
Aus dem Gedächtnis lischt mir nie dein Bild!
In unsrer Zeit der Selbstsucht und der Rohheit
Erquickt ein solches Bild von edler Hoheit.
Doch was du mir, recht väterlich und mild,
Zum Herzen sprachst in stiller, trauter Stunde,
Das trag' ich treu im tiefen Herzensgrunde.

An J. B. R(ousseau).

Dein Freundesgruß konnt' mir die Brust erschließen,
Die dunkle Herzenskammer mir entriegeln;
Ich bin umfächelt wie von Zauberflügeln,
Und heimatliche Bilder mich begrüßen.
Den alten Rheinstrom seh' ich wieder fließen,
In seinem Blau sich Berg und Burgen spiegeln,
Goldtrauben winken von den Rebenhügeln,
Die Winzer klettern und die Blumen sprießen.
O, könnt' ich hin zu dir, zu dir, Getreuer,
Der du noch an mir hängst, so wie sich schlingt
Der grüne Epheu um ein morsch Gemäuer.
O, könnt' ich hin zu dir, und leise lauschen
Bei deinem Lied, derweil Rothkehlchen singt
Und still des Rheines Wogen mich umrauschen.

An Franz von Z.

Es zieht mich nach Nordland ein goldner Stern;
Ade, mein Bruder! denk mein in der Fern'!
Bleib treu, bleib treu der Poesie,
Verlaß das süße Bräutchen nie!
Bewahr in der Brust, wie einen Hort,
Das liebe, schöne deutsche Wort! —

Und kommst du mal nach dem Norderstrand,
So lausche nur am Norderstrand;
Und lausche, bis fern sich ein Klingen erhebt
Und über die feiernden Fluthen schwebt.
Dann mag's wohl sein, dass entgegen dir zieht
Des wohlbekannten Sängers Lied.
Dann greif auch du in dein Saitenspiel
Und gieb mir süßer Kunden viel:
Wie's dir, mein trauter Sänger, ergeht,
Und wie's meinen Lieben allen ergeht,
Und wie's ergeht der schönen Maid,
Die so manches Jünglingsherz erfreut,
Und in manches gesendet viel Gluth hinein,
Die blühende Rose am blühenden Rhein!
Und auch vom Vaterland Kunde gieb:
Ob's noch das Land der treuen Lieb',
Ob der alte Gott noch in Deutschland wohnt,
Und Niemand mehr dem Bösen frohnt.
Und wie dein süßes Lied erklingt
Und heitere Märchen hinüber bringt,
Wohl über die Wogen zum fernen Strand,
So freut sich der Sänger im Norderland.

Das projektierte Denkmal Goethe's
zu Frankfurt am Main.

Hört zu, ihr deutschen Männer, Mädchen, Frauen,
Und sammelt Subskribenten unverdrossen!
Frankfurt's Bewohner haben jetzt beschlossen,
Ein Ehrendenkmal Goethen zu erbauen.
„Zur Messzeit wird der fremde Krämer schauen," —
So denken sie, — „dass wir des Manns Genossen,
Dass unserm Boden solche Blum' entsprossen,
Und blindlings wird man uns im Handel trauen."
O, lasst dem Dichter seine Lorberreiser,
Ihr Handelsherrn! Behaltet euer Geld.
Ein Denkmal hat sich Goethe selbst gesetzt.
In Windeln war er einst euch nah; doch jetzt
Trennt euch von Goethe eine ganze Welt,
Euch, die ein Flüsslein trennt vom Sachsenhäuser.

Bamberg und Würzburg.

In beider Weichbild fließt der Gnaden Quelle,
Und tausend Wunder täglich dort geschehen.

Umlagert sieht man dort von Kranken stehen
Den Fürsten, der da heilet auf der Stelle.
Er spricht: „Steht auf und geht!“ Und flink und schnelle
Sieht man die Lahmen selbst von hinnen gehen.
Er spricht: „Schaut auf und sehet!“ Und es sehen
Sogar die Blindgebornen klar und helle.
Ein Jüngling naht, von Wassersucht getrieben,
Und fleht: „„Hilf Wunderthäter, meinem Leibe!““
Und segnend spricht der Fürst: „Geh hin und schreibe!“
In Bamberg und in Würzburg macht's Spektakel,
Die Handlung Gebhardt's rufet laut: „Mirakel!“ —
Neun Dramen hat der Jüngling schon geschrieben.

„Das Bild,“

Trauerspiel von Freiherrn E. v. Houwald.

„Lessing-Da Vinci's Nathan und Galotti,
Schiller-Raphael's Wallenstein und Posa,
Egmont und Faust von Goethe-Buonarotti,
Die nimm zum Muster, Houwald-Spinarosa!

„Aucassin und Nicolette,“
oder
„Die Liebe aus der guten alten Zeit.“

An J. F. Koreff.

Hast einen bunten Teppich ausgebreitet,
Worauf gestickt sind leuchtende Figuren.
Es ist der Kampf feindseliger Naturen,
Der halbe Mond, der mit dem Kreuze streitet.
Trompetentusch! Die Schlacht wird vorbereitet;
Im Kerker schmachten, die sich Treue schwuren;
Schalmeien klingen auf Provencer Fluren;
Auf dem Bazar Karthago's Sultan schreitet.
Freundlich ergötzt die bunte Herrlichkeit:
Wir irren wie in märchenhafter Wildnis,
Bis Lieb' und Licht besiegen Hass und Nacht.
Du, Meister, kanntest der Kontraste Macht,
Und gabst in schlechter neuer Zeit das Bildnis
Von Liebe aus der guten alten Zeit!

Die Nacht auf dem Drachenfels.

An Fritz v. B.

Um Mitternacht war schon die Burg erstiegen,
Der Holzstoß flammte auf am Fuß der Mauern,
Und wie die Burschen lustig niederkauern,
Erscholl das Lied von Deutschlands heil'gen Siegen.
Wir tranken Deutschlands Wohl aus Rheinweinkrügen,
Wir sahn den Burggeist auf dem Thurme lauern.
Viel' dunkle Ritterschatten uns umschauern,
Viel' Nebelfraun bei uns vorüberfliegen.
Und aus den Thürmen steigt ein tiefes Ächzen,
Es klirrt und rasselt, und die Eulen krächzen;
Dazwischen heult des Nordsturms Wuthgebrause. —
Sieh nun, mein Freund! so eine Nacht durchwacht' ich
Auf hohem Drachenfels, doch leider bracht' ich
Den Schnupfen und den Husten mit nach Hause.

An Fritz St(einmann).

Ins Stammbuch.

Die Schlechten siegen, untergehn die Wackern,
Statt Myrten lobt man nur die dürren Pappeln,
Worin die Abendwinde tüchtig rappeln,
Statt stiller Gluth lobt man nur helles Flackern.
Vergebens wirst du den Parnaß beackern,
Und Bild auf Bild und Blum' auf Blume stapeln,
Vergebens wirst du dich zu Tode zappeln,
Verstehst du's nicht, noch vor dem Ei zu gackern.
Auch musst du wie ein Kampfstier dich behörnen,
Und Schutz- und Trutz-Kritiken schreiben lernen,
Und kräftig oft in die Posaune schmettern.
Auch schreibe nicht für Nachwelt, schreib für Pöbel,
Der Knalleffekt sei deiner Dichtung Hebel, —
Und bald wird dich die Galerie vergöttern.

An Sie.

Die rothen Blumen hier und auch die bleichen,
Die einst geblüht aus blut'gen Herzenswunden,
Die hab' ich nun zum schmucken Strauß verbunden,
Und will ihn dir, du schöne Herrin, reichen.
Nimm huldreich hin die treuen Sangeskunden;
Ich kann ja nicht aus diesem Leben weichen,
Ohn' rückzulassen dir ein Liebeszeichen —
Gedenke mein, wenn ich den Tod gefunden!

Doch nie, o Herrin, sollst du mich beklagen;
Beneidenswerth war selbst mein Schmerzenleben —
Denn liebend durft' ich dich im Herzen tragen.
Und größres Heil noch soll mir bald geschehen:
Mit Geisterschutz darf ich dein Haupt umschweben
Und Friedensgrüße in dein Herze wehen.

Zum „Lyrischen Intermezzo."

1.

Schöne, helle, goldne Sterne,
Grüßt die Liebste in der Ferne,
Sagt, dass ich noch immer sei
Herzekrank und bleich und treu.

2.

Du sollst mich liebend umschließen,
Geliebtes, schönes Weib!
Umschling mich mit Armen und Füßen
Und mit dem geschmeidigen Leib.

* * *

Gewaltig hat umfangen,
Umwunden, umschlungen schon
Die allerschönste der Schlangen
Den glücklichsten Laokoon.

3.

Ich glaub' nicht an den Himmel,
Wovon das Pfäfflein spricht;
Ich glaub' nur an dein Auge,
Das ist mein Himmelslicht.

Ich glaub' nicht an den Herrgott
Wovon das Pfäfflein spricht:
Ich glaub' nur an dein Herze,
'Nen andern Gott hab' ich nicht.

Ich glaub' nicht an den Bösen,
An Höll' und Höllenschmerz;
Ich glaub' nur an dein Auge,
Und an dein böses Herz.

4.

Ich kann es nicht vergessen,
Geliebtes, holdes Weib,
Dass ich dich einst besessen,
Die Seele und den Leib.

Den Leib möcht' ich noch haben,
Den Leib, so zart und jung;
Die Seele könnt ihr begraben,
Hab' selber Seele genung.

Ich will meine Seele zerschneiden,
Und hauchen die Hälfte dir ein,
Und will dich umschlingen, wir müssen
Ganz Leib und Seele sein.

5.

Freundschaft, Liebe, Stein der Weisen,
Diese Dreie hört' ich preisen,
Und ich pries und suchte sie,
Aber, ach! ich fand sie nie.

6.

Es schauen die Blumen alle
Zur leuchtenden Sonne hinauf;
Es nehmen die Ströme alle
Zum leuchtenden Meere den Lauf.

Es flattern die Lieder alle
Zu meinem leuchtenden Lieb —
Nehmt mit meine Thränen und Seufzer,
Ihr Lieder, wehmüthig und trüb!

Zur „Heimkehr."

1.

Du Lilje meiner Liebe,
Du stehst so träumend am Bach,
Und schaust hinein so trübe,
Und flüsterst „Weh" und „Ach!"

„Geh fort mit deinem Gekose!
Ich weiß es, du falscher Mann,
Daß meine Kousine, die Rose,
Dein falsches Herz gewann."

2.

In den Küssen welche Lüge!
Welche Wonne in dem Schein!
Ach, wie süß ist das Betrügen,
Süßer das Betrogensein!

Liebchen, wie du dich auch wehrest,
Weiß ich doch, was du erlaubst!
Glauben will ich, was du schwörest,
Schwören will ich, was du glaubst.

3.

Zu der Lauheit und der Flauheit
Deiner Seele paßte nicht
Meiner Liebe wilde Rauheit,
Die sich Bahn durch Felsen bricht.

Du, du liebtest die Chausséen
In der Liebe, und ich schau'
Dich am Arm des Gatten gehen,
Eine brave, schwangre Frau.

4.

O, mein gnädiges Fräulein, erlaubt
Mir kranken Sohn der Musen,
Daß schlummernd ruhe mein Sängerhaupt
Auf Eurem Schwanenbusen!

„Mein Herr! wie können Sie es wagen,
Mir so was in Gesellschaft zu sagen?"

5.

Hast du die Lippen mir wund geküßt,
So küsse sie wieder heil,
Und wenn du bis Abend nicht fertig bist,
So hat es auch keine Eil'.

Du hast ja noch die ganze Nacht,
Du Herzallerliebste mein!
Man kann in solch einer ganzen Nacht
Viel küssen und selig sein.

6.

Als sie mich umschlang mit zärtlichem Pressen,
Da ist meine Seele gen Himmel geflogen!
Ich ließ sie fliegen, und hab' unterdessen
Den Nektar von ihren Lippen gesogen.

7.

Ja, Freund, hier unter den Linden
Kannst du dein Herz erbaun,
Hier kannst du beisammen finden
Die allerschönsten Fraun.

Sie blühn so hold und minnig
Im farbigen Seidengewand!
Ein Dichter hat sie sinnig
Wandelnde Blumen genannt.

Welch schöne Federhüte!
Welch schöne Türkenshawls!
Welch schöne Wangenblüthe!
Welch schöner Schwanenhals!

8.

Schöne, wirthschaftliche Dame,
Haus und Hof ist wohlbestellt,
Wohlversorgt ist Stall und Keller,
Wohlbeackert ist das Feld.

Jeder Winkel in dem Garten
Ist gereutet und geputzt,
Und das Stroh, das ausgedroschen,
Wird für Betten noch benutzt.

Doch dein Herz und deine Lippen,
Schöne Dame, liegen brach,
Und zur Hälfte nur benutzet
Ist dein trautes Schlafgemach.

9.

Blamier mich nicht, mein schönes Kind,
Und grüß mich nicht unter den Linden;
Wenn wir nachher zu Hause sind,
Wird sich schon Alles finden.

10.

Himmlisch war's, wenn ich bezwang
Meine sündige Begier;
Aber wenn's mir nicht gelang,
Hatt' ich doch ein groß Plaisir.

An Edom!

Ein Jahrtausend schon und länger
Dulden wir uns brüderlich;
Du, du duldest, daß ich athme,
Daß du rasest, dulde ich.

Manchmal nur, in dunkeln Zeiten,
Ward dir wunderlich zu Muth,
Und die liebefrommen Tätzchen
Färbtest du mit meinem Blut.

Jetzt wird unsre Freundschaft fester,
Und noch täglich nimmt sie zu;
Denn ich selbst begann zu rasen,
Und ich werde fast wie du!

Mit einem Exemplar des „Rabbi von Bacharach."

Brich aus in lauten Klagen,
Du düstres Martyrerlied,
Das ich so lang getragen
Im flammenstillen Gemüth!

Es dringt in alle Ohren,
Und durch die Ohren ins Herz;
Ich habe gewaltig beschworen
Den tausendjährigen Schmerz.

Es weinen die Großen und Kleinen,
Sogar die kalten Herrn,
Die Frauen und Blumen weinen,
Es weinen am Himmel die Stern'.

Und alle die Thränen fließen
Nach Süden im stillen Verein,
Sie fließen und ergießen
Sich all' in den Jordan hinein.



Übersetzungen aus Lord Byron's Werken.

(1820.)

Manfred.*)

Erster Aufzug.

Erster Auftritt.

Eine gothische Halle. — Mitternacht. — Manfred allein.

Manfred.

Ich muss die Ampel wieder füllen, dennoch
Brennt sie so lange nicht, als ich muss wachen
Mein Schlaf — wenn ich auch schlaf' — ist doch kein Schlaf,
Nur ein fortdauernd Brüten in Gedanken,
Die ich nicht bannen kann. Im Herzen pocht mir's
Gleich wie ein Wecker, und mein Aug' erschließ
Sich nur, einwärts zu schaun. Und dennoch leb' ich,
Und trage Menschenform und Menschenantlitz.
Doch Kummer sollt' des Weisen Lehrer sein;
Der Schmerz macht weise, und wer's Meiste weiß,
Den schmerzt am meisten auch die bittre Wahrheit:
Dass der Erkenntnisbaum kein Baum des Lebens!
Nun hab' ich jede Wissenschaft durchgrübelt,
Auch Weltweisheit, die Kräfte der Natur
Erforscht, und fühl' im Herzen die Gewalt,
Die solche dienstbar machen könnt' mir selber.

*) **Vorbemerkung.**

Die Übersetzung der ersten Scene aus „Manfred" und des „Gut' Nacht" aus „Childe Harold" entstand erst voriges Jahr und möge als Probe dienen, wie ich einige englische Dichter ins Deutsche zu übertragen gedenke. Die Lieder „Lebewohl" und „An Inez" sind weit früher — und zwar in unreifer, fehlerhafter Form — übersetzt, und wurden aus bloß zufälligen Gründen hier abgedruckt.

Berlin, den 20. November 1821.

H. Heine.

Doch frommt es nicht. — Den Menschen that ich Gutes,
Und mir geschah auch Gutes, selbst von Menschen.
Doch frommt Das nicht. — Ich hatte meine Feinde,
Ich sank vor Keinem, Mancher sank vor mir.
Doch frommt es nicht. — Denn Gutes, Böses, Leben,
Macht, Leidenschaft, wie ich's bei Andern sehe,
Das war bei mir wie Regen auf den Sand,
Seit jener grausen Stund'. Ich fürchte Nichts,
Mich quält der Fluch, dass ich Nichts fürchten kann,
Kein stärkres Pochen fühl', von Hoffnung, Wünschen,
Sehnsucht nach einem Wesen dieser Erde.
Mein Werk beginn'!
Geheimnisvolle Mächte!
Ihr Geister dieses unbegrenzten Weltalls!
Ihr, die ich stets gesucht in Licht und Dunkel!
Ihr, die den Erdball rings umwebt, und luftig
Im Hauche wohnt; ihr, die als Lieblingsplätze
Euch ausgesucht die steilsten Bergesgipfel;
Ihr, die in Erd- und Meerabgründen hauset, —
Euch ruf' ich her kraft des geschriebnen Zaubers,
Der euch mir unterjocht. Steigt auf! Erscheint!

(Pause.)

Sie zögern. — Ich beschwör' euch bei dem Worte
Des Geisteroberhaupts, bei diesem Zeichen,
Das euch erzittern macht, beim Willen Dessen,
Der nimmer stirbt, — steigt auf! Steigt auf! Erscheint!

(Pause.)

Sie zögern. — Geister in der Erd' und Luft!
Ihr sollt nicht spotten meiner. Ich beschwör' euch
Bei noch viel mächt'grer Macht, beim Talisman,
Den ausgeheckt einst der verdammte Stern,
Der nun, ein Trümmerbrand zerstörter Welt,
Wie eine Höll' im ew'gen Raume wandelt;
Beim grausen Fluch, der meine Seel' belastet,
Bei dem Gedanken, der stets in mir lebt,
Und um mich lebt, beschwör' ich euch. Erscheint!

(Ein Stern wird sichtbar im dunkeln Hintergrunde der Halle. Er bleibt stehn. Man hört eine Stimme singen.)

Erster Geist.

Mensch! Auf deines Wortes Schall
Stürmt' ich aus der Wolkenhall',
Die der Dämmrung Hauch gebildet,
Die das Abendlicht vergüldet
Mit Karmin und Himmelbläu',
Dass sie mir ein Lusthaus sei.

Zwar sollt' ich gehorchen nimmer,
Dennoch ritt ich auf dem Schimmer
Eines Sternleins zu dir her;
Mensch! erfüllt sei dein Begehr.

Zweiter Geist.

Montblanc ist der König der Berge,
Die krönten schon längst seine Höh';
Auf dem Felsenthron sitzend, im Wolkentalar,
Empfing er die Kron' von Schnee.
Wie'n Gurt umschnallt seine Hüft' ein Wald,
Seine Hand die Lawine hält;
Doch vor dem Fall muss der donnernde Ball
Still stehn, wenn's mir gefällt.
Des Gletschers ruhlos kalte Mass'
Sinkt tiefer Tag für Tag;
Doch ich bin's, der sie sinken lass',
Und auch sie hemmen mag.
Ich bin der Geist des Berges hier,
Wollt' ich's, er beugte sich,
Erzitternd bis zum Marke schier —
Und du, was riefst du mich?

Dritter Geist.

In dem bläulichen Meergrund,
Wo der Wellenkampf schweigt,
Wo ein Fremdling der Wind ist,
Und die Meerschlange kreucht,
Wo die Nixe ihr Grünhaar
Mit Muscheln durchschlingt, —
Wie wenn Sturm auf der Meerfläch',
Scholl dein Spruch, der mich zwingt.
In mein stilles Korallhaus
Erdröhnte er schwer;
Denn der Wassergeist bin ich —
Sprich aus dein Begehr!

Vierter Geist.

Wo der Erdschüttrer schlummert
Auf Kissen von Gluth,
So die Pechström' aufwälzen
Die kochende Fluth,
Wo die Wurzel der Andes
Die Erde durchwebt,
Also tief wie ihr Gipfel
Zum Himmel aufstrebt,

Dort ließ ich die Heimat,
Dein Ruf riss mich fort, —
Bin Knecht deines Spruches,
Mein Herr ist dein Wort.

Fünfter Geist.

Mein Ross ist Wind, mit Geißelhieb
Treib' ich das Sturmgewühl;
Das Wetter, das dahinten blieb,
Ist noch von Blitzen schwül.
Mich hat gar schnell, über Land und Well',
Ein Windstoß hergebracht;
Die Flott', die ich traf, die segelt brav,
Doch sinkt sie noch heute Nacht.

Sechster Geist.

Mein Wohnhaus ist der Schatten süßer Nacht;
Was quälst du mich ans Licht mit Zaubermacht?

Siebenter Geist.

Vor Erdbeginn beherrschte ich
Den Stern, der nun beherrschet dich.
Das war ein Erdball, hübsch belebt,
Wie keiner je die Sonn' umschwebt.
Sein Lauf war schön geregelt, kaum
Trug schönern Stern der Himmelsraum.
Da kam die Stunde — und er ward
Ein Flammenball unförm'ger Art,
Ein Schweifstern, der sich pfadlos schlingt,
Und Menschen schreckt und Unheil bringt,
Der nie ermattend rollt und schweift,
Und irrend ohne Laufbahn läuft,
Ein Tollbild, das da oben brennt,
Ein Ungeheu'r am Firmament!
Und du, dem dies ein Schicksalstern,
Wurm, dem ich hohnvoll dien' als Herrn,
Du zwangst mich (mit der kurzen Macht,
Die dich am End' mir eigen macht,)
Auf kurz hieher, wo zitternd gar
Hier diese schwache Geisterschar
Mit einem Ding, wie du bist, schwätzt —
Du, Sohn des Staubs, was willst du jetzt?

Die sieben Geister.

Erd', Weltmeer, Luft und Nacht, Gebirg und Wind
Und auch dein Stern umstehn als Geister dich,

Und harren deines Winkes, Menschenkind, —
Was will von uns der Sohn des Staubes? — sprich!

Manfred.

Ich will vergessen —

Erster Geist.

Was — und wie — warum?

Manfred.

Was in mir ist, will ich vergessen, leset's
In mir — ihr kennt's und ich kann's nimmer sagen.

Geist.

Nur was wir haben, können wir dir geben,
Verlange Gegenstände, Herrschaft, Weltmacht,
Ganz oder nur ein Theil, verlang ein Zeichen,
Das dir die Elemente dienstbar macht,
Die wir regieren, Jedes, all Dergleichen
Sei dein.

Manfred.

Vergessen, Selbstvergessenheit —
Könnt ihr nicht schaffen Dies aus dunklen Reichen,
Ihr, die mir prahlerisch so Vieles bietet?

Geist.

In unsrer Macht steht's nicht; es seie denn —
Du stürbest jetzt.

Manfred.

Wird mir's der Tod gewähren?

Geist.

Wir sind unsterblich und vergessen nicht;
Wir leben ewig, und Vergangnes ist uns
Mitsammt der Zukunft gegenwärtig Siehst du?

Manfred.

Ihr höhnt mich; doch die Macht, die euch hierherzwang
Gab euch in meine Hand. Höhnt nicht, ihr Knechte!
Die Seel', der Geist, der promethe'sche Funken,
Die Flamme meines Lebens ist so leuchtend,
Durchglühnd und weithinblitzend wie die eure,
Giebt der Nichts nach, obgleich in Staub gekleidet.
Gebt Antwort! sonst beweis' ich, wer ich bin.

Geist.

Die alte Antwort genügt; die beste Antwort
Sind deine eignen Wort'.

Manfred.

Erklär die Rede

Geist.

Wenn, wie du sagst, dein Wesen unserm gleicht,
So hattest du schon Antwort, als wir sagten:
Was Tod die Menschen nennen, bleibt uns fremd

Manfred.

So rief ich euch umsonst aus euren Reichen,
Ihr könnt nicht oder wollt nicht helfen.

Geist.

Sprich!
Was wir vermögen, bieten wir, dein sei's;
Besinn dich, eh' du uns entlässt, frag nochmals, —
Macht, Herrschaft, Kraft, Verlängrung deiner Tage —

Manfred.

Verflucht! was habe ich zu thun mit Tagen?
Sie sind mir jetzt schon allzu lang, — fort! fort!

Geist.

Gemach! sind wir mal hier, kann's doch dir nützen.
Besinn dich, giebt's denn gar Nichts, das wir könnten
Nicht ganz unwerth in deinen Augen machen?

Manfred.

Nein, Nichts; doch bleibt, — ich möcht' wohl, eh' wir scheiden,
Euch schaun von Angesicht zu Angesicht.
Ich höre eure Stimmen, süß und schmachtend
Wie Harfentöne auf dem Wasser, immer
Steht leuchtend vor mir jener klare Stern;
Doch anders Nichts. Kommt näher, wie ihr seid,
Kommt all', kommt einzeln, in gewohnten Formen

Geist.

Wir tragen keine Formen, außer die
Des Elements, wovon wir Seel' und Urgeist;
Wähl die Gestalt, worin wir kommen sollen.

Manfred.

Ich wählen! Giebt's ja keine Form auf Erden,
Die häßlich oder reizend wär' für mich.
Eur Mächtigster mag wählen sich ein Antlitz,
Das ihm das beste dünkt. Erschein!

Siebenter Geist.

(Erscheint in der Gestalt eines schönen Weibes.)

Sieh her!

Manfred.

O Gott! Wenn's so sein soll, und du kein Wahnbild
Und auch kein Blendwerk bist, so könnt' ich dennoch
Recht glücklich sein, — umarmen will ich dich,
Wir wollen wieder —

(die Gestalt verschwindet.)

'S Herz ist mir zermalmet.

(Manfred stürzt besinnungslos nieder.)

Eine Stimme (spricht folgenden Zauberbann):

Wenn der Mond im Wasser schwimmt,
Und im Gras der Glühwurm blinkt,
Wenn am Grab das Dunstbild glimmt,
Und im Sumpf das Irrlicht winkt,
Wenn Sternschnuppen niederschießen,
Und sich Eulen krächzend grüßen,
Wenn, umschattet von den Höhn,
Baum und Blätter stille stehn:
Dann kommt meine Seel' auf dich,
Und mein Zauber reget sich.

Schläfst du auch mit Augen zu,
Findet doch dein Geist nicht Ruh',
Schatten drohn, die nie verbleichen,
Und Gedanken, die nicht weichen;
Von geheimer Macht umrauscht,
Bist du nimmer unbelauscht;
Bist wie leichentuchumhängt,
Wie von Wolken eingezwängt;
Sollst jetzt leben immerfort
Hier in diesem Zauberwort.

Siehst mich zwar nicht sichtbarlich,
Dennoch fühlt dein Auge mich
Als ein Ding, das unsichtbar
Nah dir ist, und nahe war;
Und wenn's dir dann heimlich graust,
Und du hastig rückwärts schaust,
Siehst du staunend, dass ich nur
Bin der Schatten deiner Spur,
Und verschweigen muß dein Mund
Jene Macht, die dir ward kund.

Und ein Zaubersang und Spruch
Hat dein Haupt getauft mit Fluch;
Und ein Luftgeist voller List
Legt dir Schlingen, wo du bist;
In dem Wind hörst du ein Wort,
Das dir scheucht die Freude fort;
Und die Nacht, so still und hehr,
Gönnt dir Ruhe nimmermehr;
Und des Tages Sonnenschein,
Soll dir unerträglich sein.

Aus deinen Thränen, falsch und schlau,
Kocht' ich ein tödtliches Gebrau;
Aus deines Herzens schwarzem Quell
Presst' ich des schwarzen Blutes Well';
Aus deines Lächelns Falt' ich zog
Die Schlang', die dort sich ringelnd bog;
Aus deinem Mund nahm ich den Reiz,
Den Hauch des allerschlimmsten Leids;
Ich prüft' manch Gift, das mir bekannt,
Doch deins am giftigsten ich fand.

Bei deines Schlangenlächelns Mund,
Eiskaltem Herzen, Arglistschlund,
Bei deinem Aug', scheinheilig gut,
Bei deiner Seel' verschlossner Wuth,
Bei deiner Kunst, womit du gar
Dein Herz für menschlich gabest dar,
Bei deiner Lust an fremdem Leid,
Bei deiner Kainsähnlichkeit,
Hierbei verfluch' ich dich, Gesell;
Sei selber deine eigne Höll'!

Und auf dein Haupt gieß' ich den Saft.
Der dir ein solch Verhängnis schafft;
Schlafen nicht und sterben nicht
Gönnt dein Schicksal dir, du Wicht;
Sollst den Tod stets nahe schaun,
Freudig zwar und doch mit Graun.
Sieh! der Zauber schon umringt dich,
Klanglos seine Kett' umschlingt dich;
Auf dein Herz und Hirn zugleich
Kam der Spruch — verwelk, verbleich!

Lebewohl.

Befreundet waren weiland ihre Herzen,
Doch Lästerzungen können Wahrheit schwärzen;
Und die Beständigkeit wohnt nur dort oben;
Und dornig ist das Leben, und die Jugend
Ist eitel; und entzweit sein mit Geliebten,
Das kann wie Wahnsinnschmerz im Hirne toben.

* * *

Doch nie fand sich ein Mittler dieser Beiden,
Der heilen wollte ihrer Herzen Leiden.
Genüber standen sich die Schmerzgestalten,
Wie Klippen, die des Blitzes Strahl gespalten.
Ein wilder, wüster Strom fließt jetzt dazwischen:
Doch aller Elemente zorn'ge Schar
Vermag wohl nimmer gänzlich zu verwischen
Die holde Spur von Dem, was einstens war.

(Aus Coleridge's „Christabel.")

Lebe wohl, und sei's auf immer!
Sei's auf immer, lebe wohl!
Doch, Versöhnungslose, nimmer
Dir mein Herze zürnen soll.

Könnt' ich öffnen dir dies Herze,
Wo dein Haupt oft angeschmiegt
Jene süße Ruh gefunden,
Die dich nie in Schlaf mehr wiegt!

Könntest du durchschaun dies Herze
Und sein innerstes Gefühl!
Dann erst sähst du: es so grausam
Fortzustoßen, war zu Viel.

Mag sein, dass die Welt dich preise,
Und die That mit Freuden seh', —
Muss nicht selbst ein Lob dich kränken,
Das erkauft mit fremdem Weh?

Mag sein, dass viel Schuld ich trage;
War kein andrer Arm im Land,
Mir die Todeswund' zu schlagen,
Als der einst mich lieb umwand?

Dennoch täusche dich nicht selber,
Langsam welkt die Liebe bloß,
Und man reißt so raschen Bruches
Nicht ein Herz vom Herzen los.

Immer soll dein Herz noch schlagen,
Meins auch, blut' es noch so sehr;
Immer lebt der Schmerzgedanke:
Wieder sehn wir uns nicht mehr!?

Solche Worte schmerzen bittrer,
Als wenn man um Todte klagt;
Jeder Morgen soll uns finden
Im verwittwet' Bett erwacht.

Suchst du Trost, wenn's erste Lallen
Unsres Mägdleins dich begrüßt:
Willst du lehren „Vater" rufen
Sie, die Vaters Huld vermisst?

Wenn, umarmt von ihren Händchen,
Dich ihr süßer Kuss entzückt,
Denke sein, der fern dich liebet,
Den du liebend einst beglückt!

Wenn du schaust, dass ihr Gesichtlein
Meinen Zügen ähnlich sei,
Zuckt vielleicht in deinem Herzen
Ein Gefühl, das mir noch treu.

Alle meine Fehltritt' kennst du,
All mein Wahnsinn fremd dir blieb;
All mein Hoffen, wo du gehn magst,
Welkt, — doch geht's mit dir, mein Lieb.

Jed' Gefühl hast du erschüttert;
Selbst mein Stolz, sonst felsenfest,
Beugt sich dir, — von dir verlassen,
Meine Seel' mich jetzt verlässt.

Doch was helfen eitel Worte, —
Kommt ja gar von mir das Wort!
Nur entzügelte Gedanken
Brechen durch des Willens Pfort'.

Lebe wohl! ich bin geschleudert
Fort von allen Lieben mein,
Herzkrank, einsam und zermalmet, —
Tödlicher kann Tod nicht sein!

An Inez.

(Childe Harold. Erster Gesang.)

O, lächle nicht ob meinen finstern Brauen,
Das Wiederlächeln wird mir gar zu schwer,
Doch Thränen mögen nie dein Aug' bethauen,
Umsonst geweinte Thränen nimmermehr.

O, forsche nicht von jenem Schmerz die Kunde,
Der nagend Freud' und Jugend mir zerfrisst.
Enthülle nicht die tiefgeheime Wunde,
Die du sogar zu heilen machtlos bist.

Es ist kein Liebesweh, es ist kein Hassen,
Es ist kein Schmerz getäuschter Ruhmbegier,
Was stets mich treibt, das Liebste zu verlassen,
Was mir die Gegenwart verekelt schier.

Es ist kein Überdruss, der mich erdrücket
Bei Allem, was ich hör' und seh' und fühl'.
Denn keine Schönheit giebt's, die mich entzücket,
Kaum noch ergötzt mich deiner Augen Spiel.

Es ist die düstre Gluth, die stets getragen
In tiefer Brust der ew'ge Wandersmann,
Der nirgendwo sich kann ein Grab erjagen,
Und doch im Grab nur Ruhe finden kann.

Welch Elend kann sich selbst entfliehn? Vergebens
Durchjag' ich rastlos jedes fernste Land,
Und stets verfolget mich der Tod des Lebens,
Der Teufel, der „Gedanke" wird genannt.

Doch Andre seh' ich, die sich lustig tauchen
In jenes Freudenmeer, dem ich entwich;
O möge nie ihr schöner Traum verrauchen,
Und Keiner mög' erwachen so, wie ich!

Noch manchen Himmelsstrich muss ich durcheilen,
Verdammt, noch manches Mal zurück zu sehn;
Nur ein Bewusstsein kann mir Trost ertheilen:
Was auch gescheh', das Schlimmst' ist mir geschehn.

Was ist denn dieses Schlimmste? Lass die scharfen,
Die scharfen Stachelfragen lasse fort!
O lächle nur, — doch such nicht zu entlarven
Ein Männerherz, zu schaun die Hölle dort.

Gut' Nacht!

(Childe Harold. Erster Gesang.)

Leb wohl! leb wohl! im blauen Meer
Verbleicht die Heimat dort.
Der Nachtwind seufzt, wir rudern schwer,
Scheu fliegt die Möwe fort.
Wir segeln jener Sonne zu,
Die untertaucht mit Pracht;
Leb wohl, du schöne Sonn' und du,
Mein Vaterland, — gut' Nacht!

Aufs Neu' steigt bald die Sonn' heran,
Gebärend Tageslicht;
Nur Luft und Meer begrüß' ich dann,
Doch meine Heimat nicht.
Mein gutes Schloss liegt wüst und leer,
Mein Herd steht öde dort,
Das Unkraut rankt dort wild umher,
Mein Hund heult an der Pfort'.

Komm her, komm her, mein Page klein,
Was weinst du, armes Kind?
Fürchtst du der Wogen wildes Dräun,
Macht zittern dich der Wind?
Wisch nur vom Aug' die Thräne hell,
Das Schiff ist fest gefügt,
Kaum fliegt der beste Falk so schnell,
Wie unser Schifflein fliegt.

„Lass brausen Fluth, lass heulen Wind,
Mich schreckt nicht Wind, nicht Fluth;
Sir Childe, viel andre Ding' es sind,
Wesshalb ich schlimmgemuth.
Denn ich verließ den Vater mein,
Und auch die Mutter traut;
Mir blieb kein Freund, als du allein,
Und der dort oben schaut.

„Lang segnete mein Vater mich,
Doch klagte er nicht sehr.
Doch Mutter weint wohl bitterlich,
Bis dass ich wiederkehr'.“ —
Still, still, mein Bub, dich zieret hold
Im Auge solche Thrän',
Hätt' ich dein schuldlos Herz, man sollt'
Auch meins nicht trocken sehn.

Komm her, komm her, mein Schlossdienstmann,
Was hat dich bleich gemacht?
Fürchtst du, der Franzmann käm' heran,
Durchfröstelt dich die Nacht?
„Glaubst du, ich zittre für den Leib?
Sir Childe, bin nicht so bang!
Doch denkt er an sein fernes Weib,
Wird bleich des Treuen Wang'!

„Am Seerand, wo dein Stammschloss ragt,
Da wohnt mir Weib und Kind;
Wenn nun der Bub' nach Vater fragt,
Was sagt sie ihm geschwind?"
Still, still, mein wackrer Schlossdienstmann,
Man ehre deinen Schmerz;
Doch ich bin leichtrer Art, und kann
Entfliehn, als sei's ein Scherz.

Ich traue Weibesseufzern nicht!
Ein frischer Buhlertross
Wird trocknen jenes Auge licht,
Das jüngst noch überfloss.
Mich quälet kein' Erinnerung süß,
Kein Sturm, der näher rollt;
Mich quält nur, dass ich Nichts verließ,
Weßhalb ich weinen sollt'.

Und nun schwimm' ich auf weitem Meer,
Bin einsam in der Welt: —
Sollt' ich um Andre weinen sehr,
Da mir kein Thränlein fällt?
Mein Hund heult nur, bis neue Speis'
Ein neuer Herr ihm reicht;
Kehr' ich zurück und nah' ihm leis —
Zerfleischt er mich vielleicht.

Mit dir, mein Schiff, durchsegl' ich frei
Das wilde Meergebraus;
Trag mich, nach welchem Land es sei
Nur trag mich nicht nach Haus!
Sei mir willkommen, Meer und Luft!
Und ist die Fahrt vollbracht,
Sei mir willkommen, Wald und Kluft!
Mein Vaterland, — gut' Nacht!

Gedichte aus dem Nachlaß
bis 1830.

Lieder.

1.

Wenn junge Herzen brechen,
So lachen drob die Sterne,
Sie lachen und sie sprechen
Herab aus der blauen Ferne:

„Die armen Menschen lieben
Sich zwar mit vollen Seelen,
Und müssen sich doch betrüben,
Und gar zu Tode quälen.“

„Wir haben nie empfunden
Die Liebe, die so verderblich
Den armen Menschen drunten;
Drum sind wir auch unsterblich.“

2.

Jegliche Gestalt bekleidend,
Bin ich stets in deiner Nähe,
Aber immer bin ich leidend,
Und du thust mir immer wehe.

Wenn du, zwischen Blumenbeeten
Wandelnd in des Sommers Tagen,
Einen Schmetterling zertreten —
Hörst du mich nicht leise klagen?

Wenn du eine Rose pflückest,
Und mit kindischem Behagen
Sie entblätterst und zerstückest —
Hörst du mich nicht leise klagen?

Wenn bei solchem Rosenbrechen
Böse Dornen einmal wagen
In die Finger dich zu stechen —
Hörst du mich nicht leise klagen?

Hörst du nicht die Klagetöne
Selbst im Ton der eignen Kehle?
In der Nacht seufz' ich und stöhne
Aus der Tiefe deiner Seele.

3.

Die Wälder und Felder grünen,
Es trillert die Lerch' in der Luft,
Der Frühling ist erschienen
Mit Lichtern und Farben und Duft.

Der Lerchengesang erweicht mir
Das winterlich starre Gemüth,
Und aus dem Herzen steigt mir
Ein trauriges Klagelied.

Die Lerche trillert gar feine:
„Was singst du so trüb und bang?"
Das ist ein Liedchen, o Kleine,
Das sing' ich schon Jahre lang!

Das sing' ich im grünen Haine
Das Herz von Gram beschwert;
Schon deine Großmutter, o Kleine,
Hat dieses Lied gehört!

4.

Ich dacht' an sie den ganzen Tag,
Und dacht' an sie die halbe Nacht.
Und als ich fest im Schlafe lag,
Hat mich ein Traum zu ihr gebracht.

Sie blüht wie eine junge Ros',
Und sitzt so ruhig, still beglückt.
Ein Rahmen ruht auf ihrem Schooß,
Worauf sie weiße Lämmchen stickt.

Sie schaut so sanft, begreift es nicht,
Warum ich traurig vor ihr steh'.
„Was ist so blaß dein Angesicht,
Heinrich, sag mir's, wo thut's dir weh?"

Sie schaut so sanft und staunt, daß ich
Still weinend ihr in's Auge seh'.
„Was weinest du so bitterlich,
Heinrich, sag mir's, Wer thut dir weh?"

Sie schaut mich an mit milder Ruh',
Ich aber fast vor Schmerz vergeh'.
„Wer weh mir thut, mein Lieb, bist du,
Und in der Brust da sitzt das Weh."

Da steht sie auf, und legt die Hand
Mir auf die Brust ganz feierlich;
Und plötzlich all mein Weh verschwand,
Und heitern Sinns erwachte ich

5.

Ich will mich im grünen Wald ergehn,
Wo Blumen sprießen und Vögel singen;
Denn wenn ich im Grabe einst liegen werde,
Ist Aug' und Ohr bedeckt mit Erde,
Die Blumen kann ich nicht sprießen sehn,
Und Vögelgesang hör' ich nicht klingen

6.

Wir wollen jetzt Frieden machen,
Ihr lieben Blümelein.
Wir wollen schwatzen und lachen
Und wollen uns wieder freu'n.

Du weißes Maienglöckchen,
Du Rose mit rothem Gesicht,
Du Nelke mit bunten Fleckchen,
Du blaues Vergißmeinnicht!

Kommt her, ihr Blumen, jede
Soll mir willkommen sein —
Nur mit der schlimmen Resede
Lass' ich mich nicht mehr ein.

7.

Es fasst mich wieder der alte Muth,
Mir ist, als jagt' ich zu Rosse,
Und jagte wieder mit liebender Gluth
Nach meiner Liebsten Schlosse.

Es fasst mich wieder der alte Muth,
Mir ist, als jagt' ich zu Rosse,
Und jagte zum Streite mit hassender Wuth,
Schon harret der Kampfgenosse.

Ich jage geschwind wie der Wirbelwind,
Die Wälder und Felder fliegen!
Mein Kampfgenoss und mein schönes Kind,
Sie müssen Beide erliegen.

8.

Tag und Nacht hab' ich gedichtet,
Und hab' doch Nichts ausgerichtet;
Bin in Harmonien geschwommen,
Und bin doch zu Nichts gekommen.

9.

Daß ich dich liebe, o Möpschen,
Das ist dir wohlbekannt.
Wenn ich mit Zucker dich füttre,
So leckst du mir die Hand.

Du willst auch nur ein Hund sein,
Und willst nicht scheinen Mehr;
All' meine übrigen Freunde
Verstellen sich zu sehr.

10.

Gewiss, gewiss, der Rath wär' gut,
Hätt' Unsereins kein junges Blut.
Wir trinken aus, wir schenken ein,
Wir klopfen an, sie ruft Herein!

Hat uns die Eine fortgeschickt,
Die Andre hat uns zugenickt,
Und wird uns hier das Weinglas leer,
Ei nun, es wächst am Rheine mehr!

11.

Lieben und Hassen, Hassen und Lieben
Ist Alles über mich hingegangen;
Doch blieb von Allem Nichts an mir hangen,
Ich bin der Allerselbe geblieben.

An J. B. Rousseau.

(Ins Stammbuch.)

Bang hat der Pfaff sich in der Kirch verkrochen,
Der Herrschling zittert auf dem morschen Thrönlein,
Auf seinem Kopfe wackelt schon sein Krönlein —
Denn Rousseau's Namen hab' ich ausgesprochen.

Doch wähne nicht das Püpplein, womit pochen
Die Mystiker, sei Rousseau's Glaubensfähnlein,
Auch halte nicht für Rousseau's Freiheit, Söhnlein,
Das Süpplein, das die Demagogen kochen.

Sei deines Namens werth, für wahre Freiheit
Und freie Wahrheit kämpf mit deutschem Sinne.
Schlag drein mit Wort und Schwert, sei treu und bieder.

Glaube, Freiheit, Minne sei deine Dreiheit,
Und fehlt dir auch das Myrtenreis der Minne,
So hast du doch den Lorberkranz der Lieder.

Dresdener Poesie.

Zu Dresden, in der schönen Stadt der Elbe,
Wo's giebt Tabak- und Stroh- und Versfabriken,
Erhebt sich, um die Köpfe zu berücken,
Ein Liederkränzlein und ein Liedgewölbe.

Ist nun mit Herrn und Frau'n besetzt dasselbe,
So lesen vor, Gluth-Muth-Blut in den Blicken,
Herr Kuhn und Fräulein Nostiz — o Entzücken!
Ha! herrlich! Weg, Kritik, du fade, gelbe!

Am andern Tage steht es in der Zeitung,
Hell's Hellheit schwademt, Kind's Kindheit ist kindisch.
Dazwischen kriecht das krit'sche Beiblatt hündisch.

Arnoldi sorgt für's Geld und die Verbreitung,
Zuletzt kommt Böttiger und macht Spektakel,
Die Abendzeitung sei das Weltorakel.

Berlin.

Berlin! Berlin! du großes Jammerthal,
Bei dir ist Nichts zu finden, als lauter Angst und Qual.
Der Officier ist hitzig, der Zorn und der ist groß:
Miserabel ist das Leben, das man erfahren muß.

Und wenn's dann Sommer ist,
So ist eine große Hitz';
So müssen wir exerciren,
Daß uns der Buckel schwitzt.

Komm' ich auf Wachtparad'
Und thu' einen falschen Schritt,
So ruft der Adjutant:
„Den Kerl dort aus dem Glied!

„Die Tasche herunter,
Den Säbel abgelegt,
Und tapfer drauf geschlagen,
Daß er sich nicht mehr regt!"

Und wenn's dann Friede ist,
Die Kräfte sind dahin;
Die Gesundheit ist verloren,
Wo sollen wir denn nun hin?

Alsdann so wird es heißen:
Ein Vogel und kein Nest!
Nun, Bruder, häng den Schnappsack an,
Du bist Soldat gewest.

Erinnerung.

Was willst du traurig, liebes Traumgebilde?
Ich sehe dich, ich fühle deinen Hauch!
Du schaust mich an mit wehmuthvoller Milde;
Ich kenne dich, und ach! du kennst mich auch.

Ich bin ein kranker Mann jetzund, die Glieder
Sind lebensmatt, das Herz ist ausgebrannt,
Mißmuth umflort mich, Kummer drückt mich nieder;
Viel anders war's, als ich dich einstens fand!

In stolzer Kraft, und von der Heimat ferne,
Jagte ich da nach einem alten Wahn;
Die Erd' wollt' ich zerstampfen, und die Sterne
Wollte ich reißen aus der Himmelsbahn. —

Frankfurt, du hegst viel Narrn und Bösewichter,
Doch lieb' ich dich, du gabst dem deutschen Land
Manch guten Kaiser und den besten Dichter,
Und bist die Stadt, wo ich die Holde fand.

Ich ging die Zeil entlang, die schöngebaute,
Es war die Messe just, die Schacherzeit,
Und bunt war das Gewimmel, und ich schaute
Wie träumend auf des Volks Geschäftigkeit.

Da sah ich Sie! mit heimlich süßem Staunen
Erblickt' ich da die schwebende Gestalt,
Die sel'gen Augen und die sanften Braunen —
Es zog mich fort mit seltsamer Gewalt.

Und über Markt und Straßen ging's, und weiter,
Bis an ein Gäßchen, schmal und traulich klein —
Da dreht sich um die Holde, lächelt heiter,
Und schlüpft ins Haus — ich eilte hinterdrein.

Die Muhme nur war schlecht, und ihrem Geize
Opferte sie des Mädchens Blüthen hin;
Willig ergab das Kind mir seine Reize,
Jedoch, bei Gott! es dacht' nicht an Gewinn.

Bei Gott! auf andre Weiber noch, als Musen,
Versteh' ich mich, mich täuscht kein glatt Gesicht.
So, weiß ich, klopft kein einstudirter Busen,
Und solche Blicke hat die Lüge nicht.

Und sie war schön! Schöner ist nicht gewesen
Die Göttin, als sie stieg aus Wellenschaum.
Vielleicht war sie das wunderschöne Wesen,
Das ich geahnt im frühen Knabentraum!

Ich hab' es nicht erkannt! Es war umnachtet
Mein Sinn und fremder Zauber mich umwand.
Vielleicht das Glück, wonach ich stets geschmachtet,
Ich hielt's im Arm — und hab' es nicht erkannt!

Doch schöner war sie noch in ihren Schmerzen,
Als nach drei Tagen, die ich wundersüß
Verträumt an ihrem wundersüßen Herzen,
Der alte Wahn mich weiter eilen hieß;

Als sie, mit wild verzweifelnder Gebärde
Und aufgelöstem Haar die Hände rang,
Und endlich niederstürzte, auf die Erde,
Und laut aufweinend meine Knie umschlang!

Ach Gott! es hatte sich in meinen Sporen
Ihr Haar verwickelt — bluten sah ich sie —
Und doch riß ich mich los — und hab' verloren
Mein armes Kind, und wieder sah ich's nie!

Fort ist der alte Wahn, jedoch das Bildniss
Des armen Kinds umschwebt mich, wo ich bin.
Wo irrst du jetzt, in welcher kalten Wildniss?
Dem Elend und dem Gram gab ich dich hin!

Ramsgate.

Ein ungeheurer Kalkfelsen gleich einem schönen weißen Frauenbusen, erhebt sich über dem Meere, das verliebte Meer drängt sich an ihn heran, umspielt und bespritzt ihn neckend, und umschlingt ihn mit seinen gewaltigen Wellenarmen. Auf jenem weißen Felsen steht eine hohe Stadt, und dort, auf hohem Balkone, steht eine schöne Frau und spielt heitere Weisen auf der spanischen Guitarre.

Unter dem Balkone steht ein deutscher Dichter, und wie die holden Melodien zu ihm hinab steigen, so accompagnirt sie seine Seele unwillkürlich, und es dringen hervor die Worte:

„O, dass ich wär' das wilde Meer,
Und du der Felsen drüber her —"

Unser deutscher Dichter hat aber diese Worte nicht gesungen, sondern bloß gedacht. Erstens fehlte es ihm an Stimme, zweitens war er zu blöde. — Als er am Abend die schöne Frau längs der Meeresküste spazieren führte, da war er ganz und gar stumm.

Die Wellen drängten sich wilder an die weiße Felsenbrust, und über dem Wasser warf der Mond seinen langen Strahl, wie eine goldene Brücke nach dem Lande der Verheißung.

Zum Polterabend.

1.

Mit deinen großen, allwissenden Augen
Schaust du mich an, und du hast Recht:
Wie konnten wir zusammen taugen,
Da du so gut, und ich so schlecht!

Ich bin so schlecht und bitterblütig,
Und Spottgeschenke bring' ich dar
Dem Mädchen, das so lieb und gütig,
Und ach! sogar aufrichtig war.

2.

O, du kanntest Koch und Küche,
Loch und Schliche, Thür und Thor!
Wo wir nur zusammen strebten,
Kamst du immer mir zuvor.

Jetzt heirathest du mein Mädchen,
Theurer Freund, Das wird zu toll —
Toller ist es nur, daß ich dir
Dazu gratulieren soll!

3.

„O, die Liebe macht uns selig,
O, die Liebe macht uns reich!"
Also singt man tausendkehlig
In dem heil'gen röm'schen Reich.

Du, du fühlst den Sinn der Lieder,
Und sie klingen, theurer Freund,
Jubelnd dir im Herzen wieder,
Bis der große Tag erscheint:

Wo die Braut, mit rothen Bäckchen,
Ihre Hand in deine legt,
Und der Vater, mit den Säckchen,
Dir den Segen überträgt.

Säckchen voll mit Geld, unzählig,
Linnen, Betten, Silberzeug —
O, die Liebe macht uns selig,
O, die Liebe macht uns reich!

4.

Der weite Boden ist überzogen
Mit Blumendecken, der grüne Wald,
Er wölbt sich hoch zu Siegesbogen,
Gefiederte Einzugmusik erschallt.

Es kommt der schöne Lenz geritten,
Sein Auge sprüht, die Wange glüht!
Ihr solltet ihn zur Hochzeit bitten,
Denn gerne weilt er, wo Liebe blüht.

An die Tochter der Geliebten.

Ich seh' dich an und glaub' es kaum —
Es war ein schöner Rosenbaum —
Die Düfte stiegen mir lockend zu Häupten,
Dass sie mir zuweilen das Hirn betäubten —
Es blüht hervor die Erinnerung —
Ach! damals war ich närrisch und jung —
Jetzt bin ich alt und närrisch — Ein Stechen
Fühl' ich im Aug' — Nun muss ich sprechen
In Reimen sogar — es wird mir schwer,
Das Herz ist voll, der Kopf ist leer!

Du kleine Kousinenknospe! es zieht
Bei deinem Anblick durch mein Gemüth
Gar seltsame Trauer, in seinen Tiefen
Erwachen Bilder, die lange schliefen —
Sirenenbilder, sie schlagen auf
Die lachenden Augen, sie schwimmen herauf
Lustplätschernd — die Schönste der Schar,
Die gleicht dir selber auf ein Haar!

Das ist der Jugend Frühlingstraum —
Ich seh' dich an, und glaub' es kaum!
Das sind die Züge der theuren Sirene,
Das sind die Blicke, das sind die Töne —
Sie hat ein süßkrötiges Stimmelein,
Bezaubernd die Herzen groß und klein —
Die Schmeichelänglein spielen in's Grüne,
Meerwunderlich mahnend an Delphine —
Ein bischen spärlich die Augenbraun,
Doch hochgewölbt und anzuschaun

Wie anmuthstolze Siegesbogen —
Auch Grübchenringe, lieblich gezogen
Dicht unter das Aug' in den rosigen Wänglein —
Doch leider! weder Menschen noch Englein
Sind ganz vollkommen — das herrlichste Wesen
Hat seine Fehler, wie wir lesen
In alten Märchen. Herr Lusignan,
Der einst die schönste Meerfee gewann,
Hat doch an ihr, in manchen Stunden,
Den heimlichen Schlangenschwanz gefunden.

Heinrich Heine's

Sämmtliche Werke.

Neue Ausgabe in 12 Bänden.

Zweiter Band.

Neue Gedichte. — Zeitgedichte. — Atta Troll. — Deutschland.

Hamburg.
Hoffmann und Campe.
1887.

Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Inhalt

Neue Gedichte.

K.

Verschiedene.

Seraphine.

Angelique.

Diane.

Hortense.

Seite

Klarisse.

Yolante und Marie.

Jenny.

Emma.

Der Tannhäuser. Eine Legende.

Schöpfungslieder.

Friederike.

Katharina.

In der Fremde.

Tragödie.

Romanzen.

Zeitgedichte.

Gedichte aus dem Nachlaß.

Lieder.

Atta Troll. Ein Sommernachtstraum.

Deutschland. Ein Wintermärchen.



Neue Gedichte.

Zeitgedichte.

Aus der Vorrede

zur zweiten Auflage des zweiten Bandes der „Reisebilder".*)

Die neuen Frühlingslieder übergebe ich um so anspruchloser, da ich wohl weiß, dass Deutschland keinen Mangel hat an dergleichen lyrischen Gedichten. Außerdem ist es unmöglich, in dieser Gattung etwas Besseres zu geben, als schon von den älteren Meistern geliefert worden, namentlich von Ludwig Uhland, der die Lieder der Minne und des Glaubens so hold und lieblich hervorgesungen aus den Trümmern alter Burgen und Klosterhallen. Freilich, diese frommen und ritterlichen Töne, diese Nachklänge des Mittelalters, die noch unlängst in der Periode einer patriotischen Beschränktheit von allen Seiten wiederhallten, verwehen jetzt im Lärmen der neuesten Freiheitskämpfe, im Getöse einer allgemeinen europäischen Völkerverbrüderung, und im scharfen Schmerzjubel jener modernen Lieder, die keine katholische Harmonie der Gefühle erlügen wollen und vielmehr jakobinisch unerbittlich die Gefühle zerschneiden, der Wahrheit wegen. Es ist interessant, zu beobachten, wie die eine von den beiden Liederarten je zuweilen von der anderen die äußere Form abborgt. Noch interessanter ist es, wenn in ein und demselben Dichterherzen sich beide Arten verschmelzen.

Ich weiß nicht, ob die „Erato" des Freiherrn Franz von Gaudy und das „Skizzenbuch" von Franz Kugler schon die gebührende Anerkennung gefunden; beide Büchlein, die erst jüngst erschienen, haben mich so innig angesprochen, dass ich sie in jedem Fall ganz besonders rühmen muss.

Ich würde mich vielleicht noch weitläufig über deutsche Dichter aussprechen, aber einige andere Zeitgenossen, die jetzt damit beschäftigt sind, die Freiheit und Gleichheit in Europa zu begründen, nehmen zu sehr meine Aufmerksamkeit in Anspruch.

Paris, den 20. Juni 1831.

Heinrich Heine.

*) Die „Neuer Frühling" überschriebenen Lieder waren zuerst daselbst eingereiht.

Aus der Vorrede

zur zweiten Auflage der „Neuen Gedichte".

Vor etwa vier Wochen haben diese „Neue Gedichte" die Presse verlassen, und fast gleichzeitig erschien im Einzeldruck das darin enthaltene Wintermärchen, „Deutschland" betitelt. Mein Verleger, der durch die großen Auflagen, die er von meinen Werken zu machen pflegt, dem Genius des Verfassers das ehrenvollste Vertrauen schenkt, widmete mir diesmal eine gesteigerte Huldigung, und er druckte von den „Neuen Gedichten" eine noch weit enthusiastischere Anzahl von Exemplaren. Vergebens stellte ich ihm vor, welcher bitteren Enttäuschung er sich dadurch aussetze, und ich gestand ihm, wie ich in authentischen Zeitungsblättern mit eignen Augen gelesen habe, daß meine Popularität sehr gesunken sei, daß ich von den jüngern Poeten des Tags ganz überflügelt worden, und daß ich überhaupt nur noch der Vergangenheit angehöre. Aber mein Verleger lächelte sonderbar und berief sich auf seine Handlungsbücher, worin der Absatz meiner Schriften tagtäglich mit trockner Gewissenhaftigkeit eingezeichnet wird, und diese erquicklichen und progressiven Zahlen bildeten eine Argumentation, die schwer zu widerlegen war. In diesem Augenblicke triumphiert der Mann ganz und gar über die Besorgnisse meiner Bescheidenheit, und er veranstaltet in verdoppelter Quantität eine zweite Auflage jener „Neuen Gedichte". Leider kann ich, da ich jetzt wieder vom Druckort entfernt bin, den Druck nicht so streng überwachen, wie ich es bei der ersten Auflage gethan. Nachträgliche Veränderungen habe ich mir nirgends erlaubt, welches ich ausdrücklich bemerke.

Geschrieben zu Paris, den 18. Oktober 1844.

Heinrich Heine.

Neuer Frühling.

1831.

Ein Fichtenbaum steht einsam
Im Norden — — — —
— —

Er träumt von einer Palme
Die fern — — — —
— —

Prolog.

In Gemälde-Galerieen
Siehst du oft das Bild des Manns,
Der zum Kampfe wollte ziehen,
Wohlbewehrt mit Schild und Lanz.

Doch ihn necken Amoretten,
Rauben Lanze ihm und Schwert,
Binden ihn mit Blumenketten,
Wie er auch sich mürrisch wehrt.

So in holden Hindernissen
Wind' ich mich mit Lust und Leid,
Während Andre kämpfen müssen
In dem großen Kampf der Zeit.

1.

Unterm weißen Baume sitzend,
Hörst du fern die Winde schrillen,
Siehst, wie oben stumme Wolken
Sich in Nebeldecken hüllen;

Siehst, wie unten ausgestorben
Wald und Flur, wie kahl geschoren; —
Um dich Winter, in dir Winter,
Und dein Herz ist eingefroren.

Plötzlich fallen auf dich nieder
Weiße Flocken, und verdrossen
Meinst du schon, mit Schneegestöber
Hab' der Baum dich übergossen.

Doch es ist kein Schneegestöber,
Merkst es bald mit freud'gem Schrecken;
Duft'ge Frühlingsblüthen sind es,
Die dich necken und bedecken.

Welch ein schauersüßer Zauber!
Winter wandelt sich in Maie,
Schnee verwandelt sich in Blüthen,
Und dein Herz, es liebt aufs Neue.

2.

In dem Walde sprießt und grünt es
Fast jungfräulich lustbeklommen;
Doch die Sonne lacht herunter:
Junger Frühling sei willkommen!

Nachtigall! auch dich schon hör' ich,
Wie du flötest selig trübe,
Schluchzend langgezogne Töne,
Und dein Lied ist lauter Liebe!

3.

Die schönen Augen der Frühlingsnacht,
Sie schauen so tröstend nieder:
Hat dich die Liebe so kleinlich gemacht,
Die Liebe, sie hebt dich wieder.

Auf grüner Linde sitzt und singt
Die süße Philomele;
Wie mir das Lied zur Seele dringt,
So dehnt sich wieder die Seele.

4.

Ich lieb' eine Blume, doch weiß ich nicht welche;
Das macht mir Schmerz
Ich schau' in alle Blumenkelche,
Und such' ein Herz.

Es duften die Blumen im Abendscheine.
Die Nachtigall schlägt.
Ich such' ein Herz, so schön wie das meine,
So schön bewegt.

Die Nachtigall schlägt, und ich verstehe
Den süßen Gesang;
Uns Beiden ist so bang und wehe,
So weh und bang.

5.

Gekommen ist der Maie,
Die Blumen und Bäume blühn,
Und durch die Himmelsbläue
Die rosigen Wolken ziehn.

Die Nachtigallen singen
Herab aus der laubigen Höh',
Die weißen Lämmer springen
Im weichen grünen Klee.

Ich kann nicht singen und springen,
Ich liege krank im Gras;
Ich höre fernes Klingen,
Mir träumt, ich weiß nicht was.

6.

Leise zieht durch mein Gemüth
Liebliches Geläute,
Klinge, kleines Frühlingslied
Kling hinaus ins Weite.

Kling hinaus bis an das Haus,
Wo die Blumen sprießen.
Wenn du eine Rose schaust,
Sag, ich lass' sie grüßen.

7.

Der Schmetterling ist in die Rose verliebt,
Umflattert sie tausendmal,
Ihn selber aber goldig zart
Umflattert der liebende Sonnenstrahl.

Jedoch, in wen ist die Rose verliebt?
Das wüsst' ich gar zu gern.
Ist es die singende Nachtigall?
Ist es der schweigende Abendstern?

Ich weiß nicht, in wen die Rose verliebt;
Ich aber lieb' euch all':
Rose, Schmetterling, Sonnenstrahl,
Abendstern und Nachtigall!

8.

Es erklingen alle Bäume,
Und es singen alle Nester —
Wer ist der Kapellenmeister
In dem grünen Wald-Orchester?

Ist es dort der graue Kiebitz,
Der beständig nickt so wichtig?
Oder der Pedant, der dorten
Immer kuckuckt zeitmaßrichtig?

Ist es jener Storch, der ernsthaft,
Und als ob er dirigieret,
Mit dem langen Streckbein klappert,
Während Alles musicieret?

Nein, in meinem eignen Herzen
Sitzt des Walds Kapellenmeister,
Und ich fühl', wie er den Takt schlägt,
Und ich glaube, Amor heißt er.

9.

„Im Anfang war die Nachtigall
Und sang das Wort: Züküht! Zükühl!
Und wie sie sang, sproſs überall
Grüngras, Violen, Apfelblüth'.

„Sie biſs sich in die Brust, da floſs
Ihr rothes Blut, und aus dem Blut
Ein schöner Rosenbaum entsproſs;
Dem singt sie ihre Liebesgluth.

„Uns Vögel all' in diesem Wald
Versöhnt das Blut aus jener Wund';
Doch wenn das Rosenlied verhallt,
Geht auch der ganze Wald zu Grund."

So spricht zu seinen Spätzelein
Im Eichennest der alte Spatz;
Die Spätzin piepet manchmal drein,
Sie hockt auf ihrem Ehrenplatz.

Sie ist ein häuslich gutes Weib
Und brütet brav und schmollet nicht;
Der Alte giebt zum Zeitvertreib
Den Kindern Glaubensunterricht.

10.

Es hat die warme Frühlingsnacht
Die Blumen hervorgetrieben,
Und nimmt mein Herz sich nicht in Acht
So wird es sich wieder verlieben.

Doch welche von den Blumen alln
Wird mir das Herz umgarnen?
Es wollen die singenden Nachtigalln
Mich vor der Lilje warnen.

11.

Es drängt die Noth, es läuten die Glocken,
Und, ach! ich hab' den Kopf verloren!
Der Frühling und zwei schöne Augen,
Sie haben sich wider mein Herz verschworen.

Der Frühling und zwei schöne Augen
Verlocken mein Herz in neue Bethörung!
Ich glaube, die Rosen und Nachtigallen
Sind tief verwickelt in dieser Verschwörung

12.

Ach, ich sehne mich nach Thränen,
Liebesthränen, schmerzenmild,
Und ich fürchte, dieses Sehnen
Wird am Ende noch erfüllt.

Ach, der Liebe süßes Elend
Und der Liebe bittre Lust
Schleicht sich wieder himmlisch quälend
In die kaum genesne Brust.

13.

Die blauen Frühlingsaugen
Schaun aus dem Gras hervor;
Das sind die lieben Veilchen,
Die ich zum Strauß erkor.

Ich pflücke sie und denke,
Und die Gedanken all',
Die mir im Herzen seufzen,
Singt laut die Nachtigall.

Ja, was ich denke, singt sie
Lautschmetternd, dass es schallt;
Mein zärtliches Geheimnis
Weiß schon der ganze Wald.

14.

Wenn du mir vorüberwandelst,
Und dein Kleid berührt mich nur,
Jubelt dir mein Herz, und stürmisch
Folgt es deiner schönen Spur.

Dann drehst du dich um und schaust mich
Mit den großen Augen an,
Und mein Herz ist so erschrocken,
Dass es kaum dir folgen kann.

15.

Die schlanke Wasserlilje
Schaut träumend empor aus dem See,
Da grüßt der Mond herunter
Mit lichtem Liebesweh.

Verschämt senkt sie das Köpfchen
Wieder hinab zu den Welln —
Da sieht sie zu ihren Füßen
Den armen blassen Geselln.

16.

Wenn du gute Augen hast,
Und du schaust in meine Lieder,
Siehst du eine junge Schöne
Drinnen wandeln auf und nieder.

Wenn du gute Ohren hast,
Kannst du gar die Stimme hören,
Und ihr Seufzen, Lachen, Singen
Wird dein armes Herz bethören.

Denn sie wird mit Blick und Wort,
Wie mich selber, dich verwirren;
Ein verliebter Frühlingsträumer
Wirst du durch die Wälder irren.

17.

Was treibt dich umher in der Frühlingsnacht?
Du hast die Blumen toll gemacht,
Die Veilchen sind erschrocken!
Die Rosen, sie sind vor Scham so roth,
Die Liljen, sie sind so blaſs wie der Tod,
Sie klagen und zagen und stocken!

O, lieber Mond, welch frommes Geschlecht
Sind doch die Blumen! Sie haben Recht,
Ich habe Schlimmes verbrochen!
Doch konnt' ich wissen, daſs sie gelauscht
Als ich, von glühender Liebe berauscht,
Mit den Sternen droben gesprochen?

18.

Mit deinen blauen Augen
Siehst du mich lieblich an,
Da ward mir so träumend zu Sinne,
Daſs ich nicht sprechen kann.

An deine blauen Augen
Gedenk' ich allerwärts: —
Ein Meer von blauen Gedanken
Ergieſst sich über mein Herz.

19.

Wieder ist das Herz bezwungen,
Und der öde Groll verrauchet,
Wieder zärtliche Gefühle
Hat der Mai mir eingehauchet.

Spät und früh durcheil' ich wieder
Die besuchtesten Alleen,

Unter jedem Strohhut such' ich
Meine Schöne zu erspähen.

Wieder an dem grünen Flusse,
Wieder steh' ich an der Brücke —
Ach, vielleicht fährt sie vorüber,
Und mich treffen ihre Blicke.

Im Geräusch des Wasserfalles
Hör' ich wieder leises Klagen,
Und mein schönes Herz versteht es,
Was die weißen Wellen sagen.

Wieder in verschlungnen Gängen
Hab' ich träumend mich verloren,
Und die Vögel in den Büschen
Spotten des verliebten Thoren.

20.

Die Rose duftet — doch ob sie empfindet
Das, was sie duftet, ob die Nachtigall
Selbst fühlt, was sich durch unsre Seele windet
Bei ihres Liedes süßem Wiederhall: —

Ich weiß es nicht. Doch macht uns gar verdrießlich
Die Wahrheit oft! Und Ros' und Nachtigall,
Erlögen sie auch das Gefühl, ersprießlich
Wär' solche Lüge, wie in manchem Fall —

21.

Weil ich dich liebe, muſs ich fliehend
Dein Antlitz meiden — zürne nicht!
Wie passt dein Antlitz, schön und blühend
Zu meinem traurigen Gesicht!

Weil ich dich liebe, wird so bläſslich,
So elend mager mein Gesicht —
Du fändest mich am Ende häſslich —
Ich will dich meiden — zürne nicht!

22.

Ich wandle unter Blumen,
Und blühe selber mit;
Ich wandle wie im Traume,
Und schwanke bei jedem Schritt.

O, halt mich fest, Geliebte!
Vor Liebestrunkenheit
Fall' ich dir sonst zu Füßen,
Und der Garten ist voller Leut'.

23.

Wie des Mondes Abbild zittert
In den wilden Meereswogen,
Und er selber still und sicher
Wandelt an dem Himmelsbogen:

Also wandelst du, Geliebte,
Still und sicher, und es zittert
Nur dein Abbild mir im Herzen,
Weil mein eignes Herz erschüttert.

24.

Es haben unsre Herzen
Geschlossen die heil'ge Allianz;
Sie lagen fest an einander,
Und sie verstanden sich ganz.

Ach, nur die junge Rose,
Die deine Brust geschmückt,
Die arme Bundesgenossin,
Sie wurde fast zerdrückt.

25.

Sag mir, wer einst die Uhren erfund,
Die Zeitabtheilung, Minuten und Stund'?
Das war ein frierend trauriger Mann.
Er saß in der Winternacht und sann,
Und zählte der Mäuschen heimliches Quicken
Und des Holzwurms ebenmäßiges Picken.

Sag mir, wer einst das Küssen erfund?
Das war ein glühend glücklicher Mund;
Er küsste und dachte Nichts dabei.
Es war im schönen Monat Mai,
Die Blumen sind aus der Erde gesprungen,
Die Sonne lachte, die Vögel sungen.

26.

Wie die Nelken duftig athmen!
Wie die Sterne, ein Gewimmel
Goldner Bienen, ängstlich schimmern
An dem veilchenblauen Himmel!

Aus dem Dunkel der Kastanien
Glänzt das Landhaus, weiß und lüstern,
Und ich hör' die Glasthür klirren
Und die liebe Stimme flüstern.

Holdes Zittern, süßes Beben,
Furchtsam zärtliches Umschlingen —
Und die jungen Rosen lauschen,
Und die Nachtigallen singen.

27.

Hab' ich nicht dieselben Träume
Schon geträumt von diesem Glücke?
Waren's nicht dieselben Bäume,
Blumen, Küsse, Liebesblicke?

Schien der Mond nicht durch die Blätter
Unsrer Laube hier am Bache?
Hielten nicht die Marmorgötter
Vor dem Eingang stille Wache?

Ach! ich weiß, wie sich verändern
Diese allzu holden Träume,
Wie mit kalten Schneegewändern
Sich umhüllen Herz und Bäume;

Wie wir selber dann erkühlen
Und uns fliehen und vergessen,
Wir, die jetzt so zärtlich fühlen,
Herz an Herz so zärtlich pressen.

28.

Küsse, die man stiehlt im Dunkeln
Und im Dunkeln wiedergiebt,
Solche Küsse, wie besel'gen
Sie die Seele, wenn sie liebt!

Ahnend und erinnrungsüchtig
Denkt die Seele sich dabei
Manches von vergangnen Tagen,
Und von Zukunft Mancherlei.

Doch das gar zu viele Denken
Ist bedenklich, wenn man küsst; —
Weine lieber, liebe Seele,
Weil das Weinen leichter ist!

29.

Es war ein alter König,
Sein Herz war schwer, sein Haupt war grau:
Der arme, alte König,
Er nahm eine junge Frau.

Es war ein schöner Page,
Blond war sein Haupt, leicht war sein Sinn;
Er trug die seidne Schleppe
Der jungen Königin.

Kennst du das alte Liedchen?
Es klingt so süß, es klingt so trüb!
Sie mussten Beide sterben,
Sie hatten sich viel zu lieb.

30.

In meiner Erinnrung erblühen
Die Bilder, die längst verwittert —
Was ist in deiner Stimme,
Das mich so tief erschüttert?

Sag nicht, dass du mich liebst!
Ich weiß, das Schönste auf Erden,
Der Frühling und die Liebe,
Es muss zu Schanden werden.

Sag nicht, dass du mich liebst!
Und küsse nur und schweige,
Und lächle, wenn ich dir morgen
Die welken Rosen zeige.

31.

„Mondscheintrunkene Lindenblüthen,
Sie ergießen ihre Düfte,
Und von Nachtigallenliedern
Sind erfüllet Laub und Lüfte.

„Lieblich lässt es sich, Geliebter,
Unter dieser Linde sitzen,
Wenn die goldnen Mondeslichter
Durch des Baumes Blätter blitzen.

„Sieh dies Lindenblatt! du wirst es
Wie ein Herz gestaltet finden;
Darum sitzen die Verliebten
Auch am liebsten unter Linden.

„Doch du lächelst, wie verloren
In entfernten Sehnsuchtsträumen —
Sprich, Geliebter, welche Wünsche
Dir im lieben Herzen keimen?“

Ach, ich will es dir, Geliebte,
Gern bekennen, ach, ich möchte,
Dass ein kalter Nordwind plötzlich
Weißes Schneegestöber brächte;

Und dass wir, mit Pelz bedecket
Und im buntgeschmückten Schlitten,
Schellenklingelnd, peitschenknallend,
Über Fluss und Fluren glitten.

32.

Durch den Wald im Mondenscheine
Sah ich jüngst die Elfen reuten;
Ihre Hörner hört' ich klingen,
Ihre Glöckchen hört' ich läuten.

Ihre weißen Rösslein trugen
Güldnes Hirschgeweih und flogen
Rasch dahin; wie wilde Schwäne
Kam es durch die Luft gezogen.

Lächelnd nickte mir die Kön'gin,
Lächelnd im Vorüberreuten.
Galt Das meiner neuen Liebe,
Oder soll es Tod bedeuten?

33.

Morgens send' ich dir die Veilchen,
Die ich früh im Wald gefunden,
Und des Abends bring' ich Rosen
Die ich brach in Dämmrungstunden.

Weißt du, was die hübschen Blumen
Dir Verblümtes sagen möchten?
Treu sein sollst du mir am Tage
Und mich lieben in den Nächten.

34.

Der Brief, den du geschrieben,
Er macht mich gar nicht bang;
Du willst mich nicht mehr lieben,
Aber dein Brief ist lang.

Zwölf Seiten, eng und zierlich!
Ein kleines Manuskript!
Man schreibt nicht so ausführlich
Wenn man den Abschied giebt

35.

Sorge nie, daß ich verrathe
Meine Liebe vor der Welt,
Wenn mein Mund ob deiner Schönheit
Von Metaphern überquellt.

Unter einem Wald von Blumen
Liegt in still verborgner Hut
Jenes glühende Geheimnis,
Jene tief geheime Gluth.

Sprühn einmal verdächt'ge Funken
Aus den Rosen — sorge nie!
Diese Welt glaubt nicht an Flammen,
Und sie nimmt's für Poesie.

36.

Wie die Tage, macht der Frühling
Auch die Nächte mir erklingen;
Als ein grünes Echo kann er
Bis in meine Träume dringen.

Nur noch märchensüßer flöten
Dann die Vögel, durch die Lüfte
Weht es sanfter, sehnsuchtmilder
Steigen auf die Veilchendüfte.

Auch die Rosen blühen röther,
Eine kindlich güldne Glorie
Tragen sie, wie Engelköpfchen
Auf Gemälden der Historie —

Und mir selbst ist dann, als würd' ich
Eine Nachtigall und sänge
Diesen Rosen meine Liebe,
Träumend sing' ich Wunderklänge —

Bis mich weckt das Licht der Sonne
Oder auch das holde Lärmen
Jener andren Nachtigallen,
Die vor meinem Fenster schwärmen.

37.

Sterne mit den goldnen Füßchen
Wandeln droben bang und sacht,
Dass sie nicht die Erde wecken,
Die da schläft im Schoß der Nacht.

Horchend stehn die stummen Wälder,
Jedes Blatt ein grünes Ohr!
Und der Berg, wie träumend streckt er
Seinen Schattenarm hervor.

Doch was rief dort? In mein Herze
Dringt der Töne Wiederhall.
War es der Geliebten Stimme,
Oder nur die Nachtigall?

38.

Ernst ist der Frühling, seine Träume
Sind traurig, jede Blume schaut
Von Schmerz bewegt, es bebt geheime
Wehmuth im Nachtigallenlaut.

O, lächle nicht, geliebte Schöne,
So freundlich heiter, lächle nicht!
O, weine lieber! eine Thräne
Küss' ich so gern dir vom Gesicht.

39.

Schon wieder bin ich fortgerissen
Vom Herzen, das ich innig liebe,
Schon wieder bin ich fortgerissen —
O wüsstest du, wie gern ich bliebe!

Der Wagen rollt, es dröhnt die Brücke,
Der Fluss darunter fließt so trübe;
Ich scheide wieder von dem Glücke.
Vom Herzen, das ich innig liebe.

Am Himmel jagen hin die Sterne,
Als flöhen sie vor meinem Schmerze —
Leb wohl, Geliebte! In der Ferne,
Wo ich auch bin, blüht dir mein Herze.

40.

Die holden Wünsche blühen,
Und welken wieder ab,
Und blühen und welken wieder —
So geht es bis ans Grab.

Das weiß ich, und Das vertrübet
Mir alle Lieb' und Lust;
Mein Herz ist so klug und witzig,
Und verblutet in meiner Brust.

41.

Wie ein Greisenantlitz droben
Ist der Himmel anzuschauen;
Roth einäugig und umwoben
Von dem Wolkenhaar, dem grauen.

Blickt er auf die Erde nieder,
Müssen welken Blum' und Blüthe,
Müssen welken Lieb' und Lieder
In dem menschlichen Gemüthe.

42.

Verdrossnen Sinn im kalten Herzen hegend,
Reis' ich verdrießlich durch die kalte Welt.
Zu Ende geht der Herbst, ein Nebel hält
Feucht eingehüllt die abgestorbne Gegend.

Die Winde pfeifen, hin und her bewegend
Das rothe Laub, das von den Bäumen fällt,
Es seufzt der Wald, es dampft das kahle Feld,
Nun kommt das Schlimmste noch, es regent!

43.

Spätherbstnebel, kalte Träume,
Überfloren Berg und Thal,
Sturm entblättert schon die Bäume,
Und sie schaun' gespenstisch kahl.

Nur ein einz'ger, traurig schweigsam
Einz'ger Baum steht unentlaubt,
Feucht von Wehmuthsthränen gleichsam,
Schüttelt er sein grünes Haupt.

Ach, mein Herz gleicht dieser Wildnis,
Und der Baum, den ich dort schau'
Sommergrün, Das ist dein Bildnis,
Vielgeliebte schöne Frau!

44.

Himmel grau und wochentäglich!
Auch die Stadt ist noch dieselbe!
Und noch immer blöd und kläglich
Spiegelt sie sich in der Elbe.

Lange Nasen, noch langweilig
Werden sie wie sonst geschneuzet,
Und Das duckt sich noch scheinheilig,
Oder bläht sich, stolz gespreizet.

Schöner Süden! wie verehr' ich
Deinen Himmel, deine Götter,
Seit ich diesen Menschenkehrich
Wiederseh' und dieses Wetter!

Verschiedene.

(1832—1839.)

Seraphine.

1.

Wandl' ich in dem Wald des Abends,
In dem träumerischen Wald,
Immer wandelt mir zur Seite
Deine zärtliche Gestalt.

Ist es nicht dein weißer Schleier?
Nicht dein sanftes Angesicht?
Oder ist es nur der Mondschein,
Der durch Tannendunkel bricht?

Sind es meine eignen Thränen,
Die ich leise rinnen hör'?
Oder gehst du, Liebste, wirklich
Weinend neben mir einher?

2.

An dem stillen Meeresstrande
Ist die Nacht heraufgezogen,
Und der Mond bricht aus den Wolken,
Und es flüstert aus den Wogen:

„Jener Mensch dort, ist er närrisch,
Oder ist er gar verliebet?
Denn er schaut so trüb und heiter,
Heiter und zugleich betrübet.“

Doch der Mond, der lacht herunter,
Und mit heller Stimme spricht er:
„Jener ist verliebt und närrisch,
Und noch obendrein ein Dichter.“

3.

Das ist eine weiße Möwe,
Die ich dort flattern seh'
Wohl über die dunklen Fluthen;
Der Mond steht hoch in der Höh'.

Der Haifisch und der Roche,
Die schnappen hervor aus der See,
Es hebt sich, es senkt sich die Möwe,
Der Mond steht hoch in der Höh'.

O, liebe flüchtige Seele,
Dir ist so bang und weh!
Zu nah ist dir das Wasser,
Der Mond steht hoch in der Höh'

4.

Im Mondenglanze ruht das Meer
Die Wogen murmeln leise;
Mir wird das Herz so bang und schwer
Ich denk' der alten Weise,

Der alten Weise, die uns singt
Von den verlornen Städten,
Wo aus dem Meeresgrunde klingt
Glockengeläut und Beten —

Das Läuten und das Beten, wisst,
Wird nicht den Städten frommen,
Denn was einmal begraben ist,
Das kann nicht wiederkommen.

5.

Dass du mich liebst, Das wusst' ich,
Ich hatt' es längst entdeckt;
Doch als du mir's gestanden,
Hat es mich tief erschreckt.

Ich stieg wohl auf die Berge
Und jubelte und sang;
Ich ging ans Meer und weinte
Beim Sonnenuntergang.

Mein Herz ist wie die Sonne
So flammend anzusehn,
Und in ein Meer von Liebe
Versinkt es groß und schön.

6.

Wie neubegierig die Möwe
Nach uns herüberblickt,
Weil ich an deine Lippen
So fest mein Ohr gedrückt!

Sie möchte gerne wissen,
Was deinem Mund entquillt,
Ob du mein Ohr mit Küssen
Oder mit Worten gefüllt?

Wenn ich nur selber wüsste,
Was mir in die Seele zischt!
Die Worte und die Küsse
Sind wunderbar vermischt.

7.

Sie floh vor mir wie'n Reh so scheu,
Und wie ein Reh geschwinde;
Sie kletterte von Klipp' zu Klipp',
Ihr Haar, das flog im Winde.

Wo sich zum Meer der Felsen senkt,
Da hab' ich sie erreichet,
Da hab' ich sanft mit sanftem Wort
Ihr sprödes Herz erweichet.

Hier saßen wir so himmelhoch,
Und auch so himmelselig;
Tief unter uns, ins dunkle Meer,
Die Sonne sank allmählich.

Tief unter uns, ins dunkle Meer,
Versank die schöne Sonne;
Die Wogen rauschten drüber hin
Mit ungestümer Wonne.

O, weine nicht, die Sonne liegt
Nicht todt in jenen Fluthen;
Sie hat sich in mein Herz versteckt
Mit allen ihren Gluthen.

8.

Auf diesen Felsen bauen wir
Die Kirche von dem dritten,
Dem dritten neuen Testament;
Das Leid ist ausgelitten.

Vernichtet ist das Zweierlei,
Das uns so lang' bethöret;
Die dumme Leiberquälerei
Hat endlich aufgehöret.

Hörst du den Gott im finstern Meer?
Mit tausend Stimmen spricht er.
Und siehst du über unserm Haupt
Die tausend Gotteslichter?

Der heil'ge Gott, Der ist im Licht
Wie in den Finsternissen;
Und Gott ist Alles, was da ist;
Er ist in unsern Küssen.

9.

Graue Nacht liegt auf dem Meere
Und die kleinen Sterne glimmen.
Manchmal tönen in dem Wasser
Lange hingezogne Stimmen.

Dorten spielt der alte Nordwind
Mit den blanken Meereswellen,
Die wie Orgelpfeifen hüpfen,
Die wie Orgelpfeifen schwellen.

Heidnisch halb und halb auch kirchlich
Klingen diese Melodeien,
Steigen muthig in die Höhe,
Dass sich drob die Sterne freuen.

Und die Sterne, immer größer,
Glühen auf mit Lustgewimmel,
Und am Ende groß wie Sonnen
Schweifen sie umher am Himmel

Zur Musik, die unten tönet,
Wirbeln sie die tollsten Weisen;
Sonnen-Nachtigallen sind es,
Die dort oben strahlend kreisen.

Und Das braust und schmettert mächtig,
Meer und Himmel hör' ich singen,
Und ich fühle Riesenwollust
Stürmisch in mein Herze dringen.

10.

Schattenküsse, Schattenliebe,
Schattenleben, wunderbar!
Glaubst du, Närrin, Alles bliebe
Unverändert, ewig wahr?

Was wir lieblich fest besessen,
Schwindet hin, wie Träumerein;
Und die Herzen, die vergessen,
Und die Augen schlafen ein.

11.

Das Fräulein, stand am Meere
Und seufzte lang und bang,
Es rührte sie so sehre
Der Sonnenuntergang.

Mein Fräulein, sein Sie munter,
Das ist ein altes Stück;
Hier vorne geht sie unter,
Und kehrt von hinten zurück.

12

Mit schwarzen Segeln segelt mein Schiff
Wohl über das wilde Meer;
Du weißt, wie sehr ich traurig bin,
Und kränkst mich doch so schwer.

Dein Herz ist treulos wie der Wind
Und flattert hin und her;
Mit schwarzen Segeln segelt mein Schiff
Wohl über das wilde Meer.

13.

Wie schändlich du gehandelt,
Ich hab' es den Menschen verhehlet,
Und bin hinausgefahren aufs Meer,
Und hab' es den Fischen erzählet.

Ich lass' dir den guten Namen
Nur auf dem festen Lande;
Aber im ganzen Ocean
Weiß man von deiner Schande.

14.

Es ziehen die brausenden Wellen
Wohl nach dem Strand;
Sie schwellen und zerschellen
Wohl auf dem Sand.

Sie kommen groß und kräftig
Ohn' Unterlaß;
Sie werden endlich heftig —
Was hilft uns Das?

15.

Es ragt ins Meer der Runenstein,
Da sitz' ich mit meinen Träumen.
Es pfeift der Wind, die Möwen schrein,
Die Wellen, die wandern und schäumen.

Ich habe geliebt manch schönes Kind
Und manchen guten Gesellen —
Wo sind sie hin? Es pfeift der Wind,
Es schäumen und wandern die Wellen.

16.

Das Meer erstrahlt im Sonnenschein,
Als ob es golden wär'.
Ihr Brüder, wenn ich sterbe,
Versenkt mich in das Meer.

Hab' immer das Meer so lieb gehabt,
Es hat mit sanfter Fluth
So oft mein Herz gekühlet;
Wir waren einander gut.

Angelique.

1.

Nun der Gott mir günstig nicket,
Soll ich schweigen wie ein Stummer,
Ich, der, als ich unbeglücket,
So Viel sang von meinem Kummer.

Dass mir tausend arme Jungen
Gar verzweifelt nachgedichtet,
Und das Leid, das ich besungen,
Noch viel Schlimmres angerichtet!

O, ihr Nachtigallenchöre,
Die ich trage in der Seele,
Dass man eure Wonne höre,
Jubelt auf mit voller Kehle!

2.

Wie rasch du auch vorüberschrittest,
Noch einmal schautest du zurück,
Der Mund, wie fragend, kühngeöffnet.
Stürmischer Hochmuth in dem Blick.

O, dass ich nie zu fassen suchte
Das weiße flüchtige Gewand!
Die holde Spur der kleinen Füße,
O, dass ich nie sie wiederfand!

Verschwunden ist ja deine Wildheit,
Bist wie die Andern zahm und klar,
Und sanft und unerträglich gütig,
Und ach! nun liebst du mich sogar!

3.

Nimmer glaub' ich, junge Schöne,
Was die spröde Lippe spricht;
Solche große schwarze Augen,
Solche hat die Tugend nicht.

Diese braungestreifte Lüge,
Streif sie ab! Ich liebe dich.
Lass dein weißes Herz mich küssen —
Weißes Herz, verstehst du mich?

4.

Wie entwickeln sich doch schnelle
Aus der flüchtigsten Empfindung
Leidenschaften ohne Grenzen
Und die zärtlichste Verbindung!

Täglich wächst zu dieser Dame
Meines Herzens tiefste Neigung
Und dass ich in sie verliebt sei,
Wird mir fast zur Überzeugung.

Schön ist ihre Seele. Freilich,
Das ist immer eine Meinung;
Sichrer bin ich von der Schönheit
Ihrer äußeren Erscheinung.

Diese Hüften! Diese Stirne!
Diese Nase! Die Entfaltung
Dieses Lächelns auf den Lippen!
Und wie gut ist ihre Haltung!

5.

Ach, wie schön bist du, wenn traulich
Dein Gemüth sich mir erschließet,
Und von nobelster Gesinnung
Deine Rede überfließet!

Wenn du mir erzählst, wie immer
Du so groß und würdig dachtest,
Wie dem Stolze deines Herzens
Du die größten Opfer brachtest!

Wie man dich für Millionen
Nicht vermöchte zu erwerben —
Eh' du dich für Geld verkauftest,
Lieber würdest du ja sterben!

Und ich steh' vor dir und höre,
Und ich höre dich zu Ende;
Wie ein stummes Bild des Glaubens
Falt' ich andachtsvoll die Hände —

6.

Ich halte ihr die Augen zu
Und küss' sie auf den Mund;
Nun lässt sie mich nicht mehr in Ruh',
Sie fragt mich um den Grund.

Von Abend spät bis Morgens früh,
Sie fragt zu jeder Stund':
„Was hältst du mir die Augen zu,
Wenn du mir küsst den Mund?"

Ich sag' ihr nicht, weſshalb ich's thu',
Weiß selber nicht den Grund —
Ich halte ihr die Augen zu
Und küss' sie auf den Mund.

7.

Wenn ich, beseligt von schönen Küssen,
In deinen Armen mich wohlbefinde,
Dann musst du mir nie von Deutschland reden; —
Ich kann's nicht vertragen — es hat seine Gründe.

Ich bitte dich, lass mich mit Deutschland in Frieden!
Du musst mich nicht plagen mit ewigen Fragen
Nach Heimat, Sippschaft und Lebensverhältnis; —
Es hat seine Gründe — ich kann's nicht vertragen.

Die Eichen sind grün, und blau sind die Augen
Der deutschen Frauen; sie schmachten gelinde,
Und seufzen von Liebe, Hoffnung und Glauben!
Ich kann's nicht vertragen — es hat seine Gründe.

8.

Fürchte Nichts, geliebte Seele,
Übersicher bist du hier;
Fürchte nicht, dass man uns stehle,
Ich verriegle schon die Thür.

Wie der Wind auch wüthend wehe,
Er gefährdet nicht das Haus;
Dass auch nicht ein Brand entstehe,
Lösch' ich unsre Lampe aus.

Ach, erlaube, dass ich winde
Meinen Arm um deinen Hals;
Man erkältet sich geschwinde
In Ermanglung eines Shawls.

9.

— — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — —

Wie die Hände liljenweiß!
Wie das Haar sich träumend ringelt
Um das ros'ge Angesicht!
Ihre Schönheit ist vollkommen.

Heute nur will mich bedünken
— (Weiß nicht, warum), — ihre Taille
Sei nicht mehr so schlank wie ehmals,
Könnt' ein bischen schmäler sein.

10.

Während ich nach andrer Leute,
Andrer Leute Schätzen spähe,
Und vor fremden Liebesthüren
Schmachtend auf und niedergehe:

Treibt's vielleicht die andren Leute
Hin und her an andrem Platze,
Und vor meinen eignen Fenstern
Äugeln sie mit meinem Schatze.

Das ist menschlich! Gott im Himmel
Schütze uns auf allen Wegen!
Gott im Himmel geb' uns Allen,
Geb' uns Allen Glück und Segen!

11.

Ja, freilich, du bist mein Ideal,
Hab's dir ja oft bekräftigt
Mit Küssen und Eiden sonder Zahl;
Doch heute bin ich beschäftigt.

Komm morgen zwischen Zwei und Drei,
Dann sollen neue Flammen
Bewähren meine Schwärmerei;
Wir essen nachher zusammen.

Wenn ich Billette bekommen kann,
Bin ich sogar kapabel,
Dich in die Oper zu führen alsdann;
Man giebt Robert-le-Diable.

Es ist ein großes Zauberstück
Voll Teufelslust und Liebe;
Von Meyerbeer ist die Musik,
Der schlechte Text von Scribe.

12.

Schaff mich nicht ab, wenn auch den Durst
Gelöscht der holde Trunk;
Behalt mich noch ein Vierteljahr,
Dann hab' auch ich genung.

Kannst du nicht mehr Geliebte sein,
Sei Freundin mir sodann;
Hat man die Liebe durchgeliebt,
Fängt man die Freundschaft an.

13.

Dieser Liebe toller Fasching,
Dieser Taumel unsrer Herzen,
Geht zu Ende, und ernüchtert
Gähnen wir einander an!

Ausgetrunken ist der Kelch,
Der mit Sinnenrausch gefüllt war,
Schäumend, lodernd, bis am Rande;
Ausgetrunken ist der Kelch.

Es verstummen auch die Geigen,
Die zum Tanze mächtig spielten,
Zu dem Tanz der Leidenschaft;
Auch die Geigen, sie verstummen.

Es erlöschen auch die Lampen,
Die das wilde Licht ergossen
Auf den bunten Mummenschanz;
Auch die Lampen, sie erlöschen.

Morgen kommt der Aschermittwoch,
Und ich zeichne deine Stirne
Mit dem Aschenkreuz und spreche:
Weib, bedenke, daß du Staub bist!

Diane.

1.

Diese schönen Gliedermassen
Kolossaler Weiblichkeit
Sind jetzt ohne Widerstreit
Meinen Wünschen überlassen.

Wär' ich, leidenschaftentzügelt,
Eigenkräftig ihr genaht,
Ich bereute solche That!
Ja, sie hätte mich geprügelt.

Welcher Busen, Hals und Kehle!
(Höher seh' ich nicht genau.)
Eh' ich ihr mich anvertrau',
Gott empfehl' ich meine Seele.

2.

Am Golfe von Biscaya
Hat sie den Tag erblickt,
Sie hat schon in der Wiege
Zwei junge Katzen erdrückt.

Sie lief mit bloßen Füßen
Wohl über die Pirenä'n;
Drauf ließ sie als junge Riesin
In Perpignan sich sehn.

Jetzt ist sie die größte Dame
Im Faubourg Saint-Denis;
Sie kostet dem kleinen Sir William
Schon dreizehntausend Louis.

3.

Manchmal, wenn ich bei Euch bin,
Großgeliebte, edle Doña,
Wie erinnernd schweift mein Sinn
Nach dem Marktplatz zu Bologna.

Dorten ist ein großer Brunn,
Fonte del Gigante heißt er,
Obendrauf steht ein Neptun
Von Johann, dem alten Meister.

Hortense.

1.

Ehmals glaubt' ich, alle Küsse,
Die ein Weib uns giebt und nimmt,
Seien uns durch Schicksalsschlüsse
Schon urzeitlich vorbestimmt.

Küsse nahm ich, und ich küsste
So mit Ernst in jener Zeit,
Als ob ich erfüllen müsste
Thaten der Nothwendigkeit.

Jetzo weiß ich: überflüssig,
Wie so Manches, ist der Kuss,
Und mit leichtern Sinnen küss' ich,
Glaubenlos im Überfluss.

2.

Wir standen an der Straßeneck,
Wohl über eine Stunde;
Wir sprachen voller Zärtlichkeit
Von unserm Seelenbunde.

Wir sagten uns viel hundertmal,
Dass wir einander lieben;
Wir standen an der Straßeneck,
Und sind da stehn geblieben.

Die Göttin der Gelegenheit,
Wie'n Zöfchen flink und heiter
Kam sie vorbei und sah uns stehn,
Und lachend ging sie weiter.

3.

In meinen Tagesträumen,
In meinem nächtlichen Wachen,
Stets klingt mir in der Seele
Dein allerliebstes Lachen.

Denkst du noch Montmorency's,
Wie du auf dem Esel rittest,
Und von dem hohen Sattel
Hinab in die Disteln glittest?

Der Esel blieb ruhig stehen,
Fing an, die Disteln zu fressen —
Dein allerliebstes Lachen
Werde ich nie vergessen.

4.

(Sie spricht:)

Steht ein Baum im schönen Garten
Und ein Apfel hängt daran,
Und es ringelt sich am Aste
Eine Schlange, und ich kann
Von den süßen Schlangenaugen
Nimmer wenden meinen Blick,
Und Das zischelt so verheißend,
Und Das lockt wie holdes Glück!

(Die Andre spricht:)

Dieses ist die Frucht des Lebens,
Koste ihre Süßigkeit,
Daß du nicht so ganz vergebens
Lebtest deine Lebenszeit!
Schönes Kindchen, fromme Taube,
Kost einmal und zittre nicht —
Folge meinem Rath und glaube,
Was die kluge Muhme spricht.

5.

Neue Melodieen spiel' ich
Auf der neugestimmten Zither.
Alt der Text! Es sind die Worte
Salomo's: „Das Weib ist bitter."

Ungetreu ist sie dem Freunde
Wie sie treulos dem Gemahle!
Wermuth sind die letzten Tropfen
In der Liebe Goldpokale.

Also wahr ist jene Sage
Von dem dunklen Sündenfluche,
Den die Schlange dir bereitet,
Wie es steht im alten Buche?

Kriechend auf dem Bauch, die Schlange,
Lauscht sie noch in allen Büschen,
Kos't mit dir noch jetzt wie weiland,
Und du hörst sie gerne zischen.

Ach, es wird so kalt und dunkel!
Um die Sonne flattern Raben,
Und sie krächzen. Lust und Liebe
Ist auf lange jetzt begraben.

6.

Nicht lange täuschte mich das Glück,
Das du mir zugelogen,
Dein Bild ist wie ein falscher Traum
Mir durch das Herz gezogen.

Der Morgen kam, die Sonne schien,
Der Nebel ist zerronnen;
Geendigt hatten wir schon längst,
Eh' wir noch kaum begonnen.

Klarisse.

1.

Meinen schönsten Liebesantrag
Suchst du ängstlich zu verneinen;
Frag' ich dann: ob Das ein Korb sei?
Fängst du plötzlich an zu weinen.

Selten bet' ich — drum erhör mich,
Lieber Gott! Hilf dieser Dirne,
Trockne ihre süßen Thränen
Und erleuchte ihr Gehirne!

2.

Überall, wo du auch wandelst,
Schaust du mich zu allen Stunden,
Und jemehr du mich misshandelst,
Treuer bleib' ich dir verbunden.

Denn mich fesselt holde Bosheit,
Wie mich Güte stets vertrieben;
Willst du sicher meiner los sein,
Musst du dich in mich verlieben.

3.

Hol' der Teufel deine Mutter,
Hol' der Teufel deinen Vater,
Die so grausam mich verhindert,
Dich zu schauen im Theater!

Denn sie saßen da und gaben,
Breitgeputzt, nur seltne Lücken,
Dich im Hintergrund der Loge,
Süßes Liebchen, zu erblicken.

Und sie saßen da und schauten
Zweier Liebenden Verderben,
Und sie klatschen großen Beifall,
Als sie Beide sahen sterben.

4.

Geh nicht durch die böse Straße
Wo die schönen Augen wohnen —
Ach! sie wollen allzu gütig
Dich mit ihrem Blitz verschonen.

Grüßen allerliebst herunter
Aus dem hohen Fensterbogen,
Lächeln freundlich (Tod und Teufel!),
Sind dir schwesterlich gewogen.

Doch du bist schon auf dem Wege,
Und vergeblich ist dein Ringen;
Eine ganze Brust voll Elend
Wirst du mit nach Hause bringen.

5.

Jetzt verwundet, krank und leidend
In den schönsten Sommertagen,
Trag' ich wieder, Menschen meidend,
Nach dem Wald die bittern Klagen.

Die geschwätz'gen Vögel schweigen
Mitleidsvoll in meiner Nähe;
In den dunkeln Lindenzweigen
Seufzt es mit bei meinem Wehe.

In dem Thal, auf grünem Platze,
Setz' ich jammervoll mich nieder.
„Katze, meine schöne Katze!"
Jammert's aus den Bergen wieder.

„Katze, meine schöne Katze,
Konntest du mich so verletzen,
Wie mit grimmer Tigertatze
Mir das arme Herz zerfetzen!

„Dieses Herz war, ernst und trübe,
Längst verschlossen allem Glücke;
Ach, da traf mich neue Liebe,
Denn mich trafen deine Blicke.

„Heimlich schienst du zu miauen:
Glaube nicht, dass ich dich kratze,
Wage nur mir zu vertrauen,
Ich bin eine gute Katze."

— — — — —
— —

6.

Wälderfreie Nachtigallen
Singen wild und ohne Regel,
Besser müssen dir gefallen
Flatternde Kanarienvögel.

Diese gelben zahmen Dinger
Seh' ich dich im Käfig füttern,
Und sie picken an den Finger,
Wenn sie deinen Zucker wittern.

Welch gemüthlich zarte Scene!
Engel müssen drob sich freuen!
Und ich selbst muss eine Thräne
Meiner tiefsten Rührung weihen.

7.

Es kommt der Lenz mit dem Hochzeitgeschenk,
Mit Jubel und Musicieren,
Das Bräutchen und den Bräutigam
Kommt er zu gratulieren.

Er bringt Jasmin und Röselein,
Und Veilchen und duftige Kräutchen,
Und Sellerie für den Bräutigam,
Und Spargel für das Bräutchen.

8.

Schütz' euch Gott vor Überhitzung,
Allzu starke Herzensklopfung
Allzu riechbarliche Schwitzung,
Und vor Magenüberstopfung.

Wie am Tage eurer Hochzeit
Sei die Liebe euch erfreulich,
Wenn ihr längst im Ehejoch seid,
Und eur Leib, er sei gedeihlich.

9.

Jetzt kannst du mit vollem Recht
Gutes Mädchen, von mir denken:
Dieser Mensch ist wirklich schlecht,
Mich sogar sucht er zu kränken —

Mich, die niemals ihm gesagt,
Was im Gringsten ihn beleidigt,
Und, wo man ihn angeklagt,
Leidenschaftlich ihn vertheidigt —

Mich, die im Begriffe stand
Einstens ihn sogar zu lieben,
Hätt' er's nicht zu überspannt,
Hätt' er's nicht zu toll getrieben!

10.

Wie du knurrst und lachst und brütest,
Wie du dich verdrießlich windest,
Wenn du, ohne selbst zu lieben,
Dennoch Eifersucht empfindest!

Nicht die duftig rothe Rose
Willst du riechen oder küssen;
Nein, du schnüffelst an den Dornen,
Bis die Nase dir zerrissen.

11.

Es kommt zu spät, was du mir lächelst,
Was du mir seufzest, kommt zu spät!
Längst sind gestorben die Gefühle,
Die du so grausam einst verschmäht.

Zu spät kommt deine Gegenliebe!
Es fallen auf mein Herz herab
All' deine heißen Liebesblicke,
Wie Sonnenstrahlen auf ein Grab.

* * *

Nur wissen möcht' ich: wenn wir sterben,
Wohin dann unsre Seele geht?
Wo ist das Feuer, das erloschen?
Wo ist der Wind, der schon verweht?

Yolante und Marie.

1.

Diese Damen, sie verstehen,
Wie man Dichter ehren muß;
Gaben mir ein Mittagessen,
Mir und meinem Genius.

Ach! die Suppe war vortrefflich,
Und der Wein hat mich erquickt,
Das Geflügel, das war göttlich,
Und der Hase war gespickt.

Sprachen, glaub ich, von der Dichtkunst,
Und ich wurde endlich satt;
Und ich dankte für die Ehre,
Die man mir erwiesen hat.

2.

In welche soll ich mich verlieben,
Da Beide liebenswürdig sind?
Ein schönes Weib ist noch die Mutter,
Die Tochter ist ein schönes Kind.

Die weißen, unerfahrnen Glieder,
Sie sind so rührend anzusehn!
Doch reizend sind geniale Augen,
Die unsre Zärtlichkeit verstehn.

Es gleicht mein Herz dem grauen Freunde,
Der zwischen zwei Gebündel Heu
Nachsinnlich grübelt, welch von beiden
Das allerbeste Futter sei.

3.

Vor der Brust die trikoloren
Blumen, sie bedeuten: frei,
Dieses Herz ist frei geboren,
Und es hasst die Sclaverei.

Königin Marie, die Vierte
Meines Herzens, höre jetzt:
Manche, die vor dir regierte,
Wurde schmählich abgesetzt.

4.

Die Flaschen sind leer, das Frühstück war gut,
Die Dämchen sind rosig erhitzet.
Sie lüften das Mieder mit Übermuth,
Ich glaube, sie sind bespitzet.

Die Schulter wie weiß, die Brüstchen wie nett!
Mein Herz erbebet vor Schrecken.
Nun werfen sie lachend sich aufs Bett
Und hüllen sich ein mit den Decken.

Sie ziehen nun gar die Gardinen vor,
Und schnarchen am End' um die Wette.
Da steh' ich im Zimmer, ein einsamer Thor,
Betrachte verlegen das Bette.

5.

Jugend, die mir täglich schwindet,
Wird durch raschen Muth ersetzt,
Und mein kühnrer Arm umwindet
Noch viel schlankre Hüften jetzt.

That auch Manche sehr erschrocken,
Hat sie doch sich bald gefügt,
Holder Zorn, verschämtes Stocken
Wird von Schmeichelei besiegt.

Doch, wenn ich den Sieg genieße,
Fehlt das Beste mir dabei.
Ist es die verschwundne süße,
Blöde Jugend-Eselei?

Jenny.

Ich bin nun fünfunddreißig Jahr' alt,
Und du bist fünfzehnjährig kaum ...
O Jenny, wenn ich dich betrachte,
Erwacht in mir der alte Traum!

Im Jahre achtzehnhundertsiebzehn
Sah ich ein Mädchen, wunderbar
Dir ähnlich an Gestalt und Wesen,
Auch trug sie ganz wie du das Haar.

Ich geh' auf Universitäten,
Sprach ich zu ihr, ich komm' zurück
In kurzer Zeit, erwarte meiner. —
Sie sprach: „Du bist mein einz'ges Glück."

Drei Jahre schon hatt' ich Pandekten
Studiert, als ich am ersten Mai
Zu Göttingen die Nachricht hörte,
Dass meine Braut vermählet sei.

Es war am ersten Mai! Der Frühling
Zog lachend grün durch Feld und Thal,
Die Vögel sangen, und es freute
Sich jeder Wurm im Sonnenstrahl.

Ich aber wurde blass und kränklich,
Und meine Kräfte nahmen ab;
Der liebe Gott nur kann es wissen,
Was ich des Nachts gelitten hab'.

Doch ich genas. Meine Gesundheit
Ist jetzt so stark wie'n Eichenbaum ...
O Jenny, wenn ich dich betrachte,
Erwacht in mir der alte Traum!

Emma.

1.

Er steht so starr wie ein Baumstamm
In Hitz' und Frost und Wind,
Im Boden wurzelt die Fußzeh',
Die Arme erhoben sind.

So quält sich Bagiratha lange,
Und Brahma will enden sein Weh,
Er läſſt den Ganges fließen
Herab von der Himmelshöh'.

Ich aber, Geliebte, vergebens
Martre und quäl' ich mich ab,
Aus deinen Himmelsaugen
Fließt mir kein Tropfen herab.

2.

Vierundzwanzig Stunden soll ich
Warten auf das höchste Glück,
Das mir blinzelnd süß verkündet,
Blinzelnd süß der Seitenblick.

O! die Sprache ist so dürftig,
Und das Wort ein plumpes Ding:
Wird es ausgesprochen, flattert
Fort der schöne Schmetterling.

Doch der Blick, der ist unendlich
Und er macht unendlich weit
Deine Brust, wie einen Himmel
Voll gestirnter Seligkeit.

3.

Nicht mal einen einz'gen Kuſs
Nach so monatlangem Lieben!
Und so bin ich Allerärmster
Trocknen Mundes stehn geblieben.

Einmal kam das Glück mir nah,
Schon konnt' ich den Athem spüren,
Doch es flog vorüber, ohne
Mir die Lippen zu berühren.

4.

Emma, sage mir die Wahrheit:
Ward ich närrisch durch die Liebe?
Oder ist die Liebe selber
Nur die Folge meiner Narrheit?

Ach, mich quälet, theure Emma,
Außer meiner tollen Liebe,
Außer meiner Liebestollheit,
Obendrein noch dies Dilemma.

5.

Bin ich bei dir, Zank und Noth,
Und ich will mich fortbegeben!
Doch das Leben ist kein Leben
Fern von dir, es ist der Tod.

Grübelnd lieg' ich in der Nacht,
Zwischen Tod und Hölle wählend —
Ach! ich glaube, dieses Elend
Hat mich schon verrückt gemacht.

6.

Schon mit ihren schlimmsten Schatten
Schleicht die böse Nacht heran;
Unsre Seelen, sie ermatten,
Gähnend schauen wir uns an.

Du wirst alt und ich noch älter,
Unser Frühling ist verblüht.
Du wirst kalt und ich noch kälter,
Wie der Winter näher zieht.

Ach, das Ende ist so trübe!
Nach der holden Liebesnoth
Kommen Nöthen ohne Liebe,
Nach dem Leben kommt der Tod.

Der Tannhäuser.

Eine Legende.

(1836.)

1.

Ihr guten Christen, lasst euch nicht
Von Satan's List umgarnen!
Ich sing' euch das Tannhäuserlied,
Um eure Seelen zu warnen.

Der edle Tannhäuser, ein Ritter gut,
Wollt' Lieb' und Lust gewinnen,
Da zog er in den Venusberg,
Blieb sieben Jahre drinnen.

„Frau Venus, meine schöne Frau,
Leb wohl, mein holdes Leben!
Ich will nicht länger bleiben bei dir,
Du sollst mir Urlaub geben."

„„Tannhäuser, edler Ritter mein,
Hast heut mich nicht geküsset;
Küss mich geschwind, und sage mir,
Was du bei mir vermisset?

„„Habe ich nicht den süßesten Wein
Tagtäglich dir kredenzet?
Und hab' ich nicht mit Rosen dir
Tagtäglich das Haupt bekränzet?""

„Frau Venus, meine schöne Frau,
Von süßem Wein und Küssen
Ist meine Seele worden krank;
Ich schmachte nach Bitternissen.

„Wir haben zu viel gescherzt und gelacht,
Ich sehne mich nach Thränen,
Und statt mit Rosen möcht' ich mein Haupt
Mit spitzigen Dornen krönen."

„„Tannhäuser, edler Ritter mein,
Du willst dich mit mir zanken;
Du hast geschworen vieltausendmal,
Niemals von mir zu wanken.

„„Komm, laß uns in die Kammer gehn,
Zu spielen der heimlichen Minne;
Mein schöner liljenweißer Leib
Erheitert deine Sinne.""

„Frau Venus, meine schöne Frau,
Dein Reiz wird ewig blühen;
Wie Viele einst für dich geglüht,
So werden noch Viele glühen.

„Doch denk' ich der Götter und Helden, die einst
Sich zärtlich daran geweidet,
Dein schöner liljenweißer Leib,
Er wird mir schier verleidet.

„Dein schöner liljenweißer Leib
Erfüllt mich fast mit Entsetzen,
Gedenk' ich, wie Viele werden sich
Noch späterhin dran ergetzen!"

„„Tannhäuser, edler Ritter mein,
Das sollst du mir nicht sagen,
Ich wollte lieber, du schlügest mich,
Wie du mich oft geschlagen.

„„Ich wollte lieber, du schlügest mich,
Als daß du Beleidigung sprächest,
Und mir, undankbar kalter Christ,
Den Stolz im Herzen brächest.

„„Weil ich dich geliebet gar zu sehr
Hör' ich nun solche Worte —
Leb' wohl, ich gebe Urlaub dir,
Ich öffne dir selber die Pforte.""

2.

Zu Rom, zu Rom, in der heiligen Stadt,
Da singt es und klingelt und läutet,
Da zieht einher die Procession,
Der Papst in der Mitte schreitet.

Das ist der fromme Papst Urban,
Er trägt die dreifache Krone,
Er trägt ein rothes Purpurgewand,
Die Schleppe tragen Barone.

„O heiliger Vater, Papst Urban,
Ich lass' dich nicht von der Stelle,
Du hörest zuvor meine Beichte an,
Du rettest mich von der Hölle!“

Das Volk, es weicht im Kreis zurück,
Es schweigen die geistlichen Lieder —
Wer ist der Pilger bleich und wüst?
Vor dem Papste kniet er nieder.

„O heiliger Vater, Papst Urban,
Du kannst ja binden und lösen,
Errette mich von der Höllenqual
Und von der Macht des Bösen!

„Ich bin der edle Tannhäuser genannt,
Wollt' Lieb' und Lust gewinnen,
Da zog ich in den Venusberg,
Blieb sieben Jahre drinnen.

„Frau Venus ist eine schöne Frau,
Liebreizend und anmuthreiche;
Wie Sonnenschein und Blumenduft
Ist ihre Stimme, die weiche.

„Wie der Schmetterling flattert um eine Blum',
Am zarten Kelch zu nippen,
So flatterte meine Seele stets
Um ihre Rosenlippen.

„Ihr edles Gesicht umringeln wild
Die blühend schwarzen Locken;
Schaun dich die großen Augen an,
Wird dir der Athem stocken.

„Schaun dich die großen Augen an,
So bist du wie angekettet;
Ich habe nur mit großer Noth
Mich aus dem Berg gerettet.

„Ich hab' mich gerettet aus dem Berg,
Doch stets verfolgen die Blicke
Der schönen Frau mich überall,
Sie winken: Komm zurücke!

„Ein armes Gespenst bin ich am Tag,
Des Nachts mein Leben erwachet,
Dann träum' ich von meiner schönen Frau,
Sie sitzt bei mir und lachet.

„Sie lacht so gesund, so glücklich, so toll,
Und mit so weißen Zähnen!
Wenn ich an dieses Lachen denk',
So weine ich plötzliche Thränen.

„Ich liebe sie mit Allgewalt,
Nichts kann die Liebe hemmen!
Das ist wie ein wilder Wasserfall,
Du kannst seine Fluthen nicht dämmen!

„Er springt von Klippe zu Klippe herab
Mit lautem Tosen und Schäumen,
Und bräch' er tausendmal den Hals,
Er wird im Laufe nicht säumen.

„Wenn ich den ganzen Himmel besäß',
Frau Venus schenkt' ich ihn gerne;
Ich gäb' ihr die Sonne, ich gäb' ihr den Mond,
Ich gäbe ihr sämmtliche Sterne.

„Ich liebe sie mit Allgewalt,
Mit Flammen, die mich verzehren —
Ist Das der Hölle Feuer schon,
Die Gluthen, die ewig währen?

„O heiliger Vater, Papst Urban,
Du kannst ja binden und lösen!
Errette mich von der Höllenqual
Und von der Macht des Bösen!"

Der Papst hub jammernd die Händ' empor
Hub jammernd an zu sprechen:
„Tannhäuser, unglücksel'ger Mann,
Der Zauber ist nicht zu brechen.

„Der Teufel, den man Venus nennt,
Er ist der schlimmste von allen,
Erretten kann ich dich nimmermehr
Aus seinen schönen Krallen.

„Mit deiner Seele musst du jetzt
Des Fleisches Lust bezahlen,
Du bist verworfen, du bist verdammt
Zu ewigen Höllenqualen.“

3.

Der Ritter Tannhäuser er wandelt so rasch,
Die Füße die wurden ihm wunde,
Er kam zurück in den Venusberg
Wohl um die Mitternachtstunde.

Frau Venus erwachte aus dem Schlaf,
Ist schnell aus dem Bette gesprungen;
Sie hat mit ihrem weißen Arm
Den geliebten Mann umschlungen.

Aus ihrer Nase rann das Blut,
Den Augen die Thränen entflossen!
Sie hat mit Thränen und Blut das Gesicht
Des geliebten Mannes begossen.

Der Ritter legte sich ins Bett,
Er hat kein Wort gesprochen.
Frau Venus in die Küche ging,
Um ihm eine Suppe zu kochen.

Sie gab ihm Suppe, sie gab ihm Brot,
Sie wusch seine wunden Füße,
Sie kämmte ihm das struppige Haar,
Und lachte dabei so süße.

„„Tannhäuser, edler Ritter mein,
Bist lange ausgeblieben;
Sag an, in welchen Landen du dich
So lange herumgetrieben?““

„Frau Venus, meine schöne Frau,
Ich hab' in Welschland verweilet;
Ich hatte Geschäfte in Rom, und bin
Schnell wieder hieher geeilet.

„Auf sieben Hügeln ist Rom gebaut,
Die Tiber thut dorten fließen;
Auch hab' ich in Rom den Papst gesehn,
Der Papst, er läßt dich grüßen.

„Auf meinem Rückweg sah ich Florenz,
Bin auch durch Mailand gekommen,
Und bin alsdann mit raschem Muth
Die Schweiz hinaufgeklommen.

„Und als ich über die Alpen zog,
Da fing es an zu schneien,
Die blauen Seen die lachten mich an,
Die Adler krächzen und schreien.

„Und als ich auf dem Sankt Gotthard stand,
Da hört' ich Deutschland schnarchen;
Es schlief da unten in sanfter Hut
Von sechsunddreißig Monarchen.

„In Schwaben besah ich die Dichterschul',
Gar liebe Geschöpfchen und Tröpfchen;
Auf kleinen Kackstühlchen saßen sie dort,
Fallhütchen auf den Köpfchen.

„Zu Frankfurt kam ich am Schabbes an,
Und aß dort Schalet und Klöße;
Ihr habt die beste Religion,
Auch lieb' ich das Gänsegekröse.

„In Dresden sah ich einen Hund,
Der einst gehört zu den Bessern,
Doch fallen ihm jetzt die Zähne aus,
Er kann nur bellen und wässern.

„Zu Weimar, dem Musenwittwensitz,
Da hört' ich viel Klagen erheben.
Man weinte und jammerte: Goethe sei todt,
Und Eckermann sei noch am Leben!

„Zu Potsdam vernahm ich ein lautes Geschrei —
Was giebt es? rief ich verwundert.
„„Das ist der Gans in Berlin, der liest
Dort über das letzte Jahrhundert.““

„Zu Göttingen blüht die Wissenschaft,
Doch bringt sie keine Früchte;
Ich kam dort durch in stockfinstrer Nacht,
Sah nirgendswo ein Lichte.

„Zu Celle im Zuchthaus sah ich nur
Hannoveraner — O Deutsche!
Uns fehlt ein Nationalzuchthaus
Und eine gemeinsame Peitsche!

„Zu Hamburg frug ich, warum so sehr
Die Straßen stinken thäten?
Doch Juden und Christen versicherten mir,
Das käme von den Flethen.

„Zu Hamburg, in der guten Stadt,
Wohnt mancher schlechte Geselle!
Und als ich auf die Börse kam,
Ich glaubte, ich wär' noch in Celle.

„Zu Hamburg sah ich Altona,
Ist auch eine schöne Gegend;
Ein andermal erzähl' ich dir,
Was mir alldort begegent."

Schöpfungslieder.

1.

Im Beginn schuf Gott die Sonne,
Dann die nächtlichen Gestirne;
Hierauf schuf er auch die Ochsen,
Aus dem Schweiße seiner Stirne.

Später schuf er wilde Bestien,
Löwen mit den grimmen Tatzen;
Nach des Löwen Ebenbilde
Schuf er hübsche kleine Katzen.

Zur Bevölkerung der Wildnis
Ward hernach der Mensch erschaffen,
Nach des Menschen holdem Bildnis
Schuf er intressante Affen.

Satan sah dem zu und lachte:
„Ei, der Herr kopiert sich selber!
Nach dem Bilde seiner Ochsen
Macht er noch am Ende Kälber!"

2.

Und der Gott sprach zu dem Teufel:
„Ich, der Herr, kopier' mich selber,
Nach der Sonne mach' ich Sterne,
Nach den Ochsen mach' ich Kälber,

Nach den Löwen mit den Tatzen
Mach' ich kleine liebe Katzen,
Nach den Menschen mach' ich Affen;
Aber du kannst gar Nichts schaffen."

3.

„Ich hab' mir zu Ruhm und Preis erschaffen
Die Menschen, Löwen, Ochsen, Sonne;
Doch Sterne, Kälber, Katzen, Affen
Erschuf ich zu meiner eigenen Wonne."

4.

Kaum hab' ich die Welt zu schaffen begonnen,
In einer Woche war's abgethan.
Doch hatt' ich vorher tief ausgesonnen
Jahrtausendlang den Schöpfungsplan.

Das Schaffen selbst ist eitel Bewegung,
Das stümpert sich leicht in kurzer Frist;
Jedoch der Plan, die Überlegung,
Das zeigt erst, wer ein Künstler ist.

Ich hab' allein dreihundert Jahre
Tagtäglich drüber nachgedacht,
Wie man am besten Doktores Juris
Und gar die kleinen Flöhe macht.

5.

Sprach der Herr am sechsten Tage:
„Hab' am Ende nun vollbracht
Diese große, schöne Schöpfung,
Und hab' Alles gut gemacht.

„Wie die Sonne rosengoldig
In dem Meere wiederstrahlt!
Wie die Bäume grün und glänzend:
Ist nicht Alles wie gemalt?

„Sind nicht weiß wie Alabaster
Dort die Lämmchen auf der Flur?
Ist sie nicht so schön vollendet
Und natürlich, die Natur?

„Erd' und Himmel sind erfüllet
Ganz von meiner Herrlichkeit,
Und der Mensch er wird mich loben
Bis in alle Ewigkeit!"

6.

„Der Stoff, das Material des Gedichts
Das saugt sich nicht aus dem Finger;
Kein Gott erschafft die Welt aus Nichts,
So wenig, wie irdische Singer.

„Aus vorgefundenem Urweltsdreck
Erschuf ich die Männerleiber,
Und aus dem Männerrippenspeck
Erschuf ich die schönen Weiber.

„Den Himmel erschuf ich aus der Erd'
Und Engel aus Weiberentfaltung;
Der Stoff gewinnt erst seinen Werth
Durch künstlerische Gestaltung."

7.

„Warum ich eigentlich erschuf
Die Welt, ich will es gern bekennen:
Ich fühlte in der Seele brennen
Wie Flammenwahnsinn den Beruf.

„Krankheit ist wohl der letzte Grund
Des ganzen Schöpferdrangs gewesen;
Erschaffend konnte ich genesen,
Erschaffend wurde ich gesund."

Friederike.

(1824.)

1.

Verlaß Berlin, mit seinem dicken Sande
Und dünnen Thee und überwitz'gen Leuten,
Die Gott und Welt, und was sie selbst bedeuten,
Begriffen längst mit Hegel'schem Verstande.

Komm mit nach Indien, nach dem Sonnenlande,
Wo Ambrablüthen ihren Duft verbreiten,
Die Pilgerscharen nach dem Ganges schreiten
Andächtig und im weißen Festgewande.

Dort, wo die Palmen wehn, die Wellen blinken
Am heil'gen Ufer Lotosblumen ragen
Empor zu Indra's Burg, der ewig blauen,

Dort will ich gläubig vor dir niedersinken,
Und deine Füße drücken, und dir sagen:
Madame! Sie sind die schönste aller Frauen!

2.

Der Ganges rauscht, mit klugen Augen schauen
Die Antilopen aus dem Laub, sie springen
Herbei muthwillig, ihre bunten Schwingen
Entfaltend wandeln stolzgespreizte Pfauen.

Tief aus dem Herzen der bestrahlten Auen
Blumengeschlechter, viele neue, dringen,
Sehnsuchtberauscht ertönt Kokila's Singen —
Ja, du bist schön, du schönste aller Frauen!

Gott Kama lauscht aus allen deinen Zügen,
Er wohnt in deines Busens weißen Zelten,
Und haucht aus dir die lieblichsten Gesänge;

Ich sah Wassant auf deinen Lippen liegen,
In deinem Aug' entdeckt' ich neue Welten,
Und in der eignen Welt wird mir's zu enge.

3.

Der Ganges rauscht, der große Ganges schwillt,
Der Himalaya strahlt im Abendscheine,
Und aus der Nacht der Banianenhaine
Die Elephantenherde stürzt und brüllt —

Ein Bild! Ein Bild! Mein Pferd für'n gutes Bild!
Womit ich dich vergleiche, Schöne, Feine,
Dich Unvergleichliche, dich Gute, Reine,
Die mir das Herz mit heitrer Lust erfüllt!

Vergebens siehst du mich nach Bildern schweifen
Und siehst mich mit Gefühl und Reimen ringen, —
Und, ach! du lächelst gar ob meiner Qual!

Doch lächle nur! Denn wenn du lächelst, greifen
Gandarven nach der Zither, und sie singen
Dort oben in dem goldnen Sonnensaal.

Katharina.

1.

Ein schöner Stern geht auf in meiner Nacht,
Ein Stern, der süßen Trost herniederlacht
Und neues Leben mir verspricht —
O, lüge nicht!

Gleichwie das Meer dem Mond entgegenschwillt,
So fluthet meine Seele, froh und wild,
Empor zu deinem holden Licht —
O, lüge nicht!

2.

„Wollen Sie ihr nicht vorgestellt sein?"
Flüsterte mir die Herzogin. —
„Bei Leibe nicht, ich müsst' ein Held sein,
Ihr Anblick schon wirrt mir den Sinn."

Das schöne Weib macht mich erbeben!
Es ahnet mir, in ihrer Näh'
Beginnt für mich ein neues Leben,
Mit neuer Lust, mit neuem Weh.

Es hält wie Angst mich von ihr ferne,
Es treibt mich Sehnsucht hin zu ihr!
Wie meines Schicksals wilde Sterne
Erscheinen diese Augen mir.

Die Stirn ist klar. Doch es gewittert
Dahinter schon der künft'ge Blitz,
Der künft'ge Sturm, der mich erschüttert
Bis in der Seele tiefsten Sitz.

Der Mund ist fromm. Doch mit Entsetzen
Unter den Rosen seh' ich schon
Die Schlangen, die mich einst verletzen
Mit falschem Kuss, mit süßem Hohn.

Die Sehnsucht treibt — Ich muss mich näh'ren
Dem holden unheilschwangern Ort —
Schon kann ich ihre Stimme hören —
Klingende Flamme ist ihr Wort.

Sie fragt: „Monsieur, wie ist der Name
Der Sängerin, die eben sang?"
Stotternd antworte ich der Dame:
„Hab' Nichts gehört von dem Gesang."

3.

Wie Merlin, der eitle Weise,
Bin ich armer Nekromant
Nun am Ende festgebannt
In die eignen Zauberkreise.

Festgebannt zu ihren Füßen
Lieg' ich nun, und immerdar
Schau' ich in ihr Augenpaar;
Und die Stunden, sie verfließen.

Stunden, Tage, ganze Wochen,
Sie verfließen wie ein Traum,
Was ich rede, weiß ich kaum,
Weiß auch nicht, was sie gesprochen.

Manchmal ist mir, als berühren
Ihre Lippen meinen Mund —
Bis in meiner Seele Grund
Kann ich dann die Flammen spüren.

4.

Den Tag, den hab' ich so himmlisch verbracht,
Den Abend verbracht' ich so göttlich,
Der Wein war gut und Kitty war schön,
Und das Herz war unersättlich.

Die rothen Lippen, die küssten so wild,
So stürmisch, so sinneverwirrend;
Die braunen Augen schauten mich an
So zärtlich, so knisternd, so girrend.

Das hielt mich umschlungen, und nur mit List
Konnt' ich entschlüpfen am Ende,
Ich hatte mit ihrem eigenen Haar
Ihr festgebunden die Hände.

5.

Du liegst mir so gern im Arme,
Du liegst mir am Herzen so gern!
Ich bin dein ganzer Himmel,
Du bist mein liebster Stern.

Tief unter uns da wimmelt
Das närrische Menschengeschlecht;
Sie schreien und wüthen und schelten,
Und haben Alle Recht.

Sie klingeln mit ihren Kappen
Und zanken ohne Grund;
Mit ihren Kolben schlagen
Sie sich die Köpfe wund.

Wie glücklich sind wir Beide,
Daß wir von ihnen so fern —
Du birgst in deinem Himmel
Das Haupt, mein liebster Stern!

6.

Unsre Seelen bleiben freilich
In platonischer Empfindung
Fest vereinigt, unzerstörbar
Ist die geistige Verbindung.

Ja, sogar im Trennungsfalle
Fänden sie doch leicht sich wieder;
Denn die Seelen haben Flügel,
Schnelles Schmetterlingsgefieder;

Und dabei sind sie unsterblich,
Und die Ewigkeit ist lange;
Und wer Zeit hat und wer suchet,
Findet, was er auch verlange.

Doch den Leibern, armen Leibern,
Wird die Trennung sehr verderblich,
Haben keine Flügel, haben
Nur zwei Beine, und sind sterblich.

Das bedenke, schöne Kitty,
Sei vernünftig, klug und weise;
Bleib in Frankreich bis zum Frühling
Bis ich mit nach England reise.

7.

Als die junge Rose blühte
Und die Nachtigall gesungen,
Hast du mich geherzt, geküsset
Und mit Zärtlichkeit umschlungen.

Nun der Herbst die Ros' entblättert
Und die Nachtigall vertrieben,
Bist auch du davongeflogen,
Und ich bin allein geblieben.

Lang und kalt sind schon die Nächte —
Sag, wie lange willst du säumen?
Soll ich immer mich begnügen,
Nur vom alten Glück zu träumen?

8.

Ich liebe solche weiße Glieder,
Der zarten Seele schlanke Hülle,
Wildgroße Augen und die Stirne
Umwogt von schwarzer Lockenfülle!

Du bist so recht die rechte Sorte,
Die ich gesucht in allen Landen;
Auch meinen Werth hat Euresgleichen
So recht zu würdigen verstanden.

Du hast an mir den Mann gefunden,
Wie du ihn brauchst. Du wirst mich reichlich
Beglücken mit Gefühl und Küssen,
Und dann verrathen, wie gebräuchlich.

9.

Der Frühling schien schon an dem Thor
Mich freundlich zu erwarten;
Die ganze Gegend steht im Flor
Als wie ein Blumengarten.

Die Liebste sitzt an meiner Seit'
Im rasch hinrollenden Wagen;
Sie schaut mich an voll Zärtlichkeit,
Ihr Herz das fühl' ich schlagen.

Das trillert und duftet so sonnenvergnügt!
Das blinkt im grünen Geschmeide!
Sein weißes Blüthenköpfchen wiegt
Der junge Baum mit Freude.

Die Blumen schaun aus der Erd' hervor,
Betrachten neugierigen Blickes
Das schöne Weib, das ich erkor,
Und mich, den Mann des Glückes.

Vergängliches Glück! Schon morgen klirrt
Die Sichel über den Saaten,
Der holde Frühling verwelken wird,
Das Weib wird mich verrathen.

10.

Kitty stirbt! und ihre Wangen
Seh' ich immer mehr erblassen.
Dennoch kurz vor ihrem Tode
Muss ich Ärmster sie verlassen.

Kitty stirbt! und kalt gebettet
Liegt sie bald im Kirchhofsgrunde.
Und sie weiß es! Doch für Alle
Sorgt sie bis zur letzten Stunde.

Sie verlangt, dass ich die Strümpfe
Nächsten Winter tragen solle,
Die sie selber mir gestrickt hat
Von der wärmsten Lämmerwolle.

11.

Das gelbe Laub erzittert,
Es fallen die Blätter herab, —
Ach, Alles, was hold und lieblich,
Verwelkt und sinkt ins Grab.

Die Wipfel des Waldes umflimmert
Ein schmerzlicher Sonnenschein;
Das mögen die letzten Küsse
Des scheidenden Sommers sein.

Mir ist, als müsst' ich weinen
Aus tiefstem Herzensgrund;
Dies Bild erinnert mich wieder
An unsre Abschiedsstund'.

Ich musste dich verlassen,
Und wusste, du stürbest bald!
Ich war der scheidende Sommer,
Du warst der sterbende Wald.

12.

Jüngstens träumte mir: spazieren
In dem Himmelreiche ging ich,
Ich mit dir — denn ohne dich
Wär' der Himmel eine Hölle.

Dort sah ich die Auserwählten,
Die Gerechten und die Frommen,
Die auf Erden ihren Leib
Für der Seele Heil gepeinigt!

Kirchenväter und Apostel,
Eremiten, Kapuziner,
Alte Käuze, ein'ge junge —
Letztre sahn noch schlechter aus!

Lange, heilige Gesichter,
Breite Glatzen, graue Bärte,
(Drunter auch verschiedne Juden,)
Gingen streng an uns vorüber;

Warfen keinen Blick nach dir,
Ob du gleich, mein schönes Liebchen
Tändelnd mir am Arme hingest,
Tändelnd, lächelnd, kokettierend!

Nur ein Einz'ger sah dich an,
Und es war der einz'ge schöne,
Schöne Mann in dieser Schar;
Wunderherrlich war sein Antlitz.

Menschengüte um die Lippen,
Götterruhe in den Augen,
Wie auf Magdalenen einst
Schaute Jener auf dich nieder.

Ach! ich weiß, er meint es gut —
Keiner ist so rein und edel —
Aber ich, ich wurde dennoch
Wie von Eifersucht berühret —

Und ich muss gestehn, es wurde
Mir im Himmel unbehaglich —
Gott verzeih mir's! mich genierte
Unser Heiland, Jesus Christus.

13.

Ein Jeder hat zu diesem Feste
Sein liebes Liebchen mitgebracht,
Und freut sich der blühenden Sommernacht; —
Ich wandle allein, mir fehlt das Beste.

Ich wandle allein, gleich einem Kranken!
Ich fliehe die Lust, ich fliehe den Tanz,
Und die schöne Musik und den Lampenglanz; —
In England sind meine Gedanken.

Ich breche Rosen, ich breche Nelken,
Zerstreuten Sinnes und kummervoll;
Ich weiß nicht, wem ich sie geben soll —
Mein Herz und die Blumen verwelken.

14.

Gesanglos war ich und beklommen
So lange Zeit — nun dicht' ich wieder;
Wie Thränen, die uns plötzlich kommen,
So kommen plötzlich auch die Lieder.

Melodisch kann ich wieder klagen
Von großem Lieben, größerm Leiden,
Von Herzen, die sich schlecht vertragen,
Und dennoch brechen, wenn sie scheiden.

Manchmal ist mir, als fühlt' ich wehen
Über dem Haupt die deutschen Eichen —
Sie flüstern gar von Wiedersehen —
Das sind nur Träume — sie verbleichen.

Manchmal ist mir, als hört' ich singen
Die alten deutschen Nachtigallen —
Wie mich die Töne sanft umschlingen! —
Das sind nur Träume — sie verhallen.

Wo sind die Rosen, deren Liebe
Mich einst beglückt? — All ihre Blüthe
Ist längst verwelkt! — Gespenstisch trübe
Spukt noch ihr Duft mir im Gemüthe.

In der Fremde.

1.

Es treibt dich fort von Ort zu Ort,
Du weißt nicht mal warum;
Im Winde klingt ein sanftes Wort,
Schaust dich verwundert um.

Die Liebe, die dahinten blieb,
Sie ruft dich sanft zurück:
„O komm zurück, ich hab' dich lieb,
Du bist mein einz'ges Glück!"

Doch weiter, weiter, sonder Rast,
Du darfst nicht stille stehn;
Was du so sehr geliebet hast,
Sollst du nicht wiedersehn.

2.

„O, des liebenswürd'gen Dichters,
Dessen Lieder uns entzücken!
Hätten wir ihn in der Nähe,
Seine Lippen zu beglücken!"

Während liebenswürd'ge Damen
Also liebenswürdig dachten,
Musst' ich hundert Meil' entfernt
In der öden Fremde schmachten.

Und es hilft uns Nichts im Norden,
Wenn im Süden schönes Wetter,
Und von zugedachten Küssen
Wird das magre Herz nicht fetter.

3.

Mir träumte von einem schönen Kind,
Sie trug das Haar in Flechten;
Wir saßen unter der grünen Lind'
In blauen Sommernächten.

Wir hatten uns lieb und küssten uns gern
Und kos'ten von Freuden und Leiden.
Es seufzten am Himmel die gelben Stern',
Sie schienen uns zu beneiden.

Ich bin erwacht und schau' mich um,
Ich steh' allein im Dunkeln.
Am Himmel droben, gleichgültig und stumm,
Seh' ich die Sterne funkeln.

4.

Du bist ja heut so grambefangen,
Wie ich dich lange nicht geschaut.
Es perlet still von deinen Wangen,
Und deine Seufzer werden laut.

Denkst du der Heimat, die so ferne,
So nebelferne dir verschwand?
Gestehe mir's, du wärest gerne
Manchmal im theuren Vaterland.

Denkst du der Dame, die so niedlich
Mit kleinem Zürnen dich ergötzt?
Oft zürntest du, dann ward sie friedlich,
Und immer lachtet ihr zuletzt.

Denkst du der Freunde, die da sanken
An deine Brust in großer Stund'?
Im Herzen stürmten die Gedanken,
Jedoch verschwiegen blieb der Mund.

Denkst du der Mutter und der Schwester?
Mit Beiden standest du ja gut.
Ich glaube gar, es schmilzt, mein Bester,
In deiner Brust der wilde Muth!

Denkst du der Vögel und der Bäume
Des schönen Gartens, wo du oft
Geträumt der Liebe junge Träume,
Wo du gezagt, wo du gehofft?

Es ist schon spät Die Nacht ist helle,
Trübhell gefärbt vom feuchten Schnee.
Ankleiden muß ich mich nun schnelle
Und in Gesellschaft gehn. O weh!

5.

Ich hatte einst ein schönes Vaterland.
Der Eichenbaum
Wuchs dort so hoch, die Veilchen nickten sanft.
Es war ein Traum.

Das küsste mich auf Deutsch, und sprach auf Deutsch
(Man glaubt es kaum,
Wie gut es klang) das Wort: „Ich liebe dich!"
Es war ein Traum.

Tragödie.

1.

Entflieh mit mir und sei mein Weib
Und ruh an meinem Herzen aus;
Fern in der Fremde sei mein Herz
Dein Vaterland und Vaterhaus.

Gehst du nicht mit, so sterb' ich hier,
Und du bist einsam und allein;
Und bleibst du auch im Vaterhaus,
Wirst doch wie in der Fremde sein.

2.

(Dieses ist ein wirkliches Volkslied, welches ich am Rheine gehört.)

Es fiel ein Reif in der Frühlingsnacht,
Er fiel auf die zarten Blaublümelein,
Sie sind verwelket, verdorret.

Ein Jüngling hatte ein Mädchen lieb,
Sie flohen heimlich vom Hause fort,
Es wusst' weder Vater noch Mutter.

Sie sind gewandert hin und her,
Sie haben gehabt weder Glück noch Stern,
Sie sind verdorben, gestorben.

3.

Auf ihrem Grab da steht eine Linde,
Drin pfeifen die Vögel und Abendwinde,
Und drunter sitzt auf dem grünen Platz
Der Müllersknecht mit seinem Schatz.

Die Winde die wehen so lind und so schaurig,
Die Vögel die singen so süß und so traurig,
Die schwatzenden Buhlen die werden stumm,
Sie weinen und wissen selbst nicht, warum.

Romanzen.

(1839—1842.)

1.

Ein Weib.

Sie hatten sich Beide so herzlich lieb
Spitzbübin war sie, er war ein Dieb.
Wenn er Schelmenstreiche machte,
Sie warf sich aufs Bett und lachte.

Der Tag verging in Freud' und Lust,
Des Nachts lag sie an seiner Brust.
Als man ins Gefängnis ihn brachte,
Sie stand am Fenster und lachte.

Er ließ ihr sagen: „O komm zu mir,
Ich sehne mich so sehr nach dir,
Ich rufe nach dir, ich schmachte" —
Sie schüttelt' das Haupt und lachte.

Um Sechse des Morgens ward er gehenkt.
Um Sieben ward er ins Grab gesenkt;
Sie aber schon um Achte
Trank rothen Wein und lachte.

2.

Frühlingsfeier.

Das ist des Frühlings traurige Lust!
Die blühenden Mädchen, die wilde Schar,
Sie stürmen dahin, mit flatterndem Haar
Und Jammergeheul und entblößter Brust: —
„Adonis! Adonis!"

Es sinkt die Nacht. Bei Fackelschein,
Sie suchen hin und her im Wald,
Der angstverwirret wiederhallt
Vom Weinen und Lachen und Schluchzen und Schrein:
„Adonis! Adonis!“

Das wunderschöne Jünglingsbild,
Es liegt am Boden blaß und todt,
Das Blut färbt alle Blumen roth,
Und Klagelaut die Luft erfüllt: —
„Adonis! Adonis!“

3.

Childe Harold.

Eine starke schwarze Barke
Segelt trauervoll dahin.
Die vermummten und verstummten
Leichenhüter sitzen drin.

Todter Dichter, stille liegt er,
Mit entblößtem Angesicht;
Seine blauen Augen schauen
Immer noch zum Himmelslicht.

Aus der Tiefe klingt's, als riefe
Eine kranke Nixenbraut,
Und die Wellen, sie zerschellen
An dem Kahn, wie Klagelaut.

4.

Die Beschwörung.

Der junge Franziskaner sitzt
Einsam in der Klosterzelle,
Er liest im alten Zauberbuch,
Genannt der Zwang der Hölle.

Und als die Mitternachtstunde schlug,
Da konnt er nicht länger sich halten,
Mit bleichen Lippen ruft er an
Die Unterweltsgewalten.

„Ihr Geister! holt mir aus dem Grab
Die Leiche der schönsten Frauen
Belebt sie mir für diese Nacht,
Ich will mich dran erbauen.“

Er spricht das grause Beschwörungswort,
Da wird sein Wunsch erfüllet,
Die arme verstorbene Schönheit kommt,
In weiße Laken gehüllet.

Ihr Blick ist traurig. Aus kalter Brust
Die schmerzlichen Seufzer steigen.
Die Todte setzt sich zu dem Mönch,
Sie schauen sich an und schweigen.

5.

Aus einem Briefe.

(Die Sonne spricht:)

Was gehn dich meine Blicke an?
Das ist der Sonne gutes Recht,
Sie strahlt auf den Herrn wie auf den Knecht
Ich strahle, weil ich nicht anders kann.

Was gehn dich meine Blicke an?
Bedenke, was deine Pflichten sind,
Nimm dir ein Weib und mach ein Kind,
Und sei ein deutscher Biedermann.

Ich strahle, weil ich nicht anders kann.
Ich wandle am Himmel wohl auf, wohl ab,
Aus Langeweile guck' ich hinab —
Was gehn dich meine Blicke an?

(Der Dichter spricht:)

Das ist ja eben meine Tugend,
Daß ich ertrage deinen Blick,
Das Licht der ew'gen Seelenjugend,
Blendende Schönheit, Flammenglück!

Jetzt aber fühl' ich ein Ermatten
Der Sehkraft, und es sinken nieder,
Wie schwarze Flöre, nächt'ge Schatten
Auf meine armen Augenlider . . .

(Chor der Affen:)

Wir Affen, wir Affen,
Wir glotzen und gaffen
Die Sonne an,
Weil sie es doch nicht wehren kann.

(Chor der Frösche:)

Im Wasser, im Wasser,
Da ist es noch nasser

Als auf der Erde
Und ohne Beschwerde
Erquicken
Wir uns an den Sonnenblicken!

(Chor der Maulwürfe:)

Was doch die Leute Unsinn schwatzen
Von Strahlen und von Sonnenblicken!
Wir fühlen nur ein warmes Jücken,
Und pflegen uns alsdann zu kratzen.

(Ein Glühwurm spricht:)

Wie sich die Sonne wichtig macht
Mit ihrer kurzen Tagespracht!
So unbescheiden zeig' ich mich nicht,
Und bin doch auch ein großes Licht,
In der Nacht, in der Nacht!

6.

Unstern.

Der Stern erstrahlte so munter,
Da fiel er vom Himmel herunter.
Du fragst mich, Kind, was Liebe ist?
Ein Stern in einem Haufen Mist.

Wie'n räudiger Hund, der verrecket,
So liegt er mit Staub bedecket.
Es kräht der Hahn, die Sau sie grunzt,
Im Kothe wälzt sich ihre Brunst.

O, fiel ich doch in den Garten,
Wo die Blumen meiner harrten,
Wo ich mir oft gewünschet hab'
Ein reinliches Sterben, ein duftiges Grab!

7.

Anno 1829.

Daß ich bequem verbluten kann,
Gebt mir ein edles, weites Feld!
O, laßt mich nicht ersticken hier
In dieser engen Krämerwelt!

Sie essen gut, sie trinken gut,
Erfreun sich ihres Maulwurfglücks,
Und ihre Großmuth ist so groß
Als wie das Loch der Armenbüchs

Cigarren tragen sie im Maul
Und in der Hosentasch' die Händ';
Auch die Verdauungskraft ist gut —
Wer sie nur selbst verdauen könnt'!

Sie handeln mit den Specerein
Der ganzen Welt, doch in der Luft,
Trotz allen Würzen, riecht man stets
Den faulen Schellfischseelenduft.

O, daß ich große Laster säh',
Verbrechen, blutig, kolossal, —
Nur diese satte Tugend nicht,
Und zahlungsfähige Moral!

Ihr Wolken droben, nehmt mich mit,
Gleichviel nach welchem fernen Ort!
Nach Lappland oder Afrika,
Und sei's nach Pommern — fort! nur fort!

O, nehmt mich mit — Sie hören nicht —
Die Wolken droben sind so klug!
Vorüberreisend dieser Stadt,
Ängstlich beschleun'gen sie den Flug.

8.

Anno 1839.

O Deutschland, meine ferne Liebe,
Gedenk' ich deiner, wein' ich fast!
Das muntre Frankreich scheint mir trübe,
Das leichte Volk wird mir zur Last.

Nur der Verstand, so kalt und trocken,
Herrscht in dem witzigen Paris —
O Narrheitsglöcklein, Glaubensglocken,
Wie klingelt ihr daheim so süß!

Höfliche Männer! Doch verdrossen
Geb' ich den art'gen Gruß zurück. —
Die Grobheit, die ich einst genossen
Im Vaterland, Das war mein Glück!

Lächelnde Weiber! Plappern immer,
Wie Mühlenräder stets bewegt!
Da lob' ich Deutschlands Frauenzimmer
Das schweigend sich zu Bette legt.

Und Alles dreht sich hier im Kreise
Mit Ungestüm, wie'n toller Traum!

Bei uns bleibt Alles hübsch im Gleise,
Wie angenagelt, rührt sich kaum.

Mir ist, als hört' ich fern erklingen
Nachtwächterhörner, sanft und traut;
Nachtwächterlieder hör' ich singen,
Dazwischen Nachtigallenlaut.

Dem Dichter war so wohl daheime
In Schilda's theurem Eichenhain;
Dort wob ich meine zarten Reime
Aus Veilchenduft und Mondenschein.

9.

In der Frühe.

Auf dem Faubourg Saint-Marceau
Lag der Nebel heute Morgen,
Spätherbstnebel, dicht und schwer,
Einer weißen Nacht vergleichbar.

Wandelnd durch die weiße Nacht,
Schaut' ich mir vorübergleiten
Eine weibliche Gestalt,
Die dem Mondenlicht vergleichbar.

Ja, sie war wie Mondenlicht
Leicht hinschwebend, zart und zierlich,
Solchen schlanken Gliederbau
Sah ich hier in Frankreich niemals.

War es Luna selbst vielleicht,
Die sich heut bei einem schönen,
Zärtlichen Endymion
Des Quartier Latin verspätet?

Auf dem Heimweg dacht' ich nach:
Warum floh sie meinen Anblick?
Hielt die Göttin mich vielleicht
Für den Sonnenlenker Phöbus?

10.

Ritter Olaf.

I.

Vor dem Dome stehn zwei Männer,
Tragen Beide rothe Röcke,
Und der Eine ist der König,
Und der Henker ist der Andre.

Und zum Henker spricht der König:
„Am Gesang der Pfaffen merk' ich,
Dass vollendet schon die Trauung —
Halt bereit dein gutes Richtbeil."

Glockenklang und Orgelrauschen,
Und das Volk strömt aus der Kirche;
Bunter Festzug, in der Mitte
Die geschmückten Neuvermählten.

Leichenblass und bang und traurig
Schaut die schöne Königstochter;
Keck und heiter schaut Herr Olaf,
Und sein rother Mund, der lächelt.

Und mit lächelnd rothem Munde
Spricht er zu dem finstern König:
„Guten Morgen, Schwiegervater,
Heut ist dir mein Haupt verfallen.

„Sterben soll ich heut — O, lass mich
Nur bis Mitternacht noch leben,
Dass ich meine Hochzeit feire
Mit Bankett und Fackeltänzen.

„Lass mich leben, lass mich leben,
Bis geleert der letzte Becher,
Bis der letzte Tanz getanzt ist —
Lass bis Mitternacht mich leben!"

Und zum Henker spricht der König:
„Unserm Eidam sei gefristet
Bis um Mitternacht sein Leben —
Halt bereit dein gutes Richtbeil."

II.

Herr Olaf sitzt beim Hochzeitschmaus,
Er trinkt den letzten Becher aus.
An seine Schulter lehnt
Sein Weib und stöhnt —
Der Henker steht vor der Thüre.

Der Reigen beginnt und Herr Olaf erfasst
Sein junges Weib, mit wilder Hast
Sie tanzen bei Fackelglanz
Den letzten Tanz —
Der Henker steht vor der Thüre.

Die Geigen geben so lustigen Klang,
Die Flöten seufzen so traurig und bang!
Wer die Beiden tanzen sieht,
Dem erbebt das Gemüth —
Der Henker steht vor der Thüre.

Und wie sie tanzen im dröhnenden Saal,
Herr Olaf flüstert zu seinem Gemahl:
„Du weißt nicht, wie lieb ich dich hab' —
So kalt ist das Grab" —
Der Henker steht vor der Thüre.

III.

Herr Olaf, es ist Mitternacht,
Dein Leben ist verflossen!
Du hattest eines Fürstenkinds
In freier Lust genossen.

Die Mönche murmeln das Todtengebet,
Der Mann im rothen Rocke,
Er steht mit seinen blankem Beil
Schon vor dem schwarzen Blocke.

Herr Olaf steigt in den Hof hinab,
Da blinken viel' Schwerter und Lichter.
Es lächelt des Ritters rother Mund,
Mit lächelndem Munde spricht er:

„Ich segne die Sonne, ich segne den Mond,
Und die Stern', die am Himmel schweifen;
Ich segne auch die Vögelein,
Die in den Lüften pfeifen.

„Ich segne das Meer, ich segne das Land,
Und die Blumen auf der Aue;
Ich segne die Veilchen, sie sind so sanft
Wie die Augen meiner Fraue.

„Ihr Veilchenaugen meiner Frau,
Durch euch verlier' ich mein Leben!
Ich segne auch den Holunderbaum,
Wo du dich mir ergeben."

11.

Die Nixen.

Am einsamen Strande plätschert die Fluth,
Der Mond ist aufgegangen;
Auf weißer Düne der Ritter ruht,
Von bunten Träumen befangen.

Die schönen Nixen, im Schleiergewand
Entsteigen der Meerestiefe.
Sie nahen sich leise dem jungen Fant,
Sie glaubten wahrhaftig, er schliefe.

Die Eine betastet mit Neubegier
Die Federn auf seinem Barette;
Die Andre nestelt am Bandelier
Und an der Waffenkette.

Die Dritte lacht und ihr Auge blitzt;
Sie zieht das Schwert aus der Scheide,
Und auf dem blanken Schwert gestützt
Beschaut sie den Ritter mit Freude.

Die Vierte tänzelt wohl hin und her
Und flüstert aus tiefem Gemüthe:
„O, daſs ich doch dein Liebchen wär',
Du holde Menschenblüthe!"

Die Fünfte küſst des Ritters Händ',
Mit Sehnsucht und Verlangen;
Die Sechste zögert und küſst am End'
Die Lippen und die Wangen.

Der Ritter ist klug, es fällt ihm nicht ein,
Die Augen öffnen zu müssen;
Er läſst sich ruhig im Mondenschein
Von schönen Nixen küssen.

12.

Bertrand de Born.

Ein edler Stolz in allen Zügen,
Auf seiner Stirn Gedankenspur,
Er konnte jedes Herz besiegen,
Bertrand de Born, der Troubadour.

Es kirrten seine süßen Töne
Die Löwin des Plantagenet's;
Die Tochter auch, die beiden Söhne,
Er sang sie Alle in sein Netz.

Wie er den Vater selbst bethörte!
In Thränen schmolz des Königs Zorn,
Als er ihn lieblich reden hörte,
Den Troubadour, Bertrand de Born.

13.

Frühling.

Die Wellen blinken und fließen dahin —
Es liebt sich so lieblich im Lenze!
Am Flusse sitzt die Schäferin
Und windet die zärtlichsten Kränze.

Das knospet und quillt, mit duftender Lust —
Es liebt sich so lieblich im Lenze!
Die Schäferin seufzt aus tiefer Brust:
„Wem geb' ich meine Kränze?"

Ein Reiter reitet den Fluß entlang,
Er grüßt sie so blühenden Muthes!
Die Schäferin schaut ihm nach so bang,
Fern flattert die Feder des Hutes.

Sie weint und wirft in den gleitenden Fluß
Die schönen Blumenkränze.
Die Nachtigall singt von Lieb' und Kuß —
Es liebt sich so lieblich im Lenze.

14.

Ali Bei.

Ali Bei, der Held des Glaubens,
Liegt beglückt in Mädchenarmen.
Vorgeschmack des Paradieses
Gönnt ihm Allah schon auf Erden.

Odalisken, schön wie Houris,
Und geschmeidig wie Gazellen —
Kräuselt ihm den Bart die Eine,
Glättet seine Stirn die Andre.

Und die Dritte schlägt die Laute,
Singt und tanzt, und küsst ihn lachend
Auf das Herz, worin die Flammen
Aller Seligkeiten lodern.

Aber draußen plötzlich schmettern
Die Trompeten, Schwerter rasseln,
Waffenruf und Flintenschüsse —
„Herr, die Franken sind im Anmarsch!"

Und der Held besteigt sein Schlachtross,
Fliegt zum Kampf, doch wie im Traume
Denn ihm ist zu Sinn, als läg' er
Immer noch in Mädchenarmen.

Während er die Frankenköpfe
Dutzendweis heruntersäbelt,
Lächelt er wie ein Verliebter,
Ja, er lächelt sanft und zärtlich.

15.

Psyche.

In der Hand die kleine Lampe,
In der Brust die große Gluth,
Schleichet Psyche zu dem Lager,
Wo der holde Schläfer ruht.

Sie erröthet und sie zittert,
Wie sie seine Schönheit sieht —
Der enthüllte Gott der Liebe,
Er erwacht und er entflieht.

Achtzehnhundertjähr'ge Buße!
Und die Ärmste stirbt beinah!
Psyche fastet und kasteit sich,
Weil sie Amorn nackend sah.

16.

Die Unbekannte.

Meiner goldgelockten Schönen
Weiß ich täglich zu begegnen
In dem Tuileriengarten
Unter den Kastanienbäumen.

Täglich geht sie dort spazieren,
Mit zwei häßlich alten Damen —
Sind es Tanten? Sind's Dragoner,
Die vermummt in Weiberröcken?

Eingeschüchtert von dem Schnurrbart
Ihrer zwei Begleiterinnen,
Und von meinem eignen Herzen
Noch viel strenger eingeschüchtert,

Wagt' ich nie, ein seufzend Wörtchen
Im Vorübergehn zu flüstern,
Und ich wagte kaum, mit Blicken
Meine Flamme zu bekunden.

Heute erst hab' ich erfahren
Ihren Namen; Laura heißt sie,
Wie die schöne Provençalin,
Die der große Dichter liebte.

Laura heißt sie! Nun, da bin ich
Just so weit, wie einst Petrarcha,
Der das schöne Weib gefeiert
In Kanzonen und Sonetten.

Laura heißt sie! Wie Petrarcha
Kann ich jetzt platonisch schwelgen
In dem Wohllaut dieses Namens —
Weiter hat er's nicht gebracht.

17.

Wechsel.

Mit Brünetten hat's ein Ende!
Ich gerathe dieses Jahr
Wieder in die blauen Augen,
Wieder in das blonde Haar.

Die Blondine, die ich liebe,
Ist so fromm, so sanft, so mild!
In der Hand den Liljenstengel,
Wäre sie ein Heil'genbild.

Schlanke, schwärmerische Glieder,
Wenig Fleisch, sehr viel Gemüth;
Und für Liebe, Hoffnung, Glaube
Ihre ganze Seele glüht.

Sie behauptet, sie verstünde
Gar kein Deutsch — ich glaub' es nicht.
Niemals hättest du gelesen
Klopstock's himmlisches Gedicht?

18.

Die Hexe.

„Liebe Nachbarn, mit Vergunst!
Eine Hex', durch Zauberkunst,
Kann sich in ein Thier verwandeln,
Um die Menschen zu mißhandeln.

„Eure Katz' ist meine Frau;
Ich erkenne sie genau
Am Geruch, am Glanz der Augen,
Spinnen, Schnurren, Pfötchensaugen . . ."

Der Nachbar und die Nachbarin,
Sie riefen: „Jürgen, nimm sie hin!"
Der Hofhund bellt: „Wau! wau!"
Die Katze schreit: „Miau!"

19.

Fortuna.

Frau Fortuna, ganz umsunst
Thust du spröde! deine Gunst
Weiß ich mir durch Kampf und Ringen
Zu erbeuten, zu erzwingen.

Überwältigt wirst du doch,
Und ich spanne dich ins Joch,
Und du streckst am End' die Waffen —
Aber meine Wunden klaffen.

Es verströmt mein rothes Blut,
Und der schöne Lebensmuth
Will erlöschen; ich erliege
Und ich sterbe nach dem Siege.

20.

Klagelied
eines altdeutschen Jünglings.

Wohl Dem, dem noch die Tugend lacht,
Weh Dem, der sie verlieret!
Es haben mich armen Jüngling
Die bösen Gesellen verführet.

Sie haben mich um mein Geld gebracht
Mit Karten und mit Knöcheln;
Es trösteten mich die Mädchen
Mit ihrem holden Lächeln.

Und als sie mich ganz besoffen gemacht
Und meine Kleider zerrissen,
Da ward ich armer Jüngling
Zur Thür hinausgeschmissen.

Und als ich des Morgens früh erwacht
Wie wundr' ich mich über die Sache!
Da saß ich armer Jüngling
Zu Kassel auf der Wache.

21.

Lass ab!

Der Tag ist in die Nacht verliebt,
Der Frühling in den Winter,
Das Leben verliebt in den Tod —
Und du, du liebest mich!

Du liebst mich — schon erfassen dich
Die grauenhaften Schatten,
All deine Blüthe welkt,
Und deine Seele verblutet.

Lass ab von mir, und liebe nur
Die heiteren Schmetterlinge,
Die da gaukeln im Sonnenlicht —
Lass ab von mir und dem Unglück!

22.

Frau Mette.

(Nach dem Dänischen.)

Herr Peter und Bender saßen beim Wein
Herr Bender sprach: „Ich wette,
Bezwänge dein Singen die ganze Welt,
Doch nimmer bezwingt es Frau Mette.“

Herr Peter sprach: „Ich wette mein Roß
Wohl gegen deine Hunde,
Frau Mette sing' ich nach meinem Hof,
Noch heut in der Mitternachtstunde.“

Und als die Mitternachtstunde kam,
Herr Peter hub an zu singen;
Wohl über den Fluß, wohl über den Wald
Die süßen Töne dringen.

Die Tannenbäume horchen so still,
Die Fluth hört auf zu rauschen,
Am Himmel zittert der blasse Mond,
Die klugen Sterne lauschen.

Frau Mette erwacht aus ihrem Schlaf:
„„Wer singt vor meiner Kammer?““
Sie achselt ihr Kleid, sie schreitet hinaus; —
Das ward zu großem Jammer.

Wohl durch den Wald, wohl durch den Fluß
Sie schreitet unaufhaltsam;
Herr Peter zog sie nach seinem Hof
Mit seinem Liede gewaltsam.

Und als sie Morgens nach Hause kam,
Vor der Thüre stand Herr Bender:
„Frau Mette, wo bist du gewesen zur Nacht?
Es triefen deine Gewänder.“

„„Ich war heut Nacht am Nixenfluß,
Dort hört' ich prophezeien,
Es plätscherten und bespritzten mich
Die neckenden Wasserfeien.““

„Am Nixenfluß ist feiner Sand,
Dort bist du nicht gegangen,
Zerrissen und blutig sind deine Füß',
Auch bluten deine Wangen.“

„„Ich war heut Nacht im Elfenwald,
Zu schaun den Elfenreigen,
Ich hab' mir verwundet Fuß und Gesicht
An Dornen und Tannenzweigen.““

„Die Elfen tanzen im Monat Mai
Auf weichen Blumenfeldern,
Jetzt aber herrscht der kalte Herbst
Und heult der Wind in den Wäldern.“

„„Bei Peter Nielsen war ich heut Nacht,
Er sang, und zaubergewaltsam,
Wohl durch den Wald, wohl durch den Fluss,
Es zog mich unaufhaltsam.

„„Sein Lied ist stark als wie der Tod,
Es lockt in Nacht und Verderben.
Noch brennt mir im Herzen die tönende Gluth;
Ich weiß, jetzt muss ich sterben.““ —

Die Kirchenthür ist schwarz behängt,
Die Trauerglocken läuten;
Das soll den jämmerlichen Tod
Der armen Frau Mette bedeuten.

Herr Bender steht vor der Leichenbahr',
Und seufzt aus Herzensgrunde:
„Nun hab' ich verloren mein schönes Weib
Und meine treuen Hunde.“

23.

Begegnung.

Wohl unter der Linde erklingt die Musik,
Da tanzen die Burschen und Mädel,
Da tanzen Zwei, die Niemand kennt,
Sie schaun so schlank und edel.

Sie schweben auf, sie schweben ab
In seltsam fremder Weise;
Sie lachen sich an, sich schütteln das Haupt,
Das Fräulein flüstert leise:

„Mein schöner Junker, auf Eurem Hut
Schwankt eine Neckenlilje,
Die wächst nur tief im Meeresgrund —
Ihr stammt nicht aus Adam's Familie.

„Ihr seid der Wassermann, Ihr wollt
Verlocken des Dorfes Schönen.
Ich hab Euch erkannt beim ersten Blick
An Euren fischgrätigen Zähnen.“

Sie schweben auf, sie schweben ab
In seltsam fremder Weise,
Sie lachen sich an, sie schütteln das Haupt,
Der Junker flüstert leise:

„Mein schönes Fräulein, sagt mir, warum
So eiskalt Eure Hand ist?
Sagt mir, warum so naß der Saum
An Eurem weißen Gewand ist?

„Ich hab' Euch erkannt beim ersten Blick
An Eurem spöttischen Knixe —
Du bist kein irdisches Menschenkind,
Du bist mein Mühmchen, die Nixe.“

Die Geigen verstummen, der Tanz ist aus
Es trennen sich höflich die Beiden,
Sie kennen sich leider viel zu gut,
Suchen sich jetzt zu vermeiden.

24.

König Harald Harfagar.

Der König Harald Harfagar
Sitzt unten in Meeresgründen
Bei seiner schönen Wasserfee;
Die Jahre kommen und schwinden.

Von Nixenzauber gebannt und gefeit,
Er kann nicht leben, nicht sterben;
Zweihundert Jahre dauert schon
Sein seliges Verderben.

Des Königs Haupt liegt auf dem Schoß
Der holden Frau, und mit Schmachten
Schaut er nach ihren Augen empor,
Kann nicht genug sie betrachten.

Sein goldnes Haar ward silbergrau,
Es treten die Backenknochen
Gespenstisch hervor aus dem gelben Gesicht
Der Leib ist welk und gebrochen.

Manchmal aus seinem Liebestraum
Wird er plötzlich aufgeschüttert,
Denn droben stürmt so wild die Fluth
Und das gläserne Schloss erzittert.

Manchmal ist ihm, als hört' er im Wind
Normannenruf erschallen;
Er hebt die Arme mit freudiger Hast,
Lässt traurig sie wieder fallen.

Manchmal ist ihm, als hört' er gar,
Wie die Schiffer singen hier oben,
Und den König Harald Harfagar
Im Heldenliebe loben.

Der König stöhnt und schluchzt und weint
Alsdann aus Herzensgrunde.
Schnell beugt sich hinab die Wasserfee
Und küsst ihn mit lachendem Munde.

25.

Unterwelt.

I.

„Blieb ich doch ein Junggeselle!"
Seufzet Pluto tausendmal —
„Jetzt in meiner Ehstandsqual
Merk' ich: früher ohne Weib
War die Hölle keine Hölle.

„Blieb ich doch ein Junggeselle!
Seit ich Proserpinen hab',
Wünsch' ich täglich mich ins Grab!
Wenn sie keift, so hör' ich kaum
Meines Cerberus' Gebelle.

„Stets vergeblich, stets nach Frieden
Ring' ich. Hier im Schattenreich
Kein Verdammter ist mir gleich!
Ich beneide Sisyphus
Und die edlen Danaiden."

II.

Auf goldenem Stuhl, im Reiche der Schatten
Zur Seite des königlichen Gatten,
Sitzt Proserpine
Mit finstrer Miene,
Und im Herzen seufzet sie traurig:

„Ich lechze nach Rosen, nach Sangesergüssen
Der Nachtigall, nach Sonnenküssen —
Und hier unter bleichen
Lemuren und Leichen
Mein junges Leben vertraur' ich!

„Bin festgeschmiedet am Ehejoche
In diesem verwünschten Rattenloche!
Und des Nachts die Gespenster,
Sie schaun mir ins Fenster,
Und der Styx, er murmelt so schaurig!

„Heut hab' ich den Charon zu Tische geladen —
Glatzköpfig ist er und ohne Waden,
Auch die Todtenrichter,
Langweil'ge Gesichter —
In solcher Gesellschaft versaur' ich."

III.

Während solcherlei Beschwerde
In der Unterwelt sich häuft,
Jammert Ceres auf der Erde.
Die verrückte Göttin läuft
Ohne Haube, ohne Kragen
Schlotterbusig durch das Land,
Deklamierend jene Klagen,
Die euch Allen wohlbekannt:

„Ist der holde Lenz erschienen?
Hat die Erde sich verjüngt?
Die besonnten Hügel grünen,
Und des Eises Rinde springt.
Aus der Ströme blauem Spiegel
Lacht der unbewölkte Zeus,
Milder wehen Zephyr's Flügel,
Augen treibt das junge Reis.
In dem Hain erwachen Lieder,
Und die Oreade spricht:
Deine Blumen kehren wieder,
Deine Tochter kehret nicht.

„Ach, wie lang' ist's, dass ich walle
Suchend durch der Erde Flur!
Titan, deine Strahlen alle
Sandt' ich nach der theuren Spur'
Keiner hat mir noch verkündet
Von dem lieben Angesicht,
Und der Tag, der Alles findet,
Die Verlorne fand er nicht.
Hast du, Zeus, sie mir entrissen?
Hat, von ihrem Reiz gerührt,
Zu des Orkus schwarzen Flüssen
Pluto sie hinabgeführt?

„Wer wird nach dem düstern Strand
Meines Grames Bote sein?
Ewig stößt der Kahn vom Lande,
Doch nur Schatten nimmt er ein.
Jedem sel'gen Aug' verschlossen
Bleibt das nächtliche Gefild,
Und so lang' der Styx geflossen,
Trug er kein lebendig Bild.
Nieder führen tausend Steige,
Keiner führt zum Tag zurück;
Ihre Thräne bringt kein Zeuge
Vor der bangen Mutter Blick."

IV.

„Meine Schwiegermutter Ceres,
Lass die Klagen, lass die Bitten!
Dein Verlangen, ich gewähr' es —
Habe selbst so Viel gelitten!

„Tröste dich, wir wollen ehrlich
Den Besitz der Tochter theilen,
Und sechs Monden soll sie jährlich
Auf der Oberwelt verweilen.

„Hilft dir dort an Sommertagen
Bei den Ackerbaugeschäften;
Einen Strohhut wird sie tragen,
Wird auch Blumen daran heften.

„Schwärmen wird sie, wenn den Himmel
Überzieht die Abendröthe,
Und am Bach ein Bauerlümmel
Zärtlich bläst die Hirtenflöte.

„Wird sich freun mit Gret' und Hänschen
Bei des Erntefestes Reigen;
Unter Schöpsen, unter Gänschen
Wird sie sich als Löwin zeigen.

„Süße Ruh'! Ich kann verschnaufen
Hier im Orkus unterdessen;
Punsch mit Lethe will ich saufen.
Um die Gattin zu vergessen."

V.

„„Zuweilen dünkt es mich, als trübe
Geheime Sehnsucht deinen Blick —
Ich kenn' es wohl, dein Mißgeschick:
Verfehltes Leben, verfehlte Liebe!

„„Du nickst so traurig! Wiedergeben
Kann ich dir nicht die Jugendzeit, —
Unheilbar ist dein Herzeleid:
Verfehlte Liebe, verfehltes Leben!""

Zeitgedichte.

(1839—1846.)

1.

Doktrin.

Schlage die Trommel und fürchte dich nicht,
Und küsse die Marketenderin,
Das ist die ganze Wissenschaft,
Das ist der Bücher tiefster Sinn.

Trommle die Leute aus dem Schlaf,
Trommle Reveille mit Jugendkraft,
Marschiere trommelnd immer voran,
Das ist die ganze Wissenschaft.

Das ist die Hegel'sche Philosophie,
Das ist der Bücher tiefster Sinn,
Ich hab' sie begriffen, weil ich gescheit,
Und weil ich ein guter Tambour bin.

2.

Adam der Erste.

Du schicktest mit dem Flammenschwert
Den himmlischen Gendarmen,
Und jagtest mich aus dem Paradies,
Ganz ohne Recht und Erbarmen!

Ich ziehe fort mit meiner Frau
Nach andren Erdenländern;
Doch daß ich genossen des Wissens Frucht,
Das kannst du nicht mehr ändern.

Du kannst nicht ändern, dass ich weiß,
Wie sehr du klein und nichtig.
Und machst du dich auch noch so sehr
Durch Tod und Donnern wichtig.

O Gott! wie erbärmlich ist doch dies
Konsilium abeundi!
Das nenne ich einen Magnifikus
Der Welt, ein Lumen Mundi!

Vermissen werde ich nimmermehr
Die paradiesischen Räume;
Das war kein wahres Paradies —
Es gab dort verbotene Bäume.

Ich will mein volles Freiheitsrecht!
Find' ich die g'ringste Beschränknis,
Verwandelt sich mir das Paradies
In Hölle und Gefängnis.

3.

Warnung.

Solche Bücher läßt du drucken!
Theurer Freund, du bist verloren!
Willst du Geld und Ehre haben,
Mußt du dich gehörig ducken.

Nimmer hätt' ich dir gerathen,
So zu sprechen vor dem Volke,
So zu sprechen von den Pfaffen
Und von hohen Potentaten!

Theurer Freund, du bist verloren!
Fürsten haben lange Arme,
Pfaffen haben lange Zungen,
Und das Volk hat lange Ohren!

4.

An einen ehemaligen Goetheaner.

(1832.)

Hast du wirklich dich erhoben
Aus dem müßig kalten Dunstkreis,
Womit einst der kluge Kunstgreis
Dich von Weimar aus umwoben?

Gnügt dir nicht mehr die Bekanntschaft
Seiner Klärchen, seiner Gretchen?
Fliehst du Serlo's keusche Mädchen
Und Ottiliens Wahlverwandtschaft?

Nur Germanien willst du dienen,
Und mit Mignon ist's vorbei heut,
Und du strebst nach größrer Freiheit
Als du fandest bei Philinen?

Für des Volkes Oberhoheit
Lünebürgerthümlich kämpfst du,
Und mit kühnen Worten dämpfst du
Der Despoten Bundesroheit!

In der Fern' hör' ich mit Freude,
Wie man voll von deinem Lob ist,
Und wie du der Mirabeau bist
Von der Lüneburger Heide!

5.

Geheimnis.

Wir seufzen nicht, das Aug' ist trocken,
Wir lächeln oft, wir lachen gar!
In keinem Blick, in keiner Miene
Wird das Geheimnis offenbar.

Mit seinen stummen Qualen liegt es
In unsrer Seele blut'gem Grund;
Wird es auch laut im wilden Herzen,
Krampfhaft verschlossen bleibt der Mund.

Frag du den Säugling in der Wiege,
Frag du die Todten in dem Grab,
Vielleicht daß Diese dir entdecken,
Was ich dir stets verschwiegen hab'.

6.

Bei des Nachtwächters Ankunft zu Paris.

„Nachtwächter mit langen Fortschrittsbeinen,
Du kommst so verstört einher gerannt!
Wie geht es daheim den lieben Meinen,
Ist schon befreit das Vaterland?“

Vortrefflich geht es, der stille Segen,
Er wuchert im sittlich gehüteten Haus,
Und ruhig und sicher, auf friedlichen Wegen,
Entwickelt sich Deutschland von innen heraus.

Nicht oberflächlich wie Frankreich blüht es,
Wo Freiheit das äußere Leben bewegt;
Nur in der Tiefe des Gemüthes
Ein deutscher Mann die Freiheit trägt.

Der Dom zu Köllen wird vollendet,
Den Hohenzollern verdanken wir Das;
Habsburg hat auch dazu gespendet,
Ein Wittelsbach schickt Fensterglas.

Die Konstitution, die Freiheitsgesetze,
Sie sind uns versprochen, wir haben das Wort,
Und Königsworte, Das sind Schätze,
Wie tief im Rhein der Niblungshort.

Der freie Rhein, der Brutus der Flüsse,
Er wird uns nimmermehr geraubt!
Die Holländer binden ihm die Füße,
Die Schwyzer halten fest sein Haupt.

Auch eine Flotte will Gott uns bescheren,
Die patriotische Überkraft
Wird lustig rudern auf deutschen Galeeren;
Die Festungsstrafe wird abgeschafft.

Es blüht der Lenz, es platzen die Schoten,
Wir athmen frei in der freien Natur!
Und wird uns der ganze Verlag verboten,
So schwindet am Ende von selbst die Censur.

7.

Der Tambourmajor.

Das ist der alte Tambourmajor,
Wie ist er jetzt herunter!
Zur Kaiserzeit stand er im Flor,
Da war er glücklich und munter.

Er balancierte den großen Stock
Mit lachendem Gesichte;
Die silbernen Tressen auf seinem Rock,
Die glänzten im Sonnenlichte.

Wenn er im Trommelwirbelschall
Einzog in Städten und Städtchen,
Da schlug das Herz im Wiederhall
Den Weibern und den Mädchen.

Er kam und sah und siegte leicht,
Wohl über alle Schönen;
Sein schwarzer Schnurrbart wurde feucht
Von deutschen Frauenthränen.

Wir mussten es dulden! In jedem Land
Wo die fremden Eroberer kamen,
Der Kaiser die Herren überwand,
Der Tambourmajor die Damen.

Wir haben lange getragen das Leid,
Geduldig wie deutsche Eichen,
Bis endlich die hohe Obrigkeit
Uns gab das Befreiungszeichen.

Wie in der Kampfbahn der Auerochs,
Erhuben wir unsere Hörner,
Entledigten uns des fränkischen Jochs
Und sangen die Lieder von Körner.

Entsetzliche Verse! sie klangen ins Ohr
Gar schauderhaft den Tyrannen!
Der Kaiser und der Tambourmajor,
Sie flohen erschrocken von dannen.

Sie ernteten Beide den Sündenlohn
Und nahmen ein schlechtes Ende.
Es fiel der Kaiser Napoleon
Den Britten in die Hände.

Wohl auf der Insel Sankt-Helena
Sie marterten ihn gar schändlich;
Am Magenkrebse starb er da
Nach langen Leiden endlich.

Der Tambourmajor, er ward entsetzt
Gleichfalls von seiner Stelle.
Um nicht zu verhungern, dient er jetzt
Als Hausknecht in unserm Hotele.

Er heizt den Ofen, er fegt den Topf,
Muss Holz und Wasser schleppen;
Mit seinem wackelnd greisen Kopf
Keucht er herauf die Treppen.

Wenn mich der Fritz besucht, so kann
Er nicht den Spaß sich versagen,
Den drollig schlotternd langen Mann
Zu nergeln und zu plagen.

Laß ab mit Spöttelein, o Fritz!
Es ziemt Germania's Söhnen
Wohl nimmermehr, mit schlechtem Witz
Gefallene Größe zu höhnen.

Du solltest mit Pietät, mich däucht
Behandeln solche Leute;
Der Alte ist dein Vater vielleicht
Von mütterlicher Seite.

8.

Entartung.

Hat die Natur sich auch verschlechtert,
Und nimmt sie Menschenfehler an?
Mich dünkt, die Pflanzen und die Thiere,
Sie lügen jetzt wie Jedermann.

Ich glaub' nicht an der Lilje Keuschheit,
Es buhlt mit ihr der bunte Geck,
Der Schmetterling; der küsst und flattert
Am End' mit ihrer Unschuld weg.

Von der Bescheidenheit der Veilchen
Halt' ich nicht viel. Die kleine Blum',
Mit den koketten Düften lockt sie,
Und heimlich dürstet sie nach Ruhm.

Ich zweifle auch, ob sie empfindet,
Die Nachtigall, Das, was sie singt;
Sie übertreibt und schluchzt und trillert
Nur aus Routine, wie mich dünkt.

Die Wahrheit schwindet von der Erde,
Auch mit der Treu' ist es vorbei.
Die Hunde wedeln noch und stinken
Wie sonst, doch sind sie nicht mehr treu.

9.

Heinrich.

Auf dem Schloßhof zu Canossa
Steht der deutsche Kaiser Heinrich,
Barfuß und im Büßerhemde,
Und die Nacht ist kalt und regnigt.

Droben aus dem Fenster lugen
Zwo Gestalten, und der Mondschein
Überflimmert Gregor's Kahlkopf
Und die Brüste der Mathildis.

Heinrich mit den blassen Lippen
Murmelt fromme Paternoster;
Doch im tiefen Kaiserherzen
Heimlich knirscht er, heimlich spricht er:

„Fern in meinen deutschen Landen
Heben sich die starken Berge,
Und im stillen Bergesschachte
Wächst das Eisen für die Streitaxt.

„Fern in meinen deutschen Landen
Heben sich die Eichenwälder,
Und im Stamm der höchsten Eiche
Wächst der Holzstiel für die Streitaxt.

„Du, mein liebes, treues Deutschland,
Du wirst auch den Mann gebären,
Der die Schlange meiner Qualen
Niederschmettert mit der Streitaxt."

10.

Lebensfahrt.

Ein Lachen und Singen! Es blitzen und gaukeln
Die Sonnenlichter. Die Wellen schaukeln
Den lustigen Kahn. Ich saß darin
Mit lieben Freunden und leichtem Sinn.

Der Kahn zerbrach in eitel Trümmer,
Die Freunde waren schlechte Schwimmer,
Sie gingen unter, im Vaterland;
Mich warf der Sturm an den Seinestrand.

Ich hab' ein neues Schiff bestiegen,
Mit neuen Genossen; es wogen und wiegen
Die fremden Fluthen mich hin und her —
Wie fern die Heimat! mein Herz wie schwer!

Und Das ist wieder ein Singen und Lachen —
Es pfeift der Wind, die Planken krachen —
Am Himmel erlischt der letzte Stern —
Wie schwer mein Herz! die Heimat wie fern!

11.

Das neue israelitische Hospital zu Hamburg.

Ein Hospital für arme, kranke Juden,
Für Menschenkinder, welche dreifach elend,
Behaftet mit den bösen drei Gebresten,
Mit Armuth, Körperschmerz und Judenthume.

Das schlimmste von den dreien ist das letzte,
Das tausendjährige Familienübel,
Die aus dem Nilthal mitgeschleppte Plage,
Der altägyptisch ungesunde Glauben.

Unheilbar tiefes Leid! Dagegen helfen
Nicht Dampfbad, Douche, nicht die Apparate
Der Chirurgie, noch all' die Arzeneien,
Die dieses Haus den siechen Gästen bietet.

Wird einst die Zeit, die ew'ge Göttin, tilgen
Das dunkle Weh, das sich vererbt vom Vater
Herunter auf den Sohn, — wird einst der Enkel
Genesen und vernünftig sein und glücklich?

Ich weiß es nicht! Doch mittlerweile wollen
Wir preisen jenes Herz, das klug und liebreich
Zu lindern suchte, was der Lindrung fähig,
Zeitlichen Balsam träufelnd in die Wunden.

Der theure Mann! Er baute hier ein Obdach
Für Leiden, welche heilbar durch die Künste
Des Arztes (oder auch des Todes!), sorgte
Für Polster, Labetrank, Wartung und Pflege

Ein Mann der That, that er, was eben thunlich;
Für gute Werke gab er hin den Taglohn
Am Abend seines Lebens, menschenfreundlich
Durch Wohlthun sich erholend von der Arbeit.

Er gab mit reicher Hand — doch reichre Spende
Entrollte manchmal seinem Aug', die Thräne,
Die kostbar schöne Thräne, die er weinte
Ob der unheilbar großen Brüderkrankheit.

12.

An Georg Herwegh.

Herwegh, du eiserne Lerche,
Mit klirrendem Jubel steigst du empor
Zum heiligen Sonnenlichte!
Ward wirklich der Winter zu nichte?
Steht wirklich Deutschland im Frühlingsflor?

Herwegh, du eiserne Lerche,
Weil du so himmelhoch dich schwingst,
Hast du die Erde aus dem Gesichte
Verloren — Nur in deinem Gedichte
Lebt jener Lenz, den du besingst.

13.

An Denselben.

Bei seiner Ausweisung aus Preußen.

Mein Deutschland trank sich einen Zopf,
Und du, du glaubtest den Toasten!
Du glaubtest jedem Pfeifenkopf
Und seinen schwarz-roth-goldnen Quasten.

Doch als der holde Rausch entwich,
Mein theurer Freund, du warst betroffen
Das Volk wie katzenjämmerlich,
Das eben noch so schön besoffen!

Ein schimpfender Bedientenschwarm,
Und faule Äpfel statt der Kränze —
An jeder Seite ein Gendarm,
Erreichtest endlich du die Grenze.

Dort bleibst du stehn. Wehmuth ergreift
Dich bei dem Anblick jener Pfähle,
Die wie das Zebra sind gestreift,
Und Seufzer dringen aus der Seele:

„Aranjuez, in deinem Sand,
Wie schnell die schönen Tage schwanden,
Wo ich vor König Philipp stand
Und seinen uckermärk'schen Granden!

„Er hat mir Beifall zugenickt,
Als ich gespielt den Marquis Posa;
In Versen hab' ich ihn entzückt,
Doch ihm gefiel nicht meine Prosa."

14.

Die Tendenz.

Deutscher Sänger! sing und preise
Deutsche Freiheit, daß dein Lied
Unsrer Seelen sich bemeistre
Und zu Thaten uns begeistre,
In Marseillerhymnenweise.

Girre nicht mehr wie ein Werther,
Welcher nur für Lotten glüht —
Was die Glocke hat geschlagen,
Sollst du deinem Volke sagen,
Rede Dolche, rede Schwerter!

Sei nicht mehr die weiche Flöte,
Das idyllische Gemüth —
Sei des Vaterlands Posaune,
Sei Kanone, sei Karthaune,
Blase, schmettre, donnre, tödte!

Blase, schmettre, donnre täglich,
Bis der letzte Dränger flieht —
Singe nur in dieser Richtung,
Aber halte deine Dichtung
Nur so allgemein als möglich.

15.

Das Kind.

Den Frommen schenkt's der Herr im Traum,
Weiß nicht, wie dir geschah!
Du kriegst ein Kind und merkst es kaum,
Jungfrau Germania.

Es windet sich ein Bübelein
Von deiner Nabelschnur,
Es wird ein hübscher Schütze sein,
Als wie der Gott Amur.

Trifft einst in höchster Luft den Aar,
Und flög' er noch so stolz,
Den doppelköpfigen sogar
Erreicht sein guter Bolz.

Doch nicht wie jener blinde Heid',
Nicht wie der Liebesgott,
Soll er sich ohne Hos' und Kleid
Zeigen als Sanskülott.

Bei uns zu Land die Witterung,
Moral und Polizei
Gebieten streng, dass Alt und Jung
Leiblich bekleidet sei.

16.

Verheißung.

Nicht mehr barfuß sollst du traben,
Deutsche Freiheit, durch die Sümpfe,
Endlich kommst du auf die Strümpfe,
Und auch Stiefel sollst du haben!

Auf dem Haupte sollst du tragen
Eine warme Pudelmütze,
Dass sie dir die Ohren schütze
In den kalten Wintertagen.

Du bekömmst sogar zu essen —
Eine große Zukunft naht dir! —
Lass dich nur vom welschen Satyr
Nicht verlocken zu Excessen!

Werde nur nicht dreist und dreister!
Setz nicht den Respekt bei Seiten
Vor den hohen Obrigkeiten
Und dem Herren Bürgermeister!

17.

Der Wechselbalg.

Ein Kind mit großem Kürbiskopf,
Hellblondem Schnurrbart, greisem Zopf,
Mit spinnig langen, doch starken Ärmchen,
Mit Riesenmagen, doch kurzen Gedärmchen, —
Ein Wechselbalg, den ein Korporal,
Anstatt des Säuglings, den er stahl,
Heimlich gelegt in unsre Wiege, —
Die Missgeburt, die mit der Lüge,
Mit seinem geliebten Windspiel vielleicht,
Der alte Sodomiter gezeugt, —
Nicht brauch' ich das Ungethüm zu nennen, —
Ihr sollt es ersäufen oder verbrennen!

18.

Der Kaiser von China.

Mein Vater war ein trockner Taps,
Ein nüchterner Duckmäuser;
Ich aber trinke meinen Schnaps
Und bin ein großer Kaiser.

Das ist ein Zaubertrank! Ich hab's
Entdeckt in meinem Gemüthe:
Sobald ich getrunken meinen Schnaps,
Steht China ganz in Blüthe.

Das Reich der Mitte verwandelt sich dann
In einen Blumenanger,
Ich selber werde fast ein Mann,
Und meine Frau wird schwanger.

Allüberall ist Überfluss,
Und es gesunden die Kranken;
Mein Hofweltweiser Konfusius
Bekömmt die klarsten Gedanken.

Der Pumpernickel des Soldats
Wird Mandelkuchen — O Freude!
Und alle Lumpen meines Staats
Spazieren in Sammt und Seide.

Die Mandarinenritterschaft,
Die invaliden Köpfe,
Gewinnen wieder Jugendkraft
Und schütteln ihre Zöpfe.

Die große Pagode, Symbol und Hort
Des Glaubens, ist fertig geworden;
Die letzten Juden taufen sich dort
Und kriegen den Drachen-Orden.

Es schwindet der Geist der Revolution
Und es rufen die edelsten Mantschu:
„Wir wollen keine Konstitution,
Wir wollen den Stock, den Kantschu!"

Wohl haben die Schüler Aeskulap's
Das Trinken mir widerrathen,
Ich aber trinke meinen Schnaps
Zum Besten meiner Staaten.

Und noch einen Schnaps, und noch einen Schnaps
Das schmeckt wie lauter Manna!
Mein Volk ist glücklich, hat's auch den Raps,
Und jubelt: Hosianna!

20.

Der neue Alexander.

I.

Es ist ein König in Thule, Der trinkt
Champagner, es geht ihm Nichts drüber;
Und wenn er seinen Champagner trinkt,
Dann gehen die Augen ihm über.

Die Ritter sitzen um ihn her,
Die ganze historische Schule;
Ihm aber wird die Zunge schwer,
Es lallt der König von Thule:

„Als Alexander, der Griechenheld,
Mit seinem kleinen Haufen
Erobert hatte die ganze Welt,
Da gab er sich ans Saufen.

„Ihn hatten so durstig gemacht der Krieg
Und die Schlachten, die er geschlagen;
Er soff sich zu Tode nach dem Sieg,
Er konnte nicht Viel vertragen.

„Ich aber bin ein stärkerer Mann
Und habe mich klüger besonnen:
Wie Jener endete, fang' ich an,
Ich hab' mit dem Trinken begonnen.

„Im Rausche wird der Heldenzug
Mir später weit besser gelingen;
Dann werde ich, taumelnd von Krug zu Krug,
Die ganze Welt bezwingen."

II.

Da sitzt er und schwatzt mit lallender Zung',
Der neue Alexander;
Den Plan der Welteroberung,
Den setzt er auseinander:

„Lothringen und Elsaß, Das weiß ich längst,
Die fallen uns zu von selber;
Der Stute folgt am End' der Hengst,
Es folgen der Kuh die Kälber.

„Mich lockt die Champagne, das beßre Land,
Wo jene Reben sprießen,
Die lieblich erleuchten unsern Verstand
Und uns das Leben versüßen.

„Hier soll sich erproben mein Kriegesmuth,
Hier soll der Feldzug beginnen;
Es knallen die Pfropfen, das weiße Blut
Wird aus den Flaschen rinnen.

„Hier wird mein junges Heldenthum
Bis zu den Sternen moussieren,
Ich aber verfolge meinen Ruhm,
Ich will auf Paris marschieren.

„Dort vor der Barrière mach' ich Halt,
Denn vor den Barrière-Pforten,
Da wird kein Octroi bezahlt
Für Wein von allen Sorten."

III.

„Mein Lehrer, mein Aristoteles,
Der war zuerst ein Pfäffchen
Von der französischen Kolonie,
Und trug ein weißes Beffchen.

„Er hat nachher, als Philosoph,
Vermittelt die Extreme,
Und leider Gottes hat er mich
Erzogen nach seinem Systeme.

„Ich ward ein Zwitter, ein Mittelding,
Das weder Fleisch noch Fisch ist,
Das von den Extremen unserer Zeit
Ein närrisches Gemisch ist.

„Ich bin nicht schlecht, ich bin nicht gut,
Nicht dumm und nicht gescheute,
Und wenn ich gestern vorwärts ging,
So geh' ich rückwärts heute;

„Ein aufgeklärter Obskurant,
Und weder Hengst noch Stute,
Ja, ich begeistre mich zugleich
Für Sophokles und die Knute.

„Herr Jesus ist meine Zuversicht,
Doch auch den Bacchus nehme
Ich mir zum Tröster, vermittelnd stets
Die beiden Götter-Extreme.“

21.

Lobgesänge auf König Ludwig.

I.

Das ist Herr Ludwig von Baierland,
Desgleichen giebt es Wenig';
Das Volk der Bavaren verehrt in ihm
Den angestammelten König.

Er liebt die Kunst, und die schönsten Fraun
Die lässt er porträtieren;
Er geht in diesem gemalten Serail
Als Kunst-Eunuch spazieren.

Bei Regensburg lässt er erbaun
Eine marmorne Schädelstätte,
Und er hat höchstselbst für jeden Kopf
Verfertigt die Etikette.

„Walhallagenossen,“ ein Meisterwerk,
Worin er jedweden Mannes
Verdienste, Charakter und Thaten gerühmt,
Von Teut bis Schinderhannes.

Nur Luther, der Dickkopf fehlt in Walhall,
Und es feiert ihn nicht der Walhall-Wisch,
In Naturaliensammlungen fehlt
Oft unter den Fischen der Walfisch.

Herr Ludwig ist ein großer Poet,
Und singt er, so stürzt Apollo
Vor ihm auf die Knie und bittet und fleht:
„Halt ein! ich werde sonst toll, o!“

Herr Ludwig ist ein muthiger Held,
Wie Otto, das Kind, sein Söhnchen;
Der kriegte den Durchfall zu Athen,
Und hat dort besudelt sein Thrönchen.

Stirbt einst Herr Ludwig, so kanonisiert
Zu Rom ihn der heilige Vater —
Die Glorie passt für ein solches Gesicht
Wie Manschetten für unseren Kater!

Sobald auch die Affen und Känguruhs
Zum Christenthum sich bekehren,
Sie werden gewiss Sankt Ludewig
Als Schutzpatron verehren.

II.

Herr Ludewig von Baierland
Sprach seufzend zu sich selber:
„Der Sommer weicht, der Winter naht,
Das Laub wird immer gelber.

„Der Schelling und der Cornelius,
Sie mögen von dannen wandern:
Dem Einen erlosch im Kopf die Vernunft,
Die Phantasie dem Andern.

„Doch dass man aus meiner Krone stahl
Die beste Perle, dass man
Mir meinen Turnkunstmeister geraubt,
Das Menschenjuwel, den Massmann —

„Das hat mich gebeugt, Das hat mich geknickt
Das hat mir die Seele zerschmettert:
Mir fehlt jetzt der Mann, der in seiner Kunst
Den höchsten Pfahl erklettert.

„Ich sehe die kurzen Beinchen nicht mehr,
Nicht mehr die platte Nase;
Er schlug wie ein Pudel frisch-fromm-fröhlich-frei
Die Purzelbäume im Grase.

„Nur Altdeutsch verstand er, der Patriot,
Nur Jakob-Grimmisch und Zeunisch;
Fremdwörter blieben ihm immer fremd,
Griechisch zumal und Lateinisch.

„Er hat, ein vaterländisch Gemüth,
Nur Eichelkaffe getrunken,
Franzosen frass er und Limburger Käs,
Nach letzterm hat er gestunken.

„O, Schwager! gieb mir den Massmann zurück!
Denn unter den Gesichtern
Ist sein Gesicht, was ich selber bin
Als Dichter unter den Dichtern.

„O Schwager! behalt den Cornelius,
Auch Schelling, (daſs du den Rückert
Behalten kannst, versteht sich von selbst) —
Wenn nur der Maſsmann zurückkehrt!

„O, Schwager! begnüge dich mit dem Ruhm,
Daſs du mich verdunkelt heute;
Ich, der in Deutschland der Erste war,
Ich bin nur noch der Zweite“ . . .

III.

Zu München in der Schloſskapell'
Steht eine schöne Madonne;
Sie trägt in den Armen ihr Jesulein,
Der Welt und des Himmels Wonne.

Als Ludewig von Baierland
Das Heiligenbild erblicket,
Da kniete er nieder andachtsvoll
Und stotterte selig verzücket:

„Maria, Himmelskönigin,
Du Fürstin sonder Mängel!
Aus Heil'gen besteht dein Hofgesind
Und deine Diener sind Engel.

„Geflügelte Pagen warten dir auf,
Sie flechten dir Blumen und Bänder
Ins goldene Haar, sie tragen dir nach
Die Schleppe deiner Gewänder.

„Maria, reiner Morgenstern,
Du Lilje sonder Makel,
Du hast so manches Wunder gethan,
So manches fromme Mirakel —

„O, laſs aus deiner Gnaden Born
Auch mir ein Tröpflein gleiten!
Gieb mir ein Zeichen deiner Huld,
Der hochgebenedeiten!“ —

Die Mutter Gottes bewegt sich alsbald,
Sichtbar bewegt sich ihr Mündchen,
Sie schüttelt ungeduldig das Haupt
Und spricht zu ihrem Kindchen:

„Es ist ein Glück, dass ich auf dem Arm
Dich trage und nicht mehr im Bauche,
Ein Glück, dass ich vor dem Versehn
Mich nicht mehr zu fürchten brauche.

„Hätt' ich in meiner Schwangerschaft
Erblickt den hässlichen Thoren,
Ich hätte gewiss einen Wechselbalg
Statt eines Gottes geboren."

22.

Kirchenrath Prometheus.

Ritter Paulus, edler Räuber,
Mit gerunzelt düstren Stirnen
Schaun die Götter auf dich nieder,
Dich bedroht das höchste Zürnen.

Ob dem Raube, ob dem Diebstahl,
Den du im Olymp begangen —
Fürchte des Prometheus Schicksal,
Wenn dich Jovis Häscher fangen!

Freilich, Jener stahl noch Schlimmres,
Stahl das Licht, die Flammenkräfte,
Um die Menschheit zu erleuchten —
Du, du stahlest Schelling's Hefte.

Just das Gegentheil des Lichtes,
Finsternis, die man betastet
Die man greifen kann wie jene,
Die Ägypten einst belastet.

23.

An den Nachtwächter.

(Bei späterer Gelegenheit.)

Verschlechtert sich nicht dein Herz und dein Stil,
So magst du treiben jedwedes Spiel;
Mein Freund, ich werde dich nie verkennen,
Und sollt' ich dich auch Herr Hofrath nennen.

Sie machen jetzt ein großes Geschrei
Von wegen deiner Verhofrätherei,
Vom Seinestrand bis an der Elbe
Hört' ich seit Monden immer Dasselbe:

Die Fortschrittsbeine hätten sich
In Rückschrittsbeine verwandelt — O, sprich,
Reitest du wirklich auf schwäbischen Krebsen?
Äugelst du wirklich mit fürstlichen Kebsen?

Vielleicht bist du müde und sehnst dich nach Schlaf,
Du hast die Nacht hindurch so brav
Geblasen, jetzt hängst du das Horn an den Nagel:
„Mag tuten, wer will, für den deutschen Jan Hagel!"

Du legst dich zu Bette und schließest zu
Die Augen, doch läßt man dich nicht in Ruh.
Vor deinem Fenster spotten die Schreier:
„Brutus, du schläfst? Wach auf, Befreier!"

Ach! so ein Schreier weiß nicht, warum
Der beste Nachtwächter wird endlich stumm,
Es ahndet nicht so ein junger Maulheld,
Warum der Mensch am End' das Maul hält.

Du fragst mich, wie es uns hier ergeht?
Hier ist es still, kein Windchen weht,
Die Wetterfahnen sind sehr verlegen,
Sie wissen nicht wohin sich bewegen ...

24.

Zur Beruhigung.

Wir schlafen ganz wie Brutus schlief,
Doch Jener erwachte und bohrte tief
In Cäsars Brust das kalte Messer!
Die Römer waren Tyrannenfresser.

Wir sind keine Römer, wir rauchen Taback.
Ein jedes Volk hat seinen Geschmack,
Ein jedes Volk hat seine Größe!
In Schwaben kocht man die besten Klöße.

Wir sind Germanen, gemüthlich und brav,
Wir schlafen gesunden Pflanzenschlaf,
Und wenn wir erwachen, pflegt uns zu dürsten,
Doch nicht nach dem Blute unserer Fürsten.

Wir sind so treu wie Eichenholz,
Auch Lindenholz, drauf sind wir stolz!
Im Land der Eichen und der Linden
Wird niemals sich ein Brutus finden

Und wenn auch ein Brutus unter uns wär',
Den Cäsar fänd' er nimmermehr,
Vergeblich würd' er den Cäsar suchen;
Wir haben gute Pfefferkuchen.

Wir haben sechs und dreißig Herrn,
(Ist nicht zu Viel!) und einen Stern
Trägt jeder schützend auf seinem Herzen,
Und er braucht nicht zu fürchten die Iden des März.

Wir nennen sie Väter, und Vaterland
Benennen wir dasjenige Land,
Das erbeigenthümlich gehört den Fürsten;
Wir lieben auch Sauerkraut mit Würsten.

Wenn unser Vater spazieren geht,
Ziehn wir den Hut mit Pietät;
Deutschland, die fromme Kinderstube,
Ist keine römische Mördergrube.

25.

Verkehrte Welt.

Das ist ja die verkehrte Welt,
Wir gehen auf den Köpfen!
Die Jäger werden dutzendweis
Erschossen von den Schnepfen.

Die Kälber braten jetzt den Koch,
Auf Menschen reiten die Gäule;
Für Lehrfreiheit und Rechte des Lichts
Kämpft die katholische Eule.

Der Häring wird ein Sanskülott,
Die Wahrheit sagt uns Bettine,
Und ein gestiefelter Kater bringt
Den Sophokles auf die Bühne.

Ein Affe läßt ein Pantheon
Erbauen für deutsche Helden.
Der Maßmann hat sich jüngst gekämmt,
Wie deutsche Blätter melden.

Germanische Bären glauben nicht mehr,
Und werden Atheisten;
Jedoch die französischen Papagein,
Die werden gute Christen.

Im uckermärk'schen Moniteur
Hat man's am tollsten getrieben:
Ein Todter hat dem Lebenden dort
Die schnödeste Grabschrift geschrieben.

Laßt uns nicht schwimmen gegen den Strom,
Ihr Brüder! Es hilft uns Wenig!
Laßt uns besteigen den Templower Berg
Und rufen: „Es lebe der König!"

26.

Erleuchtung.

Michel! fallen dir die Schuppen
Von den Augen? Merkst du itzt,
Daß man dir die besten Suppen
Vor dem Munde wegstibitzt?

Als Ersatz ward dir versprochen
Reinverklärte Himmelsfreud'
Droben, wo die Engel kochen
Ohne Fleisch die Seligkeit!

Michel! wird dein Glaube schwächer
Oder stärker dein App'tit?
Du ergreifst den Lebensbecher
Und du singst ein Heldenlied!

Michel! fürchte Nichts und labe
Schon hienieden deinen Wanst,
Später liegen wir im Grabe,
Wo du still verdauen kannst.

27.

Deutschland.

Deutschland ist noch kleines Kind,
Doch die Sonne ist seine Amme,
Sie säugt es nicht mit stiller Milch,
Sie säugt es mit wilder Flamme.

Bei solcher Nahrung wächst man schnell
Und kocht das Blut in den Adern.
Ihr Nachbarskinder, hütet euch
Mit dem jungen Burschen zu hadern!

Er ist ein täppisches Rieselein,
Reißt aus dem Boden die Eiche,
Und schlägt euch damit den Rücken wund
Und die Köpfe windelweiche.

Dem Siegfried gleicht er, dem edlen Fant,
Von dem wir singen und sagen;
Der hat, nachdem er geschmiedet sein Schwert,
Den Amboß entzwei geschlagen!

Ja, du wirst einst wie Siegfried sein,
Und tödten den häßlichen Drachen,
Heisa! wie freudig vom Himmel herab
Wird deine Frau Amme lachen!

Du wirst ihn tödten, und seinen Hort,
Die Reichskleinodien, besitzen.
Heisa! wie wird auf deinem Haupt
Die goldne Krone blitzen!

28.

Wartet nur!

Weil ich so ganz vorzüglich blitze,
Glaubt ihr, daß ich nicht donnern könnt'!
Ihr irrt euch sehr, denn ich besitze
Gleichfalls für's Donnern ein Talent.

Es wird sich grausenhaft bewähren,
Wenn einst erscheint der rechte Tag;
Dann sollt ihr meine Stimme hören,
Das Donnerwort, den Wetterschlag.

Gar manche Eiche wird zersplittern
An jenem Tag der wilde Sturm,
Gar mancher Pallast wird erzittern
Und stürzen mancher Kirchenthurm!

29.

Nachtgedanken.

Denk' ich an Deutschland in der Nacht,
Dann bin ich um den Schlaf gebracht,
Ich kann nicht mehr die Augen schließen,
Und meine heißen Thränen fließen.

Die Jahre kommen und vergehn!
Seit ich die Mutter nicht gesehn,
Zwölf Jahre sind schon hingegangen;
Es wächst mein Sehnen und Verlangen.

Mein Sehnen und Verlangen wächst.
Die alte Frau hat mich behext.
Ich denke immer an die alte,
Die alte Frau, die Gott erhalte!

Die alte Frau hat mich so lieb,
Und in den Briefen, die sie schrieb,
Seh' ich, wie ihre Hand gezittert,
Wie tief das Mutterherz erschüttert.

Die Mutter liegt mir stets im Sinn.
Zwölf lange Jahre flossen hin,
Zwölf lange Jahre sind verflossen,
Seit ich sie nicht ans Herz geschlossen.

Deutschland hat ewigen Bestand,
Es ist ein kerngesundes Land!
Mit seinen Eichen, seinen Linden
Werd' ich es immer wieder finden.

Nach Deutschland lechzt' ich nicht so sehr,
Wenn nicht die Mutter dorten wär';
Das Vaterland wird nie verderben,
Jedoch die alte Frau kann sterben.

Seit ich das Land verlassen hab',
So Viele sanken dort ins Grab,
Die ich geliebt — wenn ich sie zähle,
So will verbluten meine Seele.

Und zählen muss ich — Mit der Zahl
Schwillt immer höher meine Qual;
Mir ist, als wälzten sich die Leichen
Auf meine Brust — Gottlob! sie weichen!

Gottlob! durch meine Fenster bricht
Französisch heitres Tageslicht;
Es kommt mein Weib, schön wie der Morgen,
Und lächelt fort die deutschen Sorgen.

30.

Die Weber.

Im düstern Auge keine Thräne,
Sie sitzen am Webstuhl und fletschen die Zähne:
„Deutschland, wir weben dein Leichentuch,
Wir weben hinein den dreifachen Fluch —
Wir weben, wir weben!

„Ein Fluch dem Götzen, zu dem wir gebeten
In Winterskälte und Hungersnöthen;
Wir haben vergebens gehofft und geharrt,
Er hat uns geäfft und gefoppt und genarrt —
Wir weben, wir weben!

„Ein Fluch dem König, dem König der Reichen,
Den unser Elend nicht konnte erweichen,
Der den letzten Groschen von uns erpresst,
Und uns wie Hunde erschießen lässt —
Wir weben, wir weben!

„Ein Fluch dem falschen Vaterlande,
Wo nur gedeihen Schmach und Schande,
Wo jede Blume früh geknickt,
Wo Fäulnis und Moder den Wurm erquickt —
Wir weben, wir weben!

„Das Schiffchen fliegt, der Webstuhl kracht,
Wir weben emsig Tag und Nacht —
Altdeutschland, wir weben dein Leichentuch,
Wir weben hinein den dreifachen Fluch.
Wir weben, wir weben!“

31.

Unsere Marine.

Nautisches Gedicht.

Wir träumten von einer Flotte jüngst,
Und segelten schon vergnüglich
Hinaus aufs balkenlose Meer,
Der Wind war ganz vorzüglich.

Wir hatten unsern Fregatten schon
Die stolzesten Namen gegeben;
Prutz hieß die eine, die andre hieß
Hoffmann von Fallersleben.

Da schwamm der Kutter Freiligrath,
Darauf als Puppe die Büste
Des Mohrenkönigs, die wie ein Mond
(Versteht sich, ein schwarzer!) grüßte.

Da kamen geschwommen ein Gustav Schwab,
Ein Pfizer, ein Kölle, ein Mayer;
Auf jedem stand ein Schwabengesicht
Mit einer hölzernen Leier.

Da schwamm die Birch=Pfeiffer, eine Brigg,
Sie trug am Fockmast das Wappen
Der deutschen Admiralität
Auf schwarz=roth=goldnem Lappen.

Wir kletterten keck an Bugspriet und Raan
Und trugen uns wie Matrosen,
Die Jacke kurz, der Hut betheert,
Und weite Schifferhosen.

Gar Mancher, der früher nur Thee genoß
Als wohlerzogener Ehmann,
Der soff jetzt Rum und kaute Taback,
Und fluchte wie ein Seemann.

Seekrank ist Mancher geworden sogar,
Und auf dem Fallersleben,
Dem alten Brander, hat Mancher sich
Gemüthlich übergeben.

Wir träumten so schön, wir hatten fast
Schon eine Seeschlacht gewonnen —
Doch als die Morgensonne kam,
Ist Traum und Flotte zerronnen.

Wir lagen noch immer im heimischen Bett
Mit ausgestreckten Knochen.
Wir rieben uns aus den Augen den Schlaf,
Und haben gähnend gesprochen:

„Die Welt ist rund. Was nützt es am End',
Zu schaukeln auf müßiger Welle!
Der Weltumsegler kommt zuletzt
Zurück auf dieselbe Stelle.“



Gedichte aus dem Nachlaß

aus den Jahren 1830—1840.

Die Flucht.

Die Meeresfluthen blitzen,
Bestrahlt vom Mondenschein.
Im schwanken Kahne sitzen
Zwei Buhlen, die schiffen allein.

„Du wirst ja blaß und blasser,
Du Herzallerliebste mein!“ —
„„Geliebter! dort rudert's im Wasser,
Mein Vater holt uns ein.““

„Wir wollen zu schwimmen versuchen,
Du Herzallerliebste mein.“ —
„„Geliebter! ich hör' ihn schon fluchen,
Ich höre ihn toben und schrein.““ —

„Halt nur den Kopf in die Höhe,
Du Herzallerliebste mein!“ —
„„Geliebter! das Wasser, o wehe,
Dringt mir in die Ohren hinein.““ —

„Es werden steif mir die Füße,
O Herzallerliebste mein!“ —
„„Geliebter! der Tod muß süße
In deinen Armen sein.““

Lieder.

1.

Welch ein zierlich Ebenmaß
In den hochgeschossnen Gliedern!
Auf dem schlanken Hälschen wiegt sich
Ein bezaubernd kleines Köpfchen.

Reizend halb und halb auch rührend
Ist das Antlitz, wo sich mischen
Wollustblicke eines Weibes
Und das Lächeln eines Kindes.

Läg' nur nicht auf deinen Schultern
Hie und da, wie dicker Schatten,
Etwas Erdenstaub, ich würde
Mit der Venus dich vergleichen —

Mit der Göttin Aphrodite,
Die der Meeresfluth entstiegen,
Anmuthblühend, schönheitstrahlend,
Und, versteht sich, wohlgewaschen.

2.

„Augen, sterblich schöne Sterne!"
Also mag das Liedchen klingen,
Das ich weiland in Toskana
An dem Meere hörte singen.

Eine kleine Dirne sang es,
Die am Meere Netze flickte;
Sah mich an, bis ich die Lippen
An ihr rothes Mündchen drückte.

An das Lied, an Meer und Netze
Hab' ich wieder denken müssen,
Als ich dich zuerst erblickte —
Doch nun muß ich dich auch küssen.

3.

Es erklingt wie Liebestöne
Alles, was ich denk' und fühl'.
Ach! da hat der kleine schöne
Liebesgott die Hand im Spiel.

Der Maestro im Theater
Meines Herzens ist er jetzt;
Was ich fühl' und denke, hat er
Gleich schon in Musik gesetzt.

4.

Was bedeuten gelbe Rosen? —
Liebe, die mit Ärger kämpft,
Ärger, der die Liebe dämpft,
Lieben und sich dabei erbosen.

5.

(Fragment.)

Besel'gend ist es, wenn die Knospe
Sich zitternd unserm Kuss erschließt;
Nicht mindre Lust gewährt die Blume,
Die blühend stolz in Duft zerfließt.

6.

Wir müssen zugleich uns betrüben
Und lachen, wenn wir schaun,
Dass sich die Herzen lieben
Und sich die Köpfe nicht traun.

Fühlst du, mein süßes Liebchen,
Wie liebend mein Herz bewegt?
Sie schüttelt das Köpfchen und flüstert:
„Gott weiß, für Wen es schlägt!"

7.

Das macht den Menschen glücklich,
Das macht den Menschen matt,
Wenn er drei sehr schöne Geliebte
Und nur zwei Beine hat.

Der Einen lauf' ich des Morgens,
Der Andern des Abends nach;
Die Dritte kommt zu mir des Mittags
Wohl unter mein eignes Dach.

Lebt wohl, ihr drei Geliebten,
Ich hab' zwei Beine nur,
Ich will in ländlicher Stille
Genießen die schöne Natur.

8.

Mit dummen Mädchen, hab' ich gedacht,
Nichts ist mit dummen anzufangen;
Doch als ich mich an die klugen gemacht,
Da ist es mir noch schlimmer ergangen.

Die klugen waren mir viel zu klug,
Ihr Fragen machte mich ungeduldig,
Und wenn ich selber das Wichtigste frug,
Da blieben sie lachend die Antwort schuldig.

Einem Abtrünnigen.

O des heilgen Jugendmuthes!
O, wie schnell bist du gebändigt!
Und du hast dich, kühlern Blutes,
Mit den lieben Herrn verständigt.

Und du bist zu Kreuz gekrochen,
Zu dem Kreuz, das du verachtest,
Das du noch vor wenig' Wochen
In den Staub zu treten dachtest!

O, das thut das viele Lesen
Jener Schlegel, Haller, Burke —
Gestern noch ein Held gewesen,
Ist man heute schon ein Schurke

Die ungetreue Luise.

Die ungetreue Luise,
Sie kam mit sanftem Geflüster.
Da saß der arme Ulrich,
Die Kerzen, die brannten so düster

Sie kos'te und sie scherzte,
Sie will ihn heiter machen . . .
„Mein Gott, wie bist du verändert,
Ich hör' dich nicht mehr lachen!“

Sie kos'te und sie scherzte,
Zu seinen Füßen gelagert . . .
„Mein Gott, wie deine Hände
So kalt und abgemagert!"

Sie kos'te und sie scherzte,
Doch musste sie wieder stocken . . .
„Mein Gott, so grau wie Asche
Sind jetzo deine Locken!"

Da saß der arme Ulrich,
Sein Herz war wie gebrochen,
Er küsste sein böses Liebchen,
Doch hat er kein Wort gesprochen.

Kitty.

1.

Augen, die ich längst vergessen,
Wollen wieder mich verstricken,
Wieder bin ich wie verzaubert
Von des Mädchens sanften Blicken.

Ihre Lippen küssen wieder
Mich in jene Zeit zurücke,
Wo ich schwamm des Tags in Thorheit,
Und des Nachts in vollem Glücke.

2.

Mir redet ein die Eitelkeit,
Dass du mich heimlich liebest;
Doch klügre Einsicht flüstert mir,
Dass du nur Großmuth übest;

Dass du den Mann zu würd'gen strebst,
Den Andre unterschätzen,
Dass du mir doppelt gütig bist,
Weil Andre mich verletzen.

Du bist so hold, du bist so schön,
So tröstlich ist dein Kosen!
Die Worte klingen wie Musik,
Und duften wie die Rosen.

Du bist mir wie ein hoher Stern,
Der mich vom Himmel grüßet,
Und meine Erdennacht erhellt,
Und all mein Leid versüßet.

3.

Es glänzt so schön die sinkende Sonne,
Doch schöner ist deiner Augen Schein.
Das Abendroth und deine Augen,
Sie strahlen mir traurig ins Herz hinein

Das Abendroth bedeutet Scheiden
Und Herzensnacht und Herzensweh.
Bald fließet zwischen meinem Herzen
Und deinen Augen die weite See.

4.

Er ist so herzbeweglich,
Der Brief, den sie geschrieben:
Sie werde mich ewig lieben,
Ewig, unendlich, unsäglich.

Sie ennuyire sich täglich,
Ihr sei die Brust beklommen —
„Du musst herüber kommen
Nach England, so bald als möglich."

5.

Es läuft dahin die Barke,
Wie eine flinke Gemse.
Bald sind wir auf der Themse,
Bald sind wir im Regentsparke.

Da wohnet meine Kitty,
Mein allerliebstes Weibchen;
Es giebt kein weißeres Leibchen
Im West-End und in der City.

Schon meiner Ankunft gewärtig,
Füllt sie den Wasserkessel
Und rückt an den Herd den Sessel;
Den Thee, den find' ich fertig.

6.

Das Glück, das gestern mich geküsst,
Ist heute schon zerronnen,
Und treue Liebe hab' ich nie
Auf lange Zeit gewonnen.

Die Neugier hat wohl manches Weib
In meinen Arm gezogen;
Hat sie mir mal ins Herz geschaut,
Ist sie davon geflogen.

Die Eine lachte, eh' sie ging,
Die Andre thät erblassen;
Nur Kitty weinte bitterlich,
Bevor sie mich verlassen.

Wo?

Wo wird einst des Wandermüden
Letzte Ruhestätte sein?
Unter Palmen in dem Süden?
Unter Linden an dem Rhein?

Werd' ich wo in einer Wüste
Eingescharrt von fremder Hand?
Oder ruh' ich an der Küste
Eines Meeres in dem Sand?

Immerhin! Mich wird umgeben
Gotteshimmel, dort wie hier,
Und als Todtenlampen schweben
Nachts die Sterne über mir.

Varianten und Fragmente zum „Atta Troll".

1.

Traum der Sommernacht, phantastisch
Zwecklos ist mein Lied, ja zwecklos
Wie das Leben, wie die Liebe.
Keinem Zeitbedürfnis dient es.

Sucht darin nicht die Vertretung
Hoher Vaterlandsintressen;
Diese wollen wir befördern,
Aber nur in guter Prosa.

Ja in guter Prosa wollen
Wir das Joch der Knechtschaft brechen —
Doch in Versen, doch im Liede
Blüht uns längst die höchste Freiheit.

Hier im Reich der Poesie,
Hier bedarf es keiner Kämpfe.
Laßt uns hier den Thyrsus schwingen
Und das Haupt mit Rosen kränzen!

2.

Sternenfunkelnd liegt die Nacht
Auf den Bergen, wie ein Mantel
Von pechschwarzem Hermelin,
Der gespickt mit goldnen Schwänzchen.

Es versteht sich, daß der Kürschner
Toll war, der den Hermelin
Pechschwarz färbte und mit goldnen
Statt mit schwarzen Schwänzchen spickte —

Häng dich, Freiligrath, daß du
Nicht ergrübelt hast das Gleichnis
Von dem schwarzen Hermelin,
Der gespickt mit goldnen Schwänzchen.

3.

In dem großen Viehstall Gottes,
Den wir Erde nennen, findet
Jegliches Geschöpf die Krippe
Und darin sein gutes Futter!

Atta Troll.

Ein Sommernachtstraum.

(1841—1842.)

Motto:

Aus dem schimmernden weißen Zelte hervor
Tritt der schlachtgerüstete fürstliche Mohr;
So tritt aus schimmernder Wolken Thor
Der Mond, der verfinsterte, dunkle, hervor.

Der Mohrenfürst, von Ferd. Freiligrath.

Vorrede.

Der Atta Troll entstand im Spätherbste 1841 und ward fragmentarisch abgedruckt in der „Eleganten Welt", als mein Freund Laube wieder die Redaktion derselben übernommen hatte. Inhalt und Zuschnitt des Gedichtes mussten den zahmen Bedürfnissen jener Zeitschrift entsprechen; ich schrieb vorläufig nur die Kapitel, die gedruckt werden konnten, und auch diese erlitten manche Variante. Ich hegte die Absicht, in späterer Vervollständigung das Ganze herauszugeben, aber es blieb immer bei dem lobenswerthen Vorsatze, und wie allen großen Werken der Deutschen, wie dem Kölner Dome, dem Schelling'schen Gotte, der preußischen Konstitution rc., ging es auch dem Atta Troll — er ward nicht fertig. In solcher unfertigen Gestalt, leidlich aufgestutzt und nur äußerlich geründet, übergebe ich ihn heute dem Publico, einem Drange gehorchend, der wahrlich nicht von innen kommt.

Der Atta Troll entstand, wie gesagt, im Spätherbste 1841, zu einer Zeit, als die große Emeute, wo die verschiedenfarbigsten Feinde sich gegen mich zusammengerottet, noch nicht ganz ausgelärmt hatte. Es war eine sehr große Emeute, und ich hätte nie geglaubt, dass Deutschland so viele faule Äpfel hervorbringt, wie mir damals an den Kopf flogen! Unser Vaterland ist ein gesegnetes Land; es wachsen hier freilich keine Citronen und keine Goldorangen, auch krüppelt sich der Lorber nur mühsam fort auf deutschem Boden, aber faule Äpfel gedeihen bei uns in erfreulichster Fülle, und alle unsere großen Dichter wussten davon ein Lied zu singen. Bei jener Emeute, wo ich Krone und Kopf verlieren sollte, verlor ich keins von beiden, und die absurden Anschuldigungen, womit man den Pöbel gegen mich aufhetzte, sind seitdem, ohne dass ich mich zu einer Widerrede herabzulassen brauchte, aufs kläglichste verschollen. Die Zeit übernahm meine Rechtfertigung, und auch die respektiven deutschen Regierungen, ich muss es dankbar anerkennen, haben sich in dieser Beziehung um mich verdient gemacht. Die Verhafts-

befehle, die von der deutschen Grenze an auf jeder Station die Heimkehr des Dichters mit Sehnsucht erwarten, werden gehörig renoviert jedes Jahr, um die heilige Weihnachtzeit, wenn an den Christbäumen die gemüthlichen Lämpchen funkeln. Wegen solcher Unsicherheit der Wege wird mir das Reisen in den deutschen Gauen schier verleidet, ich feiere deßhalb meine Weihnachten in der Fremde, und werde auch in der Fremde, im Exil, meine Tage beschließen. Die wackern Kämpen für Licht und Wahrheit, die mich der Wankelmüthigkeit und des Knechtsinns beschuldigten, gehen unterdessen im Vaterlande sehr sicher umher, als wohlbestallte Staatsdiener, oder als Würdenträger einer Gilde, oder als Stammgäste eines Klubbs, wo sie sich des Abends patriotisch erquicken am Rebensafte des Vater Rhein und an meerumschlungenen schleswig-holstein'schen Austern.

Ich habe oben mit besonderer Absicht angedeutet, in welcher Periode der Atta Troll entstanden ist. Damals blühte die sogenannte politische Dichtkunst. Die Opposition, wie Ruge sagt, verkaufte ihr Leder und ward Poesie. Die Musen bekamen die strenge Weisung, sich hinfüro nicht mehr müßig und leichtfertig umherzutreiben, sondern in vaterländischen Dienst zu treten, etwa als Marketenderinnen der Freiheit oder als Wäscherinnen der christlich-germanischen Nationalität. Es erhub sich im deutschen Bardenhain ganz besonders jener vage, unfruchtbare Pathos, jener nutzlose Enthusiasmusdunst, der sich mit Todesverachtung in einen Ocean von Allgemeinheiten stürzte, und mich immer an den amerikanischen Matrosen erinnerte, welcher für den General Jackson so überschwänglich begeistert war, daß er einst von der Spitze eines Mastbaums ins Meer hinabsprang, indem er ausrief: „Ich sterbe für den General Jackson!" Ja, obgleich wir Deutschen noch keine Flotte besaßen, so hatten wir doch schon viele Matrosen, die für den General Jackson starben, in Versen und in Prosa. Das Talent war damals eine sehr mißliche Begabung, denn es brachte in Verdacht der Charakterlosigkeit. Die scheelsüchtige Impotenz hatte endlich nach tausendjährigem Nachgrübeln ihre große Waffe gefunden gegen die Übermüthigen des Genius; sie fand nämlich die Antithese von Talent und Charakter. Es war fast persönlich schmeichelhaft für die große Menge, wenn sie behaupten hörte: die braven Leute seien freilich in der Regel sehr schlechte Musikanten, dafür jedoch seien die guten Musikanten gewöhnlich Nichts weniger, als brave Leute, die Bravheit aber sei in der Welt die Hauptsache, nicht die Musik. Der leere Kopf pochte jetzt mit Fug auf sein volles Herz, und die Gesinnung war Trumpf. Ich erinnere mich eines damaligen Schriftstellers, der es sich als ein besonderes Verdienst anrechnete, daß er nicht schreiben könne; für seinen hölzernen Stil bekam er einen silbernen Ehrenbecher.

Bei den ewigen Göttern! damals galt es die unveräußerlichen

Rechte des Geistes zu vertreten, zumal in der Poesie. Wie eine solche Vertretung das große Geschäft meines Lebens war, so habe ich sie am allerwenigsten im vorliegenden Gedicht außer Augen gelassen, und sowohl Tonart als Stoff desselben war ein Protest gegen die Plebiscita der Tagestribünen. Und in der That, schon die ersten Fragmente, die vom Atta Troll gedruckt wurden, erregten die Galle meiner Charakterhelden, meiner Römer, die mich nicht bloß der literarischen, sondern auch der gesellschaftlichen Reaktion, ja sogar der Verhöhnung heiligster Menschheits-Ideen beschuldigten. Was den ästhetischen Werth meines Poems betrifft, so gab ich ihn gern Preis, wie ich es auch heute noch thue; ich schrieb dasselbe zu meiner eignen Lust und Freude, in der grillenhaften Traumweise jener romantischen Schule, wo ich meine angenehmsten Jugendjahre verlebt, und zuletzt den Schulmeister geprügelt habe. In dieser Beziehung ist mein Gedicht vielleicht verwerflich. Aber du lügst, Brutus, du lügst, Cassius, und auch du lügst, Asinius, wenn ihr behauptet, mein Spott träfe jene Ideen, die eine kostbare Errungenschaft der Menschheit sind und für die ich selber so viel gestritten und gelitten habe. Nein, eben weil dem Dichter jene Ideen in herrlichster Klarheit und Größe beständig vorschweben, ergreift ihn desto unwiderstehlicher die Lachlust, wenn er sieht, wie roh, plump und täppisch von der beschränkten Zeitgenossenschaft jene Ideen aufgefasst werden können. Er scherzt dann gleichsam über ihre temporelle Bärenhaut. Es giebt Spiegel, welche so verschoben geschliffen sind, dass selbst ein Apollo sich darin als eine Karikatur abspiegeln muss und uns zum Lachen reizt. Wir lachen aber alsdann nur über das Zerrbild, nicht über den Gott.

Noch ein Wort. Bedarf es einer besondern Verwahrung, dass die Parodie eines Freiligrath'schen Gedichtes, welche aus dem Atta Troll manchmal muthwillig hervorkichert und gleichsam seine komische Unterlage bildet, keineswegs eine Misswürdigung des Dichters bezweckt? Ich schätze Denselben hoch, zumal jetzt, und ich zähle ihn zu den bedeutendsten Dichtern, die seit der Julusrevolution in Deutschland aufgetreten sind. Seine erste Gedichtesammlung kam mir sehr spät zu Gesicht, nämlich eben zur Zeit, als der Atta Troll entstand. Es mochte wohl an meiner damaligen Stimmung liegen, dass namentlich der Mohrenfürst so belustigend auf mich wirkte. Diese Produktion wird übrigens als die gelungenste gerühmt. Für Leser, welche diese Produktion gar nicht kennen — und es mag Deren wohl in China und Japan geben, sogar am Niger und am Senegal — für Diese bemerke ich, dass der Mohrenkönig, der zu Anfang des Gedichtes aus seinem weißen Zelte, wie eine Mondfinsternis, hervortritt, auch eine schwarze Geliebte besitzt, über deren dunkles Antlitz die weißen Straußfedern nicken. Aber kriegsmuthig verlässt er sie, er zieht in die Negerschlacht, wo da rasselt die Trommel, mit Schädeln behangen — ach, er findet dort

sein schwarzes Waterloo und wird von den Siegern an die Weißen verkauft. Diese schleppen den edlen Afrikaner nach Europa, und hier finden wir ihn wieder im Dienste einer herumziehenden Reitergesellschaft, die ihm bei ihren Kunstvorstellungen die türkische Trommel anvertraut hat. Da steht er nun, finster und ernsthaft, am Eingange der Reitbahn und trommelt, doch während des Trommelns denkt er an seine ehemalige Größe, er denkt daran, dass er einst ein absoluter Monarch war am fernen, fernen Niger, und dass er gejagt den Löwen, den Tiger —

„Sein Auge ward nass; mit dumpfem Klang
Schlug er das Fell, dass es rasselnd zersprang.“

Geschrieben zu Paris, im December 1846.

Heinrich Heine.

Kaput I.

Rings umragt von dunklen Bergen
Die sich trotzig übergipfeln,
Und von wilden Wasserstürzen
Eingelullet, wie ein Traumbild,

Liegt im Thal das elegante
Cauterets. Die weißen Häuschen
Mit Balkonen; schöne Damen
Stehn drauf und lachen herzlich.

Herzlich lachend schaun sie nieder
Auf den wimmelnd bunten Marktplatz,
Wo da tanzen Bär und Bärin
Bei des Dudelsackes Klängen.

Atta Troll und seine Gattin,
Die geheißen schwarze Mumma,
Sind die Tänzer, und es jubeln
Vor Bewundrung die Baskesen.

Steif und ernsthaft, mit Grandezza
Tanzt der edle Atta Troll,
Doch der zott'gen Ehehälfte
Fehlt die Würde, fehlt der Anstand.

Ja, es will mich schier bedünken,
Daß sie manchmal kankaniere,
Und gemüthlos frechen Steißwurfs
An die Grand'-Chaumière erinnre.

Auch der wackre Bärenführer,
Der sie an der Kette leitet,
Scheint die Immoralität
Ihres Tanzes zu bemerken.

Und er langt ihr manchmal über
Ein'ge Hiebe mit der Peitsche,
Und die schwarze Mumma heult dann,
Daß die Berge wiederhallen.

Dieser Bärenführer trägt
Sechs Madonnen auf dem Spitzhut,
Die sein Haupt vor Feindeskugeln
Oder Läusen schützen sollen.

Über seine Schulter hängt
Eine bunte Altardecke,
Die als Mantel sich gebärdet;
Drunter lauscht Pistol und Messer.

War ein Mönch in seiner Jugend,
Später ward er Räuberhauptmann;
Beides zu verein'gen, nahm er
Endlich Dienste bei Don Carlos.

Als Don Carlos fliehen musste
Mit der ganzen Tafelrunde,
Und die meisten Paladine
Nach honettem Handwerk griffen —

(Herr Schnapphahnski wurde Autor) —
Da ward unser Glaubensritter
Bärenführer, zog durchs Land
Mit dem Atta Troll und Mumma.

Und er lässt die Beiden tanzen
Vor dem Volke, auf den Märkten; —
Auf dem Markt von Cauterets
Tanzt gefesselt Atta Troll!

Atta Troll, der einst gehauset,
Wie ein stolzer Fürst der Wildnis,
Auf den freien Bergeshöhen,
Tanzt im Thal vor Menschenpöbel!

Und sogar für schnödes Geld
Muss er tanzen, er, der weiland
In des Schreckens Majestät
Sich so welterhaben fühlte!

Denkt er seiner Jugendtage,
Der verlornen Waldesherrschaft,
Dann erbrummen dunkle Laute
Aus der Seele Atta Troll's;

Finster schaut er wie ein schwarzer
Freiligräth'scher Mohrenfürst,
Und wie Dieser schlecht getrommelt,
Also tanzt er schlecht vor Ingrimm.

Doch statt Mitgefühl erregt er
Nur Gelächter. Selbst Juliette
Lacht herunter vom Balkone
Ob den Sprüngen der Verzweiflung. — —

Juliette hat im Busen
Kein Gemüth, sie ist Französin,
Lebt nach außen; doch ihr Äußres
Ist entzückend, ist bezaubernd.

Ihre Blicke sind ein süßes
Strahlennetz, in dessen Maschen
Unser Herz, gleich einem Fischlein,
Sich verfängt und zärtlich zappelt.

Kaput II

Daß ein schwarzer Freiligräth'scher
Mohrenfürst sehnsüchtig lospaukt
Auf das Fell der großen Trommel,
Bis es prasselnd laut entzweispringt:

Das ist wahrhaft trommelrührend
Und auch trommelfellerschütternd —
Aber denkt euch einen Bären,
Der sich von der Kette losreißt!

Die Musik und das Gelächter,
Sie verstummen, und mit Angstschrei
Stürzt vom Markte fort das Volk,
Und die Damen, sie erbleichen

Ja, von seiner Sklavenfessel
Hat sich plötzlich losgerissen
Atta Troll. Mit wilden Sprüngen
Durch die engen Straßen rennend —

Jeder macht ihm höflich Platz —
Klettert er hinauf die Felsen,
Schaut hinunter, wie verhöhnend,
Und verschwindet im Gebirge.

Auf dem leeren Marktplatz bleiben
Ganz allein die schwarze Mumma
Und der Bärenführer. Rasend
Schmeißt er seinen Hut zur Erde,

Trampelt drauf, er tritt mit Füßen
Die Madonnen! reißt die Decke
Sich vom scheußlich nackten Leib,
Flucht und jammert über Undank,

Über schwarzen Bärenundank!
Denn er habe Atta Troll
Stets wie einen Freund behandelt
Und im Tanzen unterrichtet.

Alles hab' er ihm zu danken,
Selbst das Leben! Bot man doch
Ihm vergebens hundert Thaler
Für die Haut des Atta Troll!

Auf die arme schwarze Mumma,
Die, ein Bild des stummen Grames,
Flehend, auf den Hintertatzen,
Vor dem Hocherzürnten stehn blieb,

Fällt des Hocherzürnten Wuth
Endlich doppelt schwer, er schlägt sie,
Nennt sie Königin Christine,
Auch Frau Munoz und Putana. — —

Das geschah an einem schönen,
Warmen Sommernachmittage,
Und die Nacht, die jenem Tage
Lieblich folgte, war süperbe.

Ich verbrachte fast die Hälfte
Jener Nacht auf dem Balkone,
Neben mir stand Juliette
Und betrachtete die Sterne.

Seufzend sprach sie: „Ach, die Sterne
Sind am schönsten in Paris,
Wenn sie dort des Winterabends
In dem Straßenkoth sich spiegeln.“

Kaput III.

Traum der Sommernacht! Phantastisch
Zwecklos ist mein Lied. Ja, zwecklos
Wie die Liebe, wie das Leben,
Wie der Schöpfer sammt der Schöpfung!

Nur der eignen Lust gehorchend,
Galoppierend oder fliegend,
Tummelt sich im Fabelreiche
Mein geliebter Pegasus.

Ist kein nützlich tugendhafter
Karrengaul des Bürgerthums.
Noch ein Schlachtpferd der Parteiwuth,
Das pathetisch stampft und wiehert!

Goldbeschlagen sind die Hufen
Meines weißen Flügelrößleins,
Perlenschnüre sind die Zügel,
Und ich lass' sie lustig schießen.

Trage mich, wohin du willst!
Über luftig steilen Bergpfad,
Wo Kaskaden angstvoll kreischend
Vor des Unsinns Abgrund warnen!

Trage mich durch stille Thäler,
Wo die Eichen ernsthaft ragen
Und den Wurzelknorrn entrieselt
Uralt süßer Sagenquell!

Lass mich trinken dort und näßen
Meine Augen — ach, ich lechze
Nach dem lichten Wunderwasser,
Welches sehend macht und wissend.

Jede Blindheit weicht! Mein Blick
Dringt bis in die tiefste Steinkluft,
In die Höhle Atta Troll's —
Ich verstehe seine Reden!

Sonderbar! wie wohlbekannt
Dünkt mir diese Bärensprache!
Hab' ich nicht in theurer Heimat
Früh vernommen diese Laute?

Kaput IV.

Ronceval, du edles Thal!
Wenn ich deinen Namen höre,
Bebt und duftet mir im Herzen
Die verschollne blaue Blume!

Glänzend steigt empor die Traumwelt,
Die jahrtausendlich versunken,
Und die großen Geisteraugen
Schaun mich an, dass ich erschrecke!

Und es klirrt und tost! Es kämpfen
Saracen und Frankenritter;
Wie verzweifelnd, wie verblutend,
Klingen Rolands Waldhornrufe!

In dem Thal von Ronceval,
Unfern von der Rolandsscharte —
So geheißen, weil der Held,
Um sich einen Weg zu bahnen,

Mit dem guten Schwert Duranda
Also todesgrimmig einhieb
In die Felswand, dass die Spuren
Bis zu heut'gem Tage sichtbar —

Dort in einer düstern Steinschlucht,
Die umwachsen von dem Buschwerk
Wilder Tannen, tief verborgen,
Liegt die Höhle Atta Troll's.

Dort, im Schoße der Familie,
Ruht er aus von den Strapazen
Seiner Flucht und von der Mühsal
Seiner Völkerschau und Weltfahrt.

Süßes Wiedersehn! Die Jungen
Fand er in der theuren Höhle,
Wo er sie gezeugt mit Mumma;
Söhne vier und Töchter zwei.

Wohlgeleckte Bärenjungfraun,
Blond von Haar, wie Pred'gerstöchter.
Braun die Buben, nur der Jüngste
Mit dem einz'gen Ohr ist schwarz.

Dieser Jüngste war das Herzblatt
Seiner Mutter, die ihm spielend
Abgebissen einst ein Ohr;
Und sie fraß es auf vor Liebe.

Ist ein genialer Jüngling,
Für Gymnastik sehr begabt,
Und er schlägt die Purzelbäume
Wie der Turnkunstmeister Massmann.

Blüthe autochthoner Bildung,
Liebt er nur die Muttersprache,
Lernte nimmer den Jargon
Des Hellenen und des Römlings

Frisch und frei und fromm und fröhlich,
Ist verhasst ihm alle Seife,
Luxus des modernen Waschens,
Wie dem Turnkunstmeister Massmann.

Am genialsten ist der Jüngling,
Wenn er klettert auf dem Baume,
Der entlang der steilsten Felswand
Aus der tiefen Schlucht emporsteigt,

Und hinaufragt bis zur Koppe,
Wo des Nachts die ganze Sippschaft
Sich versammelt um den Vater,
Kosend in der Abendkühle

Gern erzählt alsdann der Alte,
Was er in der Welt erlebte,
Wie er Menschen viel' und Städte
Einst gesehn, auch Viel erduldet,

Gleich dem edlen Laertiaden,
Diesem nur darin unähnlich,
Dass die Gattin mit ihm reiste,
Seine schwarze Penelope.

Auch erzählt dann Atta Troll
Von dem kolossalen Beifall,
Den er einst durch seine Tanzkunst
Eingeerntet bei den Menschen

Er versichert, Jung und Alt
Habe jubelnd ihn bewundert,
Wenn er tanzte auf den Märkten
Bei der Sackpfeif' süßen Tönen.

Und die Damen ganz besonders,
Diese zarten Kennerinnen,
Hätten rasend applaudiert
Und ihm huldreich zugeäugelt.

O, der Künstlereitelkeiten!
Schmunzelnd denkt der alte Tanzbär
An die Zeit, wo sein Talent
Vor dem Publico sich zeigte.

Übermannt von Selbstbegeistrung,
Will er durch die That bekunden,
Dass er nicht ein armer Prahlhans,
Dass er wirklich groß als Tänzer —

Und vom Boden springt er plötzlich,
Stellt sich auf die Hintertatzen,
Und wie ehmals tanzt er wieder
Seinen Leibtanz, die Gavotte.

Stumm, mit aufgesperrten Schnauzen,
Schauen zu die Bärenjungen,
Wie der Vater hin und her springt
Wunderbar im Mondenscheine.

Kaput V.

In der Höhle, bei den Seinen,
Liegt gemüthskrank auf dem Rücken
Atta Troll, nachdenklich saugt er
An den Tatzen, saugt und brummt:

„Mumma, Mumma, schwarze Perle,
Die ich in dem Meer des Lebens
Aufgefischt, im Meer des Lebens
Hab' ich wieder dich verloren!

„Werd' ich nie dich wiedersehen,
Oder nur jenseits des Grabes,
Wo von Erdenzotteln frei
Sich verkläret deine Seele?

„Ach! vorher möcht' ich noch einmal
Lecken an der holden Schnauze
Meiner Mumma, die so süße,
Wie mit Honigseim bestrichen

„Möchte auch noch einmal schnüffeln
Den Geruch, der eigenthümlich
Meiner theuren schwarzen Mumma,
Und wie Rosenduft so lieblich!

„Aber ach! die Mumma schmachtet
In den Fesseln jener Brut,
Die den Namen Menschen führet,
Und sich Herrn der Schöpfung dünkelt

„Tod und Hölle! Diese Menschen,
Diese Erzaristokraten,
Schaun auf das gesammte Thierreich
Frech und adelstolz herunter,

„Rauben Weiber uns und Kinder,
Fesseln uns, mißhandeln, tödten
Uns sogar, um zu verschachern
Unsre Haut und unsern Leichnam!

„Und sie glauben sich berechtigt,
Solche Unthat auszuüben
Ganz besonders gegen Bären,
Und sie nennen's Menschenrechte!

„Menschenrechte! Menschenrechte!
Wer hat euch damit belehnt?
Nimmer that es die Natur,
Diese ist nicht unnatürlich.

„Menschenrechte! Wer gab euch
Diese Privilegien?
Wahrlich nimmer die Vernunft,
Die ist nicht so unvernünftig!

„Menschen, seid ihr etwa besser,
Als wir Andre, weil gesotten
Und gebraten eure Speisen?
Wir verzehren roh die unsern,

„Doch das Resultat am Ende
Ist dasselbe — nein, es adelt
Nicht die Atzung; Der ist edel,
Welcher edel fühlt und handelt.

„Menschen, seid ihr etwa besser,
Weil ihr Wissenschaft und Künste
Mit Erfolg betreibt? Wir Andre
Sind nicht auf den Kopf gefallen.

„Giebt es nicht gelehrte Hunde?
Und auch Pferde, welche rechnen
Wie Kommercienräthe? Trommeln
Nicht die Hasen ganz vorzüglich?

„Hat sich nicht in Hydrostatik
Mancher Biber ausgezeichnet?
Und verdankt man nicht den Störchen
Die Erfindung der Klystiere?

„Schreiben Esel nicht Kritiken?
Spielen Affen nicht Komödie?
Giebt es eine größre Mimin,
Als Batavia, die Meerkatz'?

„Singen nicht die Nachtigallen?
Ist der Freiligrath kein Dichter?
Wer besäng' den Löwen besser
Als sein Landsmann, das Kamel?

„In der Tanzkunst hab' ich selber
Es so weit gebracht, wie Raumer
In der Schreibkunst — schreibt er besser,
Als ich tanze, ich der Bär?

„Menschen, warum seid ihr besser,
Als wir Andre? Aufrecht tragt ihr
Zwar das Haupt, jedoch im Haupte
Kriechen niedrig die Gedanken.

„Menschen, seid ihr etwa besser,
Als wir Andre, weil eur Fell
Glatt und gleißend? Diesen Vorzug
Müsst ihr mit den Schlangen theilen.

„Menschenvolk, zweibein'ge Schlangen,
Ich begreife wohl, warum ihr
Hosen tragt! Mit fremder Wolle
Deckt ihr eure Schlangennacktheit.

„Kinder! hütet euch vor jenen
Unbehaarten Missgeschöpfen!
Meine Töchter! Traut nur keinem
Unthier, welches Hosen trägt!"

Weiter will ich nicht berichten,
Wie der Bär in seinem frechen
Gleichheitsschwindel räsonnierte
Auf das menschliche Geschlecht.

Denn am Ende bin ich selber
Auch ein Mensch, und wiederholen
Will ich nimmer die Sottisen.
Die am Ende sehr beleid'gend.

Ja, ich bin ein Mensch, bin besser,
Als die andern Säugethiere;
Die Intressen der Geburt
Werd' ich nimmermehr verleugnen.

Und im Kampf mit andern Bestien
Werd' ich immer treulich kämpfen
Für die Menschheit, für die heil'gen
Angebornen Menschenrechte.

Kaput VI.

Doch es ist vielleicht ersprießlich
Für den Menschen, der den höhern
Viehstand bildet, dass er wisse,
Was da unten räsonniert wird.

Ja, da unten in den düstern
Jammersphären der Gesellschaft,
In den niedern Thierweltschichten,
Brütet Elend, Stolz und Groll.

Was naturgeschichtlich immer,
Also auch gewohnheitsrechtlich,
Seit Jahrtausenden bestanden,
Wird negirt mit frecher Schnauze.

Von den Alten wird den Jungen
Eingebrummt die böse Irrlehr',
Die auf Erden die Kultur
Und Humanität bedroht.

„Kinder!" — grommelt Atta Troll,
Und er wälzt sich hin und her
Auf dem teppichlosen Lager —
„Kinder, uns gehört die Zukunft!

„Dächte jeder Bär, und dächten
Alle Thiere so wie ich,
Mit vereinten Kräften würden
Wir bekämpfen die Tyrannen

„Es verbände sich der Eber
Mit dem Ross, der Elephant
Schlänge brüderlich den Rüssel
Um das Horn des wackern Ochsen;

„Bär und Wolf von jeder Farbe,
Bock und Affe, selbst der Hase,
Wirkten ein'ge Zeit gemeinsam,
Und der Sieg könnt' uns nicht fehlen

„Einheit, Einheit ist das erste
Zeitbedürfnis. Einzeln wurden
Wir geknechtet, doch verbunden
Übertölpeln wir die Zwingherrn.

„Einheit! Einheit! und wir siegen
Und es stürzt das Regiment
Schnöden Monopols! Wir stiften
Ein gerechtes Animalreich.

„Grundgesetz sei volle Gleichheit
Aller Gotteskreaturen,
Ohne Unterschied des Glaubens
Und des Fells und des Geruches.

„Strenge Gleichheit! Jeder Esel
Sei befugt zum höchsten Staatsamt,
Und der Löwe soll dagegen
Mit dem Sack zur Mühle traben.

„Was den Hund betrifft, so ist er
Freilich ein serviler Köter,
Weil Jahrtausende hindurch
Ihn der Mensch wie'n Hund behandelt;

„Doch in unserm Freistaat geben
Wir ihm wieder seine alten
Unveräußerlichen Rechte,
Und er wird sich bald veredeln.

„Ja, sogar die Juden sollen
Volles Bürgerrecht genießen,
Und gesetzlich gleichgestellt sein
Allen andern Säugethieren.

„Nur das Tanzen auf den Märkten
Sei den Juden nicht gestattet;
Dies Amendement, ich mach' es
Im Intresse meiner Kunst.

„Denn der Sinn für Stil, für strenge
Plastik der Bewegung, fehlt
Jener Race, sie verdürben
Den Geschmack des Publikums."

Kaput VII.

Düster in der düstern Höhle
Hockt im trauten Kreis der Seinen
Atta Troll, der Menschenfeind,
Und er brummt und fletscht die Zähne.

„Menschen, schnippische Kanaillen!
Lächelt nur! Von eurem Lächeln
Wie von eurem Joch wird endlich
Uns der große Tag erlösen!

„Mich verletzte stets am meisten
Jenes sauersüße Zucken
Um das Maul — ganz unerträglich
Wirkt auf mich dies Menschenlächeln!

„Wenn ich in dem weißen Antlitz
Das fatale Zucken schaute,
Drehten sich herum entrüstet
Mir im Bauche die Gedärme.

„Weit impertinenter noch,
Als durch Worte, offenbart sich
Durch das Lächeln eines Menschen
Seiner Seele tiefste Frechheit.

„Immer lächeln sie! Sogar
Wo der Anstand einen tiefen
Ernst erfordert, in der Liebe
Feierlichstem Augenblick!

„Immer lächeln sie! Sie lächeln
Selbst im Tanzen. Sie entweihen
Solchermaßen diese Kunst,
Die ein Kultus bleiben sollte.

„Ja, der Tanz, in alten Zeiten,
War ein frommer Akt des Glaubens;
Um den Altar drehte heilig
Sich der priesterliche Reigen.

„Also vor der Bundeslade
Tanzte weiland König David;
Tanzen war ein Gottesdienst,
War ein Beten mit den Beinen!

„Also hab' auch ich den Tanz
Einst begriffen, wenn ich tanzte
Auf den Märkten vor dem Volk,
Das mir großen Beifall zollte.

„Dieser Beifall, ich gesteh' es,
That mir manchmal wohl im Herzen;
Denn Bewundrung selbst dem Feinde
Abzutrotzen, Das ist süß!

„Aber selbst im Enthusiasmus
Lächeln sie. Ohnmächtig ist
Selbst die Tanzkunst, sie zu bessern,
Und sie bleiben stets frivol."

Kaput VIII.

Mancher tugendhafte Bürger
Duftet schlecht auf Erden, während
Fürstenknechte mit Lavendel
Oder Ambra parfümiert sind.

Jungfräuliche Seelen giebt es,
Die nach grüner Seife riechen,
Und das Laster hat zuweilen
Sich mit Rosenöl gewaschen.

Darum rümpfe nicht die Nase,
Theurer Leser, wenn die Höhle
Atta Troll's dich nicht erinnert
An Arabiens Spezereien.

Weile mit mir in dem Dunstkreis,
In dem trüben Mißgeruche,
Wo der Held zu seinem Sohne
Wie aus einer Wolke spricht:

„Kind, mein Kind, du meiner Lenden
Jüngster Sprößling, leg dein Einohr
An die Schnauze des Erzeugers
Und saug ein mein ernstes Wort!

„Hüte dich vor Menschendenkart,
Sie verdirbt dir Leib und Seele;
Unter allen Menschen giebt es
Keinen ordentlichen Menschen.

„Selbst die Deutschen, einst die Bessern
Selbst die Söhne Tuiskion's,
Unsre Vettern aus der Urzeit,
Diese gleichfalls sind entartet.

„Sind jetzt glaubenlos und gottlos,
Pred'gen gar den Atheismus —
Kind, mein Kind, nimm dich in Acht
Vor dem Feuerbach und Bauer!

„Werde nur kein Atheist,
So ein Unbär ohne Ehrfurcht
Vor dem Schöpfer — ja, ein Schöpfer
Hat erschaffen dieses Weltall!

„In der Höhe Sonn' und Mond,
Auch die Sterne — die geschwänzten
Gleichfalls wie die ungeschwänzten —
Sind der Abglanz seiner Allmacht.

„In der Tiefe, Land und Meer,
Sind das Echo seines Ruhmes,
Und jedwede Kreatur
Preiset seine Herrlichkeiten.

„Selbst das kleinste Silberläuschen,
Das im Bart des greisen Pilgers
Theil nimmt an der Erdenwallfahrt,
Singt des Ew'gen Lobgesang!

„Droben in dem Sternenzelte,
Auf dem goldnen Herrscherstuhle,
Weltregierend, majestätisch,
Sitzt ein kolossaler Eisbär.

„Fleckenlos und schneeweiß glänzend
Ist sein Pelz; es schmückt sein Haupt
Eine Kron' von Diamanten,
Die durch alle Himmel leuchtet.

„In dem Antlitz Harmonie
Und des Denkens stumme Thaten;
Mit dem Scepter winkt er nur,
Und die Sphären klingen, singen.

„Ihm zu Füßen sitzen fromm
Bärenheil'ge, die auf Erden
Still geduldet, in den Tatzen
Ihres Märtyrthumes Palmen.

„Manchmal springt der Eine auf,
Auch der Andre, wie vom heil'gen
Geist geweckt, und sieh! da tanzen
Sie den feierlichsten Hochtanz —

„Hochtanz, wo der Strahl der Gnade
Das Talent entbehrlich machte,
Und vor Seligkeit die Seele
Aus der Haut zu springen sucht!

„Werde ich unwürd'ger Troll
Einstens solchen Heils theilhaftig?
Und aus irdisch niedrer Trübsal
Übergehn ins Reich der Wonne?

„Werd' ich selber, himmelstrunken,
Droben in dem Sternenzelte,
Mit der Glorie, mit der Palme
Tanzen vor dem Thron des Herrn?"

Kaput IX.

Wie die scharlachrothe Zunge,
Die ein schwarzer Freiligräth'scher
Mohrenfürst verhöhnend grimmig
Aus dem düstern Maul hervorstreckt

Also tritt der Mond aus dunkelm
Wolkenhimmel. Fernher brausen
Wasserstürze, ewig schlaflos
Und verdrießlich in der Nacht.

Atta Troll steht auf der Koppe
Seines Lieblingsfelsens einsam,
Einsam, und er heult hinunter
In den Nachtwind, in den Abgrund:

„Ja, ich bin ein Bär, ich bin es,
Bin es, den ihr Zottelbär,
Brummbär, Isegrim und Petz
Und Gott weiß wie sonst noch nennet

„Ja, ich bin ein Bär, ich bin es,
Bin die ungeschlachte Bestie,
Bin das plumpe Trampelthier
Eures Hohnes, eures Lächelns!

„Bin die Zielscheib' eures Witzes,
Bin das Ungethüm, womit
Ihr die Kinder schreckt des Abends,
Die unart'gen Menschenkinder.

„Bin das rohe Spottgebilde
Eurer Ammenmärchen, bin es,
Und ich ruf' es laut hinunter
In die schnöde Menschenwelt.

„Hört es, hört, ich bin ein Bär,
Nimmer schäm' ich mich des Ursprungs,
Und bin stolz darauf, als stammt' ich
Ab von Moses Mendelssohn!"

Kaput X.

Zwo Gestalten, wild und mürrisch,
Und auf allen Vieren rutschend,
Brechen Bahn sich durch den dunklen
Tannengrund um Mitternacht.

Das ist Atta Troll, der Vater,
Und sein Söhnchen, Junker Einohr.
Wo der Wald sich dämmernd lichtet,
Bei dem Blutstein, stehn sie stille.

„Dieser Stein" — brummt Atta Troll —
„Ist der Altar, wo Druiden
In der Zeit des Aberglaubens
Menschenopfer abgeschlachtet.

„O der schauderhaften Greuel!
Denk' ich dran, sträubt sich das Haar
Auf dem Rücken mir — Zur Ehre
Gottes wurde Blut vergossen!

„Jetzt sind freilich aufgeklärter
Diese Menschen, und sie tödten
Nicht einander mehr aus Eifer
Für die himmlischen Intressen; —

„Nein, nicht mehr der fromme Wahn,
Nicht die Schwärmerei, nicht Tollheit,
Sondern Eigennutz und Selbstsucht
Treibt sie jetzt zu Mord und Todtschlag.

„Nach den Gütern dieser Erde
Greifen Alle um die Wette,
Und Das ist ein ew'ges Raufen,
Und ein Jeder stiehlt für sich!

„Ja, das Erbe der Gesammtheit
Wird dem Einzelnen zur Beute
Und von Rechten des Besitzes
Spricht er dann, von Eigenthum!

„Eigenthum! Recht des Besitzes!
O des Diebstahls! O der Lüge!
Solch Gemisch von List und Unsinn
Konnte nur der Mensch erfinden.

„Keine Eigenthümer schuf
Die Natur, denn taschenlos,
Ohne Taschen in den Pelzen,
Kommen wir zur Welt, wir Alle.

„Keinem von uns Allen wurden
Angeboren solche Säckchen
In dem äußern Leibesfelle,
Um den Diebstahl zu verbergen.

„Nur der Mensch, das glatte Wesen,
Das mit fremder Wolle künstlich
Sich bekleidet, wusst' auch künstlich
Sich mit Taschen zu versorgen.

„Eine Tasche! Unnatürlich
Ist sie, wie das Eigenthum,
Wie die Rechte des Besitzes —
Taschendiebe sind die Menschen!

„Glühend hass' ich sie! Vererben
Will ich dir, mein Sohn, den Haß.
Hier auf diesem Altar sollst du
Ew'gen Haß den Menschen schwören!

„Sei der Todfeind jener argen
Unterdrücker, unversöhnlich
Bis ans Ende deiner Tage, —
Schwör es, schwör es hier, mein Sohn!"

Und der Jüngling schwur, wie ehmals
Hannibal. Der Mond beschien
Gräßlich gelb den alten Blutstein
Und die beiden Misanthropen. — —

Später wollen wir berichten,
Wie der Jungbär treu geblieben
Seinem Eidschwur; unsre Leier
Feiert ihn im nächsten Epos.

Was den Atta anbetrifft,
So verlassen wir ihn gleichfalls,
Doch um später ihn zu treffen
Desto sichrer mit der Kugel.

Deine Untersuchungsakten,
Hochverräther an der Menschheit
Majestät! sind jetzt geschlossen;
Morgen wird auf dich gefahndet.

Kaput XI.

Wie verschlafne Bajaderen
Schaun die Berge, stehen fröstelnd
In den weißen Nebelhemden,
Die der Morgenwind bewegt.

Doch sie werden bald ermuntert
Von dem Sonnengott, er streift
Ihnen ab die letzte Hülle
Und bestrahlt die nackte Schönheit!

In der Morgenfrühe war ich
Mit Laskaro ausgezogen
Auf die Bärenjagd. Um Mittag
Kamen wir zum Pont-d'Espagne.

So geheißen ist die Brücke,
Die aus Frankreich führt nach Spanien,
Nach dem Land der Westbarbaren,
Die um tausend Jahr' zurück sind.

Sind zurück um tausend Jahre
In moderner Weltgesittung —
Meine eignen Ostbarbaren
Sind es nur um ein Jahrhundert.

Zögernd, fast verzagt, verließ ich
Den geweihten Boden Frankreichs,
Dieses Vaterlands der Freiheit
Und der Frauen, die ich liebe.

Mitten auf dem Pont-d'Espagne
Saß ein armer Spanier. Elend
Lauschte aus des Mantels Löchern,
Elend lauschte aus den Augen.

Eine alte Mandoline
Kneipte er mit magern Fingern;
Schriller Mißlaut, der verhöhnend
Aus den Klüften wiederhallte.

Manchmal beugt' er sich hinunter
Nach dem Abgrund und er lachte,
Klimperte nachher noch toller,
Und er sang dabei die Worte:

„Mitten drin in meinem Herzen
Steht ein kleines güldnes Tischchen,
Um das kleine güldne Tischchen
Stehn vier kleine güldne Stühlchen.

Auf den güldnen Stühlchen sitzen
Kleine Dämchen, güldne Pfeile
Im Chignon; sie spielen Karten,
Aber Clara nur gewinnt.

„Sie gewinnt und lächelt schalkhaft,
Ach, in meinem Herzen, Clara,
Wirst du jedesmal gewinnen,
Denn du hast ja alle Trümpfe." —

Weiter wandelnd, zu mir selber
Sprach ich: Sonderbar, der Wahnsinn
Sitzt und singt auf jener Brücke,
Die aus Frankreich führt nach Spanien.

Ist der tolle Bursch das Sinnbild
Vom Ideentausch der Länder?
Oder ist er seines Volkes
Sinnverrücktes Titelblatt?

Gegen Abend erst erreichten
Wir die klägliche Posada,
Wo die Ollea-Potrida
Dampfte in der schmutz'gen Schüssel.

Dorten aß ich auch Garbanzos,
Groß und schwer wie Flintenkugeln,
Unverdaulich selbst dem Deutschen,
Der mit Klößen aufgewachsen.

Und ein Seitenstück der Küche
War das Bett. Ganz mit Insekten
Wie gepfeffert — Ach! die Wanzen
Sind des Menschen schlimmste Feinde.

Schlimmer als der Zorn von tausend
Elephanten ist die Feindschaft
Einer einz'gen kleinen Wanze,
Die auf deinem Lager kriecht.

Musst dich ruhig beißen lassen —
Das ist schlimm — Noch schlimmer ist es,
Wenn du sie zerdrückst; der Missduft
Quält dich dann die ganze Nacht.

Ja, das Schrecklichste auf Erden
Ist der Kampf mit Ungeziefer,
Dem Gestank als Waffe dient —
Das Duell mit einer Wanze!

Kaput XII.

Wie sie schwärmen, die Poeten,
Selbst die zahmen! und sie singen
Und sie sagen: die Natur
Sei ein großer Tempel Gottes;

Sei ein Tempel, dessen Prächte
Von dem Ruhm des Schöpfers zeugten,
Sonne, Mond und Sterne hingen
Dort als Lampen in der Kuppel.

Immerhin, ihr guten Leute!
Doch gesteht, in diesem Tempel
Sind die Treppen unbequem —
Niederträchtig schlechte Treppen!

Dieses Ab- und Niedersteigen,
Bergaufklimmen und das Springen
Über Blöcke, es ermüdet
Meine Seel' und meine Beine.

Neben mir schritt der Laskaro,
Blass und lang wie eine Kerze!
Niemals spricht er, niemals lacht er,
Er, der todte Sohn der Hexe.

Ja, es heißt, er sei ein Todter,
Längst verstorben, doch der Mutter,
Der Uraka, Zauberkünste
Hielten scheinbar ihn am Leben. —

Die verwünschten Tempeltreppen!
Dass ich stolpernd in den Abgrund
Nicht den Hals gebrochen mehrmals,
Ist mir heut noch unbegreiflich.

Wie die Wasserstürze kreischten!
Wie der Wind die Tannen peitschte,
Dass sie heulten! Plötzlich platzten
Auch die Wolken — schlechtes Wetter!

In der kleinen Fischerhütte,
An dem Lac-de-Gobe fanden
Wir ein Obdach und Forellen;
Diese aber schmeckten köstlich.

In dem Polsterstuhle lehnte,
Krank und grau, der alte Fährmann.
Seine beiden schönen Nichten,
Gleich zwei Engeln, pflegten seiner.

Dicke Engel, etwas flämisch,
Wie entsprungen aus dem Rahmen
Eines Rubens: goldne Locken,
Kerngesunde, klare Augen,

Grübchen in Zinnoberwangen,
Drin die Schalkheit heimlich kichert,
Und die Glieder stark und üppig,
Lust und Furcht zugleich erregend.

Hübsche, herzliche Geschöpfe,
Die sich köstlich disputierten:
Welcher Trank dem siechen Oheim
Wohl am besten munden würde?

Reicht die Eine ihm die Schale
Mit gekochten Lindenblüthen,
Dringt die Andre auf ihn ein
Mit Hollunderblumen-Aufguss.

„Keins von Beiden will ich saufen,“ —
Rief der Alte ungeduldig —
„Holt mir Wein, dass ich den Gästen
Einen bessern Trunk kredenze!“

Ob es wirklich Wein gewesen,
Was ich trank am Lac-de-Gobe,
Weiß ich nicht. In Braunschweig hätt' ich
Wohl geglaubt, es wäre Mumme.

Von dem besten schwarzen Bocksfell
War der Schlauch; er stank vorzüglich.
Doch der Alte trank so freudig,
Und er ward gesund und heiter.

Er erzählte uns die Thaten
Der Banditen und der Schmuggler,
Die da hausen frei und frank
In den Pirenäenwäldern.

Auch von älteren Geschichten
Wusst' er viele, unter andern
Auch die Kämpfe der Giganten
Mit den Bären in der Vorzeit.

Ja, die Riesen und die Bären
Stritten weiland um die Herrschaft
Dieser Berge, dieser Thäler,
Eh' die Menschen eingewandert.

Bei der Menschen Ankunft flohen
Aus dem Lande fort die Riesen,
Wie verblüfft; denn wenig Hirn
Steckt in solchen großen Köpfen.

Auch behauptet man: die Tölpel,
Als sie an das Meer gelangten
Und gesehn, wie sich der Himmel
In der blauen Fluth gespiegelt,

Hätten sie geglaubt, das Meer
Sei der Himmel, und sie stürzten
Sich hinein mit Gottvertrauen;
Seien sämmtlich dort ersoffen.

Was die Bären anbeträfe,
So vertilge jetzt der Mensch
Sie allmählich, jährlich schwände
Ihre Zahl in dem Gebirge.

„So macht Einer" — sprach der Alte
„Platz dem Andern auf der Erde.
Nach dem Untergang der Menschen
Kommt die Herrschaft an die Zwerge,

„An die winzig klugen Leutchen,
Die im Schoß der Berge hausen,
In des Reichthums goldnen Schachten,
Emsig klaubend, emsig sammelnd.

„Wie sie lauern aus den Löchern,
Mit den pfiffig kleinen Köpfchen,
Sah ich selber oft im Mondschein,
Und mir graute vor der Zukunft!

„Vor der Geldmacht jener Knirpse!
Ach, ich fürchte, unsre Enkel
Werden sich wie dumme Riesen
In den Wasserhimmel flüchten!“

Kaput XIII.

In dem schwarzen Felsenkessel
Ruht der See, das tiefe Wasser.
Melancholisch bleiche Sterne
Schaun vom Himmel. Nacht und Stille.

Nacht und Stille. Ruderschläge.
Wie ein plätscherndes Geheimnis
Schwimmt der Kahn. Des Fährmanns Rolle
Übernahmen seine Nichten.

Rudern flink und froh. Im Dunkeln
Leuchten manchmal ihre stämmig
Nackten Arme, sternbeglänzt,
Und die großen blauen Augen.

Mir zur Seite sitzt Laskaro,
Wie gewöhnlich blass und schweigsam.
Mich durchschauert der Gedanke:
Ist er wirklich nur ein Todter?

Bin ich etwa selbst gestorben,
Und ich schiffe jetzt hinunter
Mit gespenstischen Gefährten
In das kalte Reich der Schatten?

Dieser See, ist er des Styxes
Düstre Fluth? Lässt Proserpine,
In Ermangelung des Charon,
Mich durch ihre Zofen holen?

Nein, ich bin noch nicht gestorben
Und erloschen — in der Seele
Glüht mir noch und jauchzt und lodert
Die lebend'ge Lebensflamme.

Diese Mädchen, die das Ruder
Lustig schwingen und auch manchmal
Mit dem Wasser, das herabträuft,
Mich bespritzen, lachend, schäkernd —

Diese frischen, drallen Dirnen
Sind fürwahr nicht geisterhafte
Kammerkatzen aus der Hölle,
Nicht die Zofen Proserpinens!

Dass ich ganz mich überzeuge
Ihrer Oberweltlichkeit,
Und der eignen Lebensfülle
Auch thatsächlich mich versichre,

Drückt' ich hastig meine Lippen
Auf die rothen Wangengrübchen,
Und ich machte den Vernunftschluss:
Ja, ich küsse, also leb' ich!

Angelangt ans Ufer, küsst' ich
Noch einmal die guten Mädchen;
Nur in dieser Münze ließen
Sie das Fährgeld sich bezahlen.

Kaput XIV.

Aus dem sonn'gen Goldgrund lachen
Violette Bergeshöhen,
Und am Abhang klebt ein Dörfchen,
Wie ein keckes Vogelnest.

Als ich dort hinaufklomm, fand ich
Dass die Alten ausgeflogen
Und zurückgeblieben nur
Junge Brut, die noch nicht flügge.

Hübsche Bübchen, kleine Mädchen,
Fast vermummt in scharlachrothen
Oder weißen wollnen Kappen;
Spielten Brautfahrt auf dem Marktplatz

Ließen sich im Spiel nicht stören,
Und ich sah, wie der verliebte
Mäuseprinz pathetisch kniete
Vor der Katzenkaiserstochter.

Armer Prinz! Er wird vermählt
Mit der Schönen. Mürrisch zankt sie,
Und sie beißt ihn und sie frißt ihn;
Todte Maus, das Spiel ist aus.

Fast den ganzen Tag verweilt' ich
Bei den Kindern, und wir schwatzten
Sehr vertraut. Sie wollten wissen,
Wer ich sei und was ich triebe?

Lieben Freunde, — sprach ich — Deutschland
Heißt das Land, wo ich geboren;
Bären giebt es dort in Menge,
Und ich wurde Bärenjäger.

Manchem zog ich dort das Fell
Über seine Bärenohren.
Wohl mitunter ward ich selber
Stark gezaust von Bärentatzen.

Doch mit schlechtgeleckten Tölpeln,
Täglich mich herumzubalgen
In der theuren Heimat, Dessen
Ward ich endlich überdrüssig.

Und ich bin hiehergekommen,
Bessres Weidwerk aufzusuchen;
Meine Kraft will ich versuchen
An dem großen Atta Troll.

Dieser ist ein edler Gegner,
Meiner würdig. Ach! in Deutschland
Hab' ich manchen Kampf bestanden,
Wo ich mich des Sieges schämte. — —

Als ich Abschied nahm, da tanzten
Um mich her die kleinen Wesen
Eine Ronde, und sie sangen:
„Girofflino, Girofflette!"

Keck und zierlich trat zuletzt
Vor mir hin die Allerjüngste,
Knixte zweimal, dreimal, viermal,
Und sie sang mit feiner Stimme:

„Wenn der König mir begegnet,
Mach' ich ihm zwei Reverenzen,
Und begegnet mir die Kön'gin,
Mach' ich Reverenzen drei.

„Aber kommt mir gar der Teufel
In den Weg mit seinen Hörnern,
Knix' ich zweimal, dreimal, viermal
Girofflino, Giroffleite!"

„Giroffino, Giroflette!"
Wiederholt' das Chor, und neckend
Wirbelte um meine Beine
Sich der Ringeltanz und Singsang.

Während ich ins Thal hinabstieg,
Scholl mir nach, verhallend lieblich,
Immerfort, wie Vogelzwitschern:
„Giroffino, Giroflette!"

Kaput XV.

Riesenhafte Felsenblöcke,
Mißgestaltet und verzerrt,
Schaun mich an gleich Ungethümen,
Die versteinert, aus der Urzeit.

Seltsam! Graue Wolken schweben
Drüber hin, wie Doppelgänger;
Sind ein blödes Konterfei
Jener wilden Steinfiguren.

In der Ferne ras't der Sturzbach,
Und der Wind heult in den Föhren!
Ein Geräusch, das unerbittlich
Und fatal wie die Verzweiflung.

Schauerliche Einsamkeiten!
Schwarze Dohlenscharen sitzen
Auf verwittert morschen Tannen,
Flattern mit den lahmen Flügeln.

Neben mir geht der Lascaro,
Blaß und schweigsam, und ich selber
Mag wohl wie der Wahnsinn aussehn,
Den der leid'ge Tod begleitet.

Eine häßlich wüste Gegend.
Liegt darauf ein Fluch? Ich glaube
Blut zu sehen an den Wurzeln
Jenes Baums, der ganz verkrüppelt.

Er beschattet eine Hütte,
Die verschämt sich in der Erde
Halb versteckt; wie furchtsam flehend
Schaut dich an das arme Strohdach.

Die Bewohner dieser Hütte
Sind Cagoten, Überbleibsel
Eines Stamms, der tief im Dunkeln
Sein zertretnes Dasein fristet.

In den Herzen der Basken
Wurmelt heute noch der Abscheu
Vor Cagoten. Düstres Erbtheil
Aus der düstern Glaubenszeit.

In dem Dome zu Bagnères
Lauscht ein enges Gitterpförtchen;
Dieses, sagte mir der Küster,
War die Thüre der Cagoten.

Streng versagt war ihnen ehmals
Jeder andre Kircheneingang,
Und sie kamen wie verstohlen
In das Gotteshaus geschlichen.

Dort auf einem niedern Schemel
Saß der Cagot, einsam betend,
Und gesondert, wie verpestet,
Von der übrigen Gemeinde. —

Aber die geweihten Kerzen
Des Jahrhunderts flackern lustig,
Und das Licht verscheucht die bösen
Mittelalterlichen Schatten! —

Stehn blieb draußen der Laskaro,
Während ich in des Cagoten
Niedre Hütte trat. Ich reichte
Freundlich meine Hand dem Bruder

Und ich küsste auch sein Kind,
Das, am Busen seines Weibes
Angeklammert, gierig saugte;
Einer kranken Spinne glich es.

Kaput XVI.

Schaust du diese Bergesgipfel
Aus der Fern', so strahlen sie,
Wie geschmückt mit Gold und Purpur,
Fürstlich stolz im Sonnenglanze.

Aber in der Nähe schwindet
Diese Pracht, wie bei den andern
Irdischen Erhabenheiten
Täuschten dich die Lichteffekte.

Was dir Gold und Purpur dünkte,
Ach, Das ist nur eitel Schnee,
Eitel Schnee, der blöd und kläglich
In der Einsamkeit sich langweilt.

Oben in der Nähe hört' ich,
Wie der arme Schnee geknistert,
Und den fühllos kalten Winden
All sein weißes Elend klagte.

„O, wie langsam" — seufzt' er — „schleichen
In der Öde hier die Stunden!
Diese Stunden ohne Ende,
Wie gefrorne Ewigkeiten!

„O, ich armer Schnee! O, wär' ich,
Statt auf diese Bergeshöhen,
Wär' ich doch ins Thal gefallen,
In das Thal, wo Blumen blühen!

„Hingeschmolzen wär' ich dann
Als ein Bächlein, und des Dorfes
Schönstes Mädchen wüsche lächelnd
Ihr Gesicht mit meiner Welle.

„Ja, ich wär' vielleicht geschwommen
Bis ins Meer, wo ich zur Perle
Werden konnte, um am Ende
Eine Königskron' zu zieren!"

Als ich diese Reden hörte,
Sprach ich: „Liebster Schnee, ich zweifle,
Daß im Thale solch ein glänzend
Schicksal dich erwartet hätte

„Tröste dich. Nur Wen'ge unten
Werden Perlen, und du fielest
Dort vielleicht in eine Pfütze,
Und ein Dreck wärst du geworden!"

Während ich in solcher Weise
Mit dem Schnee Gespräche führte,
Fiel ein Schuß, und aus den Lüften
Stürzt herab ein brauner Geier.

Späßchen war's von dem Laskaro,
Jägerspäßchen. Doch sein Antlitz
Blieb wie immer starr und ernsthaft.
Nur der Lauf der Flinte rauchte.

Eine Feder riß er schweigend
Aus dem Steiß des Vogels, steckte
Sie auf seinen spitzen Filzhut,
Und er schritt des Weges weiter.

Schier unheimlich war der Anblick,
Wie sein Schatten mit der Feder
Auf dem weißen Schnee der Koppen
Schwarz und lang sich hinbewegte.

Kaput XVII.

Ist ein Thal gleich einer Gasse,
Geisterhohlweg ist der Name;
Schroffe Felsen ragen schwindlicht
Hoch empor zu jeder Seite.

Dort, am schaurig steilsten Abhang
Lugt ins Thal, wie eine Warte,
Der Uraka kleines Häuslein;
Dorthin folgt' ich dem Laskaro.

Mit der Mutter hielt er Rath
In geheimster Zeichensprache,
Wie der Atta Troll gelockt
Und getödtet werden könne.

Denn wir hatten seine Fährte
Gut erspürt. Entrinnen konnt' er
Uns nicht mehr. Gezählt sind deine
Lebenstage, Atta Troll!

Ob die Alte, die Uraka,
Wirklich eine ausgezeichnet
Große Hexe, wie die Leute
In den Pirenä'n behaupten,

Will ich nimmermehr entscheiden.
So Viel weiß ich, daß ihr Außres
Sehr verdächtig. Sehr verdächtig
Triefen ihre rothen Augen.

Bös und schielend ist der Blick;
Und es heißt, den armen Kühen,
Die sie anblickt, trockne plötzlich
In der Euter alle Milch.

Man versichert gar, sie habe
Streichelnd mit den dürren Händen,
Manches fette Schwein getödtet
Und sogar die stärksten Ochsen.

Solcherlei Verbrechens wurde
Sie zuweilen auch verklagt
Bei dem Friedensrichter. Aber
Dieser war ein Voltairianer,

Ein modernes flaches Weltkind,
Ohne Tiefsinn, ohne Glauben,
Und die Kläger wurden skeptisch,
Fast verhöhnend, abgewiesen.

Officiell treibt die Uraka
Ein Geschäft, das sehr honett;
Denn sie handelt mit Bergkräutern
Und mit ausgestopften Vögeln.

Voll von solchen Naturalien
War die Hütte. Schrecklich rochen
Bilsenkraut und Kuckucksblumen,
Pissewurz und Todtenflieder.

Eine Kollektion von Geiern
War vortrefflich aufgestellt,
Mit den ausgestreckten Flügeln
Und den ungeheuren Schnäbeln.

War's der Duft der tollen Pflanzen,
Der betäubend mir zu Kopf stieg?
Wundersam ward mir zu Muthe
Bei dem Anblick dieser Vögel.

Sind vielleicht verwünschte Menschen
Die durch Zauberkunst in diesem
Unglücksel'gen, ausgestopften
Vogelzustand sich befinden.

Sehn mich an so starr und leidend.
Und zugleich so ungeduldig;
Manchmal scheinen sie auch scheu
Nach der Hexe hinzuschielen.

Diese aber, die Uraka,
Kauert neben ihrem Sohne,
Dem Laskaro, am Kamine.
Kochen Blei und gießen Kugeln.

Gießen jene Schicksalskugel,
Die den Atta Troll getödtet.
Wie die Flammen hastig zuckten
Über das Gesicht der Hexe!

Sie bewegt die dünnen Lippen
Unaufhörlich, aber lautlos.
Murmelt sie den Drudensegen
Dass der Kugelguss gedeihe?

Manchmal kichert sie und nickt sie
Ihrem Sohne. Aber Dieser
Fördert sein Geschäft so ernsthaft
Und so schweigsam wie der Tod. —

Schwül bedrückt von Schauernissen
Ging ich, freie Luft zu schöpfen,
An das Fenster, und ich schaute
Dort hinab ins weite Thal.

Was ich sah zu jener Stunde —
Zwischen Mitternacht und Eins —
Werd' ich treu und hübsch berichten
In den folgenden Kapiteln.

Kaput XVIII.

Und es war die Zeit des Vollmonds
In der Nacht vor Sankt Johannis,
Wo der Spuk der wilden Jagd
Umzieht durch den Geisterhohlweg.

Aus dem Fenster von Uraka's
Hexennest konnt' ich vortrefflich
Das Gespensterheer betrachten,
Wie es durch die Gasse hinzog.

Hatte einen guten Platz,
Den Spektakel anzuschauen;
Ich genoß den vollen Anblick
Grabentstiegner Todtenfreude.

Peitschenknall, Halloh und Hussa!
Roßgewiehr, Gebell von Hunden!
Jagdhorntöne und Gelächter!
Wie Das jauchzend wiederhallte!

Lief voraus, gleichsam als Vortrab,
Abenteuerliches Hochwild,
Hirsch' und Säue, rudelweis;
Hetzend hinterdrein die Meute.

Jäger aus verschiednen Zonen
Und aus gar verschiednen Zeiten;
Neben Nimrod von Assyrien
Ritt zum Beispiel Karl der Zehnte.

Hoch auf weißen Rossen sausten
Sie dahin. Zu Fuße folgten
Die Piqueure mit der Koppel
Und die Pagen mit den Fackeln.

Mancher in dem wüsten Zuge
Schien mir wohlbekannt — Der Ritter,
Der in goldner Rüstung glänzte,
War es nicht der König Artus?

Und Herr Ogier, der Däne,
Trug er nicht den schillernd grünen
Ringenpanzer, daß er aussah
Wie ein großer Wetterfrosch?

Auch der Helden des Gedankens
Sah ich manchen in dem Zuge.
Ich erkannte unsern Wolfgang
An dem heitern Glanz der Augen —

Denn, verdammt von Hengstenberg,
Kann er nicht im Grabe ruhen,
Und mit heidnischem Gelichter
Setzt er fort des Lebens Jagdlust.

An des Mundes holdem Lächeln
Hab' ich auch erkannt den William,
Den die Puritaner gleichfalls
Einst verflucht; auch dieser Sünder

Muss das wilde Heer begleiten
Nachts auf einem schwarzen Rappen.
Neben ihm, auf einem Esel,
Ritt ein Mensch — Und, heil'ger Himmel!

An der matten Betermiene,
An der frommen weißen Schlafmütz',
An der Seelenangst erkannt' ich
Unsern alten Freund Franz Horn.

Weil er einst das Weltkind Shakspeare
Kommentiert, muss jetzt der Ärmste
Nach dem Tode mit ihm reiten
Im Tumult der wilden Jagd!

Ach, mein stiller Franz muss reiten,
Er, der kaum gewagt zu gehen,
Er, der nur im Theegeschwätze
Und im Beten sich bewegte!

Werden nicht die alten Jungfern,
Die gehätschelt seine Ruhe,
Sich entsetzen, wenn sie hören,
Dass der Franz ein wilder Jäger!

Wenn es manchmal im Galopp geht,
Schaut der große William spöttisch
Auf den armen Kommentator,
Der im Eselstrab ihm nachfolgt,

Ganz ohnmächtig, fest sich krampend
An den Sattelknopf des Grauchens,
Doch im Tode, wie im Leben,
Seinem Autor treulich folgend.

Auch der Damen sah ich viele
In dem tollen Geisterzuge,
Ganz besonders schöne Nymphen,
Schlanke, jugendliche Leiber.

Rittlings saßen sie zu Pferde,
Mythologisch splitternackt;
Doch die Haare fielen lockigt
Lang herab, wie goldne Mäntel.

Trugen Kränze auf den Häuptern,
Und mit keck zurückgebognen,
Übermüth'gen Posituren
Schwangen sie belaubte Stäbe.

Neben ihnen sah ich ein'ge
Zugeknöpfte Ritterfräulein,
Schräg auf Damensätteln sitzend,
Und den Falken auf der Faust.

Parodistisch hinterdrein,
Auf Schindmähren, magern Kleppern,
Ritt ein Troß von komödiantisch
Aufgeputzten Weibspersonen,

Deren Antlitz reizend lieblich,
Aber auch ein bischen frech.
Schrien, wie rasend, mit den vollen,
Liederlich geschminkten Backen.

Wie das jubelnd wiederhallte!
Jagdhorntöne und Gelächter!
Roßgewiehr, Gebell von Hunden!
Peitschenknall, Halloh und Hussa!

Kaput XIX.

Aber als der Schönheit Kleeblatt
Ragten in des Zuges Mitten
Drei Gestalten — Nie vergess' ich
Diese holden Frauenbilder.

Leicht erkennbar war die Eine
An dem Halbmond auf dem Haupte;
Stolz, wie eine reine Bildsäul',
Ritt einher die große Göttin.

Hochgeschürzte Tunika,
Brust und Hüfte halb bedeckend.
Fackellicht und Mondschein spielten
Lüstern um die weißen Glieder.

Auch das Antlitz weiß wie Marmor,
Und wie Marmor kalt. Entsetzlich
War die Starrheit und die Blässe
Dieser strengen edlen Züge.

Doch in ihrem schwarzen Auge
Loderte ein grauenhaftes
Und unheimlich süßes Feuer,
Seelenblendend und verzehrend.

Wie verändert ist Diana,
Die, im Übermuth der Keuschheit,
Einst den Aktäon verhirschte
Und den Hunden preisgegeben!

Büßt sie jetzt für diese Sünde
In galantester Gesellschaft?
Wie ein spukend armes Weltkind
Fährt sie nächtlich durch die Lüfte.

Spät zwar, aber desto stärker
Ist erwacht in ihr die Wollust,
Und es brennt in ihren Augen
Wie ein wahrer Höllenbrand.

Die verlorne Zeit bereut sie,
Wo die Männer schöner waren,
Und die Quantität ersetzt ihr
Jetzt vielleicht die Qualität.

Neben ihr ritt eine Schöne,
Deren Züge nicht so griechisch
Streng gemessen, doch sie strahlten
Von des Celtenstammes Anmuth.

Dieses war die Fee Abunde,
Die ich leicht erkennen konnte
An der Süße ihres Lächelns
Und am herzlich tollen Lachen!

Ein Gesicht, gesund und rosig,
Wie gemalt von Meister Greuze,
Mund in Herzform, stets geöffnet,
Und entzückend weiße Zähne.

Trug ein flatternd blaues Nachtkleid
Das der Wind zu lüften suchte —
Selbst in meinen besten Träumen
Sah ich nimmer solche Schultern!

Wenig fehlte und ich sprang
Aus dem Fenster, sie zu küssen!
Dieses wär' mir schlecht bekommen,
Denn den Hals hätt' ich gebrochen.

Ach! sie hätte nur gelacht,
Wenn ich unten in dem Abgrund
Blutend fiel zu ihren Füßen —
Ach! ich kenne solches Lachen!

Und das dritte Frauenbild,
Das dein Herz so tief bewegte,
War es eine Teufelinne,
Wie die andern zwo Gestalten?

Ob's ein Teufel oder Engel,
Weiß ich nicht. Genau bei Weibern
Weiß man niemals, wo der Engel
Aufhört und der Teufel anfängt.

Auf dem gluthenkranken Antlitz
Lag des Morgenlandes Zauber,
Auch die Kleider mahnten kostbar
An Scheherezadens Märchen.

Sanfte Lippen, wie Granaten,
Ein gebognes Liljennäschen,
Und die Glieder schlank und kühlig
Wie die Palme der Oase.

Lehnte hoch auf weißem Zelter,
Dessen Goldzaum von zwei Mohren
Ward geleitet, die zu Fuß
An der Fürstin Seite trabten.

Wirklich eine Fürstin war sie,
War Judäa's Königin,
Des Herodes schönes Weib,
Die des Täufers Haupt begehrt hat.

Dieser Blutschuld halber ward sie
Auch vermaledeit; als Nachtspuk
Muss sie bis zum jüngsten Tage
Reiten mit der wilden Jagd.

In den Händen trägt sie immer
Jene Schüssel mit dem Haupte
Des Johannes, und sie küsst es;
Ja, sie küsst das Haupt mit Inbrunst.

Denn sie liebte einst Johannem —
In der Bibel steht es nicht,
Doch im Volke lebt die Sage
Von Herodias' blut'ger Liebe —

Anders wär' ja unerklärlich
Das Gelüste jener Dame —
Wird ein Weib das Haupt begehren
Eines Manns, den sie nicht liebt?

War vielleicht ein bischen böse
Auf den Liebsten, ließ ihn köpfen;
Aber als sie auf der Schüssel
Das geliebte Haupt erblickte,

Weinte sie und ward verrückt,
Und sie starb in Liebeswahnsinn —
(Liebeswahnsinn! Pleonasmus!
Liebe ist ja schon ein Wahnsinn!)

Nächtlich auferstehend trägt sie,
Wie gesagt, das blut'ge Haupt
In der Hand, auf ihrer Jagdfahrt —
Doch mit toller Weiberlaune

Schleudert sie das Haupt zuweilen
Durch die Lüfte, kindisch lachend,
Und sie fängt es sehr behende
Wieder auf, wie einen Spielball.

Als sie mir vorüberritt,
Schaute sie mich an und nickte
So kokett zugleich und schmachtend,
Daß mein tiefstes Herz erbebte.

Dreimal auf und nieder wogend
Fuhr der Zug vorbei, und dreimal
Im Vorüberreiten grüßte
Mich das liebliche Gespenst.

Als der Zug bereits erblichen
Und verklungen das Getümmel,
Loderte mir im Gehirne
Immer fort der holde Gruß.

Und die ganze Nacht hindurch
Wälzte ich die müden Glieder
Auf der Streu — denn Federbetten
Gab's nicht in Uraka's Hütte —

Und ich sann: was mag bedeuten
Das geheimnisvolle Nicken?
Warum hast du mich so zärtlich
Angesehn, Herodias?

Kaput XX.

Sonnenaufgang. Goldne Pfeile
Schießen nach den weißen Nebeln,
Die sich röthen, wie verwundet,
Und in Glanz und Licht zerrinnen.

Endlich ist der Sieg erfochten,
Und der Tag, der Triumphator,
Tritt in strahlend voller Glorie
Auf den Nacken des Gebirges.

Der Gevögel laute Sippschaft
Zwitschert in verborgnen Nestern,
Und ein Kräuterduft erhebt sich,
Wie'n Koncert von Wohlgerüchen. —

In der ersten Morgenfrühe
Waren wir ins Thal gestiegen,
Und derweilen der Laskaro
Seines Bären Spur verfolgte,

Suche ich die Zeit zu tödten
Mit Gedanken. Doch das Denken
Machte mich am Ende müde
Und sogar ein bischen traurig.

Endlich müd und traurig sank ich
Nieder auf die weiche Moosbank,
Unter jener großen Esche,
Wo die kleine Quelle floß,

Die mit wunderlichem Plätschern
Also wunderlich bethörte
Mein Gemüth, daß die Gedanken
Und das Denken mir vergingen.

Es ergriff mich wilde Sehnsucht
Wie nach Traum und Tod und Wahnsinn,
Und nach jenen Reiterinnen,
Die ich sah im Geisterheerzug.

O, ihr holden Nachtgesichte,
Die das Morgenroth verscheuchte,
Sagt, wohin seid ihr entflohen?
Sagt, wo hauset ihr am Tage?

Unter alten Tempeltrümmern,
Irgendwo in der Romagna,
(Also heißt es) birgt Diana
Sich vor Christi Tagesherrschaft.

Nur in mitternächt'gem Dunkel
Wagt sie es hervorzutreten,
Und sie freut sich dann des Weidwerks
Mit den heidnischen Gespielen.

Auch die schöne Fee Abunde
Fürchtet sich vor Nazarenern,
Und den Tag hindurch verweilt sie
In dem sichern Avalun.

Dieses Eiland liegt verborgen
Ferne, in dem stillen Meere
Der Romantik, nur erreichbar
Auf des Fabelrosses Flügeln.

Niemals ankert dort die Sorge,
Niemals landet dort ein Dampfschiff
Mit neugierigen Philistern,
Tabakspfeifen in den Mäulern.

Niemals dringt dorthin das blöde
Dumpf langweil'ge Glockenläuten,
Jene trüben Bumm-Bamm-Klänge,
Die den Feen so verhasst.

Dort, in ungestörtem Frohsinn,
Und in ew'ger Jugend blühend,
Residiert die heitre Dame,
Unsre blonde Frau Abunde.

Lachend geht sie dort spazieren
Unter hohen Sonnenblumen,
Mit dem kosenden Gefolge
Weltentrückter Paladine.

Aber du, Herodias,
Sag, wo bist du? — Ach, ich weiß es!
Du bist todt und liegst begraben
Bei der Stadt Jeruscholayim!

Starren Leichenschlaf am Tage
Schläfst du in dem Marmorsarge!
Doch um Mitternacht erweckt dich
Peitschenknall, Halloh und Hussa!

Und du folgst dem wilden Heerzug
Mit Dianen und Abunden,
Mit den heitern Jagdgenossen,
Denen Kreuz und Qual verhasst ist!

Welche köstliche Gesellschaft!
Könnt' ich nächtlich mit euch jagen
Durch die Wälder! Dir zur Seite
Ritt' ich stets, Herodias!

Denn ich liebe dich am meisten!
Mehr als jene Griechengöttin,
Mehr als jene Fee des Nordens,
Lieb' ich dich, du todte Jüdin!

Ja, ich liebe dich! Ich merk' es
An dem Zittern meiner Seele.
Liebe mich und sei mein Liebchen,
Schönes Weib, Herodias!

Liebe mich und sei mein Liebchen!
Schleudre fort den blut'gen Dummkopf
Sammt der Schüssel, und genieße
Schmackhaft bessere Gerichte.

Bin so recht der rechte Ritter,
Den du brauchst — Mich kümmert's wenig
Dass du todt und gar verdammt bist —
Habe keine Vorurtheile —

Hapert's doch mit meiner eignen
Seligkeit, und ob ich selber
Noch dem Leben angehöre,
Daran zweifle ich zuweilen!

Nimm mich an als deinen Ritter,
Deinen Cavalier-servente;
Werde deinen Mantel tragen
Und auch alle deine Launen.

Jede Nacht, an deiner Seite,
Reit' ich mit dem wilden Heere,
Und wir kosen und wir lachen
Über meine tollen Reden.

Werde dir die Zeit verkürzen
In der Nacht — Jedoch am Tage
Schwindet jede Lust, und weinend
Sitz' ich dann auf deinem Grabe.

Ja, am Tage sitz' ich weinend
Auf dem Schutt der Königsgrüfte,
Auf dem Grabe der Geliebten,
Bei der Stadt Jeruscholayim.

Alte Juden, die vorbeigehn,
Glauben dann gewiss, ich traure
Ob dem Untergang des Tempels
Und der Stadt Jeruscholayim.

Kaput XXI.

Argonauten ohne Schiff,
Die zu Fuß gehn im Gebirge,
Und anstatt des goldnen Fließes
Nur ein Bärenfell erzielen —

Ach! wir sind nur arme Teufel,
Helden von modernem Zuschnitt,
Und kein klassischer Poet
Wird uns im Gesang verew'gen!

Und wir haben doch erlitten
Große Nöthen! Welcher Regen
Überfiel uns auf der Koppe,
Wo kein Baum und kein Fiaker!

Wolkenbruch! (Das Bruchband platzte.)
Kübelweis stürzt' es herunter!
Jason ward gewiss auf Kolchis
Nicht durchnässt von solchem Sturzbad.

„Einen Regenschirm! ich gebe
Sechsunddreißig Könige
Jetzt für einen Regenschirm!"
Rief ich, und das Wasser troff.

Sterbensmüde, sehr verdrießlich,
Wie begossne Pudel kamen
Wir in später Nacht zurück
Nach der hohen Hexenhütte.

Dort am lichten Feuerherde
Saß Urака und sie kämmte
Ihren großen, dicken Mops.
Diesem gab sie schnell den Laufpass,

Um mit uns sich zu beschäft'gen.
Sie bereitete mein Lager,
Löste mir die Espardillen,
Dieses unbequeme Fußzeug,

Half mir beim Entkleiden, zog mir
Auch die Hosen aus; sie klebten
Mir am Beine, eng und treu,
Wie die Freundschaft eines Tölpels.

„Einen Schlafrock! Sechsunddreißig
Könige für einen trocknen
Schlafrock!" rief ich, und es dampfte
Mir das nasse Hemd am Leibe.

Fröstelnd, zähneklappernd stand ich
Eine Weile an dem Herde.
Wie betäubt vom Feuer sank ich
Endlich nieder auf die Streu.

Konnt' nicht schlafen. Blinzelnd schaut' ich
Nach der Hex', die am Kamin saß
Und den Oberleib des Sohnes,
Den sie ebenfalls entkleidet,

Auf dem Schoß hielt. Ihr zur Seite.
Aufrecht, stand der dicke Mops,
Und in seinen Vorderpfoten
Hielt er sehr geschickt ein Töpfchen.

Aus dem Töpfchen nahm Uraka
Rothes Fett, bestrich damit
Ihres Sohnes Brust und Rippen,
Rieb sie hastig, zitternd hastig.

Und derweil sie rieb und salbte,
Summte sie ein Wiegenliedchen,
Näselnd fein; dazwischen seltsam
Knisterten des Herdes Flammen.

Wie ein Leichnam, gelb und knöchern,
Lag der Sohn im Schoß der Mutter;
Todestraurig, weit geöffnet
Starren seine bleichen Augen.

Ist er wirklich ein Verstorbner,
Dem die Mutterliebe nächtlich
Mit der stärksten Hexensalbe
Ein verzaubert Leben einreibt? —

Wunderlicher Fieberhalbschlaf!
Wo die Glieder bleiern müde
Wie gebunden, und die Sinne
Überreizt und gräßlich wach!

Wie der Kräuterduft im Zimmer
Mich gepeinigt! Schmerzlich grübelnd
Sann ich nach, wo ich Dergleichen
Schon gerochen? Sann vergebens.

Wie der Windzug im Kamine
Mich geängstigt! Klang wie Ächzen
Von getrocknet armen Seelen —
Schienen wohlbekannte Stimmen.

Doch zumeist ward ich gequält
Von den ausgestopften Vögeln,
Die, auf einem Brett, zu Häupten
Neben meinem Lager standen.

Langsam schauerlich bewegten
Sie die Flügel, und sie beugten
Sich zu mir herab mit langen
Schnäbeln, die wie Menschennasen.

Ach! wo hab' ich solche Nasen
Schon gesehn? War es zu Hamburg
Oder Frankfurt, in der Gasse?
Qualvoll dämmernd die Erinnrung!

Endlich übermannte gänzlich
Mich der Schlaf, und an die Stelle
Wachender Phantasmen trat
Ein gesunder, fester Traum.

Und mir träumte, daß die Hütte
Plötzlich ward zu einem Ballsaal,
Der von Säulen hochgetragen
Und erhellt von Girandolen.

Unsichtbare Musikanten
Spielten aus Robert-le-Diable
Die verruchten Nonnentänze;
Ging dort ganz allein spazieren.

Endlich aber öffnen sich
Weit die Pforten, und es kommen,
Langsam feierlichen Schrittes,
Gar verwunderliche Gäste.

Lauter Bären und Gespenster!
Aufrecht wandelnd, führt ein jeder
Von den Bären ein Gespenst,
Das vermummt im weißen Grabtuch

Solcherweis gepaart, begannen
Sie zu walzen auf und nieder
Durch den Saal. Kurioser Anblick!
Zum Erschrecken und zum Lachen!

Denn den plumpen Bären ward es
Herzlich sauer, Schritt zu halten
Mit den weißen Luftgebilden,
Die sich wirbelnd leicht bewegten.

Unerbittlich fortgerissen
Wurden jene armen Bestien,
Und ihr Schnaufen überdröhnte
Fast den Brummbaß des Orchesters.

Manchmal walzten sich die Paare
Auf den Leib, und dem Gespenste,
Das ihn anstieß, gab der Bär
Ein'ge Tritte in den Hintern.

Manchmal auch, im Tanzgetümmel,
Riß der Bär das Leichenlaken
Von dem Haupt des Tanzgenossen;
Kam ein Todtenkopf zum Vorschein.

Endlich aber jauchzten schmetternd
Die Trompeten und die Cymbeln,
Und es donnerten die Pauken,
Und es kam die Galoppade.

Diese träumt' ich nicht zu Ende —
Denn ein ungeschlachter Bär
Trat mir auf die Hühneraugen,
Daß ich aufschrie und erwachte.

Kaput XXII.

Phöbus, in der Sonnendroschke,
Peitschte seine Flammenrosse,
Und er hatte schon zur Hälfte
Seine Himmelsfahrt vollendet —

Während ich im Schlafe lag
Und von Bären und Gespenstern,
Die sich wunderlich umschlangen,
Tolle Arabesken! träumte.

Mittag war's, als ich erwachte,
Und ich fand mich ganz allein.
Meine Wirthin und Laskaro
Gingen auf die Jagd schon frühe.

In der Hütte blieb zurück
Nur der Mops. Am Feuerherde
Stand er aufrecht vor dem Kessel,
In den Pfoten einen Löffel.

Schien vortrefflich abgerichtet,
Wenn die Suppe überkochte,
Schnell darin herumzurühren
Und die Blasen abzuschäumen.

Aber bin ich selbst behext?
Oder lodert mir im Kopfe
Noch das Fieber? Meinen Ohren
Glaub' ich kaum — es spricht der Mops!

Ja, er spricht, und zwar gemüthlich
Schwäbisch ist die Mundart; träumend,
Wie verloren in Gedanken,
Spricht er folgendergestalt:

„O, ich armer Schwabendichter!
In der Fremde muſs ich traurig
Als verwünschter Mops verschmachten,
Und den Hexenkessel hüten!

„Welch ein schändliches Verbrechen
Ist die Zauberei! Wie tragisch
Ist mein Schicksal: menschlich fühlen
In der Hülle eines Hundes!

„Wär' ich doch daheim geblieben,
Bei den trauten Schulgenossen!
Das sind keine Hexenmeister,
Sie bezaubern keinen Menschen.

„Wär' ich doch daheim geblieben,
Bei Karl Mayer, bei den süßen
Gelbveiglein des Vaterlandes,
Bei den frommen Metzelsuppen!

„Heute sterb' ich fast vor Heimweh —
Sehen möcht' ich nur den Rauch,
Der emporsteigt aus dem Schornstein,
Wenn man Nudeln kocht in Stukkert!"

Als ich Dies vernahm, ergriff mich
Tiefe Rührung; von dem Lager
Sprang ich auf, an das Kamin
Setzt' ich mich, und sprach mitleidig:

„Edler Sänger, wie geriethest
Du in diese Hexenhütte!
Und warum hat man so grausam
Dich in einen Hund verwandelt?"

Jener aber rief mit Freude:
„Also sind Sie kein Franzose?
Sind ein Deutscher, und verstanden
Meinen stillen Monolog?

„Ach, Herr Landsmann, welch ein Unglück,
Daß der Legationsrath Kölle,
Wenn wir bei Taback und Bier
In der Kneipe diskurierten,

„Immer auf den Satz zurückkam,
Man erwürbe nur durch Reisen
Jene Bildung, die er selber
Aus der Fremde mitgebracht!

„Um mir nun die rohe Kruste
Von den Beinen abzulaufen,
Und, wie Kölle, mir die feinern
Weltmannssitten anzuschleifen:

„Nahm ich Abschied von der Heimat,
Und auf meiner Bildungsreise
Kam ich nach den Pirenäen,
Nach der Hütte der Uraka.

„Bracht' ihr ein Empfehlungsschreiben
Vom Justinus Kerner; dachte
Nicht daran, daß dieser Freund
In Verbindung steht mit Hexen.

„Freundlich nahm mich auf Uraka,
Doch es wuchs, zu meinem Schrecken,
Diese Freundlichkeit, ausartend
Endlich gar in Sinnenbrunst.

„Ja, es flackerte die Unzucht
Scheußlich auf im welken Busen
Dieser lasterhaften Vettel,
Und sie wollte mich verführen.

„Doch ich flehte: Ach, entschuld'gen
Sie, Madame; bin kein frivoler
Goetheaner, ich gehöre
Zu der Dichterschule Schwabens.

„Sittlichkeit ist unsre Muse,
Und sie trägt vom dicksten Leder
Unterhosen — Ach! vergreifen
Sie sich nicht an meiner Tugend!

„Andre Dichter haben Geist,
Andre Phantasie, und andre
Leidenschaft, jedoch die Tugend
Haben wir, die Schwabendichter.

„Das ist unser einz'ges Gut!
Rauben Sie mir nicht den sittlich
Religiösen Bettelmantel,
Welcher meine Blöße deckt!

„Also sprach ich, doch ironisch
Lächelte das Weib, und lächelnd
Nahm sie eine Mistelgerte
Und berührt' damit mein Haupt.

„Ich empfand alsbald ein kaltes
Mißgefühl, als überzöge
Eine Gänsehaut die Glieder.
Doch die Haut von einer Gans

„War es nicht, es war vielmehr
Eines Hundes Fell — Seit jener
Unheilstund' bin ich verwandelt,
Wie Sie sehn, in einen Mops!"

Armer Schelm! Vor lauter Schluchzen
Konnte er nicht weiter sprechen,
Und er weinte so beträglich,
Daß er fast zerfloß in Thränen.

„Hören Sie," sprach ich mit Wehmuth,
„Kann ich etwa von dem Hundsfell
Sie befrein, und Sie der Dichtkunst
Und der Menschheit wiedergeben?"

Jener aber hub wie trostlos
Und verzweiflungsvoll die Pfoten
In die Höhe, und mit Seufzen
Und mit Stöhnen sprach er endlich:

„Bis zum jüngsten Tage bleib' ich
Eingekerkert in der Mopshaut,
Wenn nicht einer Jungfrau Großmuth
Mich erlöst aus der Verwünschung.

„Ja, nur eine reine Jungfrau,
Die noch keinen Mann berührt hat,
Und die folgende Bedingung
Treu erfüllt, kann mich erlösen:

„Diese reine Jungfrau muss
In der Nacht von Sankt-Sylvester
Die Gedichte Gustav Pfizer's
Lesen — ohne einzuschlafen!

„Blieb sie wach bei der Lektüre,
Schloss sie nicht die keuschen Augen —
Dann bin ich entzaubert, menschlich
Athm' ich auf, ich bin entmopst!"

„Ach, in diesem Falle" — sprach ich —
„Kann ich selbst nicht unternehmen
Das Erlösungswerk; denn erstens
Bin ich keine reine Jungfrau,

„Und im Stande wär' ich zweitens
Noch viel wen'ger, die Gedichte
Gustav Pfizer's je zu lesen,
Ohne dabei einzuschlafen."*)

*) In der ursprünglichen Fassung des Gedichts folgt hier das nachstehende Kaput:

Einsam sinnend, vor dem Herde,
Saß ich in der Hexenhütte;
Neben mir, den Kessel rührend,
Stand der tugendhafte Mops.

War es Neugier, war es Hunger?
Endlich nahm ich aus den Pfoten
Ihm den Löffel, und im Kessel
Fischt' ich mir ein Stückchen Fleisch.

War ein großes Herz gekocht
Ganz vortrefflich, äußerst schmackhaft;
Doch ich hatt' es kaum verzehrt,
Als ich hörte eine Stimme:

„O, der deutsche Fresser! Dieser
Frißt das Herz von einem Diebe,
Der gehenkt ward in Tolosa!
Kann man so gefräßig sein!"

Jene Worte rief ein Geier,
Einer von den ausgestopften,
Und die andern, wie im Chore,
Schnarrten: „O, der deutsche Fresser!"

Wer ein Diebesherz gegessen,
Der versteht, was das Gevögel
Pfeift und zwitschert, also heißt es;
Hab' erprobt der Sage Wahrheit.

Denn seit jener Stunde bin ich
Aller Vogelsprachen kundig;
Ich versteh' sogar die todten,
Ausgestopften Dialekte.

Kaput XXIII.

Aus dem Spuk der Hexenwirthschaft
Steigen wir ins Thal herunter;
Unsre Füße fassen wieder
Boden in dem Positiven.

Fort, Gespenster! Nachtgesichte!
Luftgebilde! Fieberträume!
Wir beschäft'gen uns vernünftig
Wieder mit dem Atta Troll.

In der Höhle bei den Jungen
Liegt der Alte, und er schläft
Mit dem Schnarchen des Gerechten;
Endlich wacht er gähnend auf.

Draußen klopfte es ans Fenster,
Und ich eilte, es zu öffnen.
Sieben große Raben waren's,
Die hereingeflogen kamen.

Nahten sich dem Feuer, wärmten
Sich die Krallen, leidenschaftlich
Ihre Fittige bewegend,
Krächzen auch diverse Flüche.

Sie verwünschten ganz besonders
Jenen Juden Mendizabel,
Der die Klöster aufgehoben,
Ihre lieben alten Nester!

Frugen mich: „Wo geht der Weg
Nach Monacho Monachorum?"
Links, links um die Ecke, sprach ich,
Grüßt mir dort den Pater Joseph!

Doch die schwarzen Emigranten
Weilten an dem Herd nicht lange,
Und sie flatterten von dannen
Wieder durch das offne Fenster.

Federvieh von allen Sorten
Kam jetzt ab und zu geflogen.
Unsre Hütte schien ein Wirthshaus
Für das reisende Gevögel.

Mehre Störche, ein'ge Schwäne,
Auch verschiedne Eulen; diese
Klagten über schlechtes Wetter,
Sonnenschein und Atheismus.

In Gesellschaft zweier Gänse,
Die wie Wärterinnen aussahn
Und im Flug ihn unterstützten,
Kam ein kranker Pelikan.

Wärmte seine wunde Brust,
Und mit leidender Verachtung
Auf die Eulensippschaft blickend,
Zog er wieder fort durchs Fenster.

Auch etwelche Tauben schwirrten
An das Feuer, lachend, kullernd,
Und nachdem sie sich erquickt,
Flogen sie des Weges weiter.

Endlich kam ein Wiedehopf,
Kurzbeflügelt, stelzenbeinig;
Als er mich erblickt, da lacht er:
„Kennst nicht mehr den Freund Hut-Hut?"

Und ich selber musste lachen,
Denn es war mein Freund Hut-Hut,
Der vor dritthalb tausend Jahren
Kabinettskourier gewesen,

Und von Salomo, dem Weisen,
Mit Depeschen abgeschickt ward
An die holde Balkaïsa,
An die Königin von Saba.

Jener glühte für die Schöne,
Die man ihm so schön geschildert;
Diese schwärmte für den Weisen,
Dessen Weisheit weltberühmt war.

Ihren Scharfsinn zu erproben,
Schickten sie einander Räthsel,
Und mit solcherlei Depeschen
Lief Hut-Hut durch Sand und Wüste.

Räthselmüde zog die Kön'gin
Endlich nach Jeruscholayim,
Und sie stürzte mit Erröthen
In die Arme Salomonis.

Dieser drückte sie ans Herz,
Und er sprach: „Das größte Räthsel,
Süßes Kind, Das ist die Liebe —
Doch wir wollen es nicht lösen!"

Ja, Hut-Hut, der alte Vogel,
War es, der mir freundlich nahte
Im verhexten Lustreviere,
In der Hütte der Uraka.

Neben ihm hockt Junker Einohr,
Und er kratzt sich an dem Kopfe
Wie ein Dichter, der den Reim sucht;
Auch skandiert er an den Tatzen.

Gleichfalls an des Vaters Seite
Liegen träumend auf dem Rücken,
Unschuldrein, vierfüß'ge Liljen,
Atta Troll's geliebte Töchter.

Welche zärtliche Gedanken
Schmachten in der Blüthenseele
Dieser weißen Bärenjungfraun?
Thränenfeucht sind ihre Blicke.

Alter Vogel! Unverändert
Fand ich ihn. Ganz gravitätisch,
Wie'n Toupet, trug er noch immer
Auf dem Kopf das Federkämmchen.

Kreuzte auch das eine Streckbein
Übers andre, und geschwätzig
War er noch, wie sonst; er kürzte
Mir die Zeit mit Hofgeschichten.

Er erzählte mir aufs Neue,
Was mir schon Arabiens Dichter
Längst erzählt, wie Salomo
Einst bezwang den Todesengel

Und am Leben blieb — Unsterblich
Lebt er jetzt in Dschinnistan,
Herrschend über die Dämonen,
Als ein unbeschränkter König.

„Auch die Kön'gin Balkaïsa" —
Sprach Hut-Hut — „ist noch am Leben,
Kraft des Talismans, den weiland
Ihr der Herzgeliebte schenkte.

„Residierend in den fernsten
Mondgebirgen Äthiopiens,
Blieb sie dennoch in Verbindung
Mit dem König Salomo.

„Beide haben zwar gealtert
Und sich abgekühlt, doch schreiben
Sie sich oft, und ganz wie ehmals
Schicken sie einander Räthsel.

„Kindisch freut sich Balkaïsa,
Wenn das Räthsel, das sie aufgab,
Nicht gelöst ward von dem König,
Der vergeblich nachgegrübelt —

„Und sie neckt ihn dann graciöse
Und behauptet, mit den Jahren
Werde er ein bischen kopfschwach,
Nennt ihn Schlafmütz' oder Schelling.

„Seinerseits gab jüngst der König
Eine harte Nuss zu knacken
Seiner Freundin, und er schickte
Ihr durch mich die Räthselfrage:

„Wer ist wohl der größte Lump
Unter allen deutschen Lumpen,
Die in allen sechsunddreißig
Deutschen Bundesstaaten leben?

„Hundert Namen hat seitdem
Schon die Kön'gin eingesendet;
Immer schrieb zurück der König:
Kind, Das ist noch nicht der größte! —

„Sehr verdrießlich ist die Kön'gin!
Ob sie gleich durch Emissäre
Überall in Deutschland forschte,
Blieb sie doch die Antwort schuldig.

„Denn so oft sie einen Lumpen
Als den größten proklamiert,
Lässt ihr Salomo vermelden:
Kind, es giebt noch einen größern!" —

Als ich Dies vernahm, da sprach ich:
Liebster Freund, die Balkaïsa
Wird noch lang' vergebens rathen,
Wem der Lumpen-Lorber ziemt.

[Dort, in meiner theuren Heimat,
Ist das Lumpenthum in Fortschritt,
Und es machen gar zu Viele
Anspruch auf den schmutz'gen Lorber.

Gestern noch schien dort der ****
Mir der größte Lump, doch heute
Dünkt er mir ein Unterlümpchen,
In Vergleichung mit dem ****

Und vielleicht im nächsten Zeitblatt
Offenbart sich uns ein neuer
Erzlumpazius, der unsern
Großen **** überlumpt.]

Die eingeklammerten letzten drei Strophen sind im Originalmanuskript durchstrichen.

Ganz besonders scheint die Jüngste
Tiefbewegt. In ihrem Herzen
Fühlt sie schon ein sel'ges Jucken,
Ahnet sie die Macht Kupido's.

Ja, der Pfeil des kleinen Gottes
Ist ihr durch den Pelz gedrungen,
Als sie ihn erblickt — O Himmel,
Den sie liebt, Der ist ein Mensch!

Ist ein Mensch und heißt Schnapphahnski.
Auf der großen Retirade
Kam er ihr vorbeigelaufen
Eines Morgens im Gebirge.

Heldenunglück rührt die Weiber,
Und im Antlitz unsres Helden
Lag, wie immer, der Finanznoth
Blasse Wehmuth, düstre Sorge.

Seine ganze Kriegeskasse,
Zweiundzwanzig Silbergroschen,
Die er mitgebracht nach Spanien,
Ward die Beute Espartero's.

Nicht einmal die Uhr gerettet!
Blieb zurück zu Pampeluna
In dem Leihhaus. War ein Erbstück,
Kostbar und von echtem Silber.

Und er lief mit langen Beinen.
Aber, unbewusst, im Laufen
Hat er Besseres gewonnen,
Als die beste Schlacht — ein Herz!

Ja, sie liebt ihn, ihn, den Erbfeind!
O, der unglücksel'gen Bärin!
Wüsst' der Vater das Geheimnis,
Ganz entsetzlich würd' er brummen.

Gleich dem alten Odoardo,
Der mit Bürgerstolz erdolchte
Die Emilia Galotti,
Würde auch der Atta Troll

Seine Tochter lieber tödten,
Tödten mit den eignen Tatzen,
Als erlauben, dass sie sänke
In die Arme eines Prinzen!

Doch in diesem Augenblicke
Ist er weich gestimmt, hat keine
Lust, zu brechen eine Rose,
Eh' der Sturmwind sie entblättert.

Weich gestimmt liegt Atta Troll
In der Höhle bei den Seinen.
Ihn beschleicht, wie Todesahnung,
Trübe Sehnsucht nach dem Jenseits!

„Kinder!" — seufzt er, und es triefen
Plötzlich seine großen Augen —
„Kinder! meine Erdenwallfahrt
Ist vollbracht, wir müssen scheiden.

„Heute Mittag kam im Schlafe
Mir ein Traum, der sehr bedeutsam.
Mein Gemüth genoss das süße
Vorgefühl des bald'gen Sterbens.

„Bin fürwahr nicht abergläubisch,
Bin kein Faselbär — doch giebt es
Dinge zwischen Erd' und Himmel,
Die dem Denker unerklärlich.

„Über Welt und Schicksal grübelnd,
War ich gähnend eingeschlafen,
Als mir träumte, dass ich läge
Unter einem großen Baume.

„Aus den Ästen dieses Baumes
Troff herunter weißer Honig,
Glitt mir just ins offne Maul,
Und ich fühlte süße Wonne.

„Selig blinzelnd in die Höhe,
Sah ich in des Baumes Wipfel
Etwa sieben kleine Bärchen,
Die dort auf und nieder rutschten.

„Zarte, zierliche Geschöpfe,
Deren Pelz von rosenrother
Farbe war und an den Schultern
Seidig flockte wie zwei Flüglein.

„Ja, wie seidne Flüglein hatten
Diese rosenrothen Bärchen,
Und mit überirdisch feinen
Flötenstimmen sangen sie!

„Wie sie sangen, wurde eiskalt
Meine Haut, doch aus der Haut fuhr
Mir die Seel', gleich einer Flamme;
Strahlend stieg sie in den Himmel."

Also sprach mit bebend weichem
Grunzton Atta Troll. Er schwieg
Eine Weile, wehmuthsvoll —
Aber seine Ohren plötzlich

Spitzten sich und zuckten seltsam,
Und empor vom Lager sprang er,
Freudezitternd, freudebrüllend:
„Kinder, hört ihr diese Laute?

„Ist Das nicht die süße Stimme
Eurer Mutter? O, ich kenne
Das Gebrumme meiner Mumma!
Mumma! meine schwarze Mumma!"

Atta Troll mit diesen Worten
Stürzte wie'n Verrückter fort
Aus der Höhle, ins Verderben!
Ach! er stürzte in sein Unglück!

Kaput XXIV.

In dem Thal von Ronceval,
Auf demselben Platz, wo weiland
Des Karoli Magni Neffe
Seine Seele ausgeröchelt,

Dorten fiel auch Atta Troll,
Fiel durch Hinterhalt, wie Jener,
Den der ritterliche Judas,
Ganelon von Mainz, verrathen.

Ach! das Edelste im Bären,
Das Gefühl der Gattenliebe,
Ward ein Fallstrick, den Uraka
Listig zu benutzen wusste.

Das Gebrumm der schwarzen Mumma
Hat sie nachgeäfft so täuschend,
Dass der Atta Troll gelockt ward
Aus der sichern Bärenhöhle. —

Wie auf Sehnsuchtsflügeln lief er
Durch das Thal, stand zärtlich schnopernd
Manchmal still vor einem Felsen,
Glaubt, die Mumma sei versteckt dort —

Ach! versteckt war dort Laskaro
Mit der Flinte; Dieser schoss ihn
Mitten durch das frohe Herz —
Quoll hervor ein rother Blutstrom.

Mit dem Kopfe wackelt' er
Ein'gemal, doch endlich stürzt' er
Stöhnend nieder, zuckte gräßlich —
„Mumma!" war sein letzter Seufzer.

Also fiel der edle Held.
Also starb er. Doch unsterblich
Nach dem Tode auferstehn
Wird er in dem Lied des Dichters.

Auferstehn wird er im Liede,
Und sein Ruhm wird kolossal
Auf vierfüßigen Trochäen
Über diese Erde stelzen.

Der ****** setzt ihm
In Walhalla einst ein Denkmal,
Und darauf, im ******
Lapidarstil, auch die Inschrift:

„Atta Troll, Tendenzbär; sittlich
„Religiös; als Gatte brünstig;
„Durch Verführtsein von dem Zeitgeist,
„Waldursprünglich Sanskülotte;

„Sehr schlecht tanzend, doch Gesinnung
„Tragend in der zott'gen Hochbrust;
„Manchmal auch gestunken habend;
„Kein Talent, doch ein Charakter!"

Kaput XXV

Dreiunddreißig alte Weiber,
Auf dem Haupt die scharlachrothe
Altbaskesische Kapuze,
Standen an des Dorfes Eingang.

Eine drunter, wie Debora,
Schlug das Tamburin und tanzte.
Und sie sang dabei ein Loblied
Auf Laskaro Bärentödter.

Vier gewalt'ge Männer trugen
Im Triumph den todten Bären;
Aufrecht saß er in dem Sessel,
Wie ein kranker Badegast.

Hinterdrein, wie Anverwandte
Des Verstorbnen, ging Laskaro
Mit Uraka; Diese grüßte
Rechts und links, doch sehr verlegen.

Der Adjunkt des Maires hielt
Eine Rede vor dem Rathhaus,
Als der Zug dorthin gelangte,
Und er sprach von vielen Dingen —

Wie z. B von dem Aufschwung
Der Marine, von der Presse,
Von der Runkelrübenfrage,
Von der Hyder der Parteisucht.

Die Verdienste Ludwig Philipp's
Reichlich auseinandersetzend,
Ging er über zu dem Bären
Und der Großthat des Laskaro.

„Du, Laskaro!" — rief der Redner
Und er wischte sich den Schweiß ab
Mit der trikoloren Schärpe —
„Du, Laskaro! du, Laskaro!

„Der du Frankreich und Hispanien
Von dem Atta Troll befreit hast,
Du bist beider Länder Held,
Pirenäen=Lafayette!"

Als Laskaro solchermaßen
Officiell sich rühmen hörte,
Lachte er vergnügt im Barte
Und erröthete vor Freude,

Und in abgebrochnen Lauten,
Die sich seltsam überstürzten,
Hat er seinen Dank gestottert
Für die große, große Ehre!

Mit Verwundrung blickte Jeder
Auf das unerhörte Schauspiel,
Und geheimnisvoll und ängstlich
Murmelten die alten Weiber:

„Der Laskaro hat gelacht!
Der Laskaro hat erröthet!
Der Laskaro hat gesprochen!
Er, der todte Sohn der Hexe!“ —

Selb'gen Tags ward ausgebälgt
Atta Troll und ward versteigert
Seine Haut. Für hundert Franken
Hat ein Kürschner sie erstanden.

Wunderschön staffierte Dieser
Und verbrämte sie mit Scharlach,
Und verhandelte sie weiter
Für das Doppelte des Preises.

Erst aus dritter Hand bekam sie
Juliette, und in ihrem
Schlafgemache zu Paris
Liegt sie vor dem Bett als Fußdeck'.

O, wie oft, mit bloßen Füßen,
Stand ich Nachts auf dieser irdisch
Braunen Hülle meines Helden,
Auf der Haut des Atta Troll!

Und von Wehmuth tief ergriffen,
Dacht' ich dann an Schiller's Worte:
„Was im Lied soll ewig leben,
Muß im Leben untergehn!“

Kaput XXVI.

Und die Mumma? Ach, die Mumma
Ist ein Weib! Gebrechlichkeit
Ist ihr Name! Ach, die Weiber
Sind wie Porzellan gebrechlich.

Als des Schicksals Hand sie trennte
Von dem glorreich edlen Gatten,
Starb sie nicht des Kummertodes,
Ging sie nicht in Trübsinn unter —

Nein, im Gegentheil, sie setzte
Lustig fort ihr Leben, tanzte
Nach wie vor, beim Publiko
Buhlend um den Tagesbeifall.

Eine feste Stellung, eine
Lebenslängliche Versorgung,
Hat sie endlich zu Paris
Im Jardin-des-Plantes gefunden.

Als ich dorten vor'gen Sonntag
Mich erging mit Julietten,
Und ihr die Natur erklärte,
Die Gewächse und die Bestien,

Die Giraffe und die Ceder
Von dem Libanon, das große
Dromedar, die Goldfasanen,
Auch das Zebra — im Gespräche

Blieben wir am Ende stehen
An der Brüstung jener Grube,
Wo die Bären residieren —
Heil'ger Herr, was sahn wir dort!

Ein gewalt'ger Wüstenbär
Aus Sibirien, schneeweißhaarigt,
Spielte dort ein überzartes
Liebesspiel mit einer Bärin.

Diese aber war die Mumma!
War die Gattin Atta Troll's!
Ich erkannte sie am zärtlich
Feuchten Glanze ihres Auges.

Ja, sie war es! Sie, des Südens
Schwarze Tochter! Sie, die Mumma,
Lebt mit einem Russen jetzt,
Einem nordischen Barbaren!

Schmunzelnd sprach zu mir ein Neger,
Der zu uns herangetreten:
„Giebt es wohl ein schönres Schauspiel,
Als zwei Liebende zu sehn?"

Ich entgegnete: Mit wem
Hab' ich hier die Ehr' zu sprechen?
Jener aber rief verwundert:
„Kennen sie mich gar nicht wieder?

„Ich bin ja der Mohrenfürst,
Der bei Freiligrath getrommelt.
Damals ging's mir schlecht, in Deutschland
Fand ich mich sehr isoliert.

„Aber hier, wo ich als Wärter
Angestellt, wo ich die Pflanzen
Meines Tropenvaterlandes
Und auch Löw' und Tiger finde:

„Hier ist mir gemüthlich wohler,
Als bei euch auf deutschen Messen,
Wo ich täglich trommeln musste
Und so schlecht gefüttert wurde!

„Hab' mich jüngst vermählt mit einer
Blonden Köchin aus dem Elsass.
Ganz und gar in ihren Armen
Wird mir heimatlich zu Muthe!

„Ihre Füße mahnen mich
An die holden Elephanten.
Wenn sie spricht Französisch, klingt mir
Wie die schwarze Muttersprache.

„Manchmal keift sie, und ich denke
An das Rasseln jener Trommel,
Die mit Schädeln war behangen;
Schlang' und Leu entflohn davor.

„Doch im Mondschein sehr empfindsam
Weint sie wie ein Krokodil,
Das aus lauem Strom hervorblickt,
Um die Kühle zu genießen.

„Und sie giebt mir gute Bissen!
Ich gedeih'! Mit meinem alten,
Afrikan'schen Appetit,
Wie am Niger, fress' ich wieder!

„Hab' mir schon ein rundes Bäuchlein
Angemästet. Aus dem Hemde
Schaut's hervor, wie'n schwarzer Mond,
Der aus weißen Wolken tritt."

Kaput XXVII.

(An August Varnhagen von Ense.)

„Wo des Himmels, Meister Ludwig,
Habt Ihr all das tolle Zeug
Aufgegabelt?“ Diese Worte
Rief der Kardinal von Este,

Als er das Gedicht gelesen
Von des Roland's Rasereien,
Das Ariosto unterthänig
Seiner Eminenz gewidmet.

Ja, Varnhagen, alter Freund,
Ja, ich seh' um deine Lippen
Fast dieselben Worte schweben,
Mit demselben feinen Lächeln.

Manchmal lachst du gar im Lesen!
Doch mitunter mag sich ernsthaft
Deine hohe Stirne furchen,
Und Erinnrung überschleicht dich: —

„Klang Das nicht wie Jugendträume,
Die ich träumte mit Chamisso
Und Brentano und Fouqué
In den blauen Mondscheinnächten?

„Ist Das nicht das fromme Läuten
Der verlornen Waldkapelle?
Klingelt schalkhaft nicht dazwischen
Die bekannte Schellenkappe?

„In die Nachtigallenchöre
Bricht herein der Bärenbrummbass,
Dumpf und grollend, dieser wechselt
Wieder ab mit Geisterlispeln!

„Wahnsinn, der sich klug gebärdet!
Weisheit, welche überschnappt!
Sterbeseufzer, welche plötzlich
Sich verwandeln in Gelächter!“ . . .

Ja, mein Freund, es sind die Klänge
Aus der längst verschollnen Traumzeit;
Nur dass oft moderne Triller
Gaukeln durch den alten Grundton.

Trotz des Übermuthes wirst du
Hie und dort Verzagnis spüren —
Deiner wohlerprobten Milde
Sei empfohlen dies Gedicht!

Ach, es ist vielleicht das letzte
Freie Waldlied der Romantik!
In des Tages Brand- und Schlachtlärm
Wird es kümmerlich verhallen.

Andre Zeiten, andre Vögel!
Andre Vögel, andre Lieder!
Welch ein Schnattern, wie von Gänsen,
Die das Kapitol gerettet!

Welch ein Zwitschern! Das sind Spatzen
Pfennigslichtchen in den Krallen;
Sie gebärden sich wie Jovis
Adler mit dem Donnerkeil!

Welch ein Gurren! Turteltauben,
Liebesatt, sie wollen hassen,
Und hinfüro, statt der Venus,
Nur Bellona's Wagen ziehen!

Welch ein Sumsen, welterschütternd!
Das sind ja des Völkerfrühlings
Kolossale Maienkäfer,
Von Berserkerwuth ergriffen!

Andre Zeiten, andre Vögel!
Andre Vögel, andre Lieder!
Sie gefielen mir vielleicht,
Wenn ich andre Ohren hätte!



Deutschland.

Ein Wintermärchen.

(Geschrieben im Januar 1844.)

Vorwort.

Das nachstehende Gedicht schrieb ich im diesjährigen Monat Januar zu Paris, und die freie Luft des Ortes wehete in manche Strophe weit schärfer hinein, als mir eigentlich lieb war. Ich unterließ nicht, schon gleich zu mildern und auszuscheiden, was mit dem deutschen Klima unverträglich schien. Nichtsdestoweniger, als ich das Manuskript im Monat März an meinen Verleger nach Hamburg schickte, wurden mir noch mannigfache Bedenklichkeiten in Erwägung gestellt. Ich musste mich dem fatalen Geschäfte des Umarbeitens nochmals unterziehen, und da mag es wohl geschehen sein, dass die ernsten Töne mehr als nöthig abgedämpft oder von den Schellen des Humors gar zu heiter überklingelt wurden. Einigen nackten Gedanken habe ich im hastigen Unmuth ihre Feigenblätter wieder abgerissen, und zimperlich spröde Ohren habe ich vielleicht verletzt. Es ist mir leid, aber ich tröste mich mit dem Bewusstsein, dass größere Autoren sich ähnliche Vergehen zu Schulden kommen ließen. Des Aristophanes will ich zu solcher Beschönigung gar nicht erwähnen, denn Der war ein blinder Heide, und sein Publikum zu Athen hatte zwar eine klassische Erziehung genossen, wusste aber Wenig von Sittlichkeit. Auf Cervantes und Molière könnte ich mich schon viel besser berufen; und Ersterer schrieb für den hohen Adel beider Kastilien, Letzterer für den großen König und den großen Hof in Versailles! Ach, ich vergesse, dass wir in einer sehr bürgerlichen Zeit leben, und ich sehe leider voraus, dass viele Töchter gebildeter Stände an der Spree, wo nicht gar an der Alster, über mein armes Gedicht die mehr oder minder gebogenen Näschen rümpfen werden! Was ich aber mit noch größerem Leidwesen voraussehe, Das ist das Zeter jener Pharisäer der Nationalität, die jetzt mit den Antipathien der Regierungen Hand in Hand gehen, auch die volle Liebe und Hochachtung der Censur genießen und in der Tagespresse den Ton angeben können, wo es gilt, jene Gegner zu befehden, die auch zugleich die Gegner ihrer allerhöchsten Herrschaften sind. Wir sind im

Herzen gewappnet gegen das Mißfallen dieser heldenmüthigen Lakaien in schwarz-roth-goldner Livrée. Ich höre schon ihre Bierstimmen: „Du lästerst sogar unsere Farben, Verächter des Vaterlands, Freund der Franzosen, denen du den freien Rhein abtreten willst!“ Beruhigt euch. Ich werde eure Farben achten und ehren, wenn sie es verdienen, wenn sie nicht mehr eine müßige oder knechtische Spielerei sind. Pflanzt die schwarz-roth-goldne Fahne auf die Höhe des deutschen Gedankens, macht sie zur Standarte des freien Menschenthums, und ich will mein bestes Herzblut für sie hingeben. Beruhigt euch, ich liebe das Vaterland eben so sehr, wie ihr. Wegen dieser Liebe habe ich dreizehn Lebensjahre im Exile verlebt, und wegen eben dieser Liebe kehre ich wieder zurück ins Exil, vielleicht für immer, jedenfalls ohne zu flennen oder eine schiefmäulige Duldergrimasse zu schneiden. Ich bin der Freund der Franzosen, wie ich der Freund aller Menschen bin, wenn sie vernünftig und gut sind, und weil ich selber nicht so dumm oder so schlecht bin, als daß ich wünschen sollte, daß meine Deutschen und die Franzosen, die beiden auserwählten Völker der Humanität, sich die Hälse brächen zum Besten von England und Rußland und zur Schadenfreude aller Junker und Pfaffen dieses Erdballs. Seid ruhig, ich werde den Rhein nimmermehr den Franzosen abtreten, schon aus dem ganz einfachen Grunde: weil mir der Rhein gehört. Ja, mir gehört er, durch unveräußerliches Geburtsrecht, ich bin des freien Rheines noch weit freierer Sohn, an seinem Ufer stand meine Wiege, und ich sehe gar nicht ein, warum der Rhein irgend einem Andern gehören soll, als den Landeskindern. Elsaß und Lothringen kann ich freilich dem deutschen Reiche nicht so leicht einverleiben, wie ihr es thut, denn die Leute in jenen Landen hängen fest an Frankreich wegen der Rechte, die sie durch die französische Staatsumwälzung gewonnen, wegen jener Gleichheitsgesetze und freien Institutionen, die dem bürgerlichen Gemüthe sehr angenehm sind, aber dem Magen der großen Menge dennoch Vieles zu wünschen übrig lassen. Indessen, die Elsasser und Lothringer werden sich wieder an Deutschland anschließen, wenn wir Das vollenden, was die Franzosen begonnen haben, wenn wir Diese überflügeln in der That, wie wir es schon gethan im Gedanken, wenn wir uns bis zu den letzten Folgerungen desselben emporschwingen, wenn wir die Dienstbarkeit bis in ihrem letzten Schlupfwinkel, dem Himmel, zerstören, wenn wir den Gott, der auf Erden im Menschen wohnt, aus seiner Erniedrigung retten, wenn wir die Erlöser Gottes werden, wenn wir das arme, glückenterbte Volk und den verhöhnten Genius und die geschändete Schönheit wieder in ihre Würde einsetzen, wie unsere großen Meister gesagt und gesungen, und wie wir es wollen, wir, die Jünger — Ja, nicht bloß Elsaß und Lothringen, sondern ganz Frankreich wird uns alsdann zufallen, ganz Europa, die ganze

Welt — die ganze Welt wird deutsch werden! Von dieser Sendung und Universalherrschaft Deutschlands träume ich oft, wenn ich unter Eichen wandle. Das ist mein Patriotismus.

Ich werde in einem nächsten Buche auf dieses Thema zurückkommen, mit letzter Entschlossenheit, mit strenger Rücksichtslosigkeit, jedenfalls mit Loyalität. Den entschiedensten Widerspruch werde ich zu achten wissen, wenn er aus einer Überzeugung hervorgeht Selbst der rohesten Feindseligkeit will ich alsdann geduldig verzeihen; ich will sogar der Dummheit Rede stehen, wenn sie nur ehrlich gemeint ist. Meine ganze schweigende Verachtung widme ich hingegen dem gesinnungslosen Wichte, der aus leidiger Scheelsucht oder unsauberer Privatgiftigkeit meinen guten Leumund in der öffentlichen Meinung herabzuwürdigen sucht, und dabei die Maske des Patriotismus, wo nicht gar die der Religion und der Moral, benutzt. Der anarchische Zustand der deutschen politischen und literarischen Zeitungsblätterwelt ward in solcher Beziehung zuweilen mit einem Talente ausgebeutet, das ich schier bewundern musste. Wahrhaftig, Schufterle ist nicht todt, er lebt noch immer und steht seit Jahren an der Spitze einer wohlorganisierten Bande von literarischen Strauchdieben, die in den böhmischen Wäldern unserer Tagespresse ihr Wesen treiben, hinter jedem Busch, hinter jedem Blatt versteckt liegen und dem leisesten Pfiff ihres würdigen Hauptmanns gehorchen.

Noch ein Wort. Das „Wintermärchen" bildet den Schluss der „Neuen Gedichte", die in diesem Augenblick bei Hoffmann und Campe erscheinen. Um den Einzeldruck veranstalten zu können, musste mein Verleger das Gedicht den überwachenden Behörden zu besonderer Sorgfalt überliefern, und neue Varianten und Ausmerzungen sind das Ergebnis dieser höheren Kritik.

Hamburg, den 17. September 1844.

Heinrich Heine.

Abschied von Paris.

Ade, Paris, du theure Stadt,
Wir müssen heute scheiden,
Ich lasse dich im Überfluß
Von Wonne und von Freuden.

Das deutsche Herz in meiner Brust
Ist plötzlich krank geworden,
Der einzige Arzt, der es heilen kann,
Der wohnt daheim im Norden.

Er wird es heilen in kurzer Frist,
Man rühmt seine großen Kuren;
Doch ich gestehe, mich schaudert schon
Vor seinen derben Mixturen.

Ade, du heitres Franzosenvolk,
Ihr meine lustigen Brüder,
Gar närrische Sehnsucht treibt mich fort,
Doch komm' ich in Kurzem wieder.

Denkt euch, mit Schmerzen sehne ich mich
Nach Torfgeruch, nach den lieben
Heidschnucken der lüneburger Heid',
Nach Sauerkraut und Rüben.

Ich sehne mich nach Tabaksqualm,
Hofräthen und Nachtwächtern,
Nach Plattdeutsch, Schwarzbrot, Grobheit sogar,
Nach blonden Predigerstöchtern.

Auch nach der Mutter sehne ich mich,
Ich will es offen gestehen,
Seit dreizehn Jahren hab' ich nicht
Die alte Frau gesehen.

Ade, mein Weib, mein schönes Weib,
Du kannst meine Qual nicht fassen,
Ich drücke dich so fest an mein Herz,
Und muß dich doch verlassen.

Die lechzende Qual, sie treibt mich fort
Von meinem süßesten Glücke —
Muß wieder athmen deutsche Luft,
Damit ich nicht ersticke.

Die Qual, die Angst, der Ungestüm,
Das steigert sich bis zum Krampfe.
Es zittert mein Fuß vor Ungeduld,
Daß er deutschen Boden stampfe.

Vor Ende des Jahres bin ich zurück
Aus Deutschland, und ich denke
Auch ganz genesen, ich kaufe dir dann
Die schönsten Neujahrsgeschenke.

Caput I.

Im traurigen Monat November war's,
Die Tage wurden trüber,
Der Wind riß von den Bäumen das Laub
Da reist' ich nach Deutschland hinüber.

Und als ich an die Grenze kam,
Da fühlt' ich ein stärkeres Klopfen
In meiner Brust, ich glaube sogar
Die Augen begunnen zu tropfen.

Und als ich die deutsche Sprache vernahm,
Da ward mir seltsam zu Muthe;
Ich meinte nicht anders, als ob das Herz
Recht angenehm verblute.

Ein kleines Harfenmädchen sang.
Sie sang mit wahrem Gefühle
Und falscher Stimme, doch ward ich sehr
Gerühret von ihrem Spiele.

Sie sang von Liebe und Liebesgram,
Aufopfrung und Wiederfinden
Dort oben in jener besseren Welt,
Wo alle Leiden schwinden.

Sie sang vom irdischen Jammerthal,
Von Freuden, die bald zerronnen,
Vom Jenseits, wo die Seele schwelgt
Verklärt in ew'gen Wonnen.

Sie sang das alte Entsagungslied,
Das Eiapopeia vom Himmel,
Womit man einlullt, wenn es greint,
Das Volk, den großen Lümmel.

Ich kenne die Weise, ich kenne den Text,
Ich kenne auch die Verfasser;
Ich weiß, sie tranken heimlich Wein
Und predigten öffentlich Wasser.

Ein neues Lied, ein besseres Lied,
O Freunde, will ich euch dichten:
Wir wollen hier auf Erden schon
Das Himmelreich errichten.

Wir wollen auf Erden glücklich sein,
Und wollen nicht mehr darben;
Verschlemmen soll nicht der faule Bauch,
Was fleißige Hände erwarben.

Es wächst hienieden Brot genug
Für alle Menschenkinder,
Auch Rosen und Myrten, Schönheit und Lust
Und Zuckererbsen nicht minder.

Ja, Zuckererbsen für Jedermann,
Sobald die Schoten platzen!
Den Himmel überlassen wir
Den Engeln und den Spatzen.

Und wachsen uns Flügel nach dem Tod,
So wollen wir euch besuchen
Dort oben, und wir, wir essen mit euch
Die seligsten Torten und Kuchen.

Ein neues Lied, ein besseres Lied!
Es klingt wie Flöten und Geigen!
Die Miserere ist vorbei,
Die Sterbeglocken schweigen.

Die Jungfer Europa ist verlobt
Mit dem schönen Geniusse
Der Freiheit, sie liegen einander im Arm,
Sie schwelgen im ersten Kusse.

Und fehlt der Pfaffensegen dabei,
Die Ehe wird gültig nicht minder —
Es lebe Bräutigam und Braut,
Und ihre zukünftigen Kinder!

Ein Hochzeitkarmen ist mein Lied,
Das bessere, das neue;
In meiner Seele gehen auf
Die Sterne der höchsten Weihe —

Begeisterte Sterne, sie lodern wild,
Zerfließen in Flammenbächen —
Ich fühle mich wunderbar erstarkt,
Ich könnte Eichen zerbrechen!

Seit ich auf deutsche Erde trat,
Durchströmen mich Zaubersäfte —
Der Riese hat wieder die Mutter berührt,
Und es wuchsen ihm neu die Kräfte.

Kaput II.

Während die Kleine von Himmelslust
Getrillert und musicieret,
Ward von den preußischen Douaniers
Mein Koffer visitieret.

Beschnüffelten Alles, kramten herum
In Hemden, Hosen, Schnupftüchern;
Sie suchten nach Spitzen, nach Bijouterien,
Auch nach verbotenen Büchern.

Ihr Thoren, die ihr im Koffer sucht!
Hier werdet ihr nichts entdecken!
Die Kontrebande, die mit mir reist,
Die hab' ich im Kopfe stecken.

Hier hab' ich Spitzen, die feiner sind
Als die von Brüssel und Mecheln,
Und pack' ich einst meine Spitzen aus,
Sie werden euch sticheln und hecheln.

Im Kopfe trage ich Bijouterien,
Der Zukunft Krondiamanten,
Die Tempelkleinodien des neuen Gotts,
Des großen Unbekannten.

Und viele Bücher trag' ich im Kopf!
Ich darf es euch versichern,
Mein Kopf ist ein zwitscherndes Vogelnest
Von konfiscierlichen Büchern.

Glaubt mir, in Satan's Bibliothek
Kann es nicht schlimmere geben;
Sie sind gefährlicher noch, als die
Von Hoffmann von Fallersleben! —

Ein Passagier, der neben mir stand,
Bemerkte mir, ich hätte
Jetzt vor mir den preußischen Zollverein,
Die große Douanenkette.

„Der Zollverein" — bemerkte er —
„Wird unser Volksthum begründen,
Er wird das zersplitterte Vaterland
Zu einem Ganzen verbinden.

„Er giebt die äußere Einheit uns,
Die sogenannt materielle;
Die geistige Einheit giebt uns die Censur,
Die wahrhaft ideelle —

„Sie giebt die innere Einheit uns,
Die Einheit im Denken und Sinnen;
Ein einiges Deutschland thut uns Noth,
Einig nach außen und innen."

Kaput III.

Zu Aachen im alten Dome liegt
Karolus Magnus begraben, —
Man muſs ihn nicht verwechseln mit Karl
Mayer, Der lebt in Schwaben.

Ich möchte nicht todt und begraben sein
Als Kaiser zu Aachen im Dome;
Weit lieber lebt' ich als kleinster Poet
Zu Stukkert am Neckarstrome.

Zu Aachen langweilen sich auf der Straß'
Die Hunde, sie flehn unterthänig:
„Gieb uns einen Fußtritt, o Fremdling, Das wird
Vielleicht uns zerstreuen ein wenig."

Ich bin in diesem langweil'gen Nest
Ein Stündchen herumgeschlendert.
Sah wieder preußisches Militär,
Hat sich nicht sehr verändert.

Es sind die grauen Mäntel noch
Mit dem hohen, rothen Kragen —
„Das Roth bedeutet Franzosenblut,"
Sang Körner in früheren Tagen.

Noch immer das hölzern pedantische Volk,
Noch immer ein rechter Winkel
In jeder Bewegung, und im Gesicht
Der eingefrorene Dünkel.

Sie stelzen noch immer so steif herum,
So kerzengrade geschniegelt,
Als hätten sie verschluckt den Stock,
Womit man sie einst geprügelt.

Ja, ganz verschwand die Fuchtel nie,
Sie tragen sie jetzt im Innern;
Das trauliche Du wird immer noch
An das alte Er erinnern.

Der lange Schnurrbart ist eigentlich nur
Des Zopfthums neuere Phase:
Der Zopf, der ehmals hinten hing,
Der hängt jetzt unter der Nase.

Nicht übel gefiel mir das neue Kostüm
Der Reiter, das muss ich loben,
Besonders die Pickelhaube, den Helm
Mit der stählernen Spitze nach oben.

Das ist so ritterlich und mahnt
An der Vorzeit holde Romantik,
An die Burgfrau Johanna von Montfaucon,
An den Freiherrn Fouqué, Uhland, Tieck.

Das mahnt an das Mittelalter so schön,
An Edelknechte und Knappen,
Die in dem Herzen getragen die Treu'
Und auf dem Hintern ein Wappen.

Das mahnt an Kreuzzug und Turnei,
An Minne und frommes Dienen,
An die ungedruckte Glaubenszeit,
Wo noch keine Zeitung erschienen.

Ja, ja, der Helm gefällt mir, er zeugt
Vom allerhöchsten Witze!
Ein königlicher Einfall war's!
Es fehlt nicht die Pointe, die Spitze!

Nur fürcht' ich, wenn ein Gewitter entsteht,
Zieht leicht so eine Spitze
Herab auf euer romantisches Haupt
Des Himmels modernste Blitze!

Auch wenn es Krieg giebt, müsst ihr euch
Viel leichteres Kopfzeug kaufen;
Des Mittelalters schwerer Helm
Könnt' euch genieren im Laufen. — —

Zu Aachen auf dem Posthausschild,
Sah ich den Vogel wieder,
Der mir so tief verhasst! Voll Gift
Schaute er auf mich nieder.

Du hässlicher Vogel, wirst du einst
Mir in die Hände fallen,
So rupfe ich dir die Federn aus
Und hacke dir ab die Krallen.

Du sollst mir dann in luft'ger Höh'
Auf einer Stange sitzen,
Und ich rufe zum lustigen Schießen herbei
Die rheinischen Vogelschützen.

Wer mir den Vogel herunterschießt,
Mit Scepter und Krone belehn' ich
Den wackern Mann! Wir blasen Tusch
Und rufen: „Es lebe der König!"

Kaput IV.

Zu Köllen kam ich spät Abends an,
Da hörte ich rauschen den Rheinfluss,
Da fächelte mich schon deutsche Luft,
Da fühlt' ich ihren Einfluss —

Auf meinen Appetit. Ich aß
Dort Eierkuchen mit Schinken,
Und da er sehr gesalzen war,
Musst' ich auch Rheinwein trinken.

Der Rheinwein glänzt noch immer wie Gold
Im grünen Römerglase,
Und trinkst du etwelche Schoppen zu viel,
So steigt er dir in die Nase.

In die Nase steigt ein Prickeln so süß,
Man kann sich vor Wonne nicht lassen!
Es trieb mich hinaus in die dämmrende Nacht,
In die wiederhallenden Gassen.

Die steinernen Häuser schauten mich an,
Als wollten sie mir berichten
Legenden aus altverschollener Zeit,
Der heil'gen Stadt Köllen Geschichten.

Ja, hier hat einst die Klerisei
Ihr frommes Wesen getrieben,
Hier haben die Dunkelmänner geherrscht,
Die Ulrich von Hutten beschrieben.

Der Kankan des Mittelalters ward hier
Getanzt von Nonnen und Mönchen;
Hier schrieb Hochstraaten, der Menzel von Kölln
Die gift'gen Denunciatiönchen.

Die Flamme des Scheiterhaufens hat hier
Bücher und Menschen verschlungen;
Die Glocken wurden geläutet dabei
Und Kyrie Eleison gesungen.

Dummheit und Bosheit buhlten hier
Gleich Hunden auf freier Gasse;
Die Enkelbrut erkennt man noch heut
An ihrem Glaubenshasse.

Doch siehe! dort im Mondenschein
Den kolossalen Gesellen!
Er ragt so verteufelt schwarz empor,
Das ist der Dom von Köllen.

Er sollte des Geistes Bastille sein,
Und die listigen Römlinge dachten:
„In diesem Riesenkerker wird
Die deutsche Vernunft verschmachten!"

Da kam der Luther, und er hat
Sein großes „Halt!" gesprochen —
Seit jenem Tage blieb der Bau
Des Domes unterbrochen.

Er ward nicht vollendet — und Das ist gut.
Denn eben die Nichtvollendung
Macht ihn zum Denkmal von Deutschlands Kraft
Und protestantischer Sendung.

Ihr armen Schelme vom Domverein,
Ihr wollt mit schwachen Händen
Fortsetzen das unterbrochene Werk,
Und die alte Zwingburg vollenden!

O thörichter Wahn! Vergebens wird
Geschüttelt der Klingelbeutel,
Gebettelt bei Ketzern und Juden sogar;
Ist Alles fruchtlos und eitel.

Vergebens wird der große Franz Liszt
Zum Besten des Doms musicieren,
Und ein talentvoller König wird
Vergebens deklamieren!

Er wird nicht vollendet, der Köllner Dom,
Obgleich die Narren in Schwaben
Zu seinem Fortbau ein ganzes Schiff
Voll Steine gesendet haben.

Er wird nicht vollendet, trotz allem Geschrei
Der Raben und der Eulen,
Die, alterthümlich gesinnt, so gern
In hohen Kirchthürmen weilen.

Ja, kommen wird die Zeit sogar,
Wo man, statt ihn zu vollenden,
Die inneren Räume zu einem Stall
Für Pferde wird verwenden.

„Und wird der Dom ein Pferdestall,
Was sollen wir dann beginnen
Mit den heil'gen drei Königen, die da ruhn
Im Tabernakel da drinnen?"

So höre ich fragen. Doch brauchen wir uns
In unserer Zeit zu genieren?
Die heil'gen drei Kön'ge aus Morgenland,
Sie können wo anders logieren.

Folgt meinem Rath und steckt sie hinein
In jene drei Körbe von Eisen,
Die hoch zu Münster hängen am Thurm,
Der Sankt Lamberti geheißen.

Fehlt etwa Einer vom Triumvirat,
So nehmt einen anderen Menschen,
Ersetzt den König des Morgenlands
Durch einen abendländ'schen.

Kaput V.

Und als ich an die Rheinbrück' kam,
Wohl an die Hafenschanze,
Da sah ich fließen den Vater Rhein
Im stillen Mondenglanze.

Sei mir gegrüßt, mein Vater Rhein,
Wie ist es dir ergangen?
Ich habe oft an dich gedacht
Mit Sehnsucht und Verlangen.

So sprach ich, da hört' ich im Wasser tief
Gar seltsam grämliche Töne,
Wie Hüsteln eines alten Manns,
Ein Brümmeln und weiches Gestöhne:

„Willkommen, mein Junge, Das ist mir lieb,
Dass du mich nicht vergessen;
Seit dreizehn Jahren sah ich dich nicht,
Mir ging es schlecht unterdessen.

„Zu Biberich hab' ich Steine verschluckt,
Wahrhaftig, sie schmeckten nicht lecker!
Doch schwerer liegen im Magen mir
Die Verse von Niklas Becker.

„Er hat mich besungen, als ob ich noch
Die reinste Jungfer wäre,
Die sich von Niemand rauben lässt
Das Kränzlein ihrer Ehre.

„Wenn ich es höre, das dumme Lied,
Dann möcht' ich mir zerraufen
Den weißen Bart, ich möchte fürwahr
Mich in mir selbst ersaufen!

„Dass ich keine reine Jungfer bin,
Die Franzosen wissen es besser,
Sie haben mit meinem Wasser so oft
Vermischt ihr Siegergewässer.

„Das dumme Lied und der dumme Kerl!
Er hat mich schmählich blamieret,
Gewissermaßen hat er mich auch
Politisch kompromittieret.

„Denn kehren jetzt die Franzosen zurück,
So muſs ich vor ihnen erröthen,
Ich, der um ihre Rückkehr so oft
Mit Thränen zum Himmel gebeten.

„Ich habe sie immer so lieb gehabt,
Die lieben kleinen Französchen —
Singen und springen sie noch wie sonst?
Tragen noch weiße Höschen?

„Ich möchte sie gerne wiedersehn,
Doch fürcht' ich die Persifflage,
Von wegen des verwünschten Lieds,
Von wegen der Blamage.

„Der Alfred de Musset, der Gassenbub',
Der kommt an ihrer Spitze
Vielleicht als Tambour, und trommelt mir vor
All' seine schnöden Witze."

So klagte der arme Vater Rhein,
Konnt' sich nicht zufrieden geben.
Ich sprach zu ihm manch tröstendes Wort,
Um ihm das Herz zu heben:

O fürchte nicht, mein Vater Rhein,
Den spöttelnden Scherz der Franzosen;
Sie sind die alten Franzosen nicht mehr,
Auch tragen sie andere Hosen.

Die Hosen sind roth und nicht mehr weiß,
Sie haben auch andere Knöpfe,
Sie singen nicht mehr, sie springen nicht mehr,
Sie senken nachdenklich die Köpfe.

Sie philosophieren und sprechen jetzt
Von Kant, von Fichte und Hegel,
Sie rauchen Taback, sie trinken Bier,
Und Manche schieben auch Kegel.

Sie werden Philister ganz wie wir,
Und treiben es endlich noch ärger;
Sie sind keine Voltairianer mehr,
Sie werden Hengstenberger.

Der Alfred de Musset, Das ist wahr,
Ist noch ein Gassenjunge;
Doch fürchte Nichts, wir fesseln ihm
Die schändliche Spötterzunge.

Und trommelt er dir einen schlechten Witz,
So pfeifen wir ihm einen schlimmern,
Wir pfeifen ihm vor, was ihm passiert
Bei schönen Frauenzimmern.

Gieb dich zufrieden, Vater Rhein,
Denk nicht an schlechte Lieder,
Ein besseres Lied vernimmst du bald —
Leb wohl, wir sehen uns wieder.

Kaput VI.

Den Paganini begleitete stets
Ein Spiritus Familiaris,
Manchmal als Hund, manchmal in Gestalt
Des seligen Georg Harrys.

Napoleon sah einen rothen Mann
Vor jedem wicht'gen Ereignis.
Sokrates hatte seinen Dämon,
Das war kein Hirnerzeugnis.

Ich selbst, wenn ich am Schreibtisch saß
Des Nachts, hab' ich gesehen
Zuweilen einen vermummten Gast
Unheimlich hinter mir stehen.

Unter dem Mantel hielt er Etwas
Verborgen, das seltsam blinkte,
Wenn es zum Vorschein kam, und ein Beil,
Ein Richtbeil, zu sein mir dünkte.

Er schien von untersetzter Statur;
Die Augen wie zwei Sterne,
Er störte mich im Schreiben nie,
Blieb ruhig stehn in der Ferne.

Seit Jahren hatte ich nicht gesehn
Den sonderbaren Gesellen,
Da fand ich ihn plötzlich wieder hier
In der stillen Mondnacht zu Köllen.

Ich schlenderte sinnend die Straßen entlang
Da sah ich ihn hinter mir gehen,
Als ob er mein Schatten wäre, und stand
Ich still, so blieb er stehen.

Blieb stehen, als wartete er auf was.
Und förderte ich die Schritte,
Dann folgte er wieder. So kamen wir
Bis auf des Domplatz Mitte.

Es ward mir unleidlich, ich drehte mich um
Und sprach: Jetzt steh mir Rede,
Was folgst du mir auf Weg und Steg
Hier in der nächtlichen Öde?

Ich treffe dich immer in der Stund',
Wo Weltgefühle sprießen
In meiner Brust und durch das Hirn
Die Geistesblitze schießen.

Du siehst mich an so stier und fest —
Steh Rede: Was verhüllst du
Hier unter dem Mantel, das heimlich blinkt?
Wer bist du und was willst du?

Doch Jener erwiderte trockenen Tons,
Sogar ein bischen phlegmatisch:
„Ich bitte dich, exorciere mich nicht,
Und werde nur nicht emphatisch!

„Ich bin kein Gespenst der Vergangenheit
Kein grabentstiegner Strohwisch,
Und von Rhetorik bin ich kein Freund,
Bin auch nicht sehr philosophisch.

„Ich bin von praktischer Natur,
Und immer schweigsam und ruhig.
Doch wisse: was du ersonnen im Geist,
Das führ' ich aus, Das thu' ich.

„Und gehn auch Jahre drüber hin,
Ich raste nicht, bis ich verwandle
In Wirklichkeit, was du gedacht;
Du denkst, und ich, ich handle.

„Du bist der Richter, der Büttel bin ich,
Und mit dem Gehorsam des Knechtes
Vollstreck' ich das Urtheil, das du gefällt,
Und sei es ein ungerechtes.

„Dem Konsul trug man ein Beil voran,
Zu Rom, in alten Tagen.
Auch du hast deinen Liktor, doch wird
Das Beil dir nachgetragen.

„Ich bin dein Liktor, und ich geh'
Beständig mit den blanken
Richterbeile hinter dir — ich bin
Die That von deinem Gedanken."

Kaput VII.

Ich ging nach Haus und schlief, als ob
Die Engel gewiegt mich hätten.
Man ruht in deutschen Betten so weich,
Zumal wenn es Federbetten.

Wie sehnt' ich mich oft nach der Süßigkeit
Des vaterländischen Pfühles,
Wenn ich auf harten Matratzen lag
In der schlaflosen Nacht des Exiles.

Man schläft sehr gut und träumt auch gut
In unsern Federbetten.
Hier fühlt die deutsche Seele sich frei
Von allen Erdenketten.

Sie fühlt sich frei und schwingt sich empor
Zu den höchsten Himmelsräumen.
O deutsche Seele, wie stolz ist dein Flug
In deinen nächtlichen Träumen!

Die Götter erbleichen, wenn du nahst!
Du hast auf deinen Wegen
Gar manches Sternlein ausgeputzt
Mit deinen Flügelschlägen!

Franzosen und Russen gehört das Land,
Das Meer gehört den Britten,
Wir aber besitzen im Luftreich des Traums
Die Herrschaft unbestritten.

Hier üben wir die Hegemonie,
Hier sind wir unzerstückelt;
Die andern Völker haben sich
Auf platter Erde entwickelt. — —

Und als ich einschlief, da träumte mir,
Ich schlenderte wieder im hellen
Mondschein die hallenden Straßen entlang
In dem alterthümlichen Köllen.

Und hinter mir ging wieder einher
Mein schwarzer, vermummter Begleiter.
Ich war so müde, mir brachen die Knie,
Doch immer gingen wir weiter.

Wir gingen weiter. Mein Herz in der Brust
War klaffend aufgeschnitten,
Und aus der Herzenswunde hervor
Die rothen Tropfen glitten.

Ich tauchte manchmal die Finger hinein,
Und manchmal ist es geschehen,
Dass ich die Hausthürpfosten bestrich
Mit dem Blut im Vorübergehen.

Und jedesmal, wenn ich ein Haus
Bezeichnet in solcher Weise,
Ein Sterbeglöckchen erscholl fernher,
Wehmüthig wimmernd und leise.

Am Himmel aber erblich der Mond,
Er wurde immer trüber;
Gleich schwarzen Rossen jagten an ihm
Die wilden Wolken vorüber.

Und immer ging hinter mir einher
Mit seinem verborgenen Beile
Die dunkle Gestalt — so wanderten wir
Wohl eine gute Weile.

Wir gehen und gehen, bis wir zuletzt
Wieder zum Domplatz gelangen;
Weit offen standen die Pforten dort,
Wir sind hineingegangen.

Es herrschte im ungeheuren Raum
Nur Tod und Nacht und Schweigen;
Es brannten Ampeln hie und da,
Um die Dunkelheit recht zu zeigen.

Ich wandelte lange den Pfeilern entlang
Und hörte nur die Tritte
Von meinem Begleiter, er folgte mir
Auch hier bei jedem Schritte.

Wir kamen endlich zu einem Ort,
Wo funkelnde Kerzenhelle
Und blitzendes Gold und Edelstein;
Das war die Drei-Königs-Kapelle.

Die heil'gen drei Könige jedoch,
Die sonst so still dort lagen,
O Wunder! sie saßen aufrecht jetzt
Auf ihren Sarkophagen.

Drei Todtengerippe, phantastisch geputzt
Mit Kronen auf den elenden
Vergilbten Schädeln, sie trugen auch
Das Scepter in knöchernen Händen.

Wie Hampelmänner bewegten sie
Die längstverstorbenen Knochen;
Die haben nach Moder und zugleich
Nach Weihrauchduft gerochen.

Der Eine bewegte sogar den Mund
Und hielt eine Rede, sehr lange;
Er setzte mir auseinander, warum
Er meinen Respekt verlange.

Zuerst weil er ein Todter sei,
Und zweitens weil er ein König,
Und drittens weil er ein Heil'ger — jedoch
Das Alles rührte mich wenig.

Ich gab ihm zur Antwort lachenden Muths:
Vergebens ist deine Bemühung!
Ich sehe, daß du der Vergangenheit
Gehörst in jeder Beziehung.

Fort! fort von hier! im tiefen Grab
Ist eure natürliche Stelle.
Das Leben nimmt jetzt in Beschlag
Die Schätze dieser Kapelle.

Der Zukunft fröhliche Kavallerie
Soll hier im Dome hausen,
Und weicht ihr nicht willig, so brauch' ich Gewalt
Und lass' euch mit Kolben lausen!

So sprach ich, und ich drehte mich um,
Da sah ich furchtbar blinken
Des stummen Begleiters furchtbares Beil —
Und er verstand mein Winken.

Er nahte sich, und mit dem Beil
Zerschmetterte er die armen
Skelette des Aberglaubens, er schlug
Sie nieder ohn' Erbarmen.

Es dröhnte der Hiebe Wiederhall
Aus allen Gewölben, entsetzlich! —
Blutströme schossen aus meiner Brust,
Und ich erwachte plötzlich.

Kaput VIII.

Von Köllen bis Hagen kostet die Post
Fünf Thaler sechs Groschen Preußisch.
Die Diligence war leider besetzt
Und ich kam in die offene Beichais'.

Ein Spätherbstmorgen, feucht und grau,
Im Schlamme keuchte der Wagen;
Doch trotz des schlechten Wetters und Wegs
Durchströmte mich süßes Behagen.

Das ist ja meine Heimatluft!
Die glühende Wange empfand es,
Und dieser Landstraßenkoth, er ist
Der Dreck meines Vaterlandes!

Die Pferde wedelten mit dem Schwanz
So traulich wie alte Bekannte,
Und ihre Mistküglein dünkten mir schön
Wie die Äpfel der Atalante!

Wir fuhren durch Mühlheim. Die Stadt ist nett,
Die Menschen still und fleißig.
War dort zuletzt im Monat Mai
Des Jahres Einunddreißig.

Damals stand Alles im Blüthenschmuck
Und die Sonnenlichter lachten,
Die Vögel sangen sehnsuchtvoll,
Und die Menschen hofften und dachten —

Sie dachten: „Die magere Ritterschaft
Wird bald von hinnen reisen,
Und der Abschiedstrunk wird ihnen kredenzt
Aus langen Flaschen von Eisen!

„Und die Freiheit kommt mit Spiel und Tanz,
Mit der Fahne, der weiß-blau-rothen;
Vielleicht holt sie sogar aus dem Grab
Den Bonaparte, den Todten!“

Ach Gott! die Ritter sind immer noch hier,
Und manche dieser Gäuche,
Die spindeldürre gekommen ins Land,
Die haben jetzt dicke Bäuche.

Die blassen Kanaillen, die ausgesehn
Wie Liebe, Glauben und Hoffen,
Sie haben seitdem in unserm Wein
Sich rothe Nasen gesoffen — — —

Und die Freiheit hat sich den Fuß verrenkt,
Kann nicht mehr springen und stürmen;
Die Trikolore in Paris
Schaut traurig herab von den Thürmen.

Der Kaiser ist auferstanden seitdem,
Doch die englischen Würmer haben
Aus ihm einen stillen Mann gemacht,
Und er ließ sich wieder begraben.

Hab' selber sein Leichenbegängnis gesehn,
Ich sah den goldenen Wagen
Und die goldenen Siegesgöttinnen drauf,
Die den goldenen Sarg getragen.

Die elysäischen Felder entlang,
Durch des Triumphes Bogen,
Wohl durch den Nebel, wohl über den Schnee
Kam langsam der Zug gezogen.

Mißtönend schauerlich war die Musik.
Die Musikanten starrten
Vor Kälte. Wehmüthig grüßten mich
Die Adler der Standarten.

Die Menschen schauten so geisterhaft
In alter Erinnrung verloren —
Der imperiale Märchentraum
War wieder herauf beschworen.

Ich weinte an jenem Tag. Mir sind
Die Thränen ins Auge gekommen,
Als ich den verschollenen Liebesruf,
Das „Vive l'Empereur!“ vernommen.

Kaput IX.

Von Köllen war ich drei Viertel auf Acht
Des Morgens fortgereiset;
Wir kamen nach Hagen schon gegen Drei,
Da wird zu Mittag gespeiset.

Der Tisch war gedeckt. Hier fand ich ganz
Die altgermanische Küche.
Sei mir gegrüßt, mein Sauerkraut,
Holdselig sind deine Gerüche!

Gestovte Kastanien im grünen Kohl!
So aß ich sie einst bei der Mutter!
Ihr heimischen Stockfische, seid mir gegrüßt!
Wie schwimmt ihr klug in der Butter!

Jedwedem fühlenden Herzen bleibt
Das Vaterland ewig theuer —
Ich liebe auch recht braun geschmort
Die Bückinge und Eier.

Wie jauchzten die Würste im spritzelnden Fett!
Die Krammetsvögel, die frommen
Gebratenen Englein mit Apfelmuß,
Sie zwitscherten mir: „Willkommen!"

„Willkommen, Landsmann," — zwitscherten sie —
„Bist lange ausgeblieben,
Hast dich mit fremdem Gevögel so lang
In der Fremde herumgetrieben!"

Es stand auf dem Tische eine Gans,
Ein stilles, gemüthliches Wesen.
Sie hat vielleicht mich einst geliebt,
Als wir Beide noch jung gewesen.

Sie blickte mich an so bedeutungsvoll,
So innig, so treu, so wehe!
Besaß eine schöne Seele gewiß,
Doch war das Fleisch sehr zähe.

Auch einen Schweinskopf trug man auf
In einer zinnernen Schüssel;
Noch immer schmückt man den Schweinen bei uns
Mit Lorberblättern den Rüssel.

———

Caput X.

Dicht hinter Hagen ward es Nacht,
Und ich fühlte in den Gedärmen
Ein seltsames Frösteln. Ich konnte mich erst
Zu Unna im Wirthshaus erwärmen.

Ein hübsches Mädchen fand ich dort,
Die schenkte mir freundlich den Punsch ein,
Wie gelbe Seide das Lockenhaar,
Die Augen sanft wie Mondschein.

Den lispelnd westfälischen Accent
Vernahm ich mit Wollust wieder.
Viel süße Erinnrung dampfte der Punsch,
Ich dachte der lieben Brüder,

Der lieben Westfalen, womit ich so oft
In Göttingen getrunken,
Bis wir gerührt einander ans Herz
Und unter die Tische gesunken!

Ich habe sie immer so lieb gehabt,
Die lieben, guten Westfalen,
Ein Volk, so fest, so sicher, so treu
Ganz ohne Gleißen und Prahlen.

Wie standen sie prächtig auf der Mensur
Mit ihren Löwenherzen!
Es fielen so grade, so ehrlich gemeint,
Die Quarten und die Terzen.

Sie fechten gut, sie trinken gut,
Und wenn sie die Hand dir reichen
Zum Freundschaftsbündnis, dann weinen sie;
Sind sentimentale Eichen.

Der Himmel erhalte dich, wackres Volk,
Er segne deine Saaten,
Bewahre dich vor Krieg und Ruhm,
Vor Helden und Heldenthaten.

Er schenke deinen Söhnen stets
Ein sehr gelindes Examen,
Und deine Töchter bringe er hübsch
Unter die Haube — Amen!

Kaput XI.

Das ist der Teutoburger Wald,
Den Tacitus beschrieben,
Das ist der klassische Morast,
Wo Varus stecken geblieben.

Hier schlug ihn der Cheruskerfürst,
Der Hermann, der edle Recke;
Die deutsche Nationalität,
Sie siegte in diesem Drecke.

Wenn Hermann nicht die Schlacht gewann
Mit seinen blonden Horden,
So gäb' es deutsche Freiheit nicht mehr,
Wir wären römisch geworden!

In unserem Vaterland herrschten jetzt
Nur römische Sprache und Sitten,
Vestalen gäb' es in München sogar,
Die Schwaben hießen Quiriten!

Der Hengstenberg wär' ein Haruspex
Und grübelte in den Gedärmen
Von Ochsen. Neander wär' ein Augur,
Und schaute nach Vögelschwärmen.

Birch-Pfeiffer söffe Terpentin,
Wie einst die römischen Damen, —
(Man sagt, daß sie dadurch den Urin
Besonders wohlriechend bekamen.)

Der Raumer wäre kein deutscher Lump
Er wäre ein röm'scher Lumpacius.
Der Freiligrath dichtete ohne Reim,
Wie weiland Flaccus Horatius.

Der grobe Bettler, Vater Jahn,
Der hieße jetzt Grobianus.
Me hercule! Maßmann spräche Latein
Der Marcus Tullius Maßmanus!

Die Wahrheitsfreunde würden jetzt
Mit Löwen, Hyänen, Schakalen
Sich raufen in der Arena, anstatt
Mit Hunden in kleinen Journalen.

Wir hätten einen Nero jetzt,
Statt Landesväter drei Dutzend.
Wir schnitten uns die Adern auf,
Den Schergen der Knechtschaft trutzend.

Der Schelling wär' ganz ein Seneca,
Und käme in solchem Konflikt um.
Zu unsrem Cornelius sagten wir:
„Cacatum non est pictum." — —

Gottlob! Der Hermann gewann die Schlacht,
Die Römer wurden vertrieben,
Varus mit seinen Legionen erlag,
Und wir sind Deutsche geblieben!

Wir blieben deutsch, wir sprechen Deutsch,
Wie wir es gesprochen haben;
Der Esel heißt Esel, nicht asinus,
Die Schwaben blieben Schwaben.

Der Raumer blieb ein deutscher Lump
Und kriegt den Adlerorden.
In Reimen dichtet Freiligrath,
Ist kein Horaz geworden.

Gottlob, der Maßmann spricht kein Latein
Birch-Pfeiffer schreibt nur Dramen,
Und säuft nicht schnöden Terpentin
Wie Rom's galante Damen.

O Hermann, dir verdanken wir Das!
Drum wird dir, wie sich gebühret,
Zu Detmold ein Momument gesetzt;
Hab' selber subskribieret.

Kaput XII.

Im nächtlichen Walde humpelt dahin
Die Chaise. Da kracht es plötzlich —
Ein Rad ging los. Wir halten still.
Das ist nicht sehr ergötzlich.

Der Postillon steigt ab und eilt
Ins Dorf, und ich verweile
Um Mitternacht allein im Wald.
Ringsum ertönt ein Geheule.

Das sind die Wölfe, die heulen so wild,
Mit ausgehungerten Stimmen.
Wie Lichter in der Dunkelheit
Die feurigen Augen glimmen.

Sie hörten von meiner Ankunft gewiss,
Die Bestien, und mir zur Ehre
Illuminierten sie den Wald
Und singen sie ihre Chöre.

Das ist ein Ständchen, ich merke es jetzt,
Ich soll gefeiert werden!
Ich warf mich gleich in Positur
Und sprach mit gerührten Gebärden:

„Mitwölfe! Ich bin glücklich, heut
In eurer Mitte zu weilen,
Wo so viel' edle Gemüther mir
Mit Liebe entgegenheulen.

„Was ich in diesem Augenblick
Empfinde, ist unermesslich;
Ach, diese schöne Stunde bleibt
Mir ewig unvergesslich.

„Ich danke euch für das Vertraun,
Womit ihr mich beehret,
Und das ihr in jeder Prüfungszeit
Durch treue Beweise bewähret.

„Mitwölfe! Ihr zweifeltet nie an mir,
Ihr ließet euch nicht fangen
Von Schelmen, die euch gesagt, ich sei
Zu den Hunden übergegangen,

„Ich sei abtrünnig und werde bald
Hofrath in der Lämmerhürde —
Dergleichen zu widersprechen war
Ganz unter meiner Würde.

„Der Schafpelz, den ich umgehängt
Zuweilen, um mich zu wärmen,
Glaubt mir's, er brachte mich nie dahin,
Für das Glück der Schafe zu schwärmen.

„Ich bin kein Schaf, ich bin kein Hund,
Kein Hofrath und kein Schellfisch —
Ich bin ein Wolf geblieben, mein Herz
Und meine Zähne sind wölfisch.

„Ich bin ein Wolf und werde stets
Auch heulen mit den Wölfen —
Ja, zählt auf mich und helft euch selbst,
Dann wird auch Gott euch helfen!“

Das war die Rede, die ich hielt,
Ganz ohne Vorbereitung;
Verstümmelt hat Kolb sie abgedruckt
In der „Allgemeinen Zeitung.“

Kaput XIII.

Die Sonne ging auf bei Paderborn
Mit sehr verdrossner Gebärde.
Sie treibt in der That ein verdrießlich Geschäft —
Beleuchten die dumme Erde!

Hat sie die eine Seite erhellt,
Und bringt sie mit strahlender Eile
Der andern ihr Licht, so verdunkelt schon
Sich jene mittlerweile.

Der Stein entrollt dem Sisyphus,
Der Danaiden Tonne
Wird nie gefüllt, und den Erdenball
Beleuchtet vergeblich die Sonne! — —

Und als der Morgennebel zerrann,
Da sah ich am Wege ragen
Im Frührothschein das Bild des Manns,
Der an das Kreuz geschlagen.

Mit Wehmuth erfüllt mich jedesmal
Dein Anblick, mein armer Vetter,
Der du die Welt erlösen gewollt,
Du Narr, du Menschheitsretter!

Sie haben dir übel mitgespielt,
Die Herren vom hohen Rathe.
Wer hieß dich auch reden so rücksichtlos
Von der Kirche und vom Staate!

Zu deinem Malheur war die Buchdruckerei
Noch nicht in jenen Tagen
Erfunden; du hättest geschrieben ein Buch
Über die Himmelsfragen.

Der Censor hätte gestrichen darin,
Was etwa anzüglich auf Erden,
Und liebend bewahrte dich die Censur
Vor dem Gekreuzigtwerden.

Ach! hättest du nur einen andern Text
Zu deiner Bergpredigt genommen,
Besaßest ja Geist und Talent genug,
Und konntest schonen die Frommen!

Geldwechsler, Bankiers hast du sogar
Mit der Peitsche gejagt aus dem Tempel —
Unglücklicher Schwärmer, jetzt hängst du am Kreuz
Als warnendes Exempel!

Kaput XIV.

Ein feuchter Wind, ein kahles Land,
Die Chaise wackelt im Schlamme;
Doch singt es und klingt es in meinem Gemüth
„Sonne, du klagende Flamme!“

Das ist der Schlußreim des alten Lieds,
Das oft meine Amme gesungen —
„Sonne, du klagende Flamme!“ Das hat
Wie Waldhornruf geklungen.

Es kommt im Lied ein Mörder vor,
Der lebt' in Lust und Freude;
Man findet ihn endlich im Walde gehenkt
An einer grauen Weide.

Des Mörders Todesurtheil war
Genagelt am Weidenstamme;
Das haben die Rächer der Fehme gethan —
„Sonne, du klagende Flamme!“

Die Sonne war Kläger, sie hatte bewirkt,
Daß man den Mörder verdamme.
Ottilie hatte sterbend geschrien:
„Sonne, du klagende Flamme!“

Und denk' ich des Liedes, so denk' ich auch
Der Amme, der lieben Alten,
Ich sehe wieder ihr braunes Gesicht,
Mit allen Runzeln und Falten.

Sie war geboren im Münsterland,
Und wusste in großer Menge
Gespenstergeschichten, grausenhaft,
Und Märchen und Volksgesänge.

Wie pochte mein Herz, wenn die alte Frau
Von der Königstochter erzählte,
Die einsam auf der Heide saß
Und die goldnen Haare strählte.

Die Gänse musste sie hüten dort
Als Gänsemagd, und trieb sie
Am Abend die Gänse wieder durchs Thor,
Gar traurig stehen blieb sie.

Denn angenagelt über dem Thor
Sah sie ein Rosshaupt ragen,
Das war der Kopf des armen Pferds,
Das sie in die Fremde getragen.

Die Königstochter seufzte tief:
„O Falada, dass du hangest!"
Der Pferdekopf herunter rief:
„O wehe, dass du gangest!"

Die Königstochter seuzte tief:
„Wenn Das meine Mutter wüsste!"
Der Pferdekopf herunter rief:
„Ihr Herze brechen müsste!"

Mit stockendem Athem horchte ich hin,
Wenn die Alte ernster und leiser
Zu sprechen begann und vom Rothbart sprach,
Von unserem heimlichen Kaiser.

Sie hat mir versichert, er sei nicht todt,
Wie da glauben die Gelehrten,
Er hause versteckt in einem Berg
Mit seinen Waffengefährten.

Kyffhäuser ist der Berg genannt,
Und drinnen ist eine Höhle;
Die Ampeln erhellen so geisterhaft
Die hochgewölbten Säle.

Ein Marstall ist der erste Saal,
Und dorten kann man sehen
Viel' tausend Pferde, blankgeschirrt,
Die an den Krippen stehen.

Sie sind gesattelt und gezäumt.
Jedoch von diesen Rossen
Kein einziges wiehert, kein einziges stampft.
Sind still, wie aus Eisen gegossen.

Im zweiten Saale, auf der Streu,
Sieht man Soldaten liegen,
Viel' tausend Soldaten, bärtiges Volk,
Mit kriegerisch trotzigen Zügen.

Sie sind gerüstet von Kopf bis Fuß,
Doch alle diese Braven,
Sie rühren sich nicht, bewegen sich nicht.
Sie liegen fest und schlafen.

Hochaufgestapelt im dritten Saal
Sind Schwerter, Streitäxte, Speere,
Harnische, Helme, von Silber und Stahl,
Altfränkische Feuergewehre.

Sehr wenig' Kanonen, doch genug,
Um eine Trophäe zu bilden.
Hoch ragt daraus eine Fahne hervor,
Die Farbe ist schwarz-roth-gülden.

Der Kaiser bewohnt den vierten Saal.
Schon seit Jahrhunderten sitzt er
Auf steinernem Stuhl am steinernen Tisch,
Das Haupt auf die Arme stützt er.

Sein Bart, der bis zur Erde wuchs,
Ist roth wie Feuerflammen,
Zuweilen zwinkert er mit dem Aug',
Zieht manchmal die Brauen zusammen.

Schläft er oder denkt er nach?
Man kann's nicht genau ermitteln;
Doch wenn die rechte Stunde kommt,
Wird er empor sich rütteln.

Die gute Fahne ergreift er dann
Und ruft: „Zu Pferd! zu Pferde!"
Sein reisiges Volk erwacht und springt
Laut rasselnd empor von der Erde.

Ein Jeder schwingt sich auf sein Roß,
Das wiehert und stampft mit den Hufen!
Sie reiten hinaus in die klirrende Welt,
Und die Trompeten rufen.

Sie reiten gut, sie schlagen gut,
Sie haben ausgeschlafen.
Der Kaiser hält ein strenges Gericht,
Er will die Mörder bestrafen —

Die Mörder, die gemeuchelt einst
Die theure, wundersame,
Goldlockigte Jungfrau Germania! —
Sonne, du klagende Flamme!

Wohl Mancher, der sich geborgen geglaubt,
Und lachend auf seinem Schloss saß,
Er wird nicht entgehen dem rächenden Strang,
Dem Zorne Barbarossa's! — — —

Wie klingen sie lieblich, wie klingen sie süß,
Die Märchen der alten Amme!
Mein abergläubisches Herze jauchzt:
„Sonne, du klagende Flamme!“

Kaput XV.

Ein feiner Regen prickelt herab,
Eiskalt, wie Nähnadelspitzen.
Die Pferde bewegen traurig den Schwanz
Sie waten im Koth und schwitzen.

Der Postillon stößt in sein Horn,
Ich kenne das alte Getute —
„Es reiten drei Reiter zum Thor hinaus!“
Es wird mir so dämmrig zu Muthe.

Mich schläferte und ich entschlief,
Und siehe! mir träumte am Ende,
Dass ich mich in dem Wunderberg
Beim Kaiser Rothbart befände.

Er saß nicht mehr auf steinernem Stuhl
Am steinernen Tisch, wie ein Steinbild;
Auch sah er nicht so ehrwürdig aus,
Wie man sich gewöhnlich einbild't.

Er watschelte durch die Säle herum
Mit mir im trauten Geschwätze.
Er zeigte wie ein Antiquar
Mir seine Kuriosa und Schätze.

Im Saale der Waffen erklärte er mir,
Wie man sich der Kolben bediene,
Von einigen Schwertern rieb er den Rost
Mit seinem Hermeline.

Er nahm ein Pfauenwedel zur Hand,
Und reinigte vom Staube
Gar manchen Harnisch, gar manchen Helm,
Auch manche Pickelhaube.

Die Fahne stäubte er gleichfalls ab,
Und er sprach: „Mein größter Stolz ist,
Daß noch keine Motte die Seide zerfraß
Und auch kein Wurm im Holz ist.“

Und als wir kamen in den Saal,
Wo schlafend am Boden liegen
Viel' tausend Krieger, kampfbereit,
Der Alte sprach mit Vergnügen:

„Hier müssen wir leiser reden und gehn
Damit wir nicht wecken die Leute;
Wieder verflossen sind hundert Jahr',
Und Löhnungstag ist heute.“

Und siehe! der Kaiser nahte sich sacht
Den schlafenden Soldaten,
Und steckte heimlich in die Tasch'
Jedwedem einen Dukaten.

Er sprach mit schmunzelndem Gesicht,
Als ich ihn ansah verwundert:
„Ich zahle einen Dukaten per Mann
Als Sold nach jedem Jahrhundert.“

Im Saale, wo die Pferde stehn
In langen, schweigenden Reihen,
Da rieb der Kaiser sich die Händ',
Schien sonderbar sich zu freuen.

Er zählte die Gäule, Stück vor Stück,
Und klätschelte ihnen die Rippen;
Er zählte und zählte, mit ängstlicher Hast
Bewegten sich seine Lippen.

„Das ist noch nicht die rechte Zahl,“
Sprach er zuletzt verdrossen —
„Soldaten und Waffen hab' ich genug,
Doch fehlt es noch an Rossen.

„Roßkämme hab' ich ausgeschickt
In alle Welt, Die kaufen
Für mich die besten Pferde ein,
Hab' schon einen guten Haufen.

„Ich warte, bis die Zahl komplet,
Dann schlag' ich los und befreie
Mein Vaterland, mein deutsches Volk,
Das meiner harret mit Treue."

So sprach der Kaiser, ich aber rief:
Schlag los, du alter Geselle,
Schlag los, und hast du nicht Pferde genug,
Nimm Esel an ihrer Stelle.

Der Rothbart erwiderte lächelnd: „Es hat
Mit dem Schlagen gar keine Eile,
Man baute nicht Rom in einem Tag,
Gut Ding will haben Weile.

„Wer heute nicht kommt, kommt morgen gewiß,
Nur langsam wächst die Eiche,
Und chi va piano, va sano, so heißt
Das Sprichwort im römischen Reiche."

Kaput XVI.

Das Stoßen des Wagens weckte mich auf,
Doch sanken die Augenlider
Bald wieder zu, und ich entschlief
Und träumte vom Rothbart wieder.

Ging wieder schwatzend mit ihm herum
Durch alle die hallenden Säle;
Er frug mich Dies, er frug mich Das,
Verlangte, daß ich erzähle.

Er hatte aus der Oberwelt
Seit vielen, vielen Jahren,
Wohl seit dem siebenjährigen Krieg,
Kein Sterbenswort erfahren.

Er frug nach Moses Mendelssohn,
Nach der Karschin, mit Intresse
Frug er nach der Gräfin Dubarry,
Des fünfzehnten Ludwig's Maitresse.

O Kaiser, rief ich, wie bist du zurück!
Der Moses ist längst gestorben,
Nebst seiner Rebekka, auch Abraham,
Der Sohn, ist gestorben, verdorben.

Der Abraham hatte mit Lea erzeugt
Ein Bübchen, Felix heißt er,
Der brachte es weit im Christenthum,
Ist schon Kapellenmeister.

Die alte Karschin ist gleichfalls todt,
Auch die Tochter ist todt, die Klencke;
Helmine Chezy, die Enkelin,
Ist noch am Leben, ich denke.

Die Dubarry lebte lustig und flott,
So lange Ludwig regierte,
Der Fünfzehnte nämlich, sie war schon alt,
Als man sie guillotinierte.

Der König Ludwig der Fünfzehnte starb
Ganz ruhig in seinem Bette,
Der Sechzehnte aber ward guillotiniert
Mit der Königin Antoinette.

Die Königin zeigte großen Muth,
Ganz wie es sich gebührte,
Die Dubarry aber weinte und schrie,
Als man sie guillotinierte. — —

Der Kaiser blieb plötzlich stille stehn,
Und sah mich an mit den stieren
Augen und sprach: „Um Gotteswilln,
Was ist Das, Guillotinieren?"

Das Guillotinieren — erklärte ich ihm —
Ist eine neue Methode,
Womit man die Leute jeglichen Stands
Vom Leben bringt zu Tode.

Bei dieser Methode bedient man sich
Auch einer neuen Maschine,
Die hat erfunden Herr Guillotin
Drum nennt man sie Guillotine.

Du wirst hier an ein Brett geschnallt; —
Das senkt sich; — du wirst geschoben
Geschwinde zwischen zwei Pfosten; — es hängt
Ein dreieckig Beil ganz oben; —

Man zieht eine Schnur, dann schießt herab
Das Beil, ganz lustig und munter;
Bei dieser Gelegenheit fällt dein Kopf
In einen Sack hinunter.

Der Kaiser fiel mir in die Red':
„Schweig still, von deiner Maschine
Will ich Nichts wissen, Gott bewahr',
Daß ich mich ihrer bediene!

„Der König und die Königin!
Geschnallt! an einem Brette!
Das ist ja gegen allen Respekt
Und alle Etikette!

„Und du, wer bist du, daß du es wagst,
Mich so vertraulich zu dutzen?
Warte, du Bürschchen, ich werde dir schon
Die kecken Flügel stutzen!

„Es regt mir die innerste Galle auf,
Wenn ich dich höre sprechen,
Dein Odem schon ist Hochverrath
Und Majestätsverbrechen!"

Als solchermaßen in Eifer gerieth
Der Alte und sonder Schranken
Und Schonung mich anschnob, da platzten heraus
Auch mir die geheimsten Gedanken.

Herr Rothbart — rief ich laut — du bist
Ein altes Fabelwesen,
Geh, leg dich schlafen, wir werden uns
Auch ohne dich erlösen.

Die Republikaner lachen uns aus,
Sehn sie an unserer Spitze
So ein Gespenst mit Scepter und Kron',
Sie rissen schlechte Witze.

Auch deine Fahne gefällt mir nicht mehr,
Die altdeutschen Narren verdarben
Mir schon in der Burschenschaft die Lust
An den schwarz-roth-goldnen Farben.

Das Beste wäre, du bliebest zu Haus,
Hier in dem alten Kyffhäuser —
Bedenk' ich die Sache ganz genau,
So brauchen wir gar keinen Kaiser.

Caput XVII.

Ich habe mich mit dem Kaiser gezankt,
Im Traum, im Traum versteht sich, —
Im wachenden Zustand sprechen wir nicht
Mit Fürsten so widersetzig.

Nur träumend, im idealen Traum,
Wagt ihnen der Deutsche zu sagen
Die deutsche Meinung, die er so tief
Im treuen Herzen getragen.

Als ich erwacht', fuhr ich einem Wald
Vorbei, der Anblick der Bäume,
Der nackten hölzernen Wirklichkeit,
Verscheuchte meine Träume.

Die Eichen schüttelten ernsthaft das Haupt,
Die Birken und Birkenreiser
Sie nickten so warnend — und ich rief:
Vergieb mir, mein theurer Kaiser!

Vergieb mir, o Rothbart, das rasche Wort!
Ich weiß, du bist viel weiser
Als ich, ich habe so wenig Geduld —
Doch komme du bald, mein Kaiser!

Behagt dir das Guillotinieren nicht,
So bleib bei den alten Mitteln:
Das Schwert für Edelleute, der Strick
Für Bürger und Bauern in Kitteln.

Nur manchmal wechsle ab, und laß
Den Adel hängen, und köpfe
Ein bischen die Bürger und Bauern, wir sind
Ja Alle Gottesgeschöpfe.

Stell wieder her das Halsgericht,
Das peinliche Karl's des Fünften,
Und theile wieder ein das Volk
Nach Ständen, Gilden und Zünften.

Das alte heil'ge römische Reich,
Stell's wieder her, das ganze,
Gieb uns den modrigsten Plunder zurück
Mit allem Firlefanze.

Das Mittelalter, immerhin,
Das wahre, wie es gewesen,
Ich will es ertragen — erlöse uns nur
Von jenem Zwitterwesen,

Von jenem Kamaschenritterthum,
Das ekelhaft ein Gemisch ist
Von gothischem Wahn und modernem Lug,
Das weder Fleisch noch Fisch ist.

Jag fort das Komödiantenpack,
Und schließe die Schauspielhäuser,
Wo man die Vorzeit parodiert —
Komme du bald, o Kaiser!

Kaput XVIII.

Minden ist eine feste Burg
Hat gute Wehr und Waffen!
Mit preußischen Festungen hab' ich jedoch
Nicht gerne was zu schaffen.

Wir kamen dort an zur Abendzeit.
Die Planken der Zugbrück' stöhnten
So schaurig, als wir hinübergerollt;
Die dunklen Gräben gähnten.

Die hohen Bastionen schauten mich an,
So drohend und verdrossen;
Das große Thor ging rasselnd auf,
Ward rasselnd wieder geschlossen.

Ach! meine Seele ward betrübt,
Wie des Odysseus Seele,
Als er gehört, daſs Polyphem
Den Felsblock schob vor die Höhle.

Es trat an den Wagen ein Korporal
Und frug uns: wie wir hießen?
Ich heiße Niemand, bin Augenarzt
Und steche den Staar den Riesen.

Im Wirthshaus ward mir noch schlimmer zu Muth,
Das Essen wollt' mir nicht schmecken.
Ging schlafen sogleich, doch schlief ich nicht,
Mich drückten so schwer die Decken.

Es war ein breites Federbett,
Gardinen von rothem Damaste,
Der Himmel von verblichenem Gold.
Mit einem schmutzigen Quaste.

Verfluchter Quast! der die ganze Nacht
Die liebe Ruhe mir raubte!
Er hing mir, wie des Damokles Schwert,
So drohend über dem Haupte!

Schien manchmal ein Schlangenkopf zu sein,
Und ich hörte ihn heimlich zischen:
„Du bist und bleibst in der Festung jetzt,
Du kannst nicht mehr entwischen!"

O, dass ich wäre — seufzte ich —
Dass ich zu Hause wäre,
Bei meiner lieben Frau in Paris,
Im Faubourg Poissonière!

Ich fühlte, wie über die Stirne mir
Auch manchmal Etwas gestrichen,
Gleich einer kalten Censorhand,
Und meine Gedanken wichen —

Gendarmen, in Leichenlaken gehüllt,
Ein weißes Spukgewirre,
Umringte mein Bett, ich hörte auch
Unheimliches Kettengeklirre.

Ach! die Gespenster schleppten mich fort.
Und ich hab' mich endlich befunden
An einer steilen Felsenwand;
Dort war ich festgebunden.

Der böse schmutzige Betthimmelquast!
Ich fand ihn gleichfalls wieder,
Doch sah er jetzt wie ein Geier aus,
Mit Krallen und schwarzem Gefieder.

Er glich dem preußischen Adler jetzt,
Und hielt meinen Leib umklammert;
Er fraß mir die Leber aus der Brust,
Ich habe gestöhnt und gejammert.

Ich jammerte lange — da krähte der Hahn,
Und der Fiebertraum erblasste.
Ich lag zu Minden im schwitzenden Bett,
Der Adler ward wieder zum Quaste.

Ich reiste fort mit Extrapost,
Und schöpfte freien Odem
Erst draußen in der freien Natur
Auf Bückeburg'schem Boden.

Kaput XIX.

O, Danton, du hast dich sehr geirrt
Und musstest den Irrthum büßen!
Mitnehmen kann man das Vaterland
An den Sohlen, an den Füßen.

Das halbe Fürstenthum Bückeburg
Blieb mir an den Stiefeln kleben;
So lehmigte Wege hab' ich wohl
Noch nie gesehen im Leben.

Zu Bückeburg stieg ich ab in der Stadt,
Um dort zu betrachten die Stammburg,
Wo mein Großvater geboren ward;
Die Großmutter war aus Hamburg.

Ich kam nach Hannover um Mittagzeit,
Und ließs mir die Stiefel putzen.
Ich ging sogleich, die Stadt zu besehn,
Ich reise gern mit Nutzen.

Mein Gott! da sieht es sauber aus!
Der Koth liegt nicht auf den Gassen.
Viel Prachtgebäude sah ich dort,
Sehr imponierende Massen.

Besonders gefiel mir ein großer Platz,
Umgeben von stattlichen Häusern;
Dort wohnt der König, dort steht sein Palast,
Er ist von schönem Äußern,

(Nämlich der Palast.) — Vor dem Portal
Zu jeder Seite ein Schildhaus.
Rothröcke mit Flinten halten dort Wacht,
Sie sehen drohend und wild aus.

Mein Cicerone sprach: „Hier wohnt
Der Ernst Augustus, ein alter,
Hochtoryscher Lord, ein Edelmann,
Sehr rüstig für sein Alter.

„Idyllisch sicher haust er hier,
Denn besser als alle Trabanten
Beschützet ihn der manglende Muth
Von unseren lieben Bekannten.

„Ich seh' ihn zuweilen, er klagt alsdann
Wie gar langweilig das Amt sei,
Das Königsamt, wozu er jetzt
Hier in Hannover verdammt sei.

„An großbritannisches Leben gewöhnt,
Sei es ihm hier zu enge,
Ihn plage der Spleen, er fürchte schier,
Daß er sich mal erhänge.

„Vorgestern fand ich ihn traurig gebückt
Am Kamin, in der Morgenstunde;
Er kochte höchstselbst ein Lavement
Für seine kranken Hunde."

Kaput XX.

Von Harburg fuhr ich in einer Stund'
Nach Hamburg. Es war schon Abend.
Die Sterne am Himmel grüßten mich,
Die Luft war lind und labend.

Und als ich zu meiner Frau Mutter kam,
Erschrak sie fast vor Freude;
Sie rief: „Mein liebes Kind!" und schlug
Zusammen die Hände beide.

„Mein liebes Kind, wohl dreizehn Jahr'
Verflossen unterdessen!
Du wirst gewiß sehr hungrig sein —
Sag an, was willst du essen?

„Ich habe Fisch und Gänsefleisch
Und schöne Apfelsinen."
So gieb mir Fisch und Gänsefleisch
Und schöne Apfelsinen.

Und als ich aß mit großem App'tit,
Die Mutter war glücklich und munter,
Sie frug wohl Dies, sie frug wohl Das,
Verfängliche Fragen mitunter.

„Mein liebes Kind! und wirst du auch
Recht sorgsam gepflegt in der Fremde?
Versteht deine Frau die Haushaltung,
Und flickt sie dir Strümpfe und Hemde?“

Der Fisch ist gut, lieb Mütterlein,
Doch muss man ihn schweigend verzehren;
Man kriegt so leicht eine Grät' in den Hals,
Du darfst mich jetzt nicht stören.

Und als ich den braven Fisch verzehrt,
Die Gans ward aufgetragen.
Die Mutter frug wieder wohl Dies, wohl Das,
Mitunter verfängliche Fragen.

„Mein liebes Kind! in welchem Land
Lässt sich am besten leben?
Hier oder in Frankreich? und welchem Volk
Wirst du den Vorzug geben?

Die deutsche Gans, lieb Mütterlein,
Ist gut, jedoch die Franzosen,
Sie stopfen die Gänse besser als wir,
Auch haben sie bessere Saucen.

Und als die Gans sich wieder empfahl,
Da machten ihre Aufwartung
Die Apfelsinen, sie schmeckten so süß,
Ganz über alle Erwartung.

Die Mutter aber fing wieder an
Zu fragen sehr vergnüglich
Nach tausend Dingen, mitunter sogar
Nach Dingen, die sehr anzüglich.

„Mein liebes Kind! Wie denkst du jetzt?
Treibst du noch immer aus Neigung
Die Politik? Zu welcher Partei
Gehörst du mit Überzeugung?“

Die Apfelsinen, lieb Mütterlein,
Sind gut, und mit wahrem Vergnügen
Verschlucke ich den süßen Saft
Und ich lasse die Schalen liegen.

Kaput XXI.

Die Stadt, zur Hälfte abgebrannt,
Wird aufgebaut allmählich;
Wie'n Pudel, der halb geschoren ist,
Sieht Hamburg aus, trübselig.

Gar manche Gassen fehlen mir,
Die ich nur ungern vermisse —
Wo ist das Haus, wo ich geküßt
Der Liebe erste Küsse?

Wo ist die Druckerei, wo ich
Die Reisebilder druckte?
Wo ist der Austerkeller, wo ich
Die ersten Austern schluckte?

Und der Dreckwall, wo ist der Dreckwall hin?
Ich kann ihn vergeblich suchen!
Wo ist der Pavillon, wo ich
Gegessen so manchen Kuchen?

Wo ist das Rathhaus, worin der Senat
Und die Bürgerschaft gethronet?
Ein Raub der Flammen! Die Flamme hat
Das Heiligste nicht verschonet.

Die Leute seufzten noch vor Angst,
Und mit wehmüth'gem Gesichte
Erzählten sie mir vom großen Brand
Die schreckliche Geschichte:

„Es brannte an allen Ecken zugleich,
Man sah nur Rauch und Flammen!
Die Kirchenthürme loderten auf
Und stürzten krachend zusammen.

„Die alte Börse ist verbrannt,
Wo unsere Väter gewandelt,
Und mit einander Jahrhunderte lang
So redlich als möglich gehandelt.

„Die Bank, die silberne Seele der Stadt,
Und die Bücher, wo eingeschrieben
Jedweden Mannes Banko-Werth,
Gottlob! sie sind uns geblieben!

„Gottlob, man kollektierte für uns
Selbst bei den fernsten Nationen —
Ein gutes Geschäft — die Kollekte betrug
Wohl an die acht Millionen.

„Die Hülfsgelderkassa wurde geführt
Von wahren Christen und Frommen —
Erfahren hat nie die linke Hand,
Wie Viel die Rechte genommen.

„Aus allen Ländern floss das Geld
In unsre offnen Hände,
Auch Viktualien nahmen wir an,
Verschmähten keine Spende.

„Man schickte uns Kleider und Betten genug,
Auch Brot und Fleisch und Suppen!
Der König von Preußen wollte sogar
Uns schicken seine Truppen.

„Der materielle Schaden ward
Vergütet, Dass ließ sich schätzen —
Jedoch den Schrecken, unseren Schreck,
Den kann uns Niemand ersetzen!“

Aufmunternd sprach ich: Ihr lieben Leut’,
Ihr müsst nicht jammern und flennen;
Troja war eine bessere Stadt,
Und musste doch verbrennen.

Baut eure Häuser wieder auf
Und trocknet eure Pfützen,
Und schafft euch bessre Gesetze an,
Und bessre Feuerspritzen.

Gießt nicht zu viel Cayenne-Piment
In eure Mockturtlesuppen,
Auch eure Karpfen sind euch nicht gesund,
Ihr kocht sie so fett mit den Schuppen.

Kalkuten schaden euch nicht viel,
Doch hütet euch vor der Tücke
Des Vogels, der sein Ei gelegt
In des Bürgermeisters Perücke.

Wer dieser fatale Vogel ist,
Ich brauch’ es euch nicht zu sagen
Denk’ ich an ihn, so dreht sich herum
Das Essen in meinem Magen.

Kaput XXII.

Noch mehr verändert, als die Stadt,
Sind mir die Menschen erschienen,
Sie gehn so betrübt und gebrochen herum
Wie wandlende Ruinen.

Die Mageren sind noch dünner jetzt,
Noch fetter sind die Feisten,
Die Kinder sind alt, die Alten sind
Kindisch geworden, die meisten.

Gar Manche, die ich als Kälber verließ,
Fand ich als Ochsen wieder;
Gar manches kleine Gänschen ward
Zur Gans mit stolzem Gefieder.

Die alte Gudel fand ich geschminkt
Und geputzt wie eine Sirene;
Hat schwarze Locken sich angeschafft
Und blendend weiße Zähne.

Am besten hat sich konserviert
Mein Freund, der Papierverkäufer;
Sein Haar ward gelb und umwallt sein Haupt,
Sieht aus wie Johannes der Täufer.

Den * * * *, Den sah ich nur von fern,
Er huschte mir rasch vorüber;
Ich höre sein Geist ist abgebrannt
Und war versichert bei Bieber.

Auch meinen alten Censor sah
Ich wieder. Im Nebel, gebücket,
Begegnet' er mir auf dem Gänsemarkt,
Schien sehr darnieder gedrücket.

Wir schüttelten uns die Hände, es schwamm
Im Auge des Manns eine Thräne.
Wie freute er sich, mich wieder zu sehn!
Es war eine rührende Scene. —

Nicht Alle fand ich. Mancher hat
Das Zeitliche gesegnet.
Ach! meinem Gumpelino sogar
Bin ich nicht mehr begegnet.

Der Edle hatte ausgehaucht
Die große Seele so eben,
Und wird als verklärter Seraph jetzt
Am Throne Jehova's schweben.

Vergebens suchte ich überall
Den krummen Adonis, der Tassen
Und Nachtgeschirre von Porzellan
Feilbot in Hamburg's Gassen.

Ob noch der kleine Meyer lebt,
Das kann ich wahrhaftig nicht sagen;
Er fehlte mir, doch ich vergaß
Bei Cornet nach ihm zu fragen.

Sarras, der treue Pudel, ist todt,
Ein großer Verlust! ich wette
Daß Campe lieber ein ganzes Schock
Schriftsteller verloren hätte. — —

Die Population des Hamburger Staats
Besteht seit Menschengedenken
Aus Juden und Christen: es pflegen auch
Die Letztren nicht viel zu verschenken.

Die Christen sind alle ziemlich gut,
Auch essen sie gut zu Mittag,
Und ihre Wechsel bezahlen sie prompt,
Noch vor dem letzten Respittag.

Die Juden theilen sich wieder ein
In zwei verschiedne Parteien;
Die Alten gehn in die Synagog',
Und in den Tempel die Neuen.

Die Neuen essen Schweinefleisch,
Zeigen sich widersetzig,
Sind Demokraten; die Alten sind
Vielmehr aristokrätzig.

Ich liebe die Alten, ich liebe die Neu'n —
Doch schwör' ich beim ewigen Gotte,
Ich liebe gewisse Fischchen noch mehr,
Man heißt sie geräucherte Sprotte.

Caput XXIII.

Als Republik war Hamburg nie
So groß wie Venedig und Florenz,
Doch Hamburg hat bessere Austern; man speist
Die besten im Keller von Lorenz.

Es war ein schöner Abend, als ich
Mich hinbegab mit Campen;
Wir wollten mit einander dort
In Rheinwein und Austern schlampampen.

Auch gute Gesellschaft fand ich dort,
Mit Freude sah ich wieder
Manch alten Genossen, zum Beispiel Chaufepié,
Auch manche neue Brüder.

Da war der Wille, dessen Gesicht
Ein Stammbuch, worin mit Hieben
Die akademischen Feinde sich
Recht leserlich eingeschrieben.

Da war der Fuchs, ein blinder Heid',
Und persönlicher Feind des Jehova,
Glaubt nur an Hegel und etwa noch
An die Venus des Canova.

Mein Campe war Amphitryo
Und lächelte vor Wonne;
Sein Auge strahlte Seligkeit,
Wie eine verklärte Madonne.

Ich aß und trank mit gutem App'tit,
Und dachte in meinem Gemüthe:
„Der Campe ist wirklich ein großer Mann,
Ist aller Verleger Blüthe.

„Ein andrer Verleger hätte mich
Vielleicht verhungern lassen,
Der aber giebt mir zu trinken sogar;
Werde ihn niemals verlassen.

„Ich danke dem Schöpfer in der Höh',
Der diesen Saft der Reben
Erschuf, und zum Verleger mir
Den Julius Campe gegeben!

„Ich danke dem Schöpfer in der Höh',
Der durch sein großes Werde
Die Austern erschaffen in der See
Und den Rheinwein auf der Erde!

„Der auch Citronen wachsen ließ,
Die Austern zu bethauen —
Nun lass mich, Vater, diese Nacht
Das Essen gut verdauen!"

Der Rheinwein stimmt mich immer weich,
Und löst jedwedes Zerwürfnis
In meiner Brust, entzündet darin
Der Menschenliebe Bedürfnis.

Es treibt mich aus dem Zimmer hinaus,
Ich muss in den Straßen schlendern;
Die Seele sucht eine Seele und späht
Nach zärtlich weißen Gewändern.

In solchen Momenten zerfließe ich fast
Vor Wehmuth und vor Sehnen,
Die Katzen scheinen mir alle grau,
Die Weiber alle Helenen. — —

Und als ich auf die Drehbahn kam,
Da sah ich im Mondenschimmer
Ein hehres Weib, ein wunderbar
Hochbusiges Frauenzimmer.

Ihr Antlitz war rund und kerngesund,
Die Augen wie blaue Turkoase,
Die Wangen wie Rosen, wie Kirschen der Mund,
Auch etwas röthlich die Nase.

Ihr Haupt bedeckte eine Mütz'
Von weißem gesteiften Linnen,
Gefältelt wie eine Mauerkron',
Mit Thürmchen und zackigen Zinnen.

Sie trug eine weiße Tunika,
Bis an die Waden reichend.
Und welche Waden! Das Fußgestell
Zwei dorischen Säulen gleichend.

Die weltlichste Natürlichkeit
Konnt' man in den Zügen lesen;
Doch das übermenschliche Hintertheil
Verrieth ein höheres Wesen.

Sie trat zu mir heran und sprach:
„Willkommen an der Elbe
Nach dreizehnjähr'ger Abwesenheit —
Ich sehe, du bist noch Derselbe!

„Du suchst die schönen Seelen vielleicht,
Die dir so oft begegent
Und mit dir geschwärmt die Nacht hindurch,
In dieser schönen Gegend.

„Das Leben verschlang sie, das Ungethüm,
Die hundertköpfige Hyder;
Du findest nicht die alte Zeit
Und die Zeitgenössinnen wieder!

„Du findest die holden Blumen nicht mehr,
Die das junge Herz vergöttert;
Hier blühten sie — jetzt sind sie verwelkt,
Und der Sturm hat sie entblättert.

„Verwelkt, entblättert, zertreten sogar
Von rohen Schicksalsfüßen —
Mein Freund, Das ist auf Erden das Loos
Von allem Schönen und Süßen!"

Wer bist du? — rief ich — du schaust mich an
Wie'n Traum aus alten Zeiten —
Wo wohnst du, großes Frauenbild?
Und darf ich dich begleiten?

Da lächelte das Weib und sprach:
„Du irrst dich, ich bin eine feine,
Anständ'ge, moralische Person,
Du irrst dich, ich bin nicht so Eine.

„Ich bin nicht so eine kleine Mamsell,
So eine welsche Lorettin —
Denn wisse: ich bin Hammonia,
Hamburg's beschützende Göttin!

„Du stutzest und erschrickst sogar,
Du sonst so muthiger Sänger!
Willst du noch immer mit mir gehn?
Wohlan, so zögre nicht länger."

Ich aber lachte laut und rief:
Ich folge dir auf der Stelle —
Schreit du voran, ich folge dir,
Und ging' es in die Hölle!

Kaput XXIV.

Wie ich die enge Sahltrepp' hinauf
Gekommen, ich kann es nicht sagen;
Es haben unsichtbare Geister mich
Vielleicht hinaufgetragen.

Hier, in Hammonia's Kämmerlein,
Verflossen mir schnell die Stunden.
Die Göttin gestand die Sympathie,
Die sie immer für mich empfunden.

„Siehst du,“ — sprach sie — „in früherer Zeit
War mir am meisten theuer
Der Sänger, der den Messias besang
Auf seiner frommen Leier.

„Dort auf der Kommode steht noch jetzt
Die Büste von meinem Klopstock,
Jedoch seit Jahren dient sie mir
Nur noch als Haubenkopfstock.

„Du bist mein Liebling jetzt, es hängt
Dein Bildnis zu Häupten des Bettes;
Und, siehst du, ein frischer Lorber umkränzt
Den Rahmen des holden Porträtes.

„Nur dass du meine Söhne so oft
Genergelt, ich muss es gestehen,
Hat mich zuweilen tief verletzt;
Das darf nicht mehr geschehen.

„Es hat die Zeit dich hoffentlich
Von solcher Unart geheilet,
Und dir eine größere Toleranz
Sogar für Narren ertheilet.

„Doch sprich, wie kam der Gedanke dir,
Zu reisen nach dem Norden
In solcher Jahrzeit? Das Wetter ist
Schon winterlich geworden!“

O, meine Göttin! — erwiderte ich —
Es schlafen tief im Grunde
Des Menschenherzens Gedanken, die oft
Erwachen zur unrechten Stunde.

Es ging mir äußerlich ziemlich gut,
Doch innerlich war ich beklommen,
Und die Beklemmnis täglich wuchs —
Ich hatte das Heimweh bekommen.

Die sonst so leichte französische Luft,
Sie fing mich an zu drücken;
Ich musste Athem schöpfen hier
In Deutschland, um nicht zu ersticken.

Ich sehnte mich nach Torfgeruch,
Nach deutschem Tabacksdampfe;
Es bebte mein Fuß vor Ungeduld,
Dass er deutschen Boden stampfe.

Ich seufzte des Nachts, und sehnte mich,
Dass ich sie wiedersähe,
Die alte Frau, die am Dammthor wohnt,
Das Lottchen wohnt in der Nähe.

Auch jenem edlen alten Herrn,
Der immer mich ausgescholten
Und immer großmüthig beschützt, auch ihm
Hat mancher Seufzer gegolten.

Ich wollte wieder aus seinem Mund
Vernehmen den „dummen Jungen!"
Das hat mir immer wie Musik
Im Herzen nachgeklungen.

Ich sehnte mich nach dem blauen Rauch,
Der aufsteigt aus deutschen Schornsteinen,
Nach niedersächsischen Nachtigall'n,
Nach stillen Buchenhainen.

Ich sehnte mich nach den Plätzen sogar.
Nach jenen Leidensstationen,
Wo ich geschleppt das Jugendkreuz
Und meine Dornenkronen.

Ich wollte weinen, wo ich einst
Geweint die bittersten Thränen —
Ich glaube, Vaterlandsliebe nennt
Man dieses thörichte Sehnen.

Ich spreche nicht gern davon; es ist
Nur eine Krankheit im Grunde.
Verschämten Gemüthes, verberge ich stets
Dem Publiko meine Wunde.

Fatal ist mir das Lumpenpack,
Das, um die Herzen zu rühren,
Den Patriotismus trägt zur Schau
Mit allen seinen Geschwüren.

Schamlose schäbige Bettler sind's,
Almosen wollen sie haben —
Ein'n Pfennig Popularität
Für Menzel und seine Schwaben!

O, meine Göttin, du hast mich heut
In weicher Stimmung gefunden;
Bin etwas krank, doch pfleg' ich mich,
Und ich werde bald gesunden.

Ja, ich bin krank, und du könntest mir
Die Seele sehr erfrischen
Durch eine gute Tasse Thee;
Du musst ihn mit Rum vermischen.

Kaput XXV.

Die Göttin hat mir Thee gekocht
Und Rum hineingegossen;
Sie selber aber hat den Rum
Ganz ohne Thee genossen.

An meine Schulter lehnte sie
Ihr Haupt, — die Mauerkrone,
Die Mütze, ward etwas zerknittert davon
Und sie sprach mit sanftem Tone:

„Ich dachte manchmal mit Schrecken dran,
Dass du in dem sittenlosen
Paris so ganz ohne Aufsicht lebst,
Bei jenen frivolen Franzosen.

„Du schlenderst dort herum, und hast
Nicht mal an deiner Seite
Einen treuen deutschen Verleger, der dich
Als Mentor warne und leite.

„Und die Verführung ist dort so groß,
Dort giebt es so viele Sylphiden,
Die ungesund, und gar zu leicht
Verliert man den Seelenfrieden.

„Geh nicht zurück und bleib bei uns;
Hier herrschen noch Zucht und Sitte,
Und manches stille Vergnügen blüht
Auch hier, in unserer Mitte.

„Bleib bei uns in Deutschland, es wird dir hier
Jetzt besser als ehmals munden;
Wir schreiten fort, du hast gewiss
Den Fortschritt selbst gefunden.

„Auch die Censur ist nicht mehr streng,
Hoffmann wird älter und milder,
Er streicht nicht mehr mit Jugendzorn
Dir deine Reisebilder.

„Du selbst bist älter und milder jetzt,
Wirst dich in Manches schicken,
Und wirst sogar die Vergangenheit
In besserem Lichte erblicken.

„Ja, dass es uns früher so schrecklich ging
In Deutschland, ist Übertreibung;
Man konnte entrinnen der Knechtschaft, wie einst
In Rom durch Selbstentleibung.

„Gedankenfreiheit genoss das Volk,
Sie war für die großen Massen,
Beschränkung traf nur die g'ringe Zahl
Derjen'gen, die drucken lassen.

„Gesetzlose Willkür herrschte nie,
Dem schlimmsten Demagogen
Ward niemals ohne Urtheilsspruch
Die Staatskokarde entzogen.

„So übel war es in Deutschland nie,
Trotz aller Zeitbedrängnis —
Glaub mir, verhungert ist nie ein Mensch
In einem deutschen Gefängnis.

„Es blühte in der Vergangenheit
So manche schöne Erscheinung
Des Glaubens und der Gemüthlichkeit!
Jetzt herrscht nur Zweifel, Verneinung.

„Die praktische äußere Freiheit wird einst
Das Ideal vertilgen,
Das wir im Busen getragen — es war
So rein wie der Traum der Lilien!

„Auch unsre schöne Poesie
Erlischt, sie ist schon ein wenig
Erloschen; mit andern Königen stirbt
Auch Freiligrath's Mohrenkönig.

„Der Enkel wird essen und trinken genug,
Doch nicht in beschaulicher Stille;
Es poltert heran ein Spektakelstück,
Zu Ende geht die Idylle.

„O, könntest du schweigen, ich würde dir
Das Buch des Schicksals entsiegeln,
Ich ließe dir spätere Zeiten sehn
In meinen Zauberspiegeln.

„Was ich den sterblichen Menschen nie
Gezeigt, ich möcht' es dir zeigen:
Die Zukunft deines Vaterlands —
Doch ach! du kannst nicht schweigen!"

Mein Gott, o Göttin! — rief ich entzückt —
Das wäre mein größtes Vergnügen,
Lass mich das künftige Deutschland sehn —
Ich bin ein Mann und verschwiegen.

Ich will dir schwören jeden Eid,
Den du nur magst begehren,
Mein Schweigen zu verbürgen dir —
Sag an, wie soll ich schwören?

Doch Jene erwiderte: „Schwöre mir
In Vater Abraham's Weise,
Wie er Eliesern schwören ließ,
Als Dieser sich gab auf die Reise.

„Heb auf das Gewand und lege die Hand
Hier unten an meine Hüften,
Und schwöre mir Verschwiegenheit
In Reden und in Schriften!"

Ein feierlicher Moment! Ich war
Wie angeweht vom Hauche
Der Vorzeit, als ich schwur den Eid,
Nach uraltem Erzväterbrauche.

Ich hob das Gewand der Göttin auf,
Und legte an ihre Hüften
Die Hand, gelobend Verschwiegenheit
In Reden und in Schriften.

Kaput XXVI.

Die Wangen der Göttin glühten so roth —
Ich glaube, in die Krone
Stieg ihr der Rum — und sie sprach zu mir
In sehr wehmüthigem Tone:

„Ich werde alt. Geboren bin ich
Am Tage von Hamburg's Begründung.
Die Mutter war Schellfischkönigin
Hier an der Elbe Mündung.

„Mein Vater war ein großer Monarch,
Karolus Magnus geheißen,
Er war noch mächt'ger und klüger sogar,
Als Friedrich der Große von Preußen.

„Der Stuhl ist zu Aachen, auf welchem er
Am Tage der Krönung ruhte;
Den Stuhl, worauf er saß in der Nacht,
Den erbte die Mutter, die gute.

„Die Mutter hinterließ ihn mir,
Ein Möbel von scheinlosem Äußern,
Doch böte mir Rothschild all sein Geld,
Ich würde ihn nicht veräußern.

„Siehst du, dort in dem Winkel steht
Ein alter Sessel, zerrissen
Das Leder der Lehne, von Mottenfraß
Zernagt das Polsterkissen.

„Doch gehe hin und hebe auf
Das Kissen von dem Sessel,
Du schaust eine runde Öffnung dann,
Darunter einen Kessel —

„Das ist ein Zauberkessel, worin
Die magischen Kräfte brauen,
Und steckst du in die Ründung den Kopf,
So wirst du die Zukunft schauen —

„Die Zukunft Deutschlands erblickst du hier,
Gleich wogenden Phantasmen,
Doch schaudre nicht, wenn aus dem Wust
Aufsteigen die Miasmen!“

Sie sprach's und lachte sonderbar,
Ich aber ließ mich nicht schrecken,
Neugierig eilte ich, den Kopf
In die furchtbare Ründung zu stecken.

Was ich gesehn, verrathe ich nicht,
Ich habe zu schweigen versprochen,
Erlaubt ist mir zu sagen kaum,
O Gott! was ich gerochen! — — —

Ich denke mit Widerwillen noch
An jene schnöden, verfluchten
Vorspielgerüche, das schien ein Gemisch
Von altem Kohl und Juchten.

Entsetzlich waren die Düfte, o Gott!
Die sich nachher erhuben;
Es war, als fegte man den Mist
Aus sechsunddreißig Gruben. — — —

Ich weiß wohl, was Saint-Just gesagt
Weiland im Wohlfahrtsausschuß:
Man heile die große Krankheit nicht
Mit Rosenöl und Moschus —

Doch dieser deutsche Zukunftsduft
Mocht' Alles überragen,
Was meine Nase je geahnt —
Ich konnt' es nicht länger ertragen — — —

Mir schwanden die Sinne, und als ich aufschlug
Die Augen, saß ich an der Seite
Der Göttin noch immer, es lehnte mein Haupt
An ihre Brust, die breite.

Es blitzte ihr Blick, es glühte ihr Mund,
Es zuckten die Nüstern der Nase,
Bacchantisch umschlang sie den Dichter und sang
Mit schauerlich wilder Extase:

„Es ist ein König in Thule, Der hat
Ein'n Becher, es geht ihm Nichts drüber,
Und wenn er aus dem Becher trinkt,
Dann gehen die Augen ihm über.

„Dann steigen ihm Gedanken auf,
Die kaum sich ließen ahnden,
Dann ist er kapabel und dekretiert,
Auf dich, mein Kind, zu fahnden.

„Geh nicht nach Norden, und hüte dich
Vor jenem König in Thule,
Hüt dich vor Gendarmen und Polizei,
Vor der ganzen historischen Schule.

„Bleib bei mir in Hamburg, ich liebe dich,
Wir wollen trinken und essen
Den Wein und die Austern der Gegenwart,
Und die dunkle Zukunft vergessen.

„Den Deckel darauf! damit uns nicht
Der Mißduft die Freude vertrübet —
Ich liebe dich, wie je ein Weib
Einen deutschen Poeten geliebet!

„Ich küsse dich, und ich fühle, wie mich
Dein Genius begeistert;
Es hat ein wunderbarer Rausch
Sich meiner Seele bemeistert.

„Mir ist, als ob ich auf der Straß'
Die Nachtwächter singen hörte —
Es sind Hymenäen, Hochzeitmusik,
Mein süßer Lustgefährte!

„Jetzt kommen die reitenden Diener auch
Mit üppig lodernden Fackeln,
Sie tanzen ehrbar den Fackeltanz,
Sie springen und hüpfen und wackeln.

„Es kommt der hoch- und wohlweise Senat
Es kommen die Oberalten!
Der Bürgermeister räuspert sich
Und will eine Rede halten.

„In glänzender Uniform erscheint
Das Korps der Diplomaten;
Sie gratulieren mit Vorbehalt
Im Namen der Nachbarstaaten.

„Es kommt die geistliche Deputation,
Rabbiner und Pastöre —
Doch ach! da kommt der Hoffmann auch
Mit seiner Censorschere!

„Die Schere klirrt in seiner Hand,
Es rückt der wilde Geselle
Dir auf den Leib — er schneidet ins Fleisch —
Es war die beste Stelle."

Caput XXVII.

Was sich in jener Wundernacht
Des Weitern zugetragen,
Erzähl' ich euch ein andermal,
In warmen Sommertagen.

Das alte Geschlecht der Heuchelei
Verschwindet, Gott sei Dank, heut,
Es sinkt allmählich ins Grab, es stirbt
An seiner Lügenkrankheit.

Es wächst heran ein neues Geschlecht,
Ganz ohne Schminke und Sünden,
Mit freien Gedanken, mit freier Lust —
Dem werde ich Alles verkünden.

Schon knospet die Jugend, welche versteht
Des Dichters Stolz und Güte,
Und sich an seinem Herzen wärmt,
An seinem Sonnengemüthe.

Mein Herz ist liebend wie das Licht,
Und rein und keusch wie das Feuer;
Die edelsten Grazien haben gestimmt
Die Saiten meiner Leier.

Es ist dieselbe Leier, die einst
Mein Vater ließ ertönen,
Der selige Herr Aristophanes,
Der Liebling der Kamönen.

Es ist die Leier, worauf er einst
Den Paisteteros besungen,
Der um die Basileia gefreit,
Mit ihr sich emporgeschwungen.

Im letzten Kapitel hab' ich versucht,
Ein bischen nachzuahmen
Den Schluſs der „Vögel“, die sind gewiß
Das Beste von Vaters Dramen

Die „Frösche“ sind auch vortrefflich Man giebt
In deutscher Übersetzung
Sie jetzt auf der Bühne von Berlin,
Zu königlicher Ergetzung.

Der König liebt das Stück. Das zeugt
Von gutem antiken Geschmacke;
Den Alten amüsierte weit mehr
Modernes Froschgequacke.

Der König liebt das Stück. Jedoch
Wär' noch der Autor am Leben,
Ich riethe ihm nicht sich in Person
Nach Preußen zu begeben.

Dem wirklichen Aristophanes,
Dem ginge es schlecht, dem Armen;
Wir würden ihn bald begleitet sehn
Mit Chören von Gendarmen.

Der Pöbel bekäm' die Erlaubnis bald,
Zu schimpfen statt zu wedeln;
Die Polizei erhielte Befehl,
Zu fahnden auf den Edeln.

O König! Ich meine es gut mit dir,
Und will einen Rath dir geben:
Die todten Dichter, verehre sie nur,
Doch schone, die da leben.

Beleid'ge lebendige Dichter nicht,
Sie haben Flammen und Waffen,
Die furchtbarer sind als Jovis Blitz,
Den ja der Poet erschaffen.

Beleid'ge die Götter, die alten und neu'n,
Des ganzen Olymp's Gelichter,
Und den höchsten Jehova obendrein —
Beleid'ge nur nicht den Dichter!

Die Götter bestrafen freilich sehr hart
Des Menschen Missethaten,
Das Höllenfeuer ist ziemlich heiß,
Dort muss man schmoren und braten —

Doch Heilige giebt es, die aus der Gluth
Losbeten den Sünder; durch Spenden
An Kirchen und Seelenmessen wird
Erworben ein hohes Verwenden.

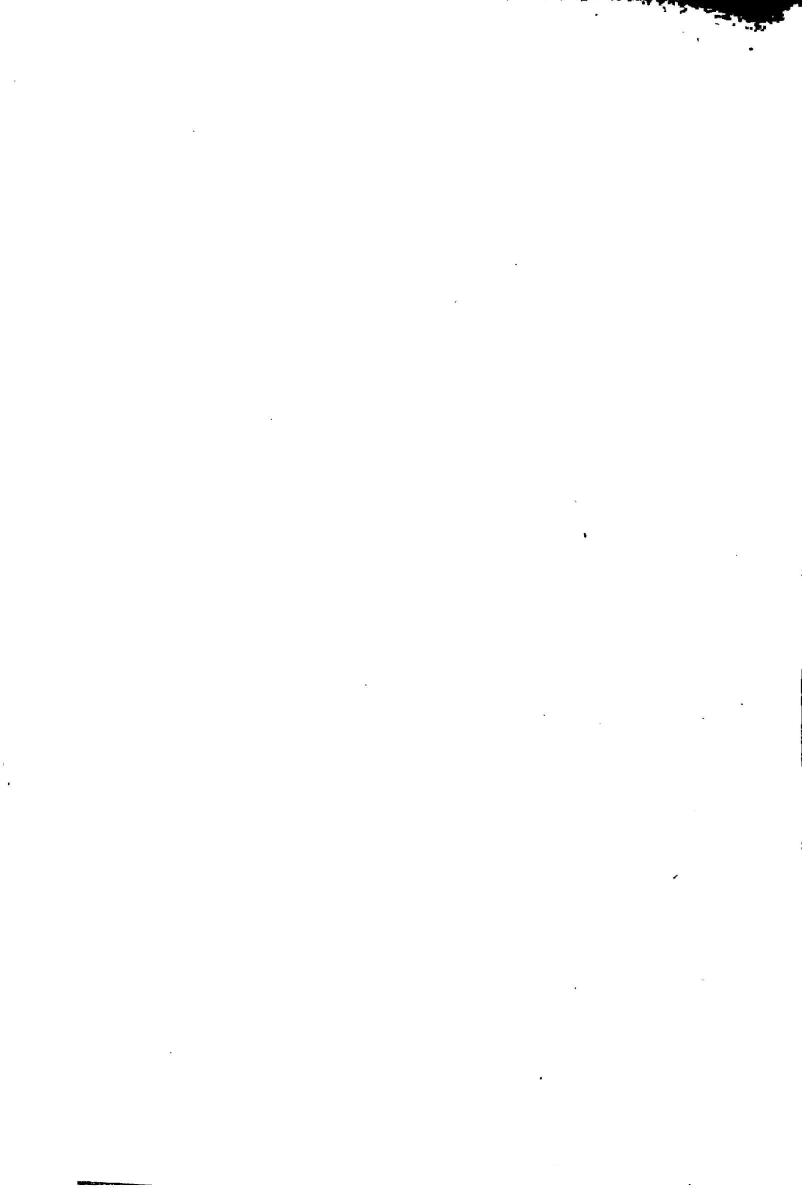
Und am Ende der Tage kommt Christus herab
Und bricht die Pforten der Hölle;
Und hält er auch ein strenges Gericht
Entschlüpfen wird mancher Geselle.

Doch giebt es Höllen, aus deren Haft
Unmöglich jede Befreiung;
Hier hilft kein Beten, ohnmächtig ist hier
Des Welterlösers Verzeihung.

Kennst du die Hölle des Dante nicht,
Die schrecklichen Terzetten?
Wen da der Dichter hineingesperrt,
Den kann kein Gott mehr retten —

Kein Gott, kein Heiland erlöst ihn je
Aus diesen singenden Flammen!
Nimm dich in Acht, daß wir dich nicht
Zu solcher Hölle verdammen!

———



Heinrich Heine's

Sämmtliche Werke.

Neue Ausgabe in 12 Bänden.

Dritter Band.

Romancero. — Letzte Gedichte.

Hamburg.
Hoffmau n und Campe.
1887

Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Inhalt.

Romancero und Letzte Gedichte.

Historien.

Lamentationen.

Seite

Letzte Gedichte.

Zum „Lazarus".

Seite

Romancero

und

Letzte Gedichte.



Nachwort zum „Romancero.“

Ich habe dieses Buch „Romancero“ genannt, weil der Romanzenton vorherrschend in den Gedichten, die hier gesammelt. Mit wenigen Ausnahmen schrieb ich sie während den letzten drei Jahren, unter mancherlei körperlichen Hindernissen und Qualen. Gleichzeitig mit dem „Romancero“ lasse ich in derselben Verlagshandlung ein Büchlein erscheinen, welches „Der Doktor Faust, ein Tanzpoem, nebst kuriosen Berichten über Teufel, Hexen und Dichtkunst“ betitelt ist. Ich empfehle solches einem verehrungswürdigen Publiko, das sich gern ohne Kopfanstrengung über dergleichen Dinge belehren lassen möchte; es ist eine leichte Goldarbeit, worüber gewiß mancher Grobschmied den Kopf schütteln wird. Ich hegte ursprünglich die Absicht, dieses Produkt dem „Romancero“ einzuverleiben, was ich aber unterließ, um nicht die Einheit der Stimmung, die in Letzterem waltet und gleichsam sein Kolorit bildet, zu stören. Jenes Tanzpoem schrieb ich nämlich im Jahre 1847, zu einer Zeit, wo mein böses Siechthum bereits bedenklich vorgeschritten war, aber doch noch nicht seine grämlichen Schatten über mein Gemüth warf. Ich hatte damals noch etwas Fleisch und Heidenthum an mir, und ich war noch nicht zu dem spiritualistischen Skelette abgemagert, das jetzt seiner gänzlichen Auflösung entgegenharrt. Aber existiere ich wirklich noch? Mein Leib ist so sehr in die Krümpe gegangen, daß schier Nichts übrig geblieben als die Stimme, und mein Bett mahnt mich an das tönende Grab des Zauberers Merlinus, welches sich im Walde Brozeliand in der Bretagne befindet, unter hohen Eichen, deren Wipfel wie grüne Flammen gen Himmel lodern. Ach, um diese Bäume und ihr frisches Wehen beneide ich dich, Kollege Merlinus, denn kein grünes Blatt rauscht herein in meine Matratzengruft zu Paris, wo ich früh und spat nur Wagengerassel, Gehämmer, Gekeife und Klaviergeklimper vernehme. Ein Grab ohne Ruhe, der Tod ohne die Privilegien der Verstorbenen, die kein Geld auszugeben und kein

Briefe oder gar Bücher zu schreiben brauchen — Das ist ein trauriger Zustand. Man hat mir längst das Maß genommen zum Sarg, auch zum Nekrolog, aber ich sterbe so langsam, daß Solches nachgrade langweilig wird für mich, wie für meine Freunde. Doch Geduld, Alles hat sein Ende. Ihr werdet eines Morgens die Bude geschlossen finden, wo euch die Puppenspiele meines Humors so oft ergötzten.

Was soll aber, wenn ich todt bin, aus den armen Hanswürsten werden, die ich seit Jahren bei jenen Darstellungen employiert hatte? Was soll z. B. aus Maßmann werden? Ungern verlass' ich ihn, und es erfasst mich schier eine tiefe Wehmuth, wenn ich denke an die Verse:

Ich sehe die kurzen Beinchen nicht mehr,
Nicht mehr die platte Nase;
Er schlug wie ein Pudel, frisch, fromm, fröhlich, frei,
Die Purzelbäume im Grase.

Und er versteht Latein. Ich habe freilich in meinen Schriften so oft das Gegentheil behauptet, daß Niemand mehr meine Behauptung bezweifelte, und der Ärmste ein Stichblatt der allgemeinen Verhöhnung ward. Die Schulbuben frugen ihn, in welcher Sprache der Don Quixote geschrieben sei? und wenn mein armer Maßmann antwortete: „In spanischer Sprache" — erwiderten sie, er irre sich, derselbe sei Lateinisch geschrieben und Das käme ihm so spanisch vor. Sogar die eigene Gattin war grausam genug, bei häuslichen Mißverständnissen auszurufen, sie wundere sich, daß ihr Mann sie nicht verstehe, da sie doch Deutsch und kein Latein gesprochen habe. Die Maßmännische Großmutter, eine Wäscherin von unbescholtener Sittlichkeit und die einst für Friedrich den Großen gewaschen, hat sich über die Schmach ihres Enkels zu Tode gegrämt; der Onkel, ein wackerer altpreußischer Schuhflicker, bildete sich ein, die ganze Familie sei schimpfiert, und vor Verdruß ergab er sich dem Trunk.

Ich bedaure, daß meine jugendliche Unbesonnenheit solches Unheil angerichtet. Die würdige Waschfrau kann ich leider nicht wieder ins Leben zurückrufen, und den zartfühlenden Oheim, der jetzt zu Berlin in der Gosse liegt, kann ich nicht mehr des Schnapses entwöhnen; aber ihn selbst, meinen armen Hanswurst Maßmann, will ich in der öffentlichen Meinung wieder rehabilitieren, indem ich Alles, was ich über seine Lateinlosigkeit, seine lateinische Impotenz, seine magna linguae romanae ignorantia, jemals geäußert habe, feierlich widerrufe.

So hätte ich denn mein Gewissen erleichtert. Wenn man auf dem Sterbebette liegt, wird man sehr empfindsam und weichselig, und möchte Frieden machen mit Gott und der Welt. Ich gestehe es, ich habe Manchen gekratzt, Manchen gebissen, und war kein Lamm. Aber glaubt mir, jene gepriesenen Lämmer der Sanft-

muth würden sich minder frömmig gebärden, besäßen sie die Zähne und die Tatzen des Tigers. Ich kann mich rühmen, dass ich mich solcher angebornen Waffen nur selten bedient habe. Seit ich selbst der Barmherzigkeit Gottes bedürftig, habe ich allen meinen Feinden Amnestie ertheilt; manche schöne Gedichte, die gegen sehr hohe und sehr niedrige Personen gerichtet waren, wurden deſshalb in vorliegender Sammlung nicht aufgenommen. Gedichte, die nur halbweg Anzüglichkeiten gegen den lieben Gott selbst enthielten, habe ich mit ängstlichstem Eifer den Flammen überliefert. Es ist besser, dass die Verse brennen, als der Versifex. Ja, wie mit der Kreatur, habe ich auch mit dem Schöpfer Frieden gemacht, zum größten Ärgernis meiner aufgeklärten Freunde, die mir Vorwürfe machten über dieses Zurückfallen in den alten Aberglauben, wie sie meine Heimkehr zu Gott zu nennen beliebten. Andere, in ihrer Intoleranz, äußerten sich noch herber. Der gesammte hohe Klerus des Atheismus hat sein Anathema über mich ausgesprochen, und es giebt fanatische Pfaffen des Unglaubens, die mich gerne auf die Folter spannten, damit ich meine Ketzereien bekenne. Zum Glück stehen ihnen keine andern Folterinstrumente zu Gebote, als ihre Schriften. Aber ich will auch ohne Tortur Alles bekennen. Ja, ich bin zurückgekehrt zu Gott, wie der verlorene Sohn, nachdem ich lange Zeit bei den Hegelianern die Schweine gehütet. War es die Misère, die mich zurücktrieb? Vielleicht ein minder miserabler Grund. Das himmlische Heimweh überfiel mich und trieb mich fort durch Wälder und Schluchten, über die schwindligsten Bergpfade der Dialektik. Auf meinem Wege fand ich den Gott der Pantheisten, aber ich konnte ihn nicht gebrauchen. Dies arme träumerische Wesen ist mit der Welt verwebt und verwachsen, gleichsam in ihr eingekerkert, und gähnt dich an, willenlos und ohnmächtig. Um einen Willen zu haben, muss man eine Person sein, und, um ihn zu manifestieren, muss man die Ellbogen frei haben. Wenn man nun einen Gott begehrt, der zu helfen vermag — und Das ist doch die Hauptsache — so muss man auch seine Persönlichkeit, seine Außerweltlichkeit und seine heiligen Attribute, die Allgüte, die Allweisheit, die Allgerechtigkeit u. s. w. annehmen. Die Unsterblichkeit der Seele, unsre Fortdauer nach dem Tode, wird uns alsdann gleichsam mit in den Kauf gegeben, wie der schöne Markknochen, den der Fleischer, wenn er mit seinen Kunden zufrieden ist, ihnen unentgeltlich in den Korb schiebt. Ein solcher Markknochen wird in der französischen Küchensprache la réjouissance genannt, und man kocht damit ganz vorzügliche Kraftbrühen, die für einen armen schmachtenden Kranken sehr stärkend und labend sind. Dass ich eine solche réjouissance nicht ablehnte und sie mir vielmehr mit Behagen zu Gemüthe führte, wird jeder fühlende Mensch billigen.

Ich habe vom Gott der Pantheisten geredet, aber ich kann

nicht umhin zu bemerken, daſs er im Grunde gar kein Gott ist, sowie überhaupt die Pantheisten eigentlich nur verschämte Atheisten sind, die sich weniger vor der Sache, als vor dem Schatten, den sie an die Wand wirft, vor dem Namen, fürchten. Auch haben die Meisten in Deutschland während der Restaurationszeit mit dem lieben Gotte dieselbe fünfzehnjährige Komödie gespielt, welche hier in Frankreich die konstitutionellen Royalisten, die größten Theils im Herzen Republikaner waren, mit dem Königthume spielten. Nach der Julius-Revolution ließ man jenseits wie diesseits des Rheines die Maske fallen! Seitdem, besonders aber nach dem Sturz Ludwig Philipp's, des besten Monarchen, der jemals die konstitutionelle Dornenkrone trug, bildete sich hier in Frankreich die Meinung, daſs nur zwei Regierungsformen, das absolute Königthum und die Republik, die Kritik der Vernunft oder der Erfahrung aushielten, daſs man eins von beiden wählen müsse, daſs alles dazwischen liegende Mischwerk unwahr, unhaltbar und verderblich sei. In derselben Weise tauchte in Deutschland die Ansicht auf, daſs man wählen müsse zwischen der Religion und der Philosophie, zwischen dem geoffenbarten Dogma des Glaubens und der letzten Konsequenz des Denkens, zwischen dem absoluten Bibelgott und dem Atheismus.

Je entschiedener die Gemüther, desto leichter werden sie das Opfer solcher Dilemmen. Was mich betrifft, so kann ich mich in der Politik keines sonderlichen Fortschritts rühmen; ich verharrte bei denselben demokratischen Principien, denen meine früheste Jugend huldigte und für die ich seitdem immer flammender erglühte. In der Theologie hingegen muſs ich mich des Rückschreitens beschuldigen, indem ich, was ich bereits oben gestanden, zu dem alten Aberglauben, zu einem persönlichen Gotte, zurückkehrte. Das läſst sich nun einmal nicht vertuschen, wie es mancher aufgeklärte und wohlmeinende Freund versuchte. Ausdrücklich widersprechen muſs ich jedoch dem Gerüchte, als hätten mich meine Rückschritte bis zur Schwelle irgend einer Kirche oder gar in ihren Schoß geführt. Nein, meine religiösen Überzeugungen und Ansichten sind frei geblieben von jeder Kirchlichkeit; kein Glockenklang hat mich verlockt, keine Altarkerze hat mich geblendet. Ich habe mit keiner Symbolik gespielt und meiner Vernunft nicht ganz entsagt. Ich habe Nichts abgeschworen, nicht einmal meine alten Heidengötter, von denen ich mich zwar abgewendet, aber scheidend in Liebe und Freundschaft. Es war im Mai 1848, an dem Tage, wo ich zum letzten Male ausging, als ich Abschied nahm von den holden Idolen, die ich angebetet in den Zeiten meines Glücks. Nur mit Mühe schleppte ich mich bis zum Louvre, und ich brach fast zusammen, als ich in den erhabenen Saal trat, wo die hochgebenedeite Göttin der Schönheit, Unsere liebe Frau von Milo, auf ihrem Postamente steht. Zu ihren Füßen lag ich lange und

ich weinte so heftig, dass sich Dessen ein Stein erbarmen musste. Auch schaute die Göttin mitleidig auf mich herab, doch zugleich so trostlos, als wollte sie sagen: „Siehst du denn nicht, dass ich keine Arme habe und also nicht helfen kann?"

Ich breche hier ab, denn ich gerathe in einen larmoyanten Ton, der vielleicht überhand nehmen kann, wenn ich bedenke, dass ich jetzt auch von dir, theurer Leser, Abschied nehmen soll. Eine gewisse Rührung beschleicht mich bei diesem Gedanken; denn ungern trenne ich mich von dir. Der Autor gewöhnt sich am Ende an sein Publikum, als wäre es ein vernünftiges Wesen. Auch dich scheint es zu betrüben, dass ich dir Valet sagen muss; du bist gerührt, mein theurer Leser, und kostbare Perlen fallen aus deinen Thränensäckchen. Doch beruhige dich, wir werden uns wiedersehen in einer besseren Welt, wo ich dir auch bessere Bücher zu schreiben gedenke. Ich setze voraus, dass sich dort auch meine Gesundheit bessert und dass mich Swedenborg nicht belogen hat. Dieser erzählt nämlich mit großer Zuversicht, dass wir in der andern Welt das alte Treiben, ganz wie wir es in dieser Welt getrieben, ruhig fortsetzen, dass wir dort unsere Individualität unverändert bewahren, und dass der Tod in unserer organischen Entwickelung gar keine sonderliche Störung hervorbringe. Swedenborg ist eine grundehrliche Haut, und glaubwürdig sind seine Berichte über die andere Welt, wo er mit eigenen Augen die Personen sah, die auf unserer Erde eine Rolle gespielt. Die Meisten, sagt er, blieben unverändert und beschäftigen sich mit denselben Dingen, mit denen sie sich auch vormals beschäftigt: sie blieben stationär, waren veraltet, rokoko, was sich mitunter sehr lächerlich ausnahm. So z. B. unser theurer Doktor Martinus Luther war stehen geblieben bei seiner Lehre von der Gnade, über die er während dreihundert Jahren tagtäglich dieselben verschimmelten Argumente niederschrieb — ganz in derselben Weise wie der verstorbene Baron Eckstein, der während zwanzig Jahren in der „Allgemeinen Zeitung" einen und denselben Artikel drucken ließ, den alten jesuitischen Sauerteig beständig wiederkäuend Aber, wie gesagt, nicht alle Personen, die hienieden eine Rolle gespielt, fand Swedenborg in solcher fossilen Erstarrung: sie hatten im Guten wie im Bösen ihren Charakter weidlich ausgebildet in der anderen Welt, und da gab es sehr wunderliche Erscheinungen. Helden und Heilige waren dort zu Lumpen und Taugenichtsen herabgesunken, während auch das Gegentheil stattfand. So z. B. stieg dem heiligen Antonius der Hochmuth in den Kopf, als er erfuhr, welche ungeheure Verehrung und Anbetung ihm die ganze Christenheit zollt, und er, der hienieden den furchtbarsten Versuchungen widerstanden, ward jetzt ein ganz impertinenter Schlingel und liederlicher Galgenstrick, der sich mit seinem Schweine um die Wette in den Koth wälzt. Die keusche Susanne brachte der Dünkel ihrer Sittlichkeit, die sie unbesiegbar glaubte,

gar schmählich zu Falle, und sie, die einst den Greisen so glorreich widerstanden, erlag der Verlockung des jungen Absalon, Sohn David's. Die Töchter Loth's hingegen hatten sich im Verlauf der Zeit sehr vertugendhaftet und gelten in der andern Welt für Muster der Anständigkeit; der Alte verharrte leider bei der Weinflasche.

So närrisch sie auch klingen, so sind doch diese Nachrichten ebenso bedeutsam wie scharfsinnig. Der große skandinavische Seher begriff die Einheit und Untheilbarkeit unserer Existenz, sowie er auch die unveräußerlichen Individualitätsrechte des Menschen ganz richtig erkannte und anerkannte. Die Fortdauer nach dem Tode ist bei ihm kein idealer Mummenschanz, wo wir neue Jacken und einen neuen Menschen anziehen; Mensch und Kostüm bleiben bei ihm unverändert. In der anderen Welt des Swedenborg werden sich auch die armen Grönländer behaglich fühlen, die einst, als die dänischen Missionäre sie bekehren wollten, an Diese die Frage richteten: ob es im christlichen Himmel auch Seehunde gäbe? Auf die verneinende Antwort erwiderten sie betrübt: der christliche Himmel passe alsdann nicht für Grönländer, die nicht ohne Seehunde existieren könnten.

Wie sträubt sich unsere Seele gegen den Gedanken des Aufhörens unserer Persönlichkeit, der ewigen Vernichtung! Der horror vacui, den man der Natur zuschreibt, ist vielmehr dem menschlichen Gemüthe angeboren. Sei getrost, theurer Leser, es giebt eine Fortdauer nach dem Tode, und in der anderen Welt werden wir auch unsere Seehunde wiederfinden.

Und nun, lebe wohl, und wenn ich dir Etwas schuldig bin, so schicke mir deine Rechnung. —

Geschrieben zu Paris, den 30. September 1851.

Heinrich Heine.

Erstes Buch.

Historien.

Wenn man an dir Verrath geübt,
Sei du um so treuer;
Und ist deine Seele zu Tode betrübt
So greife zur Leier.

Die Saiten klingen! Ein Heldenlied.
Voll Flammen und Gluthen!
Da schmilzt der Zorn, und dein Gemüth
Wird süß verbluten.

Rhampsenit.

Als der König Rhampsenit
Eintrat in die goldne Halle
Seiner Tochter, lachte Diese,
Lachten ihre Zofen alle.

Auch die Schwarzen, die Eunuchen,
Stimmten lachend ein, es lachten
Selbst die Mumien, selbst die Sphinxe,
Daß sie schier zu bersten dachten.

Die Prinzessin sprach: „Ich glaubte
Schon den Schatzdieb zu erfassen,
Der hat aber einen todten
Arm in meiner Hand gelassen.

„Jetzt begreif' ich, wie der Schatzdieb
Dringt in deine Schatzhauskammern,
Und die Schätze dir entwendet,
Trotz den Schlössern, Riegeln, Klammern.

„Einen Zauberschlüssel hat er,
Der erschließet allerorten
Jede Thüre, widerstehn
Können nicht die stärksten Pforten.

„Ich bin keine starke Pforte,
Und ich hab' nicht widerstanden;
Schätzehütend diese Nacht
Kam ein Schätzlein mir abhanden.“

So sprach lachend die Prinzessin
Und sie tänzelt im Gemache,
Und die Zofen und Eunuchen
Hoben wieder ihre Lache.

An demselben Tag ganz Memphis
Lachte, selbst die Krokodile
Reckten lachend ihre Häupter
Aus dem schlammig gelben Nile,

Als sie Trommelschlag vernahmen
Und sie hörten an dem Ufer
Folgendes Reskript verlesen
Von dem Kanzelei-Ausrufer:

„Rhampsenit, von Gottes Gnaden
König zu und in Ägypten,
Wir entbieten Gruß und Freundschaft
Unsern Vielgetreun und Liebden.

„In der Nacht vom dritten zu dem
Vierten Junius des Jahres
Dreizehnhundert vierundzwanzig
Vor Christi Geburt, da war es,

„Daß ein Dieb aus unserm Schatzhaus
Eine Menge von Juwelen
Uns entwendet; es gelang ihm,
Uns auch später zu bestehlen.

„Zur Ermittelung des Thäters
Ließen schlafen wir die Tochter
Bei den Schätzen — doch auch Jene
Zu bestehlen schlau vermocht' er.

„Um zu steuern solchem Diebstahl
Und zu gleicher Zeit dem Diebe
Unsre Sympathie zu zeigen,
Unsre Ehrfurcht, Unsre Liebe,

„Wollen wir ihm zur Gemahlin
Unsre einz'ge Tochter geben,
Und ihn auch als Thronnachfolger
In den Fürstenstand erheben.

„Sintemal uns die Adresse
Unsres Eidams noch zur Stunde
Unbekannt, soll dies Reskript ihm
Bringen Unsrer Gnade Kunde.

„So geschehn den dritten Jänner
Dreizehnhundert zwanzig sechs
Vor Christi Geburt. — Signieret
Von Uns: Rhampsenitus Rex."

Rhampsenit hat Wort gehalten,
Nahm den Dieb zum Schwiegersohne
Und nach seinem Tode erbte
Auch der Dieb Ägyptens Krone.

Er regierte wie die Andern,
Schützte Handel und Talente;
Wenig, heißt es, ward gestohlen
Unter seinem Regimente.

Der weiße Elephant.

Der König von Siam, Mahawasant,
Beherrscht das halbe Indienland,
Zwölf Kön'ge, der große Mogul sogar,
Sind seinem Scepter tributar.

Alljährlich mit Trommeln, Posaunen und Fahnen
Ziehen nach Siam die Zinskarawanen;
Viel' tausend Kamele, hochberuckte,
Schleppen die kostbarsten Landesprodukte.

Sieht er die schwerbepackten Kamele,
So schmunzelt heimlich des Königs Seele;
Öffentlich freilich pflegt er zu jammern,
Es fehle an Raum in seinen Schatzkammern.

Doch diese Schatzkammern sind so weit,
So groß und voller Herrlichkeit;
Hier überflügelt der Wirklichkeit Pracht
Die Märchen von „Tausend und eine Nacht."

„Die Burg des Indra“ heißt die Halle,
Wo aufgestellt die Götter alle,
Bildsäulen von Gold, fein ciselieret,
Mit Edelsteinen inkrustieret.

Sind an der Zahl wohl dreißig Tausend,
Figuren abenteuerlich grausend,
Mischlinge von Menschen- und Thier-Geschöpfen
Mit vielen Händen und vielen Köpfen.

Im „Purpursaale“ sieht man verwundert
Korallenbäume dreizehnhundert,
Wie Palmen groß, seltsamer Gestalt,
Geschnörkelt die Äste, ein rother Wald.

Das Estrich ist vom reinsten Krystalle
Und wiederspiegelt die Bäume alle.
Fasanen vom buntesten Glanzgefieder
Gehn gravitätisch dort auf und nieder.

Der Lieblingsaffe des Mahawasant
Trägt an dem Hals ein seidenes Band,
Dran hängt der Schlüssel, welcher erschleußt,
Die Halle, die man den Schlafsaal heißt.

Die Edelsteine vom höchsten Werth,
Die liegen wie Erbsen hier auf der Erd'
Hochaufgeschüttet; man findet dabei
Diamanten, so groß wie ein Hühnerei.

Auf grauen mit Perlen gefüllten Säcken
Pflegt hier der König sich hinzustrecken,
Der Affe legt sich zum Monarchen
Und Beide schlafen ein und schnarchen.

Das Kostbarste aber von allen Schätzen
Des Königs, sein Glück, sein Seelenergötzen,
Die Lust und der Stolz von Mahawasant,
Das ist sein weißer Elephant.

Als Wohnung für diesen erhabenen Gast
Ließ bauen der König den schönsten Palast;
Es wird das Dach, mit Goldblech beschlagen,
Von lotosknäufigen Säulen getragen.

Am Thore stehen dreihundert Trabanten
Als Ehrenwache des Elephanten,
Und knieend, mit gekrümmtem Rucken,
Bedienen ihn hundert schwarze Eunucken.

Man bringt auf einer güldnen Schüssel
Die leckersten Bissen für seinen Rüssel;
Er schlürft aus silbernen Eimern den Wein,
Gewürzt mit den süßesten Spezerein.

Man salbt ihn mit Ambra und Rosenessenzen,
Man schmückt sein Haupt mit Blumenkränzen;
Als Fußdecke dienen dem edlen Thier
Die kostbarsten Shawls aus Kaschemir.

Das glücklichste Leben ist ihm beschieden,
Doch Niemand auf Erden ist zufrieden.
Das edle Thier, man weiß nicht wie,
Versinkt in tiefe Melancholie.

Der weiße Melancholikus
Steht traurig mitten im Überfluß.
Man will ihn ermuntern, man will ihn erheitern,
Jedoch die klügsten Versuche scheitern.

Vergebens kommen mit Springen und Singen
Die Bajaderen; vergebens erklingen
Die Zinken und Pauken der Musikanten,
Doch Nichts erlustigt den Elephanten.

Da täglich sich der Zustand verschlimmert;
Wird Mahawasantes Herz bekümmert;
Er läßt vor seines Thrones Stufen
Den klügsten Astrologen rufen.

„Sterngucker, ich lass' dir das Haupt abschlagen,
Herrscht er ihn an, „kannst du mir nicht sagen,
Was meinem Elephanten fehle,
Warum so verdüstert seine Seele?"

Doch Jener wirft sich dreimal zur Erde,
Und endlich spricht er mit ernster Gebärde:
„O König, ich will dir die Wahrheit verkünden,
Du kannst dann handeln nach Gutbefinden.

„Es lebt im Norden ein schönes Weib
Von hohem Wuchs und weißem Leib,
Dein Elephant ist herrlich, unleugbar,
Doch ist er nicht mit ihr vergleichbar.

„Mit ihr verglichen, erscheint er nur
Ein weißes Mäuschen. Es mahnt die Statur
An Bimha, die Riesin, im Ramajana,
Und an der Epheser große Diana.

„Wie sich die Gliedermassen wölben
Zum schönsten Bau! Es tragen dieselben
Anmuthig und stolz zwei hohe Pilaster
Von blendend weißem Alabaster.

„Das ist Gott Amor's kolossale
Domkirche, der Liebe Kathedrale;
Als Lampe brennt im Tabernakel
Ein Herz, das ohne Falsch und Makel.

„Die Dichter jagen vergebens nach Bildern,
Um ihre weiße Haut zu schildern;
Selbst Gautier ist Dessen nicht kapabel, —
O, diese Weiße ist implakabel!

„Des Himalaya Gipfelschnee
Erscheint aschgrau in ihrer Näh';
Die Lilje, die ihre Hand erfasst,
Vergilbt durch Eifersucht oder Kontrast.

„Gräfin Bianka ist der Name
Von dieser großen weißen Dame;
Sie wohnt zu Paris im Frankenland,
Und Diese liebt der Elephant.

„Durch wunderbare Wahlverwandtschaft,
Im Traume machte er ihre Bekanntschaft,
Und träumend in sein Herze stahl
Sich dieses hohe Ideal.

„Sehnsucht verzehrt ihn seit jener Stund',
Und er, der vormals so froh und gesund,
Er ist ein vierfüßiger Werther geworden,
Und träumt von einer Lotte im Norden.

„Geheimnisvolle Sympathie!
Er sah sie nie und denkt an sie,
Er trampelt oft im Mondschein umher
Und seufzet: ‚Wenn ich ein Vöglein wär'!'

„In Siam ist nur der Leib, die Gedanken
Sind bei Bianka im Lande der Franken;
Doch diese Trennung von Leib und Seele
Schwächt sehr den Magen, vertrocknet die Kehle.

„Die leckersten Braten widern ihn an,
Er liebt nur Dampfnudeln und Ossian;
Er hüstelt schon, er magert ab,
Die Sehnsucht schaufelt sein frühes Grab.

„Willst du ihn retten, erhalten sein Leben,
Der Säugethierwelt ihn wiedergeben,
O König, so schicke den hohen Kranken
Direkt nach Paris, der Hauptstadt der Franken.

„Wenn ihn alldort in der Wirklichkeit
Der Anblick der schönen Frau erfreut,
Die seiner Träume Urbild gewesen,
Dann wird er von seinem Trübsinn genesen.

„Wo seiner Schönen Augen strahlen,
Da schwinden seiner Seele Qualen;
Ihr Lächeln verscheucht die letzten Schatten,
Die hier sich eingenistet hatten;

„Und ihre Stimme, wie'n Zauberlied,
Löst sie den Zwiespalt in seinem Gemüth;
Froh hebt er wieder die Lappen der Ohren,
Er fühlt sich verjüngt, wie neugeboren.

„Es lebt sich so lieblich, es lebt sich so süß
Am Seinestrand, in der Stadt Paris!
Wie wird sich dorten civilisieren
Dein Elephant und amüsieren!

„Vor Allem aber, o König, lasse
Ihm reichlich füllen die Reisekasse,
Und gieb ihm einen Kreditbrief mit
Auf Rothschild frères in der Rue Lafitte.

„Ja, einen Kreditbrief von einer Million
Dukaten etwa; — der Herr Baron
Von Rothschild sagt von ihm alsdann:
‚Der Elephant ist ein braver Mann!'"

So sprach der Astrolog, und wieder,
Warf er sich dreimal zur Erde nieder.
Der König entließ ihn mit reichen Geschenken
Und streckte sich aus, um nachzudenken.

Er dachte hin, er dachte her;
Das Denken wird den Königen schwer.
Sein Affe sich zu ihm niedersetzt,
Und Beide schlafen ein zuletzt.

Was er beschlossen, Das kann ich erzählen
Erst später; die indischen Mall'posten fehlen.
Die letzte, welche uns zugekommen,
Die hat den Weg über Suez genommen

Schelm von Bergen.

Im Schloss zu Düsseldorf am Rhein
Wird Mummenschanz gehalten;
Da flimmern die Kerzen, da rauscht die Musik,
Da tanzen die bunten Gestalten.

Da tanzt die schöne Herzogin,
Sie lacht laut auf beständig;
Ihr Tänzer ist ein schlanker Fant,
Gar höfisch und behendig.

Er trägt eine Maske von schwarzem Sammt,
Daraus gar freudig blicket
Ein Auge wie ein blanker Dolch,
Halb aus der Scheide gezücket.

Es jubelt die Fastnachtsgeckenschar
Wenn Jene vorüberwalzen.
Der Drickes und die Marizzebill
Grüßen mit Schnurren und Schnalzen.

Und die Trompeten schmettern drein,
Der närrische Brummbass brummet,
Bis endlich der Tanz ein Ende nimmt
Und die Musik verstummet.

„Durchlauchtigste Frau, gebt Urlaub mir,
Ich muss nach Hause gehen —"
Die Herzogin lacht: „„Ich lass' dich nicht fort,
Bevor ich dein Antlitz gesehen. —""

„Durchlauchtigste Frau, gebt Urlaub mir,
Mein Anblick bringt Schrecken und Grauen —"
Die Herzogin lacht „„Ich fürchte mich nicht,
Ich will dein Antlitz schauen.""

„Durchlauchtigste Frau, gebt Urlaub mir,
Der Nacht und dem Tode gehör' ich —"
Die Herzogin lacht: „„Ich lasse dich nicht,
Dein Antlitz zu schauen begehr' ich.""

Wohl sträubt sich der Mann mit finsterm Wort,
Das Weib nicht zähmen kunnt' er;
Sie riss zuletzt ihm mit Gewalt
Die Maske vom Antlitz herunter.

„Das ist der Scharfrichter von Bergen!" so schreit
Entsetzt die Menge im Saale
Und weichet scheusam — die Herzogin
Stürzt fort zu ihrem Gemahle.

Der Herzog ist klug, er tilgte die Schmach
Der Gattin auf der Stelle.
Er zog sein blankes Schwert und sprach:
„Knie vor mir nieder, Geselle!"

„Mit diesem Schwertschlag mach' ich dich
Jetzt ehrlich und ritterzünftig.
Und weil du ein Schelm, so nenne dich
Herr Schelm von Bergen künftig."

So ward der Henker ein Edelmann
Und Ahnherr der Schelme von Bergen,
Ein stolzes Geschlecht! es blühte am Rhein.
Jetzt schläft es in steinernen Särgen.

Walküren.

Unten Schlacht. Doch oben schossen
Durch die Luft auf Wolkenrossen
Drei Walküren, und es klang
Schilderklirrend ihr Gesang:

„Fürsten hadern, Völker streiten,
Jeder will die Macht erbeuten;
Herrschaft ist das höchste Gut,
Höchste Tugend ist der Muth.

„Heisa! vor dem Tod beschützen
Keine stolzen Eisenmützen,
Und das Heldenblut zerrinnt
Und der schlechtre Mann gewinnt.

„Lorberkränze, Siegesbogen!
Morgen kommt er eingezogen,
Der den Bessern überwand
Und gewonnen Leut' und Land.

„Bürgermeister und Senator
Holen ein den Triumphator,
Tragen ihm die Schlüssel vor,
Und der Zug geht durch das Thor.

„Hei! da böllert's von den Wällen,
Zinken und Trompeten gellen,
Glockenklang erfüllt die Luft,
Und der Pöbel „Vivat!" ruft.

„Lächelnd stehen auf Balkonen
Schöne Fraun, und Blumenkronen
Werfen sie dem Sieger zu.
Dieser grüßt mit stolzer Ruh'."

Schlachtfeld bei Hastings.

Der Abt von Waltham seufzte tief,
Als er die Kunde vernommen,
Daſs König Harold elendiglich
Bei Hastings umgekommen.

Zwei Mönche, Asgod und Ailrik genannt,
Die schickt' er aus als Boten,
Sie sollten suchen die Leiche Harold's
Bei Hastings unter den Todten.

Die Mönche gingen traurig fort
Und kehrten traurig zurücke:
„Hochwürdiger Vater, die Welt ist uns gram,
Wir sind verlassen vom Glücke.

„Gefallen ist der beſsre Mann,
Es siegte der Bankert, der schlechte,
Gewappnete Diebe vertheilen das Land
Und machen den Freiling zum Knechte.

„Der lausigste Lump aus der Normandie
Wird Lord auf der Insel der Britten;
Ich sah einen Schneider aus Bayeux, er kam
Mit goldnen Sporen geritten.

„Weh Dem, der jetzt ein Sachse ist!
Ihr Sachsenheilige droben
Im Himmelreich, nehmt euch in Acht,
Ihr seid der Schmach nicht enthoben.

„Jetzt wissen wir, was bedeutet hat
Der große Komet, der heuer
Blutroth am nächtlichen Himmel ritt
Auf einem Besen von Feuer.

„Bei Hastings in Erfüllung ging
Des Unsterns böses Zeichen,
Wir waren auf dem Schlachtfeld dort
Und suchten unter den Leichen.

„Wir suchten hin, wir suchten her,
Bis alle Hoffnung verschwunden —
Den Leichnam des todten Königs Harold,
Wir haben ihn nicht gefunden.“

Asgod und Ailrik sprachen also;
Der Abt rang jammernd die Hände,
Versank in tiefe Nachdenklichkeit
Und sprach mit Seufzen am Ende:

„Zu Grendelfield am Bardenstein,
Just in des Waldes Mitte,
Da wohnet Edith Schwanenhals
In einer dürft'gen Hütte.

„Man hieß sie Edith Schwanenhals,
Weil wie der Hals der Schwäne
Ihr Nacken war; der König Harold,
Er liebte die junge Schöne.

„Er hat sie geliebt, geküsst und geherzt,
Und endlich verlassen, vergessen.
Die Zeit verfließt; wohl sechzehn Jahr'
Verflossen unterdessen.

„Begebt euch, Brüder, zu diesem Weib
Und lasst sie mit euch gehen
Zurück nach Hastings, der Blick des Weibs
Wird dort den König erspähen.

„Nach Waltham-Abtei hierher alsdann
Sollt ihr die Leiche bringen,
Damit wir christlich bestatten den Leib
Und für die Seele singen.“

Um Mitternacht gelangten schon
Die Boten zur Hütte im Walde:
„Erwache, Edith Schwanenhals,
Und folge uns alsbalde.

„Der Herzog der Normannen hat
Den Sieg davon getragen,
Und auf dem Feld bei Hastings liegt
Der König Harold erschlagen.

„Komm mit nach Hastings, wir suchen dort
Den Leichnam unter den Todten,
Und bringen ihn nach Waltham-Abtei,
Wie uns der Abt geboten“

Kein Wort sprach Edith Schwanenhals,
Sie schürzte sich geschwinde
Und folgte den Mönchen; ihr greisendes Haar,
Das flatterte wild im Winde.

Es folgte barfuß das arme Weib
Durch Sümpfe und Baumgestrüppe.
Bei Tagesanbruch gewahrten sie schon
Zu Hastings die kreidige Klippe.

Der Nebel, der das Schlachtfeld bedeckt
Als wie ein weißes Lailich,
Zerfloss allmählich; es flatterten auf
Die Dohlen und krächzten abscheulich.

Viel' tausend Leichen lagen dort
Erbärmlich auf blutiger Erde,
Nackt ausgeplündert, verstümmelt, zerfleischt,
Daneben die Äser der Pferde.

Es wadete Edith Schwanenhals
Im Blute mit nackten Füßen;
Wie Pfeile aus ihrem stieren Aug'
Die forschenden Blicke schießen.

Sie suchte hin, sie suchte her,
Oft musste sie mühsam verscheuchen
Die fraßbegierige Rabenschar;
Die Mönche hinter ihr keuchen.

Sie suchte schon den ganzen Tag
Es ward schon Abend — plötzlich
Bricht aus der Brust des armen Weibs
Ein greller Schrei, entsetzlich.

Gefunden hat Edith Schwanenhals
Des todten Königs Leiche.
Sie sprach kein Wort, sie weinte nicht,
Sie küsste das Antlitz, das bleiche.

Sie küsste die Stirne, sie küsste den Mund.
Sie hielt ihn fest umschlossen;
Sie küsste auf des Königs Brust
Die Wunde. blutumflossen.

Auf seiner Schulter erblickte sie auch —
Und sie bedeckt sie mit Küssen —
Drei kleine Narben, Denkmäler der Lust,
Die sie einst hinein gebissen.

Die Mönche konnten mittlerweil'
Baumstämme zusammenfugen;
Das war die Bahre, worauf sie alsdann
Den todten König trugen.

Sie trugen ihn nach Waltham-Abtei,
Daſs man ihn dort begrübe;
Es folgte Edith Schwanenhals
Der Leiche ihrer Liebe.

Sie sang die Todtenlitanein
In kindisch frommer Weise;
Das klang so schauerlich in der Nacht —
Die Mönche beteten leise. —

Der Helfer.

Frohlockst, Plantagenet, und glaubst,
Daſs du die letzte Hoffnung uns raubst,
Weil deine Knechte ein Grabmal fanden,
Worauf der Name „Arthur" gestanden.

Arthur ist nicht gestorben, es barg
Nicht seinen Leichnam der steinerne Sarg.
Ich selber sah ihn vor wenig' Tagen
Lebendigen Leibes im Walde jagen.

Er trug ein Kleid von grünem Sammt,
Die Lippe lacht, das Auge flammt.
Er kam mit seinen Jagdgenossen
Einhergeritten auf stolzen Rossen.

Wie allgewaltig sein Hifthorn schallt,
Trara — trara — durch Thal und Wald!
Die Zauberklänge, die Wundertöne,
Sie sind verständlich für Cornwall's Söhne.

Sie melden: die Zeit ist noch nicht da,
Doch kommt sie bald — Trara — trara!
Und König Arthur mit seinen Getreuen
Wird von den Normannen das Land befreien.

Karl I.

Im Wald, in der Köhlerhütte sitzt
Trübsinnig allein der König;
Er sitzt an der Wiege des Köhlerkinds
Und wiegt und singt eintönig:

„Eiapopeia, was raschelt im Stroh?
Es blöcken im Stalle die Schafe —
Du trägst das Zeichen an der Stirn
Und lächelst so furchtbar im Schlafe.

„Eiapopeia, das Kätzchen ist todt —
Du trägst auf der Stirne das Zeichen —
Du wirst ein Mann und schwingst das Beil,
Schon zittern im Walde die Eichen.

„Der alte Köhlerglaube verschwand,
Es glauben die Köhlerkinder —
Eiapopeia — nicht mehr an Gott,
Und an den König noch minder.

„Das Kätzchen ist todt, die Mäuschen sind froh —
Wir müssen zu Schanden werden —
Eiapopeia — im Himmel der Gott,
Und ich, der König, auf Erden.

„Mein Muth erlischt, mein Herz ist krank,
Und täglich wird es kränker —
Eiapopeia, du Köhlerkind,
Ich weiß es, du bist mein Henker.

„Mein Todesgesang ist dein Wiegenlied —
Eiapopeia — die greisen
Haarlocken schneidest du ab zuvor —
Im Nacken klirrt mir das Eisen.

„Eiapopeia, was raschelt im Stroh —
Du hast das Reich erworben,
Und schlägst mir das Haupt vom Rumpf herab —
Das Kätzchen ist gestorben.

„Eiapopeia, was raschelt im Stroh?
Es blöcken im Stalle die Schafe.
Das Kätzchen ist todt, die Mäuschen sind froh —
Schlafe, mein Henkerchen, schlafe!“

Maria Antoinette.

Wie heiter im Tuilerienschloss
Blinken die Spiegelfenster,
Und dennoch dort am hellen Tag
Gehn um die alten Gespenster.

Es spukt im Pavillon de Flor'
Maria Antoinette;
Sie hält dort Morgens ihr Lever
Mit strenger Etikette.

Geputzte Hofdamen. Die meisten stehn,
Auf Tabourets andre sitzen;
Die Kleider von Atlas und Goldbrokat,
Behängt mit Juwelen und Spitzen.

Die Taille ist schmal, der Reifrock bauscht,
Darunter lauschen die netten
Hochhackigen Füßchen so klug hervor —
Ach, wenn sie nur Köpfe hätten!

Sie haben alle keinen Kopf,
Der Königin selbst mankieret
Der Kopf, und Ihro Majestät
Ist deshalb nicht frisieret.

Ja, sie, die mit thurmhohem Toupet
So stolz sich konnte gebahren,
Die Tochter Maria Theresia's,
Die Enkelin deutscher Cäsaren,

Sie muss jetzt spuken ohne Frisur
Und ohne Kopf, im Kreise
Von unfrisierten Edelfraun,
Die kopflos gleicherweise.

Das sind die Folgen der Revolution
Und ihrer fatalen Doktrine;
An Allem ist Schuld Jean Jacques Rousseau,
Voltaire und die Guillotine.

Doch sonderbar! es dünkt mich schier,
Als hätten die armen Geschöpfe
Gar nicht bemerkt, wie todt sie sind
Und dass sie verloren die Köpfe.

Ein leeres Gespreize, ganz wie sonst,
Ein abgeschmacktes Scherwenzen —
Possierlich sind und schauderhaft
Die kopflosen Reverenzen.

Es knixt die erste Dame d'atour
Und bringt ein Hemd von Linnen;
Die zweite reicht es der Königin,
Und Beide knixen von hinnen.

Die dritte Dam' und die vierte Dam'
Knixen und niederknieen
Vor ihrer Majestät, um ihr
Die Strümpfe anzuziehen.

Ein Ehrenfräulein kommt und knixt
Und bringt das Morgenjäckchen;
Ein andres Fräulein knixt und bringt
Der Königin Unterröckchen.

Die Oberhofmeisterin steht dabei,
Sie fächert die Brust, die weiße,
Und in Ermanglung eines Kopfs
Lächelt sie mit dem Steiße.

Wohl durch die verhängten Fenster wirft
Die Sonne neugierige Blicke,
Doch wie sie gewahrt den alten Spuk,
Prallt sie erschrocken zurücke.

Pomare.

I.

Alle Liebesgötter jauchzen
Mir im Herzen, und Fanfare
Blasen sie und rufen: „Heil!
Heil der Königin Pomare!"

Jene nicht von Otahaiti —
Missionärisiert ist Jene —
Die ich meine, die ist wild,
Eine ungezähmte Schöne.

Zweimal in der Woche zeigt sie
Öffentlich sich ihrem Volke
In dem Garten Mabill', tanzt
Dort den Kankan, auch die Polke.

Majestät in jedem Schritte,
Jede Beugung Huld und Gnade,
Eine Fürstin jeder Zoll
Von der Hüfte bis zur Wade —

Also tanzt sie — und es blasen
Liebesgötter die Fanfare
Mir im Herzen, rufen: „Heil!
Heil der Königin Pomare!"

II.

Sie tanzt. Wie sie das Leibchen wiegt!
Wie jedes Glied sich zierlich biegt!
Das ist ein Flattern und ein Schwingen,
Um wahrlich aus der Haut zu springen.

Sie tanzt. Wenn sie sich wirbelnd dreht
Auf einem Fuß, und stille steht
Am End' mit ausgestreckten Armen,
Mag Gott sich meiner Vernunft erbarmen!

Sie tanzt. Derselbe Tanz ist Das,
Den einst die Tochter Herodias'
Getanzt vor dem Judenkönig Herodes,
Ihr Auge sprüht wie Blitze des Todes.

Sie tanzt mich rasend — ich werde toll —
Sprich, Weib, was ich dir schenken soll?
Du lächelst! Heda! Trabanten! Läufer!
Man schlage ab das Haupt dem Täufer!

III.

Gestern noch fürs liebe Brot
Wälzte sie sich tief im Koth,
Aber heute schon mit Vieren
Fährt das stolze Weib spazieren.
In die seidnen Kissen drückt
Sie das Lockenhaupt, und blickt
Vornehm auf den großen Haufen
Derer, die zu Fuße laufen.

Wenn ich dich so fahren seh',
Thut es mir im Herzen weh!
Ach, es wird dich dieser Wagen
Nach dem Hospitale tragen,

Wo der grausenhafte Tod
Endlich endet deine Noth,
Und der Carabin mit schmierig
Plumper Hand und lernbegierig
Deinen schönen Leib zerfetzt,
Anatomisch ihn zersetzt —
Deine Rosse trifft nicht minder
Einst zu Montfaucon der Schinder.

IV.

Besser hat es sich gewendet,
Das Geschick, das dich bedroht' —
Gott sei Dank, du hast geendet,
Gott sei Dank, und du bist todt.

In der Dachstub' deiner armen
Alten Mutter starbest du,
Und sie schloss dir mit Erbarmen
Deine schönen Augen zu.

Kaufte dir ein gutes Lailich
Einen Sarg, ein Grab sogar.
Die Begräbnisfeier freilich
Etwas kahl und ärmlich war.

Keinen Pfaffen hört' man singen.
Keine Glocke klagte schwer;
Hinter deiner Bahre gingen
Nur dein Hund und dein Friseur.

„Ach, ich habe der Pomare,"
Seufzte Dieser, „oft gekämmt
Ihre langen schwarzen Haare,
Wenn sie vor mir saß im Hemd."

Was den Hund betrifft, so rannt' er
Schon am Kirchhofsthor davon,
Und ein Unterkommen fand er
Späterhin bei Ros' Pompon.

Ros' Pompon, der Provençalin,
Die den Namen Königin
Dir missgönnt und als Rivalin
Dich verklatscht mit niederm Sinn.

Arme Königin des Spottes,
Mit dem Diadem von Koth,

Bist gerettet jetzt durch Gottes
Ew'ge Güte, du bist todt.

Wie die Mutter, so der Vater
Hat Barmherzigkeit geübt,
Und ich glaube, Dieses that er,
Weil auch du so viel geliebt.

Der Apollogott.

I.

Das Kloster ist hoch auf Felsen gebaut
Der Rhein vorüberrauschet;
Wohl durch das Gitterfenster schaut
Die junge Nonne und lauschet.

Da fährt ein Schifflein, märchenhaft
Vom Abendroth beglänzet;
Es ist bewimpelt von buntem Tafft
Von Lorbern und Blumen bekränzet.

Ein schöner blondgelockter Fant
Steht in des Schiffes Mitte;
Sein goldgesticktes Purpurgewand
Ist von antikem Schnitte.

Zu seinen Füßen liegen da
Neun marmorschöne Weiber;
Die hochgeschürzte Tunika
Umschließt die schlanken Leiber.

Der Goldgelockte lieblich singt
Und spielt dazu die Leier;
Ins Herz der armen Nonne dringt
Das Lied und brennt wie Feuer.

Sie schlägt ein Kreuz, und noch einmal
Schlägt sie ein Kreuz, die Nonne;
Nicht scheucht das Kreuz die süße Qual,
Nicht bannt es die bittre Wonne.

II.

„Ich bin der Gott der Musika,
Verehrt in allen Landen;
Mein Tempel hat in Grácia
Auf Mont-Parnaß gestanden.

„Auf Mont-Parnaß in Gräcia,
Da hab' ich oft gesessen
Am holden Quell Kastalia,
Im Schatten der Cypressen.

„Vokalisierend saßen da
Um mich herum die Töchter,
Das sang und klang, la-la, la-la,
Geplauder und Gelächter.

„Mitunter rief, tra-ra, tra-ra!
Ein Waldhorn aus dem Holze;
Dort jagte Artemisia,
Mein Schwesterlein, die Stolze.

„Ich weiß es nicht, wie mir geschah;
Ich brauchte nur zu nippen
Vom Wasser der Kastalia,
Da tönten meine Lippen.

„Ich sang — und wie von selbst beinah
Die Leier klang, berauschend;
Mir war, als ob ich Daphne sah,
Aus Lorberbüschen lauschend.

„Ich sang — und wie Ambrosia
Wohlrüche sich ergossen,
Es war von einer Gloria
Die ganze Welt umflossen.

„Wohl tausend Jahr' aus Gräcia
Bin ich verbannt, vertrieben —
Doch ist mein Herz in Gräcia,
In Gräcia geblieben."

III.

In der Tracht der Beguinen,
In dem Mantel mit der Kappe
Von der gröbsten schwarzen Serge,
Ist vermummt die junge Nonne.

Hastig längs des Rheines Ufern
Schreitet sie hinab die Landstraß',
Die nach Holland führt, und hastig
Fragt sie Jeden, der vorbeikommt:

„Habt Ihr nicht gesehn Apollo?
Einen rothen Mantel trägt er,
Lieblich singt er, spielt die Leier,
Und er ist mein holder Abgott.“

Keiner will ihr Rede stehen,
Mancher dreht ihr stumm den Rücken,
Mancher glotzt sie an und lächelt,
Mancher seufzet: „Armes Kind!“

Doch des Wegs herangetrottelt
Kommt ein schlottrig alter Mensch,
Fingert in der Luft, wie rechnend,
Näselnd singt er vor sich hin.

Einen schlappen Quersack trägt er,
Auch ein klein dreieckig Hütchen;
Und mit schmunzelnd klugen Äuglein
Hört er an den Spruch der Nonne:

„Habt Ihr nicht gesehn Apollo?
Einen rothen Mantel trägt er,
Lieblich singt er, spielt die Leier,
Und er ist mein holder Abgott.“

Jener aber gab zur Antwort,
Während er sein Köpfchen wiegte
Hin und her, und gar possierlich
Zupfte an dem spitzen Bärtchen:

„Ob ich ihn gesehen habe?
Ja, ich habe ihn gesehen
Oft genug zu Amsterdam,
In der deutschen Synagoge.

„Denn er war Vorsänger dorten,
Und da hieß er Rabbi Faibisch,
Was auf Hochdeutsch heißt Apollo —
Doch mein Abgott ist er nicht.

„Rother Mantel? Auch den rothen
Mantel kenn' ich. Echter Scharlach,
Kostet acht Florin die Elle,
Und ist noch nicht ganz bezahlt.

„Seinen Vater Moses Jitscher
Kenn' ich gut. Vorhautabschneider
Ist er bei den Portugiesen
Er beschnitt auch Souveraine.

„Seine Mutter ist Kousine
Meines Schwagers, und sie handelt
Auf der Gracht mit sauern Gurken
Und mit abgelebten Hosen.

„Haben kein Plaisir am Sohne.
Dieser spielt sehr gut die Leier,
Aber leider noch viel besser
Spielt er oft Tarok und l'Hombre.

„Auch ein Freigeist ist er, aß
Schweinefleisch, verlor sein Amt,
Und er zog herum im Lande
Mit geschminkten Komödianten.

„In den Buden, auf den Märkten,
Spielte er den Pickelhäring,
Holofernes, König David,
Diesen mit dem besten Beifall.

„Denn des Königs eigne Lieder
Sang er in des Königs eigner
Muttersprache, tremulierend
In des Nigens alter Weise.

„Aus dem Amsterdamer Spielhuis
Zog er jüngst etwelche Dirnen,
Und mit diesen Musen zieht er
Jetzt herum als ein Apollo.

„Eine dicke ist darunter,
Die vorzüglich quickt und grünzelt;
Ob dem großen Lorberkopfputz
Nennt man sie die grüne Sau."

Kleines Volk.

In einem Pißpott kam er geschwommen
Hochzeitlich geputzt, hinab den Rhein.
Und als er nach Rotterdam gekommen,
Da sprach er: „Juffräuken, willst du mich frein?

„Ich führe dich, geliebte Schöne,
Nach meinem Schloss, ins Brautgemach;
Die Wände sind eitel Hobelspäne,
Aus Häckerling besteht das Dach.

„Da ist es so puppenniedlich und nette,
Da lebst du wie eine Königin!
Die Schale der Wallnuss ist unser Bette,
Von Spinnweb sind die Laken drin.

„Ameiseneier, gebraten in Butter,
Essen wir täglich, auch Würmchengemüs,
Und später erb' ich von meiner Frau Mutter
Drei Nonnenfürzchen, die schmecken so süß.

„Ich habe Speck, ich habe Schwarten,
Ich habe Fingerhüte voll Wein,
Auch wächst eine Rübe in meinem Garten,
Du wirst wahrhaftig glücklich sein!"

Das war ein Locken und ein Werben!
Wohl seufzte die Braut: „Ach Gott! ach Gott!"
Sie war wehmüthig, wie zum Sterben —
Doch endlich stieg sie hinab in den Pott.

* *
*

Sind Christenleute oder Mäuse
Die Helden des Lieds? Ich weiß es nicht mehr
Im Beverland hört' ich die schnurrige Weise,
Es sind nun dreißig Jahre her.

Zwei Ritter.

Krapülinski und Waschlapski,
Polen aus der Polackei,
Fochten für die Freiheit, gegen
Moskowiter-Tyrannei.

Fochten tapfer und entkamen
Endlich glücklich nach Paris —
Leben bleiben, wie das Sterben
Für das Vaterland ist süß.

Wie Achilles und Patroklus,
David und sein Jonathan,
Liebten sich die beiden Polen,
Küssten sich: „Kochan! Kochan!"

Keiner je verrieth den Andern.
Blieben Freunde, ehrlich, treu,
Ob sie gleich zwei edle Polen,
Polen aus der Polackei.

Wohnten in derselben Stube,
Schliefen in demselben Bette!
Eine Laus und eine Seele,
Kratzten sie sich um die Wette.

Speisten in derselben Kneipe,
Und da Keiner wollte leiden,
Daß der Andre für ihn zahle,
Zahlte Keiner von den Beiden.

Auch dieselbe Henriette
Wäscht für beide edle Polen;
Trällernd kommt sie jeden Monat, —
Um die Wäsche abzuholen.

Ja, sie haben wirklich Wäsche,
Jeder hat der Hemden zwei,
Ob sie gleich zwei edle Polen,
Polen aus der Polackei.

Sitzen heute am Kamine,
Wo die Flammen traulich flackern;
Draußen Nacht und Schneegestöber
Und das Rollen von Fiakern.

Eine große Bowle Punsch,
(Es versteht sich: unverzückert,
Unversäuert, unverwässert)
Haben sie bereits geschlückert.

Und von Wehmuth wird beschlichen
Ihr Gemüthe; ihr Gesicht
Wird befeuchtet schon von Zähren,
Und der Krapülinski spricht:

„Hätt' ich doch hier in Paris
Meinen Bärenpelz, den lieben
Schlafrock und die Katzfell-Nachtmütz,
Die im Vaterland geblieben!"

Ihm erwiderte Waschlapski:
„O du bist ein treuer Schlachzitz,
Denkest immer an der Heimat
Bärenpelz und Katzfell-Nachtmütz

„Polen ist noch nicht verloren,
Unsre Weiber, sie gebären,
Unsre Jungfraun thun Dasselbe,
Werden Helden uns bescheren,

„Helden, wie der Held Sobieski,
Wie Schelmufski und Uminski,
Eskrokewitsch, Schubiakski,
Und der große Eselinski.“

Das goldne Kalb.

Doppelflöten, Hörner, Geigen
Spielen auf zum Götzenreigen,
Und es tanzen Jakob's Töchter
Um das goldne Kalb herum —
Brumm — brumm — brumm —
Paukenschläge und Gelächter!

Hochgeschürzt bis zu den Lenden
Und sich fassend an den Händen,
Jungfraun edelster Geschlechter
Kreisen wie ein Wirbelwind
Um das Rind —
Paukenschläge und Gelächter!

Aron selbst wird fortgezogen
Von des Tanzes Wahnsinnwogen,
Und er selbst, der Glaubenswächter,
Tanzt im Hohenpriesterrock,
Wie ein Bock —
Paukenschläge und Gelächter!

König David.

Lächelnd scheidet der Despot,
Denn er weiß, nach seinem Tod
Wechselt Willkür nur die Hände,
Und die Knechtschaft hat kein Ende.

Armes Volk! wie Pferd und Farrn
Bleibt es angeschirrt am Karrn,
Und der Nacken wird gebrochen,
Der sich nicht bequemt den Jochen.

Sterbend spricht zu Salomo
König David: „Apropos,
Daß ich Joab dir empfehle,
Einen meiner Generäle.

„Dieser tapfre General
Ist seit Jahren mir fatal,
Doch ich wagte den Verhaßten
Niemals ernstlich anzutasten.

„Du, mein Sohn, bist fromm und klug,
Gottesfürchtig, stark genug,
Und es wird dir leicht gelingen,
Jenen Joab umzubringen."

König Richard.

Wohl durch der Wälder einödige Pracht
Jagt ungestüm ein Reiter;
Er bläst ins Horn, er singt und lacht
Gar seelenvergnügt und heiter.

Sein Harnisch ist von starkem Erz,
Noch stärker ist sein Gemüthe,
Das ist Herr Richard Löwenherz,
Der christlichen Ritterschaft Blüthe.

„Willkommen in England!" rufen ihm zu
Die Bäume mit grünen Zungen —
„Wir freuen uns, o König, daß du
Östreichischer Haft entsprungen."

Dem König ist wohl in der freien Luft,
Er fühlt sich wie neugeboren,
Er denkt an Östreichs Festungsduft —
Und giebt seinem Pferde die Sporen.

Der Asra.

Täglich ging die wunderschöne
Sultanstochter auf und nieder
Um die Abendzeit am Springbrunn,
Wo die weißen Wasser plätschern.

Täglich stand der junge Sklave
Um die Abendzeit am Springbrunn,
Wo die weißen Wasser plätschern;
Täglich ward er bleich und bleicher.

Eines Abends trat die Fürstin
Auf ihn zu mit raschen Worten:
„Deinen Namen will ich wissen,
Deine Heimat deine Sippschaft!"

Und der Sklave sprach: „Ich heiße
Mohamed, ich bin aus Yemen,
Und mein Stamm sind jene Asra,
Welche sterben, wenn sie lieben.“

Himmelsbräute.

Wer dem Kloster geht vorbei
Mitternächtlich, sieht die Fenster
Hell erleuchtet. Ihren Umgang
Halten dorten die Gespenster.

Eine düstre Procession
Todter Ursulinerinnen;
Junge, hübsche Angesichter
Lauschen aus Kapuz' und Linnen.

Tragen Kerzen in der Hand,
Die unheimlich blutroth schimmern;
Seltsam wiederhallt im Kreuzgang
Ein Gewisper und ein Wimmern.

Nach der Kirche geht der Zug,
Und sie setzen dort sich nieder
Auf des Chores Buchsbaumstühle
Und beginnen ihre Lieder.

Litaneienfromme Weisen,
Aber wahnsinnwüste Worte:
Arme Seelen sind es, welche
Pochen an des Himmels Pforte.

„Bräute Christi waren wir,
Doch die Weltlust uns bethörte,
Und da gaben wir dem Cäsar,
Was dem lieben Gott gehörte.

„Reizend ist die Uniform
Und des Schnurrbarts Glanz und Glätte
Doch verlockend sind am meisten
Cäsar's goldne Epaulette.

„Ach, der Stirne, welche trug
Eine Dornenkrone weiland,
Gaben wir ein Hirschgeweihe —
Wir betrogen unsern Heiland.

„Jesus, der die Güte selbst,
Weinte sanft ob unsrer Fehle,
Und er sprach: ‚Vermaledeit
Und verdammt sei eure Seele!‘

„Grabentstiegner Spuk der Nacht
Müssen büßend wir nunmehre
Irre gehn in diesen Mauern —
Miserere! Miserere!

„Ach, im Grabe ist es gut,
Ob es gleich viel besser wäre
In dem warmen Himmelreiche —
Miserere! Miserere!

„Süßer Jesus, o vergieb
Endlich uns die Schuld, die schwere,
Schließ uns auf den warmen Himmel
Miserere! Miserere!“

Also singt die Nonnenschar,
Und ein längst verstorbner Küster
Spielt die Orgel. Schattenhände
Stürmen toll durch die Register.

Pfalzgräfin Jutta.

Pfalzgräfin Jutta fuhr über den Rhein
Im leichten Kahn, bei Mondenschein.
Die Zofe rudert, die Gräfin spricht:
„Siehst du die sieben Leichen nicht,
Die hinter uns kommen
Einhergeschwommen? —
So traurig schwimmen die Todten!

„Das waren Ritter voll Jugendlust —
Sie sanken zärtlich an meine Brust
Und schwuren mir Treue — Zur Sicherheit,
Daß sie nicht brächen ihren Eid,
Ließ ich sie ergreifen
Sogleich und ersäufen —
So traurig schwimmen die Todten!“

Die Zofe rudert, die Gräfin lacht.
Das hallt so höhnisch durch die Nacht!“

Bis an die Hüfte tauchen hervor
Die Leichen und strecken die Finger empor,
Wie schwörend — Sie nicken
Mit gläsernen Blicken —
So traurig schwimmen die Todten!

Der Mohrenkönig.

Ins Exil der Alpuxarren
Zog der junge Mohrenkönig;
Schweigsam und das Herz voll Kummer
Ritt er an des Zuges Spitze.

Hinter ihm auf hohen Zeltern
Oder auch in güldnen Sänften
Saßen seines Hauses Frauen;
Schwarze Mägde trägt das Maulthier

Hundert treue Diener folgen
Auf arabisch edlen Rappen;
Stolze Gäule, doch die Reiter
Hängen schlottrig in den Sätteln.

Keine Cymbel, keine Pauke,
Kein Gesangeslaut ertönte;
Nur des Maulthiers Silberglöckchen
Wimmern schmerzlich in der Stille.

Auf der Höhe, wo der Blick
Ins Duero=Thal hinabschweift,
Und die Zinnen von Granada
Sichtbar sind zum letzten Male,

Dorten stieg vom Pferd der König
Und betrachtete die Stadt,
Die im Abendlichte glänzte,
Wie geschmückt mit Gold und Purpur.

Aber, Allah! Welch' ein Anblick!
Statt des vielgeliebten Halbmonds,
Prangen Spaniens Kreuz und Fahnen
Auf den Thürmen der Alhambra.

Ach, bei diesem Anblick brachen
Aus des Königs Brust die Seufzer,
Thränen überströmten plötzlich
Wie ein Sturzbach seine Wangen.

Düster von dem hohen Zelter
Schaut herab des Königs Mutter,
Schaut auf ihres Sohnes Jammer,
Und sie schalt ihn stolz und bitter.

„Boabdil el Chico," sprach sie,
„Wie ein Weib beweinst du jetzo
Jene Stadt, die du nicht wusstest
Zu vertheid'gen wie ein Mann."

Als des Königs liebste Kebsin
Solche harte Rede hörte,
Stürzte sie aus ihrer Sänfte
Und umhalste den Gebieter.

„Boabdil el Chico," sprach sie,
„Tröste dich, mein Heißgeliebter,
Aus dem Abgrund deines Elends
Blüht hervor ein schöner Lorber.

„Nicht allein der Triumphator,
Nicht allein der sieggekrönte
Günstling jener blinden Göttin,
Auch der blut'ge Sohn des Unglücks,

„Auch der heldenmüth'ge Kämpfer,
Der dem ungeheuren Schicksal
Unterlag, wird ewig leben
In der Menschen Angedenken."

„Berg des letzten Mohrenseufzers"
Heißt bis auf den heut'gen Tag
Jene Höhe, wo der König
Sah zum letzten Mal Granada.

Lieblich hat die Zeit erfüllet
Seiner Liebsten Prophezeiung,
Und des Mohrenkönigs Name
Ward verherrlicht und gefeiert.

Nimmer wird sein Ruhm verhallen,
Ehe nicht die letzte Saite
Schnarrend losspringt von der letzten
Andalusischen Guitarre.

Geoffroy Rudèl und Melisande von Tripoli.

In dem Schlosse Blaye erblickt man
Die Tapete an den Wänden,
So die Gräfin Tripolis
Einst gestickt mit klugen Händen.

Ihre ganze Seele stickte
Sie hinein, und Liebesthräne
Hat gefeit das seidne Bildwerk,
Welches darstellt jene Scene:

Wie die Gräfin den Rudèl
Sterbend sah am Strande liegen,
Und das Urbild ihrer Sehnsucht
Gleich erkannt in seinen Zügen.

Auch Rudèl hat hier zum ersten
Und zum letzten Mal erblicket
In der Wirklichkeit die Dame,
Die ihn oft im Traum entzücket.

Über ihn beugt sich die Gräfin,
Hält ihn liebevoll umschlungen,
Küsst den todesbleichen Mund,
Der so schön ihr Lob gesungen!

Ach! der Kuss des Willkomms wurde
Auch zugleich der Kuss des Scheidens,
Und so leerten sie den Kelch
Höchster Lust und tiefsten Leidens. —

In dem Schlosse Blaye allnächtlich
Giebt's ein Rauschen, Knistern, Beben:
Die Figuren der Tapete
Fangen plötzlich an zu leben.

Troubadour und Dame schütteln
Die verschlafnen Schattenglieder,
Treten aus der Wand und wandeln
Durch die Säle auf und nieder.

Trautes Flüstern, sanftes Tändeln,
Wehmuthsüße Heimlichkeiten,
Und posthume Galantrie
Aus des Minnesanges Zeiten:

„Geoffroy! Mein todtes Herz
Wird erwärmt von deiner Stimme,
In den längst erloschnen Kohlen
Fühl' ich wieder ein Geglimme!“

„„Melisande! Glück und Blume!
Wenn ich dir ins Auge sehe,
Leb' ich auf — gestorben ist
Nur mein Erdenleid und =Wehe.""

„Geoffroy! Wir liebten uns
Einst im Traume, und jetzunder
Lieben wir uns gar im Tode —
Gott Amur that dieses Wunder!"

„„Melisande! Was ist Traum?
Was ist Tod? Nur eitel Töne.
In der Liebe nur ist Wahrheit,
Und dich lieb' ich, ewig Schöne.""

„Geoffroy! Wie traulich ist es
Hier im stillen Mondscheinsaale,
Möchte nicht mehr draußen wandeln
In des Tages Sonnenstrahle."

„„Melisande! theure Närrin,
Du bist selber Licht und Sonne,
Wo du wandelst, blüht der Frühling,
Sprossen Lieb' und Maienwonne!""

Also kosen, also wandeln
Jene zärtlichen Gespenster
Auf und ab, derweil das Mondlicht
Lauschet durch die Bogenfenster.

Doch den holden Spuk vertreibend
Kommt am End' die Morgenröthe —
Jene huschen scheu zurück
In die Wand, in die Tapete.

Der Dichter Firdusi.

I.

Goldne Menschen, Silbermenschen!
Spricht ein Lump von einem Thoman,
Ist die Rede nur von Silber,
Ist gemeint ein Silberthoman.

Doch im Munde eines Fürsten,
Eines Schaches, ist ein Thoman
Gülden stets; ein Schach empfängt
Und er giebt nur goldne Thoman.

Also denken brave Leute,
Also dachte auch Firdusi,
Der Verfasser des berühmten
Und vergötterten „Schach Nameh.“

Dieses große Heldenlied
Schrieb er auf Geheiß des Schaches,
Der für jeden seiner Verse
Einen Thoman ihm versprochen.

Siebzehnmal die Rose blühte,
Siebzehnmal ist sie verwelket,
Und die Nachtigall besang sie
Und verstummte siebzehnmal —

Unterdessen saß der Dichter
An dem Webstuhl des Gedankens
Tag und Nacht, und webte emsig
Seines Liedes Riesenteppich —

Riesenteppich, wo der Dichter
Wunderbar hineingewebt
Seiner Heimat Fabelchronik,
Farsistan's uralte Kön'ge,

Lieblingshelden seines Volkes,
Ritterthaten, Aventüren,
Zauberwesen und Dämonen,
Keck umrankt von Märchenblumen —

Alles blühend und lebendig,
Farbenglänzend, blühend, brennend,
Und wie himmlisch angestrahlt
Von dem heil'gen Lichte Iran's,

Von dem göttlich reinen Urlicht,
Dessen letzter Feuertempel,
Trotz dem Koran und dem Mufti,
In des Dichters Herzen flammte.

Als vollendet war das Lied,
Überschickte seinem Gönner
Der Poet das Manuskript,
Zweimalhunderttausend Verse.

In der Badestube war es,
In der Badestub' zu Gasna,
Wo des Schaches schwarze Boten
Den Firdusi angetroffen —

Jeder schleppte einen Geldsack,
Den er zu des Dichters Füßen
Knieend legte, als den hohen
Ehrensold für seine Dichtung.

Der Poet riss auf die Säcke
Hastig, um am lang entbehrten
Goldesanblick sich zu laben —
Da gewahrt' er mit Bestürzung,

Dass der Inhalt dieser Säcke
Bleiches Silber, Silberthomans,
Zweimalhunderttausend etwa —
Und der Dichter lachte bitter.

Bitter lachend hat er jene
Summe abgetheilt in drei
Gleiche Theile, und jedwedem
Von den beiden schwarzen Boten

Schenkte er als Botenlohn
Solch ein Drittel, und das dritte
Gab er einem Badeknechte,
Der sein Bad besorgt, als Trinkgeld.

Seinen Wanderstab ergriff er
Jetzo und verließ die Hauptstadt;
Vor dem Thor hat er den Staub
Abgefegt von seinen Schuhen.

II.

„Hätt' er menschlich ordinär
Nicht gehalten, was versprochen,
Hätt' er nur sein Wort gebrochen,
Zürnen wollt' ich nimmermehr.

„Aber unverzeihlich ist,
Dass er mich getäuscht so schnöde
Durch den Doppelsinn der Rede
Und des Schweigens größre List.

„Stattlich war er, würdevoll
Von Gestalt und von Gebärden,
Wen'ge glichen ihm auf Erden,
War ein König jeder Zoll.

„Wie die Sonn' am Himmelsbogen,
Feuerblicks, sah er mich an,
Er, der Wahrheit stolzer Mann —
Und er hat mich doch belogen."

III.

Schach Mahomet hat gut gespeist,
Und gut gelaunet ist sein Geist.

Im dämmernden Garten, auf purpurnem Pfühl,
Am Springbrunn sitzt er. Das plätschert so kühl.

Die Diener stehen mit Ehrfurchtsmienen;
Sein Liebling Ansari ist unter ihnen.

Aus Marmorvasen quillt hervor
Ein üppig brennender Blumenflor.

Gleich Odalisken anmuthiglich
Die schlanken Palmen fächern sich.

Es stehen regungslos die Cypressen,
Wie himmelträumend, wie weltvergessen.

Doch plötzlich erklingt bei Lautenklang,
Ein sanft geheimnisvoller Gesang.

Der Schach fährt auf, als wie behext —
„Von Wem ist dieses Liedes Text?"

Ansari, an welchen die Frage gerichtet,
Gab Antwort: „„Das hat Firdusi gedichtet.""

„Firdusi?" — rief der Fürst betreten —
„Wo ist er? Wie geht es dem großen Poeten?"

Ansari gab Antwort: „„In Dürftigkeit
Und Elend lebt er seit langer Zeit

„„Zu Thus, des Dichters Vaterstadt,
Wo er ein kleines Gärtchen hat.""

Schach Mahomet schwieg eine gute Weile,
Dann sprach er: „Ansari, mein Auftrag hat Eile —

„Geh nach meinen Ställen und erwähle
Dort hundert Maulthiere und fünfzig Kamele.

„Die sollst du belasten mit allen Schätzen,
Die eines Menschen Herz ergötzen,

„Mit Herrlichkeiten und Raritäten,
Kostbaren Kleidern und Hausgeräthen

„Von Sandelholz, von Elfenbein,
Mit güldnen und silbernen Schnurrpfeiferein,

„Kannen und Kelchen, zierlich gehenkelt,
Lepardenfellen, groß gesprenkelt,

„Mit Teppichen, Shawls und reichen Brokaten,
Die fabriciert in meinen Staaten —

„Vergiß nicht, auch hineinzupacken
Glänzende Waffen und Schabracken,

„Nicht minder Getränke jeder Art
Und Speisen, die man in Töpfen bewahrt,

„Auch Konfitüren, und Mandeltorten,
Und Pfefferkuchen von allen Sorten.

„Füge hinzu ein Dutzend Gäule
Arabischer Zucht, geschwind wie Pfeile.

„Und schwarze Sklaven gleichfalls ein Dutzend,
Leiber von Erz, strapazentrutzend.

„Ansari, mit diesen schönen Sachen
Sollst du dich gleich auf die Reise machen.

„Du sollst sie bringen nebst meinem Gruß
Dem großen Dichter Firdusi zu Thus."

Ansari erfüllte des Herrschers Befehle,
Belud die Mäuler und Kamele

Mit Ehrengeschenken, die wohl den Zins
Gekostet von einer ganzen Provinz.

Nach dreien Tagen verließ er schon
Die Residenz, und in eigner Person,

Mit einer rothen Führerfahne,
Ritt er voran der Karawane.

Am achten Tage erreichten sie Thus;
Die Stadt liegt an des Berges Fuß.

Wohl durch das Westthor zog herein
Die Karawane mit Lärmen und Schrein.

Die Trommel scholl, das Kuhhorn klang,
Und laut aufjubelt Triumphgesang.

„La Illa Il Allah!“ aus voller Kehle
Jauchzten die Treiber der Kamele.

Doch durch das Ostthor am andern End’
Von Thus, zog in demselben Moment

Zur Stadt hinaus der Leichenzug,
Der den todten Firdusi zu Grabe trug.

Nächtliche Fahrt.

Es wogte das Meer, aus dem dunklen Gewöll
Der Halbmond lugte scheu;
Und als wir stiegen in den Kahn,
Wir waren unsrer Drei.

Es plätschert’ im Wasser des Ruderschlags
Verdrossenes Einerlei;
Weißschäumende Wellen rauschten heran,
Bespritzten uns alle Drei.

Sie stand im Kahn so blaß, so schlank,
Und unbeweglich dabei,
Als wär’ sie ein welsches Marmorbild,
Dianens Konterfei.

Der Mond verbirgt sich ganz. Es pfeift
Der Nachtwind kalt vorbei;
Hoch über unsern Häuptern ertönt
Plötzlich ein gellender Schrei.

Die weiße, gespenstische Möwe war’s,
Und ob dem bösen Schrei,
Der schauerlich klang wie ein Warnungsruf,
Erschraken wir alle Drei.

Bin ich im Fieber? Ist Das ein Spuk
Der nächtlichen Phantasei?
Äfft mich ein Traum? Es träumet mir
Grausame Narrethei.

Grausame Narrethei! Mir träumt,
Daß ich ein Heiland sei,
Und daß ich trüge das große Kreuz
Geduldig und getreu.

Die arme Schönheit ist schwer bedrängt,
Ich aber mache sie frei
Von Schmach und Sünde, von Qual und Noth,
Von der Welt Unflätherei.

Du arme Schönheit, schaudre nicht
Wohl ob der bittern Arznei;
Ich selber kredenze dir den Tod,
Bricht auch mein Herz entzwei.

O Narrethei, grausamer Traum,
Wahnsinn und Raserei!
Es gähnt die Nacht, es kreischt das Meer,
O Gott! o steh mir bei!

O steh mir bei, barmherziger Gott!
Barmherziger Gott Schaddei!
Da schollert's hinab ins Meer — o Weh —
Schaddei! Schaddei! Adonai! —

Die Sonne ging auf, wir fuhren ans Land,
Da blühte und glühte der Mai!
Und als wir stiegen aus dem Kahn,
Da waren wir unsrer Zwei.

Präludium.

Dieses ist Amerika!
Dieses ist die neue Welt!
Nicht die heutige, die schon
Europäisieret abwelkt. —

Dieses ist die neue Welt!
Wie sie Christoval Kolumbus
Aus dem Ocean hervorzog.
Glänzend noch in Fluthenfrische,

Träufelt noch von Wasserperlen,
Die zerstieben, farbensprühend,
Wenn sie küßt das Licht der Sonne
Wie gesund ist diese Welt!

Ist kein Kirchhof der Romantik,
Ist kein alter Scherbenberg
Von verschimmelten Symbolen
Und versteinerten Perücken.

Aus gesundem Boden sprossen
Auch gesunde Bäume — keiner
Ist blasiert und keiner hat
In dem Rückgratmark die Schwindsucht.

Auf den Baumesästen schaukeln
Große Vögel. Ihr Gefieder
Farbenschillernd. Mit den ernsthaft
Langen Schnäbeln und mit Augen,

Brillenartig schwarz umrändert,
Schaun sie auf dich nieder, schweigsam —
Bis sie plötzlich schrillend aufschrein
Und wie Kaffeschwestern schnattern.

Doch ich weiß nicht, was sie sagen,
Ob ich gleich der Vögel Sprachen
Kundig bin, wie Salomo,
Welcher tausend Weiber hatte,

Und die Vögelsprachen kannte,
Die modernen nicht allein,
Sondern auch die todten, alten,
Ausgestopften Dialekte.

Neuer Boden, neue Blumen!
Neue Blumen, neue Düfte!
Unerhörte, wilde Düfte,
Die mir in die Nase dringen,

Neckend, prickelnd, leidenschaftlich —
Und mein grübelnder Geruchsinn
Quält sich ab: Wo hab' ich denn
Je Dergleichen schon gerochen?

War's vielleicht auf Regentstreet,
In den sonnig gelben Armen
Jener schlanken Javanesin,
Die beständig Blumen kaute?

Oder war's zu Rotterdam,
Neben der Erasmi Bildsäul',
In der weißen Waffelbude
Mit geheimnißvollem Vorhang?

Während ich die neue Welt
Solcher Art verdutzt betrachte,
Schein' ich selbst ihr einzuflößen
Noch viel größre Scheu — Ein Affe,

Der erschreckt ins Buschwerk forthuscht,
Schlägt ein Kreuz bei meinem Anblick,
Angstvoll rufend: „Ein Gespenst!
Ein Gespenst der alten Welt!“

Affe, fürcht dich nicht, ich bin
Kein Gespenst, ich bin kein Spuk;
Leben kocht in meinen Adern,
Bin des Lebens treuster Sohn.

Doch durch jahrelangen Umgang
Mit den Todten nahm ich an
Der Verstorbenen Manieren
Und geheime Seltsamkeiten.

Meine schönsten Lebensjahre,
Die verbracht' ich im Kyffhäuser.
Auch im Venusberg und andern
Katakomben der Romantik.

Fürcht dich nicht vor mir, mein Affe!
Bin dir hold, denn auf dem haarlos
Ledern abgeschabten Hintern
Trägst du Farben, die ich liebe.

Theure Farben! Schwarz-roth-goldgelb
Diese Affensteißkouleuren,
Sie erinnern mich mit Wehmuth
An das Banner Barbarossa's.

Vitzliputzli.

I.

Auf dem Haupte trug er den Lorber,
Und an seinen Stiefeln glänzten
Goldne Sporen — dennoch war er
Nicht ein Held und auch kein Ritter.

Nur ein Räuberhauptmann war er,
Der ins Buch des Ruhmes einschrieb
Mit der eignen frechen Faust,
Seinen frechen Namen: Cortez.

Unter des Kolumbus Namen
Schrieb er ihn, ja dicht darunter,
Und der Schulbub' auf der Schulbank
Lernt auswendig beide Namen —

Nach dem Christoval Kolumbus
Nennt er jetzt Fernando Cortez
Als den zweiten großen Mann
In dem Pantheon der Neuwelt.

Heldenschicksals letzte Tücke:
Unser Name wird verkoppelt
Mit dem Namen eines Schächers
In der Menschen Angedenken.

Wär's nicht besser, ganz verhallen
Unbekannt, als mit sich schleppen
Durch die langen Ewigkeiten
Solche Namenskameradschaft?

Messer Christoval Kolumbus
War ein Held, und sein Gemüthe,
Das so lauter wie die Sonne,
War freigebig auch wie diese.

Mancher hat schon Viel gegeben,
Aber Jener hat der Welt
Eine ganze Welt geschenket,
Und sie heißt Amerika.

Nicht befreien konnt' er uns
Aus dem öden Erdenkerker,
Doch er wusst' ihn zu erweitern
Und die Kette zu verlängern.

Dankbar huldigt ihm die Menschheit
Die nicht bloß europamüde,
Sondern Afrika's und Asiens
Endlich gleichfalls müde worden — —

Einer nur, ein einz'ger Held,
Gab uns mehr und gab uns Beßres
Als Kolumbus, Das ist Jener,
Der uns einen Gott gegeben.

Sein Herr Vater, Der hieß Amram,
Seine Mutter hieß Jochebeth,
Und er selber, Moses heißt er,
Und er ist mein bester Heros

Doch, mein Pegasus, du weilest
Viel zu lang bei dem Kolumbus —
Wisse, unser heut'ger Flugritt
Gilt dem gringern Mann, dem Cortez.

Breite aus den bunten Fittig,
Flügelroß! und trage mich
Nach der Neuwelt schönem Lande,
Welches Mexiko geheißen.

Trage mich nach jener Burg,
Die der König Montezuma
Gastlich seinen span'schen Gästen
Angewiesen zur Behausung.

Doch nicht Obdach bloß und Atzung,
In verschwenderischer Fülle,
Gab der Fürst den fremden Strolchen —
Auch Geschenke reich und prächtig,

Kostbarkeiten, klug gedrechselt,
Von massivem Gold, Juwelen,
Zeugten glänzend von der Huld
Und der Großmuth des Monarchen.

Dieser uncivilisierte,
Abergläubisch blinde Heide
Glaubte noch an Treu' und Ehre
Und an Heiligkeit des Gastrechts.

Er willfahrte dem Gesuche,
Beizuwohnen einem Feste,
Das in ihrer Burg die Spanier
Ihm zu Ehren geben wollten —

Und mit seinem Hofgesinde,
Arglos, huldreich, kam der König
In das spanische Quartier,
Wo Fanfaren ihn begrüßten.

Wie das Festspiel war betitelt,
Weiß ich nicht. Es hieß vielleicht:
„Span'sche Treue!" doch der Autor
Nannt' sich Don Fernando Cortez.

Dieser gab das Stichwort — plötzlich
Ward der König überfallen,
Und man band ihn und behielt ihn
In der Burg als eine Geißel.

Aber Montezuma starb,
Und da war der Damm gebrochen,
Der die kecken Abenteurer
Schützte vor dem Zorn des Volkes.

Schrecklich jetzt begann die Brandung
Wie ein wild empörtes Meer
Tosten, rasten immer näher
Die erzürnten Menschenwellen.

Tapfer schlugen zwar die Spanier
Jeden Sturm zurück. Doch täglich
Ward berennt die Burg aufs Neue,
Und ermüdend war das Kampfspiel.

Nach dem Tod des Königs stockte
Auch der Lebensmittel Zufuhr;
Kürzer wurden die Rationen,
Die Gesichter wurden länger.

Und mit langen Angesichtern
Sahn sich an Hispaniens Söhne,
Und sie seufzten und sie dachten
An die traute Christenheimat,

An das theure Vaterland,
Wo die frommen Glocken läuten,
Und am Herde friedlich brodelt
Eine Ollea-Potrida,

Dick verschmoret mit Garbanzos,
Unter welchen, schalkhaft duftend,
Auch wohl kichernd, sich verbergen
Die geliebten Knoblauchwürstchen.

Einen Kriegsrath hielt der Feldherr
Und der Rückzug ward beschlossen;
In der nächsten Tagesfrühe
Soll das Heer die Stadt verlassen.

Leicht gelang's hineinzukommen
Einst durch List dem klugen Cortez,
Doch die Rückkehr nach dem Festland
Bot fatale Schwierigkeiten.

Mexiko, die Inselstadt,
Liegt in einem großen See;
In der Mitte, fluthumrauscht,
Eine stolze Wasserfestung,

Mit dem Uferland verkehrend
Nur durch Schiffe, Flöße, Brücken,
Die auf Riesenpfählen ruhen;
Kleine Inseln bilden Furthen.

Noch bevor die Sonne aufging,
Setzten sich in Marsch die Spanier;
Keine Trommel ward gerühret,
Kein Trompeter blies Reveille.

Wollten ihre Wirthe nicht
Aus dem süßen Schlafe wecken —
(Hunderttausend Indianer
Lagerten in Mexiko.)

Doch der Spanier machte diesmal
Ohne seinen Wirth die Rechnung;
Noch frühzeit'ger aufgestanden
Waren heut die Mexikaner.

Auf den Brücken, auf den Flößen,
Auf den Furthen harrten sie,
Um den Abschiedstrunk alldorten
Ihren Gästen zu kredenzen.

Auf den Brücken, Flößen, Furthen
Hei! da gab's ein toll Gelage!
Roth in Strömen floss das Blut,
Und die kecken Zecher rangen —

Rangen Leib an Leib gepresst,
Und wir sehn auf mancher nackten
Indianerbrust den Abdruck
Span'scher Rüstungsarabesken.

Ein Erdrosseln war's, ein Würgen,
Ein Gemetzel, das sich langsam,
Schaurig langsam, weiter wälzte,
Über Brücken, Flöße, Furthen.

Die Indianer sangen, brüllten,
Doch die Spanier fochten schweigend:
Mussten Schritt für Schritt erobern
Einen Boden für die Flucht.

In gedrängten Engpass-Kämpfen
Boten gringen Vortheil heute
Alt-Europa's strenge Kriegskunst,
Feuerschlünde, Harnisch, Pferde.

Viele Spanier waren gleichfalls
Schwer bepackt mit jenem Golde,
Das sie jüngst erpresst, erbeutet —
Ach, die gelbe Sündenlast

Lähmte, hemmte sie im Kampfe,
Und das teuflische Metall
Ward nicht bloß der armen Seele,
Sondern auch dem Leib verderblich.

Mittlerweile ward der See
Ganz bedeckt von Kähnen, Barken;
Schützen saßen drin und schossen
Nach den Brücken, Flößen, Furthen.

Trafen freilich im Getümmel
Viele ihrer eignen Brüder,
Doch sie trafen auch gar manchen
Hochvortrefflichen Hidalgo.

Auf der dritten Brücke fiel
Junker Gaston, der an jenem
Tag die Fahne trug, worauf
Konterfeit die heil'ge Jungfrau.

Dieses Bildnis selber trafen
Die Geschosse der Indianer;
Sechs Geschosse blieben stecken
Just im Herzen — blanke Pfeile,

Ähnlich jener güldnen Schwertern,
Die der Mater dolorosa
Schmerzenreiche Brust durchbohren
Bei Charfreitagsprocessionen.

Sterbend übergab Don Gaston
Seine Fahne dem Gonzalvo,
Der zu Tod getroffen gleichfalls
Bald dahinsank — Jetzt ergriff

Cortez selbst das theure Banner,
Er, der Feldherr, und er trug es
Hoch zu Roß bis gegen Abend,
Wo die Schlacht ein Ende nahm.

Hundertsechzig Spanier fanden
Ihren Tod an jenem Tage;
Über achtzig fielen lebend
In die Hände der Indianer.

Schwer verwundet wurden Viele,
Die erst später unterlagen.
Schier ein Dutzend Pferde wurde
Theils getödtet, theils erbeutet.

Gegen Abend erst erreichten
Cortez und sein Heer das sichre
Uferland, ein Seegestade,
Karg bepflanzt mit Trauerweiden.

II.

Nach des Kampfes Schreckenstag
Kommt die Spuknacht des Triumphes,
Hunderttausend Freudenlampen
Lodern auf in Mexiko.

Hunderttausend Freudenlampen,
Waldharzfackeln, Pechkranzfeuer,
Werfen grell ihr Tageslicht
Auf Paläste, Götterhallen,

Gildenhäuser, und zumal
Auf den Tempel Vitzliputzli's,
Götzenburg von rothem Backstein,
Seltsam mahnend an ägyptisch,

Babylonisch und assyrisch
Kolossale Bauwerk-Monstren,
Dir wir schauen auf den Bildern
Unsers Britten Henry Martin.

Ja, Das sind dieselben breiten
Rampentreppen, also breit,
Dass dort auf und nieder wallen
Viele tausend Mexikaner,

Während auf den Stufen lagern
Rottenweis die wilden Krieger,
Welche lustig bankettieren,
Hochberauscht von Sieg und Palmwein.

Diese Rampentreppen leiten
Wie ein Zickzack nach der Plattform,
Einem balustradenart'gen
Ungeheuern Tempeldach.

Dort auf seinem Thron-Altar
Sitzt der große Vitzliputzli,
Mexiko's blutdürst'ger Kriegsgott.
Ist ein böses Ungethüm,

Doch sein Äußres ist so putzig,
So verschnörkelt und so kindisch,
Daß er trotz des innern Grausens
Dennoch unsre Lachlust kitzelt —

Und bei seinem Anblick denken
Wir zu gleicher Zeit etwa
An den blassen Tod von Basel
Und an Brüssel's Mannken-Piß.

An des Gottes Seite stehen
Rechts die Laien, links die Pfaffen;
Im Ornat von bunten Federn
Spreizt sich heut die Klerisei.

Auf des Altars Marmorstufen
Hockt ein hundertjährig Männlein,
Ohne Haar an Kinn und Schädel;
Trägt ein scharlach Kamisölchen.

Dieses ist der Opferpriester,
Und er wetzet seine Messer,
Wetzt sie lächelnd, und er schielet
Manchmal nach dem Gott hinauf.

Vitzliputzli scheint den Blick
Seines Dieners zu verstehen,
Zwinkert mit den Augenwimpern
Und bewegt sogar die Lippen.

Auf des Altars Stufen kauern
Auch die Tempelmusici,
Paukenschläger, Kuhhornbläser —
Ein Gerassel und Getute —

Ein Gerassel und Getute,
Und es stimmet ein des Chores
Mexikanisches Te-Deum —
Ein Miaulen wie von Katzen —

Ein Miaulen wie von Katzen,
Doch von jener großen Sorte,
Welche Tigerkatzen heißen
Und statt Mäuse Menschen fressen!

Wenn der Nachtwind diese Töne
Hinwirft nach dem Seegestade,
Wird den Spaniern, die dort lagern
Katzenjämmerlich zu Muthe.

Traurig unter Trauerweiden,
Stehen Diese dort noch immer,
Und sie starren nach der Stadt,
Die im dunkeln Seegewässer

Wiederspiegelt, schier verhöhnend
Alle Flammen ihrer Freude —
Stehen dort wie im Parterre
Eines großen Schauspielhauses,

Und des Vitzliputzli-Tempels
Helle Plattform ist die Bühne,
Wo zur Siegesfeier jetzt
Ein Mysterium tragiert wird.

„Menschenopfer" heißt das Stück.
Uralt ist der Stoff, die Fabel;
In der christlichen Behandlung
Ist das Schauspiel nicht so gräßlich.

Denn dem Blute wurde Rothwein,
Und dem Leichnam, welcher vorkam,
Wurde eine harmlos dünne
Mehlbreispeis transsubstituiret —

Diesmal aber, bei den Wilden,
War der Spaß sehr roh und ernsthaft
Aufgefasst: Man speiste Fleisch,
Und das Blut war Menschenblut.

Diesmal war es gar das Vollblut
Von Altchristen, das sich nie,
Nie vermischt hat mit dem Blute
Der Moresken und der Juden.

Freu dich, Vitzliputzli, freu dich,
Heute giebt es Spanierblut,
Und am warmen Dufte wirst du
Gierig laben deine Nase.

Heute werden dir geschlachtet
Achtzig Spanier, stolze Braten
Für die Tafel deiner Priester,
Die sich an dem Fleisch erquicken.

Denn der Priester ist ein Mensch,
Und der Mensch, der arme Fresser,
Kann nicht bloß vom Riechen leben
Und vom Dufte, wie die Götter.

Horch! die Todespauke dröhnt schon,
Und es kreischt das böse Kuhhorn!
Sie verkünden, daß heraufsteigt
Jetzt der Zug der Sterbemänner.

Achtzig Spanier, schmählich nackend,
Ihre Hände auf dem Rücken
Festgebunden, schleppt und schleift man
Hoch hinauf die Tempeltreppe.

Vor dem Vitzliputzli-Bilde
Zwingt man sie das Knie zu beugen
Und zu tanzen Possentänze,
Und man zwingt sie durch Torturen,

Die so grausam und entsetzlich,
Daß der Angstschrei der Gequälten
Überheulet das gesammte
Kannibalen-Charivari. —

Armes Publikum am See!
Cortez und die Kriegsgefährten,
Sie vernahmen und erkannten
Ihrer Freunde Angstrufstimmen —

Auf der Bühne, grellbeleuchtet,
Sahen sie auch ganz genau
Die Gestalten und die Mienen —
Sahn das Messer, sahn das Blut —

Und sie nahmen ab die Helme
Von den Häuptern, knieten nieder,
Stimmten an den Psalm der Todten,
Und sie sangen: „De profundis!"

Unter Jenen, welche starben,
War auch Raimond de Mendoza,
Sohn der schönen Abbatissin,
Cortez' erste Jugendliebe.

Als er auf der Brust des Jünglings
Jenes Medaillon gewahrte,
Das der Mutter Bildniß einschloß,
Weinte Cortez helle Thränen —

Doch er wischt' sie ab vom Auge
Mit dem harten Büffelhandschuh,
Seufzte tief und sang im Chore
Mit den Andern: „Miserere!"

III.

Blasser schimmern schon die Sterne,
Und die Morgennebel steigen
Aus der Seefluth, wie Gespenster
Mit hinschleppend weißen Laken.

Fest und Lichter sind erloschen
Auf dem Dach des Götzentempels,
Wo am blutgetränkten Estrich
Schnarchend liegen Pfaff und Laie.

Nur die rothe Jacke wacht.
Bei dem Schein der letzten Lampe,
Süßlich grinsend, grimmig schäkernd,
Spricht der Priester zu dem Gotte:

„Vitzliputzli, Putzlivitzli,
Liebstes Göttchen Vitzliputzli!
Hast dich heute amüsieret,
Hast gerochen Wohlgerüche!

„Heute gab es Spanierblut —
O, das dampfte so apptitlich,
Und dein feines Leckernäschen
Sog den Duft ein, wollustglänzend

„Morgen opfern wir die Pferde,
Wiehernd edle Ungethüme,
Die des Windes Geister zeugten,
Buhlschaft treibend mit der Seekuh.

„Willst du artig sein, so schlacht' ich
Dir auch meine beiden Enkel,
Hübsche Bübchen, süßes Blut,
Meines Alters einz'ge Freude.

„Aber artig musst du sein,
Musst uns neue Siege schenken —
Lass uns siegen, liebes Göttchen,
Putzlivitzli, Vitzliputzli!

„O, verderbe unsre Feinde,
Diese Fremden, die aus fernen
Und noch unentdeckten Ländern
Zu uns kamen übers Weltmeer —

„Warum ließen sie die Heimat?
Trieb sie Hunger oder Blutschuld?
Bleib im Land und nähr dich redlich,
Ist ein sinnig altes Sprichwort.

„Was ist ihr Begehr? Sie stecken
Unser Gold in ihre Taschen,
Und sie wollen, dass wir droben
Einst im Himmel glücklich werden!

„Anfangs glaubten wir, sie wären
Wesen von der höchsten Gattung,
Sonnensöhne, die unsterblich
Und bewehrt mit Blitz und Donner.

„Aber Menschen sind sie, tödtbar
Wie wir Andre, und mein Messer
Hat erprobet heute Nacht
Ihre Menschensterblichkeit.

„Menschen sind sie und nicht schöner
Als wir Andre, Manche drunter
Sind so hässlich wie die Affen;
Wie bei diesen, sind behaart

„Die Gesichter, und es heißt,
Manche trügen in den Hosen
Auch verborgne Affenschwänze —
Wer kein Aff', braucht keine Hosen,

„Auch moralisch hässlich sind sie,
Wissen Nichts von Pietät,
Und es heißt, dass sie sogar
Ihre eignen Götter fräßen!

„O, vertilge diese ruchlos
Böse Brut, die Götterfresser —
Vitzliputzli, Putzlivitzli,
Lass uns siegen, Vitzliputzli!" —

Also sprach zum Gott der Priester,
Und des Gottes Antwort tönt
Seufzend, röchelnd, wie der Nachtwind,
Welcher koset mit dem Seeschilf:

„Rothjack', Rothjack', blut'ger Schlächter,
Hast geschlachtet viele Tausend
Bohre jetzt das Opfermesser
In den eignen alten Leib.

„Aus dem aufgeschlitzten Leib
Schlüpft alsdann hervor die Seele;
Über Kiesel, über Wurzel
Trippelt sie zum Laubfroschteiche.

„Dorten hocket meine Muhme
Rattenkön'gin — sie wird sagen:
„„Guten Morgen, nackte Seele,
Wie ergeht es meinem Neffen?

„„Vitzliputzelt er vergnügt
In dem honigsüßen Goldlicht?
Wedelt ihm das Glück die Fliegen
Und die Sorgen von der Stirne?

„„Oder kratzt ihn Katzlagara,
Die verhasste Unheilsgöttin,
Mit den schwarzen Eisenpfoten,
Die in Otterngift getränket?““

„Nackte Seele, gieb zur Antwort:
„„Vitzliputzli lässt dich grüßen,
Und er wünscht dir Pestilenz
In den Bauch, Vermaledeite!

„„Denn du riethest ihm zum Kriege,
Und dein Rath, es war ein Abgrund —
In Erfüllung geht die böse,
Uralt böse Prophezeiung

„„Von des Reiches Untergang
Durch die furchtbar bärt'gen Männer,
Die auf hölzernem Gevögel
Hergeflogen aus dem Osten.

„„Auch ein altes Sprichwort giebt es:
Weiberwille, Gotteswille —
Doppelt ist der Gotteswille,
Wenn das Weib die Mutter Gottes.

„„Diese ist es, die mir zürnet,
Sie, die stolze Himmelsfürstin,
Eine Jungfrau sonder Makel,
Zauberkundig, wunderthätig.

„„Sie beschützt das Spaniervolk,
Und wir müssen untergehen.
Ich, der ärmste aller Götter,
Und mein armes Mexiko.““

„Nach vollbrachtem Auftrag, Rothjack',
Krieche deine nackte Seele
In ein Sandloch — Schlafe wohl,
Dass du nicht mein Unglück schauest!

„Dieser Tempel stürzt zusammen,
Und ich selber, ich versinke
In dem Qualm — nur Rauch und Trümmer —
Keiner wird mich wiedersehen.

„Doch ich sterbe nicht; wir Götter
Werden alt wie Papageien,
Und wir mausern nur und wechseln
Auch wie diese das Gefieder.

„Nach der Heimat meiner Feinde,
Die Europa ist geheißen,
Will ich flüchten, dort beginn' ich
Eine neue Karrière.

„Ich verteufle mich, der Gott
Wird jetzund ein Gottseibeiuns;
Als der Feinde böser Feind
Kann ich dorten wirken, schaffen.

„Quälen will ich dort die Feinde,
Mit Phantomen sie erschrecken —
Vorgeschmack der Hölle, Schwefel
Sollen sie beständig riechen.

„Ihre Weisen, ihre Narren
Will ich ködern und verlocken;
Ihre Tugend will ich kitzeln,
Bis sie lacht wie eine Metze.

„Ja, ein Teufel will ich werden,
Und als Kameraden grüß' ich
Satanas und Belial,
Astaroth und Belzebub.

„Dich zumal begrüß' ich, Lilis,
Sündenmutter, glatte Schlange!
Lehr mich deine Grausamkeiten
Und die schöne Kunst der Lüge!

„Mein geliebtes Mexiko,
Nimmermehr kann ich es retten,
Aber rächen will ich furchtbar
Mein geliebtes Mexiko."

Zweites Buch.

Lamentationen.

Das Glück ist eine leichte Dirne,
Und weilt nicht gern am selben Ort,
Sie streicht das Haar dir von der Stirne,
Und küsst dich rasch und flattert fort.

Frau Unglück hat im Gegentheile
Dich liebefest ans Herz gedrückt;
Sie sagt, sie habe keine Eile,
Setzt sich zu dir ans Bett und strickt.

Waldeinsamkeit.

Ich hab' in meinen Jugendtagen
Wohl auf dem Haupt einen Kranz getragen;
Die Blumen glänzten wunderbar,
Ein Zauber in dem Kranze war.

Der schöne Kranz gefiel wohl Allen,
Doch der ihn trug, hat Manchem missfallen;
Ich floh den gelben Menschenneid,
Ich floh in die grüne Waldeinsamkeit.

Im Wald, im Wald! da konnt' ich führen
Ein freies Leben mit Geistern und Thieren;
Feen und Hochwild von stolzem Geweih
Sie nahten sich mir ganz ohne Scheu.

Sie nahten sich mir ganz ohne Zagnis,
Sie wussten, Das sei kein schreckliches Wagnis;
Dass ich kein Jäger, wusste das Reh,
Dass ich kein Vernunftmensch, wusste die Fee.

Von Feenbegünstigung plaudern nur Thoren —
Doch wie die übrigen Honoratioren
Des Waldes mir huldreich gewesen, fürwahr
Ich darf es bekennen offenbar.

Wie haben mich lieblich die Elfen umflattert!
Ein lustiges Völkchen! Das plaudert und schnattert!
Ein bischen stechend ist der Blick,
Verheißend ein süßes, doch tödtliches Glück.

Ergötzten mich mit Mai-Tanz und Mai-Spiel,
Erzählten mir Hofgeschichten, zum Beispiel
Die skandalose Chronika
Der Königin Titania.

Saß ich am Bache, so tauchten und sprangen
Hervor aus der Fluth, mit ihrem langen
Silberschleier und flatterndem Haar,
Die Wasserbacchanten, die Nixenschar.

Sie schlugen die Cither, sie spielten auf Geigen,
Das war der famose Nixenreigen;
Die Posituren, die Melodei
War klingende, springende Raserei.

Jedoch zu Zeiten waren sie minder
Tobsüchtig gelaunt die schönen Kinder;
Zu meinen Füßen lagerten sie,
Das Köpfchen gestützt auf meinem Knie.

Trällerten, trillerten welsche Romanzen,
Zum Beispiel das Lied von den drei Pomeranzen,
Sangen auch wohl ein Lobgedicht
Auf mich und mein nobeles Menschengesicht.

Sie unterbrachen manchmal das Gesinge
Lautlachend, und frugen bedenkliche Dinge,
Zum Beispiel: „Sag uns, zu welchem Behuf
Der liebe Gott den Menschen schuf?

„Hat eine unsterbliche Seele ein Jeder
Von euch? ist diese Seele von Leder
Oder von steifer Leinwand? Warum
Sind eure Leute meistens so dumm?“

Was ich zur Antwort gab, verhehle
Ich hier, doch meine unsterbliche Seele,
Glaubt mir's, ward nie davon verletzt,
Was eine kleine Nixe geschwätzt.

Anmuthig und schalkhaft sind Nixen und Elfen;
Nicht so die Erdgeister, sie dienen und helfen
Treuherzig den Menschen. Ich liebte zumeist
Die, welche man Wichtelmännchen heißt.

Sie tragen Rothmäntelchen, lang und bauschig;
Die Miene ist ehrlich, doch bang und lauschig;
Ich ließ nicht merken, daß ich entdeckt,
Warum sie so ängstlich die Füße versteckt.

Sie haben nämlich Entenfüße
Und bilden sich ein, daß Niemand es wisse.
Das ist eine tief geheime Wund',
Worüber ich nimmermehr spötteln kunnt'.

Ach Himmel! wir Alle gleich jenen Zwergen
Wir haben ja Alle Etwas zu verbergen,
Kein Christenmensch, wähnen wir, hätte entdeckt,
Wo unser Entenfüßchen steckt.

Niemals verkehrt' ich mit Salamandern,
Und über ihr Treiben erfuhr ich von andern
Waldgeistern sehr Wenig. Sie huschten mir scheu
Des Nachts wie leuchtende Schatten vorbei.

Sind spindeldürre, von Kindeslänge,
Höschen und Wämschen anliegend enge,
Von Scharlachfarbe, goldgestickt;
Das Antlitz kränklich, vergilbt und bedrückt.

Ein güldnes Krönlein, gespickt mit Rubinen
Trägt auf dem Köpfchen ein Jeder von ihnen;
Ein Jeder von ihnen bildet sich ein,
Ein absoluter König zu sein.

Daß sie im Feuer nicht verbrennen,
Ist freilich ein Kunststück, ich will es bekennen;
Jedoch der unentzündbare Wicht,
Ein wahrer Feuergeist ist er nicht.

Die klügsten Waldgeister sind die Alräunchen,
Langbärtige Männlein mit kurzen Beinchen,
Ein fingerlanges Greisengeschlecht;
Woher sie stammen, man weiß es nicht recht.

Wenn sie im Mondschein kopfüber purzeln,
Das mahnt bedenklich an Pissewurzeln;
Doch da sie mir nur Gutes gethan,
So geht mich Nichts ihr Ursprung an.

Sie lehrten mir kleine Hexereien.
Feuer besprechen, Vögel beschreien,
Auch pflücken in der Johannisnacht
Das Kräutlein, das unsichtbar macht.

Sie lehrten mich Sterne und Zeichen deuten,
Sattellos auf dem Winde reiten,
Auch Runensprüche, womit man ruft
Die Todten hervor aus ihrer Gruft.

Sie haben mir auch den Pfiff gelehrt,
Wie man den Vogel Specht bethört,
Und ihm die Springwurz abgewinnt,
Die anzeigt, wo Schätze verborgen sind.

Die Worte, die man beim Schätzegraben
Hinmurmelt, lehrten sie mich, sie haben
Mir Alles explicirt — umsunst!
Hab' nie begriffen die Schatzgräberkunst.

Wohl hatt' ich derselben nicht nöthig dermalen
Ich brauchte Wenig, und konnt' es bezahlen,
Besaß auch in Spanien manch luftiges Schloss,
Wovon ich die Revenüen genoss.

O schöne Zeit! wo voller Geigen
Der Himmel hing, wo Elfenreigen
Und Nixentanz und Koboldscherz
Umgaukelt mein märchentrunkenes Herz!

O schöne Zeit! wo sich zu grünen
Triumphespforten zu wölben schienen
Die Bäume des Waldes — ich ging einher
Bekränzt, als ob ich der Sieger wär'!

Die schöne Zeit, sie ist verschlendert,
Und Alles hat sich seitdem verändert,
Und ach! mir ist der Kranz geraubt,
Den ich getragen auf meinem Haupt.

Der Kranz ist mir vom Haupt genommen,
Ich weiß es nicht, wie es gekommen;
Doch seit der schöne Kranz mir fehlt,
Ist meine Seele wie entseelt.

Es glotzen mich an unheimlich blöde
Die Larven der Welt! Der Himmel ist öde
Ein blauer Kirchhof, entgöttert und stumm
Ich gehe gebückt im Wald herum.

Im Walde sind die Elfen verschwunden,
Jagdhörner hör' ich, Gekläffe von Hunden;
Im Dickicht ist das Reh versteckt,
Das thränend seine Wunden leckt.

Wo sind die Alräunchen? ich glaube, sie halten
Sich ängstlich verborgen in Felsenspalten.
Ihr kleinen Freunde, ich komme zurück,
Doch ohne Kranz und ohne Glück.

Wo ist die Fee mit dem langen Goldhaar,
Die erste Schönheit, die mir hold war?
Der Eichenbaum, worin sie gehaust,
Steht traurig entlaubt, vom Winde zerzaust.

Der Bach rauscht trostlos gleich dem Styxe;
Am einsamen Ufer sitzt eine Nixe,
Todtblaß und stumm, wie'n Bild von Stein,
Scheint tief in Kummer versunken zu sein.

Mitleidig tret' ich zu ihr heran —
Da fährt sie auf und schaut mich an,
Und sie entflieht mit entsetzten Mienen,
Als sei ihr ein Gespenst erschienen.

Spanische Atriden.

Am Hubertustag des Jahres
Dreizehnhundert dreiundachtzig
Gab der König uns ein Gastmahl
Zu Segovia im Schlosse.

Hofgastmähler sind dieselben
Überall, es gähnt dieselbe
Souveraine Langeweile
An der Tafel aller Fürsten.

Prunkgeschirr von Gold und Silber,
Leckerbissen aller Zonen,
Und derselbe Bleigeschmack,
Mahnend an Lokuste's Küche.

Auch derselbe seidne Pöbel,
Buntgeputzt und vornehm nickend,
Wie ein Beet von Tulipanen;
Nur die Saucen sind verschieden.

Und Das ist ein Wispern, Sumsen,
Das wie Mohn den Sinn einschläfert,
Bis Trompetenstöße wecken
Aus der kauenden Betäubnis.

Neben mir, zum Glücke, saß
Don Diego Albuquerque,
Dem die Rede unterhaltsam
Von den klugen Lippen floß.

Ganz vorzüglich gut erzählte
Er die blut'gen Hofgeschichten
Aus den Tagen des Don Pedro,
Den man „König Grausam" nannte.

Als ich frug, warum Don Pedro
Seinen Bruder Don Fredrego
Insgeheim enthaupten ließ,
Sprach mein Tischgenosse seufzend:

„Sennor! glaubt nicht, was sie klimpern
Auf den schlottrigen Guitarren,
Bänkelsänger, Maulthiertreiber,
In Posaden, Kneipen, Schenken.

„Glaubet nimmer, was sie faseln
Von der Liebe Don Fredrego's
Und Don Pedro's schöner Gattin,
Donna Blanka von Bourbon.

„Nicht der Eifersucht des Gatten,
Nur der Mißgunst eines Neidharts
Fiel als Opfer Don Fredrego,
Calatrava's Ordensmeister.

„Das Verbrechen, das Don Pedro
Nicht verzieh, Das war sein Ruhm,
Jener Ruhm, den Donna Fama
Mit Entzücken ausposaunte.

„Auch verzieh ihm nicht Don Pedro
Seiner Seele Hochgefühle
Und die Wohlgestalt des Leibes,
Die ein Abbild solcher Seele.

„Blühend blieb mir im Gedächtnis
Diese schlanke Heldenblume;
Nie vergess' ich dieses schöne
Träumerische Jünglingsantlitz.

„Das war eben jene Sorte,
Die geliebt wird von den Feen,
Und ein märchenhaft Geheimnis
Sprach aus allen diesen Zügen.

„Blaue Augen, deren Schmelz
Blendend wie ein Edelstein, —
Aber auch der stieren Härte
Eines Edelsteins theilhaftig.

„Seine Haare waren schwarz,
Bläulich schwarz, von seltnem Glanze,
Und in üppig schönen Locken
Auf die Schulter niederfallend

„In der schönen Stadt Coimbra,
Die er abgewann den Mohren,
Sah ich ihn zum letzten Male
Lebend — unglücksel'ger Prinz!

„Eben kam er vom Alkanzor,
Durch die engen Straßen reitend;
Manche junge Mohrin lauschte
Hinterm Gitter ihres Fensters.

„Seines Hauptes Helmbusch wehte
Frei galant, jedoch des Mantels
Strenges Calatrava-Kreuz
Scheuchte jeden Buhlgedanken.

„Ihm zur Seite, freudewedelnd,
Sprang sein Liebling, Allan hieß er.
Eine Bestie stolzer Race,
Deren Heimat die Sierra.

„Trotz der ungeheuern Größe,
War er wie ein Reh gelenkig,
Nobel war des Kopfes Bildung,
Ob sie gleich dem Fuchse ähnlich.

„Schneeweiß und so weich wie Seide
Flockten lang herab die Haare;
Mit Rubinen inkrustieret
War das breite goldne Halsband.

„Dieses Halsband, sagt man, barg
Einen Talisman der Treue;
Niemals wich er von der Seite
Seines Herrn, der treue Hund.

„O der schauerlichen Treue!
Mir erbebet das Gemüthe,
Denk' ich dran, wie sie sich hier
Offenbart vor unsern Augen.

„O des schreckensvollen Tages!
Hier in diesem Saale war es,
Und wie heute saß ich hier
An der königlichen Tafel.

„An dem obern Tafelende,
Dort, wo heute Don Henrico
Fröhlich bechert mit der Blume
Kastilian'scher Ritterschaft —

„Jenes Tags saß dort Don Pedro,
Finster stumm, und neben ihm,
Strahlend stolz wie eine Göttin
Saß Maria de Padilla.

„Hier am untern End' der Tafel,
Wo wir heut die Dame sehen,
Deren große Linnenkrause
Wie ein weißer Teller aussieht —

„Während ihr vergilbt Gesichtchen
Mit dem säuerlichen Lächeln
Der Citrone gleichet, welche
Auf besagtem Teller ruht: —

„Hier am untern End' der Tafel
War ein leerer Platz geblieben;
Eines Gasts von hohem Range
Schien der goldne Stuhl zu harren.

„Don Fredrego war der Gast,
Dem der goldne Stuhl bestimmt war
Doch er kam nicht — ach, wir wissen
Jetzt den Grund der Zögerung.

„Ach, zur selben Stunde wurde
Sie vollbracht, die dunkle Unthat,
Und der arglos junge Held
Wurde von Don Pedro's Schergen

„Hinterlistig überfallen,
Und gebunden fortgeschleppt
In ein ödes Schloßgewölbe,
Nur von Fackelschein beleuchtet.

„Dorten standen Henkersknechte
Dorten stand der rothe Meister,
Der, gestützt auf seinem Richtbeil,
Mit schwermüth'ger Miene sprach:

„„Jetzt, Großmeister von San Jago,
Müßt Ihr Euch zum Tod bereiten,
Eine Viertelstunde sei
Euch bewilligt zum Gebete.""

„Don Fredrego kniete nieder,
Betete mit frommer Ruhe,
Sprach sodann: „Ich hab' vollendet."
Und empfing den Todesstreich.

„In demselben Augenblicke,
Als der Kopf zu Boden rollte,
Sprang drauf zu der treue Allan,
Welcher unbemerkt gefolgt war.

„Er erfaßte mit den Zähnen
Bei dem Lockenhaar das Haupt,
Und mit dieser theuren Beute
Schoß er zauberschnell von dannen.

„Jammer und Geschrei erscholl
Überall auf seinem Wege,
Durch die Gänge und Gemächer,
Treppen auf und Treppen ab.

„Seit dem Gastmahl des Belsazar
Gab es keine Tischgesellschaft,
Welche so verstöret aussah
Wie die unsre in dem Saale,

„Als das Ungethüm hereinsprang
Mit dem Haupte Don Fredrego's,
Das er mit den Zähnen schleppte
An den träufelnd blut'gen Haaren.

„Auf den leer gebliebnem Stuhl,
Welcher seinem Herrn bestimmt war,
Sprang der Hund, und wie ein Kläger
Hielt er uns das Haupt entgegen.

„Ach, es war das wohlbekannte
Helden-Antlitz, aber blässer,
Aber ernster durch den Tod,
Und umringelt gar entsetzlich

„Von der Fülle schwarzer Locken,
Die sich bäumten wie der wilde
Schlangenkopfputz der Meduse,
Auch wie dieser schreckversteinernd.

„Ja, wir waren wie versteinert,
Sahn uns an mit starrer Miene,
Und gelähmt war jede Zunge
Von der Angst und Etikette.

„Nur Maria de Padilla
Brach das allgemeine Schweigen;
Händeringend, laut aufschluchzend
Jammerte sie ahnungsvoll:

„„Heißen wird es jetzt, ich hätte,
Angestiftet solche Mordthat,
Und der Groll trifft meine Kinder,
Meine schuldlos armen Kinder!““

Don Diego unterbrach hier
Seine Rede, denn wir sahen,
Dass die Tafel aufgehoben
Und der Hof den Saal verlassen.

Höfisch fein von Sitten, gab
Mir der Ritter das Geleite,
Und wir wandelten selbander
Durch das alte Gothenschloss.

In dem Kreuzgang, welcher leitet
Nach des Königs Hundeställen,
Die durch Knurren und Gekläffe
Schon von fernher sich verkünd'gen,

Dorten sah ich, in der Wand
Eingemauert und nach außen
Fest mit Eisenwerk vergattert,
Eine Zelle wie ein Käfig.

Menschliche Gestalten zwo
Saßen drin, zwei junge Knaben;
Angefesselt bei den Beinen,
Hockten sie auf fauler Streu.

Kaum zwölfjährig schien der Eine,
Wenig älter war der Andre;
Die Gesichter schön und edel,
Aber fahl und welk von Siechthum.

Waren ganz zerlumpt, fast nackend,
Und die magern Leibchen trugen
Wunde Spuren der Misshandlung;
Beide schüttelte das Fieber.

Aus der Tiefe ihres Elends
Schauten sie zu mir empor,
Wie mit weißen Geisteraugen,
Dass ich schier darob erschrocken.

Wer sind diese Jammerbilder?
Rief ich aus, indem ich hastig
Don Diego's Hand ergriff,
Die gezittert, wie ich fühlte.

Don Diego schien verlegen,
Sah sich um, ob Niemand lausche,
Seufzte tief und sprach am Ende,
Heitern Weltmannston erkünstelnd:

„Dieses sind zwei Königskinder,
Früh verwaiset, König Pedro
Hieß der Vater, und die Mutter
War Maria de Padilla.

„Nach der großen Schlacht bei Narvas,
Wo Henrico Transmatare
Seinen Bruder, König Pedro,
Von der großen Last der Krone

„Und zugleich von jener größern
Last, die Leben heißt, befreite:
Da traf auch die Bruderskinder
Don Henrico's Siegergroßmuth.

„Hat sich ihrer angenommen,
Wie es einem Oheim ziemet,
Und im eignen Schlosse gab er
Ihnen freie Kost und Wohnung.

„Enge freilich ist das Stübchen,
Das er ihnen angewiesen,
Doch im Sommer ist es kühlig,
Und nicht gar zu kalt im Winter.

„Ihre Speis' ist Roggenbrot,
Das so schmackhaft ist, als hätt' es
Göttin Ceres selbst gebacken
Für ihr liebes Proserpinchen.

„Manchmal schickt er ihnen auch
Eine Kumpe mit Garbanzos,
Und die Jungen merken dann,
Dass es Sonntag ist in Spanien.

„Doch nicht immer ist es Sonntag,
Und nicht immer giebt's Garbanzos,
Und der Oberkoppelmeister
Regaliert sie mit der Peitsche.

„Denn der Oberkoppelmeister,
Der die Ställe mit der Meute,
Sowie auch den Neffenkäfig
Unter seiner Aufsicht hat,

„Ist der unglücksel'ge Gatte
Jener sauren Citronella
Mit der weißen Tellerkrause,
Die wir heut bei Tisch bewundert,

„Und sie keift so frech, dass oft
Ihr Gemahl zur Peitsche greift —
Und hierher eilt und die Hunde
Und die armen Knaben züchtigt.

„Doch der König hat missbilligt
Solch Verfahren und befahl,
Dass man künftig seine Neffen
Nicht behandle wie die Hunde.

„Keiner fremden Miethlingsfaust
Wird er ferner anvertrauen
Ihre Zucht, die er hinfüro
Eigenhändig leiten will."

Don Diego stockte plötzlich,
Denn der Seneschall des Schlosses
Kam zu uns und frug uns
Höflich: ob wir wohlgespeist? — —

Der Ex-Lebendige.

Brutus, wo ist dein Cassius,
Der Wächter, der nächtliche Rufer,
Der einst mit dir, im Seelenerguss,
Gewandelt am Seine-Ufer?

Ihr schautet manchmal in die Höh',
Wo die dunklen Wolken jagen —
Viel dunklere Wolke war die Idee,
Die ihr im Herzen getragen.

Brutus, wo ist dein Cassius?
Er denkt nicht mehr ans Morden!
Es heißt, er sei am Neckarfluß
Tyrannenvorleser geworden.

Doch Brutus erwidert: „Du bist ein Thor,
Kurzsichtig wie alle Poeten —
Mein Cassius liest dem Tyrannen vor,
Jedoch um ihn zu tödten.

„Er liest ihm Gedichte von Matzerath —
Ein Dolch ist jede Zeile!
Der arme Tyrann, früh oder spät
Stirbt er vor Langeweile.

Der Ex-Nachtwächter.

Mißgelaunt, sagt man, verließ er
Stuttgart an dem Neckarstrand,
Und zu München an der Isar
Ward er Schauspiel-Intendant.

Das ist eine schöne Gegend
Ebenfalls, es schäumet hier,
Geist- und Phantasie-erregend,
Holder Bock, das beste Bier.

Doch der arme Intendante,
Heißt es, gehet dort herum
Melancholisch wie ein Dante,
Wie Lord Byron, gloomy, stumm.

Ihn ergötzen nicht Komödien,
Nicht das schlechteste Gedicht,
Selbst die traurigsten Tragödien
Liest er — doch er lächelt nicht.

Manche Schöne möcht' erheitern
Dieses gramumflorte Herz,
Doch die Liebesblicke scheitern
An dem Panzer, der von Erz.

Nannerl mit dem Riegelhäubchen
Girrt ihn an so muntern Sinns —
„Geh ins Kloster, armes Täubchen,“
Spricht er wie ein Dänenprinz.

Seine Freunde sind vergebens
Zu erlust'gen ihn bemüht,
Singen: „Freue dich des Lebens,
Weil dir noch dein Lämpchen glüht!“

Kann dich Nichts zum Frohsinn reizen
Hier in dieser hübschen Stadt,
Die an amüsanten Käuzen
Wahrlich keinen Mangel hat?

Zwar hat sie in jüngsten Tagen
Eingebüßt so manchen Mann,
Manchen trefflichen Choragen,
Den man schwer entbehren kann.

Wär' der Maßmann nur geblieben!
Dieser hätte wohl am End'
Jenen Trübsinn dir vertrieben
Durch sein Burzelbaumtalent.

Schelling. Der ist unersetzlich!
Ein Verlust vom höchsten Werth!
War als Philosoph ergötzlich
Und als Mime hochgeehrt.

Daß der Gründer der Walhalla
Fortging und zurücke ließ
Seine Manuskripte alle,
Gleichfalls ein Verlust war Dies!

Mit Kornelius ging verloren
Auch des Meisters Jüngerschaft;
Hat das Haar sich abgeschoren,
Und im Haar war ihre Kraft.

Denn der kluge Meister legte
Einen Zauber in das Haar,
Drin sich sichtbar oft bewegte
Etwas, das lebendig war.

Todt ist Görres, die Hyäne.
Ob des heiligen Offiz
Umsturz quoll ihm einst die Thräne
Aus des Auges rothem Schlitz.

Dieses Raubthier hat ein Sühnchen
Hinterlassen, doch es ist
Nur ein giftiges Kaninchen,
Welches Nonnenfürzchen frisst.

Apropos! Der erzinsame
Pfaffe Dollingerius —
Das ist ungefähr sein Name —
Lebt er noch am Isarfluss?

Dieser bleibt mir unvergesslich!
Bei dem reinen Sonnenlicht!
Niemals schaut' ich solch ein hässlich
Armesünderangesicht.

Wie es heißt, ist er gekommen
Auf die Welt gar wundersam,
Hat den Afterweg genommen,
Zu der Mutter Schreck und Scham.

Sah ihn am Charfreitag wallen
In dem Zug der Procession,
Von den dunklen Männern allen
Wohl die dunkelste Person.

Ja, Monacho Monachorum
Ist in unserer Zeit der Sitz
Der Virorum obskurorum,
Die verherrlicht Hutten's Witz.

Wie du zuckst beim Namen Hutten!
Ex-Nachtwächter, wache auf!
Hier die Pritsche, dort die Kutten,
Und wie ehmals schlage drauf!

Geißle ihre Rücken blutig,
Wie einst that der Ullerich;
Dieser schlug so rittermuthig,
Jene heulten fürchterlich.

Der Erasmus musste lachen
So gewaltig ob dem Spaß,
Dass ihm platzte in dem Rachen
Sein Geschwür und er genas.

Auf der Ebersburg desgleichen
Lachte Sickingen wie toll,
Und in allen deutschen Reichen
Das Gelächter wiederscholl.

Alte lachten wie die Jungen —
Eine einz'ge Lache nur
War ganz Wittenberg, sie sungen
„Gaudeamus igitur!“

Freilich, klopft man faule Kutten,
Fängt man Flöh' im Überfluss,
Und es musste sich der Hutten
Manchmal kratzen vor Verdruss.

Aber „Alea est jacta!“
War des Ritters Schlachtgeschrei,
Und er knickte und er knackte
Pulices und Klerisei.

Ex-Nachtwächter, Stundenrufer,
Fühlst du nicht dein Herz erglühn?
Rege dich am Isarufer,
Schüttle ab den kranken Spleen!

Deine langen Fortschrittsbeine,
Heb sie auf zu neuem Lauf —
Kutten grobe, Kutten feine,
Sind es Kutten, schlage drauf!

Jener aber seufzt, und seine
Hände ringend er versetzt:
„Meine langen Fortschrittsbeine
Sind europamüde jetzt.

„Meine Hühneraugen jücken,
Habe deutsche enge Schuh',
Und wo mich die Schuhe drücken
Weiß ich wohl — lass mich in Ruh'!“

Festgedicht.

Beeren-Meyer, Meyer-Beer!
Welch ein Lärm, was ist der Mähr?
Willst du wirklich jetzt gebären
Und den Heiland uns bescheren,
Der verheißen, der versprochen?
Kommst du wirklich in die Wochen?
Das ersehnte Meisterstück
Dreizehnjähriger Kolik,
Kommt das Schmerzenskind am End',
Das man „Jan von Leyden“ nennt?

Nein, es ist nicht mehr Erfindung
Der Journale — die Entbindung
Ist vollbracht, sie ist geschehen!
Überstanden sind die Wehen;
Der verehrte Wöchner liegt
Mit verklärtem Angesicht
In dem angstbethränten Bette!
Eine warme Serviette
Legt ihm Gouin auf den Bauch,
Welcher schlaff wie'n leerer Schlauch
Doch die Kindbettzimmerstille
Unterbricht ein laut Gebrülle
Plötzlich — es erschmettern hell
Die Posaunen, Israel
Ruft mit tausend Stimmen: „Heil!"
(Unbezahlt zum größten Theil,)
„Heil dem Meister, der uns theuer,
Heil dem großen Beeren-Meyer,
Heil dem großen Meyer-Beer!
Der nach Nöthen, lang und schwer,
Der nach langen, schweren Nöthen
Uns geboren den Propheten!"

Aus dem Jubilantenchor
Tritt ein junger Mann hervor,
Der gebürtig ist aus Preußen
Und Herr Brandus ist geheißen
Sehr bescheiden ist die Miene,
(Ob ihn gleich ein Beduine,
Ein berühmter Rattenfänger,
Sein Musikverlagsvorgänger,
Eingeschult in jeden Kummel,)
Er ergreifet eine Trummel,
Paukt drauf los im Siegesrausche,
Wie einst Mirjam that, als Mausche
Eine große Schlacht gewann,
Und er hebt zu singen an:

„Genialer Künstlerschweiß
Hat bedächtig, tropfenweis
Im Behälter sich gesammelt,
Der mit Planken fest verrammelt.
Nun die Schleusen aufgezogen,
Bricht hervor in stolzen Wogen
Das Gewässer — Gottes Wunder!
's ist ein großer Strom jetzunder,

Ja, ein Strom des ersten Ranges,
Wie der Euphrat, wie der Ganges,
Wo an palmigen Gestaden
Elephantenkälber baden,
Wie der Rheinstrom bei Schaffhausen,
Wo Kaskaden schäumen, brausen,
Und Berliner Studiosen
Gaffend stehn mit feuchten Hosen,
Wie die Weichsel, wo da hausen
Edle Polen, die sich lausen,
Singend ihre Heldenleiden
Bei des Ufers Trauerweiden;
Ja, er ist fast wie ein Meer,
Wie das rothe, wo das Heer
Pharaonis musst' ersaufen,
Während wir hindurchgelaufen
Trocknen Fußes mit der Beute —
Welche Tiefe, welche Breite!
Hier auf diesem Erdenglobus
Giebt's kein bessres Wasser-Opus!
Es ist hochsublim poetisch,
Urtitanisch majestätisch,
Groß wie Gott und die Natur —
Und ich hab' die Partitur!"

Epilog

zum Loblied auf den celeberrimo maestro Fiascomo.

Die Neger berichten: der König der Thiere,
Der Löwe, wenn er erkrankt ist, kuriere
Sich dadurch, dass er einen Affen zerreißt
Und ihn mit Haut und Haar verspeist.

Ich bin kein Löwe, ich bin kein König
Der Thiere, doch wollt' ich erproben ein wenig
Das Neger-Recept — ich schrieb dies Poem,
Und ich befinde mich besser seitdem.

Plateniden.

Iliaden, Odysseen
Kündigst du uns prahlend an,
Und wir sollen in dir sehen
Deutscher Zukunft größten Mann.

Eine große That in Worten,
Die du einst zu thun gedenkst! —
O, ich kenne solche Sorten
Geist'ger Schuldenmacher längst.

Hier ist Rhodus, komm und zeige
Deine Kunst, hier wird getanzt!
Oder trolle dich und schweige,
Wenn du heut nicht tanzen kannst.

Wahre Prinzen aus Genie-Land
Zahlen bar, was sie verzehrt,
Schiller, Goethe, Lessing, Wieland
Haben nie Kredit begehrt.

Wollten keine Ovationen
Von dem Publiko auf Pump,
Keine Vorschuss-Lorberkronen,
Rühmten sich nicht keck und plump.

Todt ist längst der alte Junker,
Doch sein Same lebt noch heut —
O, ich kenne das Geflunker
Künftiger Unsterblichkeit.

Das sind Platen's echte Kinder,
Echtes Plateniden-Blut —
Meine theuern Hallermünder,
O, ich kenn' euch gar zu gut!

Diesseits und jenseits des Rheins.

Sanftes Rasen, wildes Kosen,
Tändeln mit den glühnden Rosen,
Holde Lüge, süßer Dunst,
Die Veredlung roher Brunst,
Kurz, der Liebe heitre Kunst —
Da seid Meister ihr, Franzosen!

Aber wir verstehn uns baß,
Wir Germanen, auf den Haß.
Aus Gemüthes Tiefen quillt er,
Deutscher Haß! Doch riesig schwillt er
Und mit seinem Gifte füllt er
Schier das Heidelberger Faß.

Mythologie.

Ja, Europa ist erlegen —
Wer kann Ochsen widerstehen?
Wir verzeihen auch Danäen —
Sie erlag dem goldnen Regen!

Semele ließ sich verführen —
Denn sie dachte: „Eine Wolke,
Ideale Himmelswolke,
Kann uns nicht kompromittieren."

Aber tief muss uns empören,
Was wir von der Leda lesen —
Welche Gans bist du gewesen,
Dass ein Schwan dich konnt' bethören!

In Mathildens Stammbuch.

Hier, auf gewalkten Lumpen, soll ich
Mit einer Spule von der Gans
Hinkritzeln ernsthaft halb, halb drollig,
Versificierten Firlefanz —

Ich, der gewohnt, mich auszusprechen
Auf deinem schönen Rosenmund,
Mit Küssen, die wie Flammen brechen
Hervor aus tiefstem Herzensgrund!

O Modewuth! Ist man ein Dichter
Quält uns die eigne Frau zuletzt,
Bis man, wie andre Sangeslichter,
Ihr einen Reim ins Album setzt.

Maulthierthum.

Dein Vater, wie ein Jeder weiß,
Ein Esel leider war der Gute;
Doch deine Mutter, hochgesinnt,
War eine edle Vollblut-Stute.

Thatsache ist dein Maulthierthum,
Wie sehr du Dessen dich erwehrest;
Doch sagen darfst du guten Fugs,
Dass du den Pferden angehörest, —

Dass du abstammst von Bucephal,
Dem stolzen Gaul, dass deine Ahnen
Geharnischt nach dem heil'gen Grab
Gefolgt den frommen Kreuzzugfahnen, –

Dass du zu deiner Sippschaft zählst
Den hohen Schimmel, den geritten
Herr Gottfried von Bouillon, am Tag,
Wo er die Gottesstadt erstritten; —

Kannst sagen auch, dass Ross-Bayard
Dein Vetter war, dass deine Tante
Den Ritter Don Quixote trug,
Die heldenmüth'ge Rosinante.

Freilich, dass Sancho's Grauchen auch
Mit dir verwandt, musst du nicht sagen;
Verleugne gar das Eselein,
Das unsern Heiland einst getragen.

Auch ist nicht nöthig, dass du just
Ein Langohr in dein Wappen setzest.
Sei deines eignen Werths Wardein —
Du giltst so hoch, wie du dich schätzest.

Rationalistische Exegese.

Nicht von Raben, nein mit Raben
Wurde Elias ernähret —
Also ohne Wunder haben
Wir die Stelle uns erkläret.

Ja, anstatt gebratner Tauben,
Gab man ihm gebratne Raben,
Wie wir deren selbst mit Glauben
Zu Berlin gespeiset haben.

Symbolik des Unsinns.

Wir heben nun zu singen an
Das Lied von einer Nummer,
Die ist geheissen Nummer Drei;
Nach Freuden kommt der Kummer.

Arabischen Ursprungs war sie zwar,
Doch christenthümlich frummer
In ganz Europa Niemand war,
Wie jene brave Nummer.

Sie war ein Muster der Sittlichkeit
Und wurde roth wie ein Hummer,
Fand sie den Knecht im Bette der Magd,
Gab Beiden einen Brummer.

Des Morgens trank sie den Kaffee
Um sieben Uhr im Summer,
Im Winter um neun, und in der Nacht
Genoss sie den besten Schlummer.

Jetzt aber ändert sich der Reim,
Und ändern sich die Tage;
Es muss die arme Nummer Drei
Erdulden Pein und Plage.

Da kam ein Schuster und sagte: der Kopf
Der Nummer Drei, der sehe
Wie eine kleine Sieben aus,
Die auf einem Halbmond stehe.

Die Sieben sei aber die mystische Zahl
Der alten Pythagoräer.
Der Halbmond bedeute Dianendienst,
Er mahne auch an Sabäer.

Sie selber, die Drei, sei Schiboleth
Des Oberbonzen von Babel,
Durch dessen Buhlschaft sie einst gebar
Die heil'ge Dreieinigkeitsfabel.

Ein Kürschner bemerkte dagegen: die Drei
Sei eine fromme Trulle,
Verehrt von unsern Vätern, die einst
Geglaubt an jede Schrulle.

Da war ein Schneider, der lächelnd sprach,
Dass gar nicht existiere
Die Nummer Drei, dass sie sich nur
Befinde auf dem Papiere.

Als Solches hörte die arme Drei,
Wie eine verzweifelte Ente
Sie wackelte hin, sie wackelte her,
Sie jammerte und flennte:

„Ich bin so alt wie das Meer und der Wald,
Wie die Stern', die am Himmel blinken;
Sah Reiche entstehn, sah Reiche vergehn,
Und Völker aufsteigen und sinken.

„Ich stand am schnurrenden Webstuhl der Zeit
Wohl manches lange Jahrtausend;
Ich sah der Natur in den schaffenden Bauch,
Das wogte brausend und sausend.

„Und dennoch widerstand ich dem Sturm
Der sinnlich dunkeln Gewalten —
Ich habe meine Jungferschaft
In all dem Spektakel behalten.

„Was hilft mir meine Tugend jetzt?
Mich höhnen Weise und Thoren!
Die Welt ist schlecht und ungerecht,
Lässt Niemand ungeschoren.

„Doch tröste dich, mein Herz, dir blieb
Dein Lieben, Hoffen, Glauben,
Auch guter Kaffee und ein Schlückchen Rum,
Das kann keine Skepsis mir rauben.“

Die Engel.

(In ein Buch.)

Freilich, ein ungläub'ger Thomas,
Glaub' ich an den Himmel nicht,
Den die Kirchenlehre Roma's
Und Jerusalem's verspricht.

Doch die Existenz der Engel,
Die bezweifelte ich nie;
Lichtgeschöpfe sonder Mängel,
Hier auf Erden wandeln sie.

Nur, genäd'ge Frau, die Flügel,
Sprech' ich jenen Wesen ab;
Engel giebt es ohne Flügel,
Wie ich selbst gesehen hab'.

Lieblich mit den weißen Händen,
Lieblich mit dem schönen Blick
Schützen sie den Menschen, wenden
Von ihm ab das Mißgeschick.

Ihre Huld und ihre Gnaden
Trösten Jeden, doch zumeist
Ihn, der doppelt qualbeladen,
Ihn, den man den Dichter heißt.

Hoffahrt.

O Gräfin Gudel von Gudelfeld,
Dir huldigt die Menschheit, denn du hast Geld!
Du wirst mit Vieren kutschieren,
Man wird dich bei Hof präsentieren,
Es trägt dich die goldne Karosse
Zum kerzenschimmernden Schlosse;
Es rauschet deine Schleppe
Hinauf die Marmortreppe;
Dort oben, in bunten Reihen,
Da stehen die Diener und schreien:
„Madame la Comtesse de Gudelfeld!“

Stolz, in der Hand den Fächer,
Wandelst du durch die Gemächer.
Belastet mit Diamanten
Und Perlen und Brüsseler Kanten,
Dein weißer Busen schwellet
Und freudig überquellet.
Das ist ein Lächeln und Nicken
Und Knixen und tiefes Bücken!
Die Herzogin von Pavia.
Die nennt dich: „cara mia.“
Die Junker und die Schranzen,
Die wollen mit dir tanzen;
Und der Krone witziger Erbe
Ruft laut im Saal: „Süperbe
Schwingt sie den Steiß, die Gudelfeld!“

Doch, Ärmste, hast du einst kein Geld,
Dreht dir den Rücken die ganze Welt.
Es werden die Lakaien
Auf deine Schleppe speien.
Statt Bückling und Scherwenzen
Giebt's nur Impertinenzen.
Die cara mia bekreuzet sich,
Und der Kronprinz ruft und schneuzet sich:
„Nach Knoblauch riecht die Gudelfeld.“

Winter.

Die Kälte kann wahrlich brennen
Wie Feuer. Die Menschenkinder
Im Schneegestöber rennen
Und laufen immer geschwinder.

O bittre Winterhärte!
Die Rasen sind erfroren,
Und die Klavier-Koncerte
Zerreißen uns die Ohren.

Weit besser ist es im Summer,
Da kann ich im Walde spazieren,
Allein mit meinem Kummer,
Und Liebeslieder skandieren.

Altes Kaminstück.

Draußen ziehen weiße Flocken
Durch die Nacht, der Sturm ist laut;
Hier im Stübchen ist es trocken,
Warm und einsam stillvertraut.

Sinnend sitz' ich auf dem Sessel
An dem knisternden Kamin,
Kochend summt der Wasserkessel
Längst verklungne Melodien.

Und ein Kätzchen sitzt daneben,
Wärmt die Pfötchen an der Gluth;
Und die Flammen schweben, weben,
Wundersam wird mir zu Muth.

Dämmernd kommt heraufgestiegen
Manche längst vergessne Zeit,
Wie mit bunten Maskenzügen
Und verblichner Herrlichkeit.

Schöne Fraun, mit kluger Miene,
Winken süßgeheimnisvoll,
Und dazwischen Harlekine
Springen, lachen, lustigtoll.

Ferne grüßen Marmorgötter,
Traumhaft neben ihnen stehn
Märchenblumen, deren Blätter
In dem Mondenlichte wehn.

Wackelnd kommt herbeigeschwommen
Manches alte Zauberschloß;
Hinterdrein geritten kommen
Blanke Ritter, Knappentroß.

Und das Alles zieht vorüber,
Schattenhaftig übereilt —
Ach! da kocht der Kessel über,
Und das nasse Kätzchen heult.

Sehnsüchtelei.

In dem Traum siehst du die stillen
Fabelhaften Blumen prangen;
Und mit Sehnsucht und Verlangen
Ihre Düfte dich erfüllen.

Doch von diesen Blumen scheidet
Dich ein Abgrund tief und schaurig,
Und dein Herz wird endlich traurig,
Und es blutet und es leidet.

Wie sie locken, wie sie schimmern!
Ach, wie komm' ich da hinüber!
Meister Hämmerling, mein Lieber,
Kannst du mir die Brücke zimmern?

An die Jungen.

Lass dich nicht kirren, lass dich nicht wirren
Durch goldne Äpfel in deinem Lauf!
Die Schwerter klirren, die Pfeile schwirren,
Doch halten sie nicht den Helden auf.

Ein kühnes Beginnen ist halbes Gewinnen,
Ein Alexander erbeutet die Welt!
Kein langes Besinnen! Die Königinnen
Erwarten schon knieend den Sieger im Zelt.

Wir wagen, wir werben! besteigen als Erben
Des alten Darius Bett und Thron.
O süßes Verderben! o blühendes Sterben!
Berauschter Triumphtod zu Babylon!

Der Ungläubige.

Du wirst in meinen Armen ruhn!
Von Wonnen sonder Schranken
Erbebt und schwillt mein ganzes Herz
Bei diesem Zaubergedanken.

Du wirst in meinen Armen ruhn!
Ich spiele mit den schönen
Goldlocken! Dein holdes Köpfchen wird
An meine Schulter lehnen.

Du wirst in meinen Armen ruhn!
Der Traum will Wahrheit werden,
Ich soll des Himmels höchste Lust
Hier schon genießen auf Erden.

O, heil'ger Thomas! Ich glaub' es kaum!
Ich zweifle bis zur Stunde,
Wo ich den Finger legen kann
In meines Glückes Wunde.

K.-Jammer.

Diese graue Wolkenschar
Stieg aus einem Meer von Freuden;
Heute muss ich dafür leiden,
Dass ich gestern glücklich war.

Ach, in Wermuth hat verkehrt
Sich der Nektar! Ach! wie quälend
Katzenjammer, Hunde-Elend
Herz und Magen mir beschwert!

Zum Hausfrieden.

Viele Weiber, viele Flöhe,
Viele Flöhe, vieles Jucken —
Thun sie heimlich dir ein Wehe,
Darfst du dennoch dich nicht mucken.

Denn sie rächen, schelmisch lächelnd,
Sich zur Nachtzeit — Willst du drücken
Sie ans Herze, lieberöchelnd,
Ach, da drehn sie dir den Rücken.

Lebewohl.

Hatte wie ein Pelikan
Dich mit eignem Blut getränket,
Und du hast mir jetzt zum Dank
Gall' und Wermuth eingeschenket.

Böse war es nicht gemeint,
Und so heiter blieb die Stirne;
Leider mit Vergesslichkeit
Angefüllt ist dein Gehirne.

Nun lebwohl — du merkst es kaum,
Dass ich weinend von dir scheide.
Gott erhalte, Thörin, dir
Flattersinn und Lebensfreude!

Jetzt wohin?

Jetzt wohin? Der dumme Fuß
Will mich gern nach Deutschland tragen;
Doch es schüttelt klug das Haupt
Mein Verstand und scheint zu sagen:

„Zwar beendigt ist der Krieg,
Doch die Kriegsgerichte blieben,
Und es heißt, du habest einst
Viel Erschießliches geschrieben.“

Das ist wahr, unangenehm
Wär' mir das Erschossenwerden;
Bin kein Held, es fehlen mir
Die pathetischen Gebärden.

Gern würd' ich nach England gehn,
Wären dort nicht Kohlendämpfe
Und Engländer — schon ihr Duft
Giebt Erbrechen mir und Krämpfe.

Manchmal kommt mir in den Sinn,
Nach Amerika zu segeln,
Nach dem großen Freiheitstall,
Der bewohnt von Gleichheits-Flegeln

Doch es ängstet mich ein Land,
Wo die Menschen Taback käuen,
Wo sie ohne König kegeln,
Wo sie ohne Spucknapf speien.

Russland, dieses schöne Reich,
Würde mir vielleicht behagen,
Doch im Winter könnte ich
Dort die Knute nicht ertragen.

Traurig schau' ich in die Höh',
Wo viel' tausend Sterne nicken —
Aber meinen eignen Stern
Kann ich nirgends dort erblicken.

Hat im güldnen Labyrinth
Sich vielleicht verirrt am Himmel,
Wie ich selber mich verirrt
In dem irdischen Getümmel. —

Wandere!

Wenn dich ein Weib verrathen hat,
So liebe flink eine Andre;
Noch besser wär' es, du ließest die Stadt —
Schnüre den Ranzen und wandre!

Du findest bald einen blauen See,
Umringt von Trauerweiden;
Hier weinst du aus dein kleines Weh
Und deine engen Leiden.

Wenn du den steilen Berg ersteigst,
Wirst du beträchtlich ächzen;
Doch wenn du den felsigen Gipfel erreichst,
Hörst du die Adler krächzen.

Dort wirst du selbst ein Adler fast,
Du bist wie neugeboren,
Du fühlst dich frei, du fühlst: du hast
Dort unten nicht Viel verloren.

Altes Lied.

Du bist gestorben und weißt es nicht,
Erloschen ist dein Augenlicht,
Erblichen ist dein rothes Mündchen,
Und du bist todt, mein todtes Kindchen.

In einer schaurigen Sommernacht
Hab' ich dich selber zu Grabe gebracht;
Klaglieder die Nachtigallen sangen,
Die Sterne sind mit zur Leiche gegangen.

Der Zug, der zog den Wald vorbei,
Dort wiederhallte die Litanei;
Die Tannen, in Trauermänteln vermummet,
Sie haben Todtengebete gebrummet.

Am Weidensee vorüber ging's,
Die Elfen tanzten inmitten des Rings;
Sie blieben plötzlich stehn und schienen
Uns anzuschaun mit Beileidsmienen.

Und als wir kamen zu deinem Grab,
Da stieg der Mond vom Himmel herab.
Er hielt eine Rede. Ein Schluchzen und Stöhnen,
Und in der Ferne die Glocken tönen.

Solidität.

Liebe sprach zum Gott der Liebe:
Sie verlange Sicherheiten,
Ehe sie sich ganz ergebe,
Denn es wären schlechte Zeiten.

Lachend gab der Gott zur Antwort:
„Ja, die Zeiten sich verändern,
Und du sprichst jetzt wie ein alter
Wuchrer, welcher leiht auf Pfändern.

„Ach, ich hab' nur eine Leier,
Doch sie ist von gutem Golde.
Wie viel Küsse willst du borgen
Mir darauf, o meine Holde?"

Alte Rose.

Eine Rosenknospe war
Sie, für die mein Herze glühte;
Doch sie wuchs, und wunderbar
Schoss sie auf in voller Blüthe.

Ward die schönste Ros' im Land,
Und ich wollt' die Rose brechen,
Doch sie wusste mich pikant
Mit den Dornen fortzustechen.

Jetzt, wo sie verwelkt, zerfetzt
Und verklatscht von Wind und Regen —
„Liebster Heinrich" bin ich jetzt,
Liebend kommt sie mir entgegen.

Heinrich hinten, Heinrich vorn,
Klingt es jetzt mit süßen Tönen;
Sticht mich jetzt etwa ein Dorn,
Ist es an dem Kinn der Schönen.

Allzu hart die Borsten sind,
Die des Kinnes Wärzchen zieren —
Geh ins Kloster, liebes Kind,
Oder lasse dich rasieren.

Auto-da-fé.

Welke Veilchen, stäub'ge Locken,
Ein verblichen blaues Band,
Halb zerrissene Billette,
Längst vergessner Herzenstand —

In die Flammen des Kamines
Werf' ich sie verdrossnen Blicks;
Ängstlich knistern diese Trümmer
Meines Glücks und Mißgeschicks.

Liebeschwüre, flatterhafte
Falsche Eide, in den Schlot
Fliegen sie hinauf — es kichert
Unsichtbar der kleine Gott.

Bei den Flammen des Kamines
Sitz' ich träumend, und ich seh',
Wie die Fünkchen in der Asche
Still verglühn — Gut' Nacht — Ade!

Lazarus.

1.

Weltlauf.

Hat man Viel, so wird man bald
Noch viel Mehr dazu bekommen.
Wer nur Wenig hat, Dem wird
Auch das Wenige genommen.

Wenn du aber gar Nichts hast,
Ach, so lasse dich begraben —
Denn ein Recht zum Leben, Lump,
Haben nur, die Etwas haben.

2.

Rückschau.

Ich habe gerochen alle Gerüche
In dieser holden Erdenküche;
Was man genießen kann in der Welt,
Das hab' ich genossen wie je ein Held!
Hab' Kaffe getrunken, hab' Kuchen gegessen,
Hab' manche schöne Puppe besessen;
Trug seidne Westen, den feinsten Frack,
Mir klingelten auch Dukaten im Sack.
Wie Gellert ritt ich auf hohem Ross;
Ich hatte ein Haus, ich hatte ein Schloss.
Ich lag auf der grünen Wiese des Glücks,
Die Sonne grüßte goldigsten Blicks;
Ein Lorberkranz umschloss die Stirn,
Er duftete Träume mir ins Gehirn,
Träume von Rosen und ewigem Mai —
Es ward mir so selig zu Sinne dabei,
So dämmersüchtig, so sterbefaul —
Mir flogen gebratne Tauben ins Maul,
Und Englein kamen, und aus den Taschen
Sie zogen hervor Champagnerflaschen . . .
Das waren Visionen, Seifenblasen, —
Sie platzten — Jetzt lieg' ich auf feuchtem Rasen,
Die Glieder sind mir rheumatisch gelähmt,
Und meine Seele ist tief beschämt.
Ach, jede Lust, ach, jeden Genuss
Hab' ich erkauft durch herben Verdruss;
Ich ward getränkt mit Bitternissen
Und grausam von den Wanzen gebissen,
Ich ward bedrängt von schwarzen Sorgen,
Ich musste lügen, ich musste borgen
Bei reichen Buben und alten Vetteln —
Ich glaube sogar, ich musste betteln.
Jetzt bin ich müd' vom Rennen und Laufen,
Jetzt will ich mich im Grabe verschnaufen.
Lebt wohl! Dort oben, ihr christlichen Brüder,
Ja, Das versteht sich, dort sehn wir uns wieder

3.

Auferstehung.

Posaunenruf erfüllt die Luft,
Und furchtbar schallt es wieder;
Die Todten steigen aus der Gruft,
Und schütteln und rütteln die Glieder.

Was Beine hat, Das trollt sich fort,
Es wallen die weißen Gestalten
Nach Josaphat, dem Sammelort,
Dort wird Gericht gehalten.

Als Freigraf sitzet Christus dort
In seiner Apostel Kreise.
Sie sind die Schöppen, ihr Spruch und Wort
Ist minniglich und weise.

Sie urtheln nicht vermummten Gesichts;
Die Maske lässt Jeder fallen
Am hellen Tage des jüngsten Gerichts,
Wenn die Posaunen schallen.

Das ist zu Josaphat im Thal,
Da stehn die geladenen Scharen,
Und weil zu groß der Beklagten Zahl,
Wird hier summarisch verfahren.

Das Böcklein zur Linken, zur Rechten das Schaf
Geschieden sind sie schnelle;
Der Himmel dem Schäfchen fromm und brav,
Dem geilen Bock die Hölle!

4.

Sterbende.

Flogest aus nach Sonn' und Glück,
Nackt und schlecht kommst du zurück.
Deutsche Treue, deutsche Hemde,
Die verschleißt man in der Fremde.

Stehst sehr sterbeblässlich aus,
Doch getrost, du bist zu Haus.
Warm wie an dem Flackerherde
Liegt man in der deutschen Erde.

Mancher leider wurde lahm
Und nicht mehr nach Hause kam —
Streckt verlangend aus die Arme,
Dass der Herr sich sein erbarme!

5.

Lumpenthum.

Die reichen Leute, Die gewinnt
Man nur durch platte Schmeicheleien —
Das Geld ist platt, mein liebes Kind,
Und will auch platt geschmeichelt sein.

Das Weihrauchfass, das schwinge keck
Vor jedem göttlich goldnen Kalb;
Bet an im Staub, bet an im Dreck,
Vor Allem aber lob nicht halb.

Das Brot ist theuer dieses Jahr,
Jedoch die schönsten Worte hat
Man noch umsonst — Besinge gar
Mäcenas' Hund, und friss dich satt!

6.

Erinnerung.

Dem Einen die Perle, dem Andern die Truhe,
O Wilhelm Wisetzki, du starbest so fruhe —
Doch die Katze, die Katz' ist gerettet.

Der Balken brach, worauf er geklommen,
Da ist er im Wasser umgekommen —
Doch die Katze, die Katz' ist gerettet.

Wir folgten der Leiche, dem lieblichen Knaben,
Sie haben ihn unter Maiblumen begraben —
Doch die Katze, die Katz' ist gerettet.

Bist klug gewesen, du bist entronnen
Den Stürmen, hast früh ein Obdach gewonnen —
Doch die Katze, die Katz' ist gerettet.

Bist früh entronnen, bist klug gewesen,
Noch eh' du erkranktest, bist du genesen —
Doch die Katze, die Katz' ist gerettet.

Seit langen Jahren, wie oft, o Kleiner,
Mit Neid und Wehmuth gedenk' ich deiner —
Doch die Katze, die Katz' ist gerettet.

7.

Unvollkommenheit.

Nichts ist vollkommen hier auf dieser Welt
Der Rose ist der Stachel beigesellt;
Ich glaube gar, die lieben holden Engel
Im Himmel droben sind nicht ohne Mängel.

Der Tulpe fehlt der Duft. Es heißt am Rhein
„Auch Ehrlich stahl einmal ein Ferkelschwein.“
Hätte Lukretia sich nicht erstochen,
Sie wär' vielleicht gekommen in die Wochen.

Häßliche Füße hat der stolze Pfau.
Uns kann die amüsant geistreichste Frau
Manchmal langweilen wie die Henriade
Voltair's, sogar wie Klopstock's Messiade.

Die bravste, klügste Kuh kein Spanisch weiß,
Wie Maßmann kein Latein — Der Marmorsteiß
Der Venus von Canova ist zu glatte,
Wie Maßmann's Nase viel zu ärschig platte.

Im süßen Lied ist oft ein saurer Reim,
Wie Bienenstachel steckt im Honigseim.
Am Fuß verwundbar war der Sohn der Thetis,
Und Alexander Dumas ist ein Metis.

Der strahlenreinste Stern am Himmelszelt,
Wenn er den Schnupfen kriegt, herunterfällt.
Der beste Apfelwein schmeckt nach der Tonne,
Und schwarze Flecken sieht man in der Sonne

Du bist, verehrte Frau, du selbst sogar
Nicht fehlerfrei, nicht aller Mängel bar.
Du schaust mich an — du fragst mich, was dir fehle?
Ein Busen, und im Busen eine Seele.

8.

Fromme Warnung.

Unsterbliche Seele, nimm dich in Acht,
Dass du nicht Schaden leidest,
Wenn du aus dem Irdischen scheidest;
Es geht der Weg durch Tod und Nacht.

Am goldnen Thore der Hauptstadt des Lichts
Da stehen die Gottes-Soldaten;
Sie fragen nach Werken und Thaten,
Nach Namen und Amt fragt man hier Nichts.

Am Eingang läßt der Pilger zurück
Die stäubigen, drückenden Schuhe —
Kehr ein, hier findest du Ruhe,
Und weiche Pantoffeln und schöne Musik.

9.

Der Abgekühlte.

Und ist man todt, so muss man lang
Im Grabe liegen; ich bin bang,
Ja, ich bin bang, das Auferstehen
Wird nicht so schnell von Statten gehen.

Noch einmal, eh' mein Lebenslicht
Erlöschet, eh' mein Herze bricht —
Noch einmal möcht' ich vor dem Sterben
Um Frauenhuld beselігt werben.

Und eine Blonde müsst' es sein,
Mit Augen sanft wie Mondenschein —
Denn schlecht bekommen mir am Ende
Die wild brünetten Sonnenbrände.

Das junge Volk voll Lebenskraft
Will den Tumult der Leidenschaft,
Das ist ein Rasen, Schwören, Poltern
Und wechselseit'ges Seelenfoltern!

Unjung und nicht mehr ganz gesund,
Wie ich es bin zu dieser Stund',
Möcht' ich noch einmal lieben, schwärmen
Und glücklich sein — doch ohne Lärmen.

10.

Kluge Sterne.

Die Blumen erreicht der Fuß so leicht,
Auch werden zertreten die meisten;
Man geht vorbei und tritt entzwei
Die blöden wie die dreisten.

Die Perlen ruhn in Meerestruhn,
Doch weiß man sie aufzuspüren;
Man bohrt ein Loch und spannt sie ins Joch,
Ins Joch von seidenen Schnüren.

Die Sterne sind klug, sie halten mit Fug
Von unserer Erde sich ferne;
Am Himmelszelt, als Lichter der Welt,
Stehn ewig sicher die Sterne.

11.

Morphine.

Groß ist die Ähnlichkeit der beiden schönen
Jünglingsgestalten, ob der Eine gleich
Viel blässer, als der Andre, auch viel strenger,
Fast möcht' ich sagen viel vornehmer aussieht,
Als jener Andre, welcher mich vertraulich
In seine Arme schloss — Wie lieblich sanft
War dann sein Lächeln und sein Blick wie selig!
Dann mocht' es wohl geschehn, dass seines Hauptes
Mohnblumenkranz auch meine Stirn berührte
Und seltsam duftend allen Schmerz verscheuchte
Aus meiner Seel' — Doch solche Linderung,
Sie dauert kurze Zeit; genesen gänzlich
Kann ich nur dann, wenn seine Fackel senkt
Der andre Bruder, der so ernst und bleich. —
Gut ist der Schlaf, der Tod ist besser — freilich
Das Beste wäre, nie geboren sein.

12.

Salomo.

Verstummt sind die Pauken, Posaunen und Zinken.
An Salomo's Lager Wache halten
Die schwertgegürteten Engelgestalten,
Sechstausend zur Rechten, sechstausend zur Linken.

Sie schützen den König vor träumendem Leide,
Und zieht er finster die Brauen zusammen,
Da fahren sogleich die stählernen Flammen,
Zwölftausend Schwerter, hervor aus der Scheide.

Doch wieder zurück in die Scheide fallen
Die Schwerter der Engel. Das nächtliche Grauen
Verschwindet, es glätten sich wieder die Brauen
Des Schläfers, und seine Lippen lallen:

„O Sulamith! das Reich ist mein Erbe,
Die Lande sind mir unterthänig.
Bin über Juda und Israel König —
Doch liebst du mich nicht, so welk' ich und sterbe."

13.

Verlorene Wünsche.

Von der Gleichheit der Gemüthsart
Wechselseitig angezogen,
Waren wir einander immer,
Mehr als uns bewusst, gewogen.

Beide ehrlich und bescheiden,
Konnten wir uns leicht verstehen;
Worte waren überflüssig,
Brauchten uns nur anzusehen.

O wie sehnlich wünscht' ich immer,
Dass ich bei dir bleiben könnte
Als der tapfre Waffenbruder
Eines dolce far niente.

Ja, mein liebster Wunsch war immer
Dass ich immer bei dir bliebe!
Alles, was dir wohlgefiele,
Alles thät' ich dir zu Liebe.

Würde essen, was dir schmeckte,
Und die Schüssel gleich entfernen,
Die dir nicht behagt. Ich würde
Auch Cigarren rauchen lernen.

Manche polnische Geschichte,
Die dein Lachen immer weckte,
Wollt' ich wieder dir erzählen
In Judäa's Dialekte.

Ja, ich wollte zu dir kommen,
Nicht mehr in der Fremde schwärmen
An dem Herde deines Glückes
Wollt' ich meine Kniee wärmen. — —

Goldne Wünsche! Seifenblasen!
Sie zerrinnen wie mein Leben —
Ach, ich liege jetzt am Boden,
Kann mich nimmermehr erheben.

Und ade! sie sind zerronnen,
Goldne Wünsche, süßes Hoffen!
Ach, zu tödlich war der Faustschlag,
Der mich just ins Herz getroffen.

14.

Gedächtnisfeier.

Keine Messe wird man singen,
Keinen Kadosch wird man sagen,
Nichts gesagt und Nichts gesungen
Wird an meinen Sterbetagen.

Doch vielleicht an solchem Tage,
Wenn das Wetter schön und milde,
Geht spazieren auf Montmartre
Mit Paulinen Frau Mathilde.

Mit dem Kranz von Immortellen
Kommt sie, mir das Grab zu schmücken,
Und sie seufzet: „Pauvre homme!"
Feuchte Wehmuth in den Blicken.

Leider wohn' ich viel zu hoch,
Und ich habe meiner Süßen
Keinen Stuhl hier anzubieten;
Ach! sie schwankt mit müden Füßen.

Süßes, dickes Kind, du darfst
Nicht zu Fuß nach Hause gehen;
An dem Barrière-Gitter
Siehst du die Fiaker stehen.

15.

Wiedersehen.

Die Geisblattlaube — Ein Sommerabend —
Wir saßen wieder, wie ehmals, am Fenster —
Der Mond ging auf, belebend und labend —
Wir aber waren wie zwei Gespenster.

Zwölf Jahre schwanden, seitdem wir beisammen
Zum letzten Male hier gesessen;
Die zärtlichen Gluthen, die großen Flammen,
Sie waren erloschen unterdessen.

Einsilbig saß ich. Die Plaudertasche,
Das Weib, hingegen schürte beständig
Herum in der alten Liebesasche.
Jedoch kein Fünkchen ward wieder lebendig.

Und sie erzählte: wie sie die bösen
Gedanken bekämpft, eine lange Geschichte,
Wie wackelig schon ihre Tugend gewesen —
Ich machte dazu ein dummes Gesichte.

Als ich nach Hause ritt, da liefen
Die Bäume vorbei in der Mondenhelle,
Wie Geister. Wehmüthige Stimmen riefen —
Doch ich und die Todten, wir ritten schnelle.

16.

Frau Sorge.

In meines Glückes Sonnenglanz,
Da gaukelte fröhlich der Mückentanz.
Die lieben Freunde liebten mich
Und theilten mit mir brüderlich
Wohl meinen besten Braten
Und meinen letzten Dukaten.

Das Glück ist fort, der Beutel leer,
Und hab' auch keine Freunde mehr;
Erloschen ist der Sonnenglanz,
Zerstoben ist der Mückentanz,
Die Freunde, so wie die Mücke,
Verschwinden mit dem Glücke.

An meinem Bett in der Winternacht
Als Wärterin die Sorge wacht
Sie trägt eine weiße Unterjack',
Ein schwarzes Mützchen, und schnupft Taback.
Die Dose knarrt so gräßlich,
Die Alte nickt so häßlich.

Mir träumt manchmal, gekommen sei
Zurück das Glück und der junge Mai
Und die Freundschaft und der Mückenschwarm —
Da knarrt die Dose — daß Gott erbarm'!
Es platzt die Seifenblase —
Die Alte schneuzt die Nase.

17.

An die Engel.

Das ist der böse Thanatos,
Er kommt auf einem fahlen Roß;
Ich hör' den Hufschlag, hör' den Trab,
Der dunkle Reiter holt mich ab —
Er reißt mich fort, Mathilden soll ich lassen,
O, den Gedanken kann mein Herz nicht fassen!

Sie war mir Weib und Kind zugleich,
Und geh' ich in das Schattenreich,
Wird Wittwe sie und Waise sein!
Ich lass' in dieser Welt allein
Das Weib, das Kind, das, trauend meinem Muthe
Sorglos und treu an meinem Herzen ruhte.

Ihr Engel in den Himmelshöhn,
Vernehmt mein Schluchzen und mein Flehn;
Beschützt, wenn ich im öden Grab,
Das Weib, das ich geliebet hab';
Seid Schild und Vögte eurem Ebenbilde,
Beschützt, beschirmt mein armes Kind, Mathilde

Bei allen Thränen, die ihr je
Geweint um unser Menschenweh,
Beim Wort, das nur der Priester kennt
Und niemals ohne Schauder nennt,
Bei eurer eignen Schönheit, Huld und Milde,
Beschwör' ich euch, ihr Engel, schützt Mathilde.

18.

Im Oktober 1849.

Gelegt hat sich der starke Wind,
Und wieder stille wird's daheime;
Germania, das große Kind,
Erfreut sich wieder seiner Weihnachtsbäume.

Wir treiben jetzt Familienglück —
Was höher lockt, Das ist vom Übel —
Die Friedensschwalbe kehrt zurück,
Die einst genistet in des Hauses Giebel.

Gemüthlich ruhen Wald und Fluß,
Von sanftem Mondlicht übergossen;
Nur manchmal knallt's — Ist Das ein Schuß?
Es ist vielleicht ein Freund, den man erschossen.

Vielleicht mit Waffen in der Hand
Hat man den Tollkopf angetroffen.
(Nicht Jeder hat so viel Verstand
Wie Flaccus, der so kühn davon geloffen.)

Es knallt. Es ist ein Fest vielleicht,
Ein Feuerwerk zur Goethefeier! —
Die Sonntag, die dem Grab entsteigt,
Begrüßt Raketenlärm — die alte Leier!

Auch Liszt taucht wieder auf, der Franz,
Er lebt, er liegt nicht blutgeröthet
Auf einem Schlachtfeld Ungarlands;
Kein Russe, noch Kroat hat ihn getödtet.

Es fiel der Freiheit letzte Schanz',
Und Ungarn blutet sich zu Tode —
Doch unversehrt blieb Ritter Franz,
Sein Säbel auch — er liegt in der Kommode.

Er lebt, der Franz, und wird als Greis
Vom Ungarkriege Wunderdinge
Erzählen in der Enkel Kreis —
„So lag ich und so führt' ich meine Klinge!"

Wenn ich den Namen Ungarn hör',
Wird mir das deutsche Wams zu enge,
Es braust darunter wie ein Meer,
Mir ist, als grüßten mich Trompetenklänge!

Es klirrt mir wieder im Gemüth
Die Heldensage, längst verklungen,
Das eisern wilde Kämpenlied —
Das Lied vom Untergang der Nibelungen.

Es ist dasselbe Heldenloos,
Es sind dieselben alten Mähren,
Die Namen sind verändert bloß,
Doch sind's dieselben „Helden lobebären."

Es ist dasselbe Schicksal auch —
Wie stolz und frei die Fahnen fliegen,
Es muss der Held, nach altem Brauch,
Den thierisch rohen Mächten unterliegen.

Und diesmal hat der Ochse gar
Mit Bären einen Bund geschlossen —
Du fällst; doch tröste dich, Magyar,
Wir Andre haben schlimmre Schmach genossen.

Anständ'ge Bestien sind es doch,
Die ganz honett dich überwunden;
Doch wir gerathen in das Joch
Von Wölfen, Schweinen und gemeinen Hunden.

Das heult und bellt und grunzt — ich kann
Ertragen kaum den Duft der Sieger,
Doch still, Poet, Das greift dich an —
Du bist so krank, und schweigen wäre klüger.

19.

Helena.

Du hast mich beschworen aus dem Grab
Durch deinen Zauberwillen,
Belebtest mich mit Wollustgluth —
Jetzt kannst du die Gluth nicht stillen.

Press deinen Mund an meinen Mund,
Der Menschen Odem ist göttlich!
Ich trinke deine Seele aus,
Die Todten sind unersättlich.

20.

Böses Geträume.

Im Traume war ich wieder jung und munter
Es war das Landhaus, hoch am Bergesrand,
Wettlaufend lief ich dort den Pfad hinunter,
Wettlaufend mit Ottilien Hand in Hand.

Wie das Persönchen fein formiert! Die süßen
Meergrünen Augen zwinkern nixenhaft.
Sie steht so fest auf ihren kleinen Füßen,
Ein Bild von Zierlichkeit, vereint mit Kraft.

Der Ton der Stimme ist so treu und innig,
Man glaubt zu schaun bis in der Seele Grund;
Und Alles, was sie spricht, ist klug und sinnig;
Wie eine Rosenknospe ist der Mund.

Es ist nicht Liebesweh, was mich beschleichet,
Ich schwärme nicht, ich bleibe bei Verstand;
Doch wunderbar ihr Wesen mich erweichet
Und heimlich bebend küss' ich ihre Hand.

Ich glaub', am Ende brach ich eine Lilje,
Die gab ich ihr und sprach ganz laut dabei:
„Heirathe mich und sei mein Weib, Ottilje,
Damit ich fromm wie du und glücklich sei."

Was sie zur Antwort gab, Das weiß ich nimmer,
Denn ich erwachte jählings — und ich war
Wieder ein Kranker, der im Krankenzimmer
Trostlos darniederliegt seit manchem Jahr. — —

21.

Sie erlischt.

Der Vorhang fällt, das Stück ist aus,
Und Herrn und Damen gehn nach Haus.
Ob ihnen auch das Stück gefallen?
Ich glaub', ich hörte Beifall schallen.
Ein hochverehrtes Publikum
Beklatschte dankbar seinen Dichter.
Jetzt aber ist das Haus so stumm,
Und sind verschwunden Lust und Lichter.

Doch horch! ein schollernd schnöder Klang
Ertönt unfern der öden Bühne; —
Vielleicht dass eine Saite sprang
An einer alten Violine.
Verdrießlich rascheln im Parterr'
Etwelche Ratten hin und her,
Und Alles riecht nach ranz'gem Öle.
Die letzte Lampe ächzt und zischt
Verzweiflungsvoll und sie erlischt.
Das arme Licht war meine Seele.

22.

Vermächtnis.

Nun mein Leben geht zu End',
Mach' ich auch mein Testament;
Christlich will ich drin bedenken
Meine Feinde mit Geschenken.

Diese würd'gen, tugendfesten
Widersacher sollen erben
All mein Siechthum und Verderben,
Meine sämmtlichen Gebresten.

Ich vermach' euch die Koliken,
Die den Bauch wie Zangen zwicken,
Harnbeschwerden, die perfiden
Preußischen Hämorrhoiden.

Meine Krämpfe sollt ihr haben,
Speichelfluss und Gliederzucken,
Knochendarre in dem Rucken,
Lauter schöne Gottesgaben.

Codicill zu dem Vermächtnis:
In Vergessenheit versenken
Soll der Herr eur Angedenken,
Er vertilge eur Gedächtnis.

23.

Enfant perdu.

Verlorner Posten in dem Freiheitskriege,
Hielt ich seit dreißig Jahren treulich aus.
Ich kämpfte ohne Hoffnung, dass ich siege,
Ich wusste, nie komm' ich gesund nach Haus.

Ich wachte Tag und Nacht — ich konnt' nicht schlafen,
Wie in dem Lagerzelt der Freunde Schar —
(Auch hielt das laute Schnarchen dieser Braven
Mich wach, wenn ich ein bischen schlummrig war.)

In jenen Nächten hat Langweil' ergriffen
Mich oft, auch Furcht — (nur Narren fürchten Nichts) —
Sie zu verscheuchen, hab' ich dann gepfiffen
Die frechen Reime eines Spottgedichts.

Ja, wachsam stand ich, das Gewehr im Arme,
Und nahte irgend ein verdächt'ger Gauch,
So schoss ich gut und jagt' ihm eine warme,
Brühwarme Kugel in den schnöden Bauch.

Mitunter freilich mocht' es sich ereignen,
Dass solch ein schlechter Gauch gleichfalls sehr gut
Zu schießen wusste — ach, ich kann's nicht leugnen —
Die Wunden klaffen — es verströmt mein Blut.

Ein Posten ist vakant! — Die Wunden klaffen —
Der Eine fällt, die Andern rücken nach —
Doch fall' ich unbesiegt, und meine Waffen
Sind nicht gebrochen — Nur mein Herze brach.

Drittes Buch.

Hebräische Melodien.

O lass nicht ohne Lebensgenuss
Dein Leben verfließen!
Und bist du sicher vor dem Schuss,
So lass sie nur schießen.

Fliegt dir das Glück vorbei einmal,
So fass es am Zipfel.
Auch rath' ich dir, baue dein Hüttchen im Thal
Und nicht auf dem Gipfel.

Prinzessin Sabbath.

In Arabiens Märchenbuche
Sehen wir verwünschte Prinzen,
Die zu Zeiten ihre schöne
Urgestalt zurückgewinnen:

Das behaarte Ungeheuer
Ist ein Königssohn geworden;
Schmuckreich glänzend angekleidet,
Auch verliebt die Flöte blasend.

Doch die Zauberfrist zerrinnt,
Und wir schauen plötzlich wieder
Seine königliche Hoheit
In ein Ungethüm verzottelt.

Einen Prinzen solchen Schicksals
Singt mein Lied. Er ist geheißen
Israel. Ihn hat verwandelt
Hexenspruch in einen Hund.

Hund mit hündischen Gedanken,
Kötert er die ganze Woche
Durch des Lebens Koth und Kehricht,
Gassenbuben zum Gespötte.

Aber jeden Freitag Abend,
In der Dämmrungstunde, plötzlich
Weicht der Zauber und der Hund
Wird aufs Neu' ein menschlich Wesen.

Mensch mit menschlichen Gefühlen,
Mit erhobnem Haupt und Herzen,
Festlich, reinlich schier gekleidet,
Tritt er in des Vaters Halle.

„Sei gegrüßt, geliebte Halle
Meines königlichen Vaters!
Zelte Jakob's, eure heil'gen
Eingangspfosten küßt mein Mund!"

Durch das Haus geheimnisvoll
Zieht ein Wispern und ein Weben,
Und der unsichtbare Hausherr
Athmet schaurig in der Stille.

Stille! Nur der Seneschall
(Vulgo Synagogendiener)
Springt geschäftig auf und nieder,
Um die Lampen anzuzünden.

Trostverheißend goldne Lichter,
Wie sie glänzen, wie sie glimmern!
Stolz aufflackern auch die Kerzen
Auf der Brüstung des Almemors.

Vor dem Schreine, der die Thora
Aufbewahret und verhängt ist
Mit der kostbar seidnen Decke,
Die von Edelsteinen funkelt —

Dort an seinem Betpultständer
Steht schon der Gemeindesänger;
Schmuckes Männchen, das sein schwarzes
Mäntelchen kokett geachselt.

Um die weiße Hand zu zeigen,
Haspelt er am Halse, seltsam
An die Schläf' den Zeigefinger,
An die Kehl' den Daumen drückend.

Trällert vor sich hin ganz leise,
Bis er endlich laut aufjubelnd
Seine Stimm' erhebt und singt:
„Lecho Daudi Likras Kalle!

„Lecho Daudi Likras Kalle —
Komm, Geliebter, deiner harret
Schon die Braut, die dir entschleiert
Ihr verschämtes Angesicht!"

Dieses hübsche Hochzeitkarmen
Ist gedichtet von dem großen,
Hochberühmten Minnesinger
Don Jehuda ben Halevy.

In dem Liede wird gefeiert
Die Vermählung Israel's
Mit der Frau Prinzessin Sabbath,
Die man nennt die stille Fürstin.

Perl' und Blume aller Schönheit
Ist die Fürstin. Schöner war
Nicht die Königin von Saba,
Salomonis Busenfreundin,

Die, ein Blaustrumpf Äthiopiens,
Durch Esprit brillieren wollte,
Und mit ihren klugen Räthseln
Auf die Länge fatigant ward.

Die Prinzessin Sabbath, welche
Ja die personificierte
Ruhe ist, verabscheut alle
Geisteskämpfe und Debatten.

Gleich fatal ist ihr die trampelnd
Deklamierende Passion,
Jenes Pathos, das mit flatternd
Aufgelöstem Haar einherstürmt.

Sittsam birgt die stille Fürstin
In der Haube ihre Zöpfe;
Blickt so sanft wie die Gazelle,
Blüht so schlank wie eine Addas.

Sie erlaubt dem Liebsten Alles,
Ausgenommen Tabackrauchen —
„Liebster! Rauchen ist verboten,
Weil es heute Sabbath ist.

„Dafür aber heute Mittag
Soll dir dampfen, zum Ersatz,
Ein Gericht, das wahrhaft göttlich —
Heute sollst du Schalet essen!"

„Schalet, schöner Götterfunken,
Tochter aus Elysium!"
Also klänge Schiller's Hochlied,
Hätt' er Schalet je gekostet.

Schalet ist die Himmelspeise,
Die der liebe Herrgott selber
Einst den Moses kochen lehrte
Auf dem Berge Sinai,

Wo der Allerhöchste gleichfalls
All' die guten Glaubenslehren
Und die heil'gen zehn Gebote
Wetterleuchtend offenbarte.

Schalet ist des wahren Gottes
Koscheres Ambrosia,
Wonnebrot des Paradieses,
Und mit solcher Kost verglichen

Ist nur eitel Teufelsdreck
Das Ambrosia der falschen
Heidengötter Griechenlands,
Die verkappte Teufel waren.

Speist der Prinz von solcher Speise,
Glänzt sein Auge wie verkläret,
Und er knöpfet auf die Weste,
Und er spricht mit sel'gem Lächeln:

„Hör' ich nicht den Jordan rauschen?
Sind Das nicht die Brüsselbrunnen
In dem Palmenthal von Beth-El,
Wo gelagert die Kamele?

„Hör' ich nicht die Herdenglöckchen?
Sind Das nicht die fetten Hämmel,
Die vom Gileath-Gebirge
Abendlich der Hirt herabtreibt?"

Doch der schöne Tag verflittert;
Wie mit langen Schattenbeinen,
Kommt geschritten der Verwünschung
Böse Stund' — Es seufzt der Prinz.

Ist ihm doch, als griffen eiskalt
Hexenfinger in sein Herze.
Schon durchrieseln ihn die Schauer
Hündischer Metamorphose.

Die Prinzessin reicht dem Prinzen
Ihre güldne Nardenbüchse.
Langsam riecht er — will sich laben
Noch einmal an Wohlgerüchen.

Es kredenzet die Prinzessin
Auch den Abschiedstrunk dem Prinzen
Hastig trinkt er, und im Becher
Bleiben wen'ge Tropfen nur.

Er besprengt damit den Tisch,
Nimmt alsdann ein kleines Wachslicht,
Und er tunkt es in die Nässe,
Daß es knistert und erlischt.

Jehuda ben Halevy.

(Fragment.)

I.

„Lechzend klebe mir die Zunge
An dem Gaumen, und es welke
Meine rechte Hand, vergäß' ich
Jemals dein, Jerusalem —"

Wort und Weise, unaufhörlich
Schwirren sie mir heut im Kopfe,
Und mir ist, als hört' ich Stimmen,
Psalmodierend, Männerstimmen —

Manchmal kommen auch zum Vorschein
Bärte, schattig lange Bärte —
Traumgestalten, wer von euch
Ist Jehuda ben Halevy?

Doch sie huschen rasch vorüber;
Die Gespenster scheuen furchtsam
Der Lebend'gen plumpen Zuspruch —
Aber ihn hab' ich erkannt —

Ich erkannt' ihn an der bleichen
Und gedankenstolzen Stirne,
An den Augen süßer Starrheit —
Sahn mich an so schmerzlich forschend —

Doch zumeist erkannt' ich ihn
An dem räthselhaften Lächeln
Jener schön gereimten Lippen,
Die man nur bei Dichtern findet.

Jahre kommen und verfließen.
Seit Jehuda ben Halevy
Ward geboren, sind verflossen
Siebenhundertfünfzig Jahre —

Hat zuerst das Licht erblickt
Zu Toledo in Castilien,
Und es hat der goldne Tajo
Ihm sein Wiegenlied gelullet.

Für Entwicklung seines Geistes
Sorgte früh der strenge Vater,
Der den Unterricht begann
Mit dem Gottesbuch, der Thora.

Diese las er mit dem Sohne
In dem Urtext, dessen schöne,
Hieroglyphisch pittoreske,
Altchaldäische Quadratschrift

Herstammt aus dem Kindesalter
Unsrer Welt, und auch deßwegen
Jedem kindlichen Gemüthe
So vertraut entgegenlacht.

Diesen echten alten Text
Recitierte auch der Knabe
In der uralt hergebrachten
Singsang-Weise, Tropp geheißen —

Und er gurgelte gar lieblich
Jene fetten Gutturalen,
Und er schlug dabei den Triller,
Den Schalscheleth, wie ein Vogel.

Auch den Targum Onkelos,
Der geschrieben ist in jenem
Plattjudäischen Idiom,
Das wir „Aramäisch" nennen,

Und zur Sprache der Propheten
Sich verhalten mag etwa
Wie der Schwäbische zum Deutschen
Dieses Gelbveiglein-Hebräisch

Lernte gleichfalls früh der Knabe,
Und es kam ihm solche Kenntnis
Bald darauf sehr gut zu Statten
Bei dem Studium des Talmuds.

Ja, frühzeitig hat der Vater
Ihn geleitet zu dem Talmud,
Und da hat er ihm erschlossen
Die Halacha, diese große

Fechterschule, wo die besten
Dialektischen Athleten
Babylon's und Pumpeditha's
Ihre Kämpferspiele trieben.

Lernen konnte hier der Knabe
Alle Künste der Polemik;
Seine Meisterschaft bezeugte
Späterhin das Buch Cosari.

Doch der Himmel gießt herunter
Zwei verschiedne Sorten Lichtes:
Grelles Tageslicht der Sonne
Und das mildre Mondlicht — Also,

Also leuchtet auch der Talmud
Zwiefach, und man theilt ihn ein
In Halacha und Hagada.
Erstre nannt' ich eine Fechtschul' —

Letztre aber, die Hagada,
Will ich einen Garten nennen,
Einen Garten, hochphantastisch
Und vergleichbar jenem andern,

Welcher ebenfalls den Boden
Babylon's entsprossen weiland —
Garten der Semiramis,
Achtes Wunderwerk der Welt.

Königin Semiramis,
Die als Kind erzogen worden
Von den Vögeln und gar manche
Vögelthümlichkeit bewahrte,

Wollte nicht auf platter Erde
Promenieren, wie wir andern
Säugethiere, und sie pflanzte
Einen Garten in der Luft —

Hoch auf kolossalen Säulen
Prangten Palmen und Cypressen,
Goldorangen, Blumenbeete,
Marmorbilder, auch Springbrunnen,

Alles klug und fest verbunden
Durch unzähl'ge Hängebrücken,
Die wie Schlingepflanzen aussahn
Und worauf sich Vögel wiegten —

Große, bunte, ernste Vögel,
Tiefe Denker, die nicht singen,
Während sie umflattert kleines
Zeisigvolk, das lustig trillert —

Alle athmen ein, beseligt,
Einen reinen Balsamduft,
Welcher unvermischt mit schnödem
Erdendunst und Mißgeruche.

Die Hagada ist ein Garten
Solcher Luftkindgrillen-Art,
Und der junge Talmudschüler,
Wenn sein Herze war bestäubet

Und betäubet vom Gezänke
Der Halacha, vom Dispute
Über das fatale Ei,
Das ein Huhn gelegt am Festtag,

Oder über eine Frage
Gleicher Importanz — der Knabe
Floh alsdann, sich zu erfrischen,
In die blühende Hagada,

Wo die schönen alten Sagen,
Engelmärchen und Legenden,
Stille Märtyrerhistorien,
Festgesänge, Weisheitssprüche,

Auch Hyperbeln, gar possierlich,
Alles aber glaubenskräftig,
Glaubensglühend — o, Das glänzte,
Quoll und sproß so überschwänglich —

Und des Knaben edles Herze
Ward ergriffen von der wilden,
Abenteuerlichen Süße,
Von der wundersamen Schmerzlust

Und den fabelhaften Schauern
Jener seligen Geheimwelt,
Jener großen Offenbarung,
Die wir nennen Poesie.

Auch die Kunst der Poesie,
Heitres Wissen, holdes Können,
Welches wir die Dichtkunst heißen,
That sich auf dem Sinn des Knaben.

Und Jehuda ben Halevy
Ward nicht bloß ein Schriftgelehrter,
Sondern auch der Dichtkunst Meister,
Sondern auch ein großer Dichter.

Ja, er ward ein großer Dichter,
Stern und Fackel seiner Zeit,
Seines Volkes Licht und Leuchte,
Eine wunderbare, große

Feuersäule des Gesanges,
Die der Schmerzenskarawane
Israel's vorangezogen
In der Wüste des Exils.

Rein und wahrhaft, sonder Makel
War sein Lied, wie seine Seele —
Als der Schöpfer sie erschaffen,
Diese Seele, selbstzufrieden

Küßte er die schöne Seele
Und des Kusses holder Nachklang
Bebt in jedem Lied des Dichters,
Das geweiht durch diese Gnade.

Wie im Leben, so im Dichten
Ist das höchste Gut die Gnade —
Wer sie hat, Der kann nicht sünd'gen,
Nicht in Versen, noch in Prosa.

Solchen Dichtern von der Gnade
Gottes nennen wir Genie:
Unverantwortlicher König
Des Gedankenreiches ist er.

Nur dem Gotte steht er Rede,
Nicht dem Volke — In der Kunst,
Wie im Leben, kann das Volk
Tödten uns, doch niemals richten. —

II.

„Bei den Wassern Babel's saßen
Wir und weinten, unsre Harfen
Lehnten an den Trauerweiden" —
Kennst du noch das alte Lied?

Kennst du noch die alte Weise,
Die im Anfang so elegisch
Greint und sumset, wie ein Kessel,
Welcher auf dem Herde kocht?

Lange schon, jahrtausendlange
Kocht's in mir. Ein dunkles Wehe!
Und die Zeit leckt meine Wunde,
Wie der Hund die Schwären Hiob's.

Dank dir, Hund, für deinen Speichel —
Doch Das kann nur kühlend lindern —
Heilen kann mich nur der Tod,
Aber ach, ich bin unsterblich!

Jahre kommen und vergehen —
In dem Webstuhl läuft geschäftig
Schnurrend hin und her die Spule —
Was er webt, Das weiß kein Weber.

Jahre kommen und vergehen,
Menschenthränen träufeln, rinnen
Auf die Erde, und die Erde
Saugt sie ein mit stiller Gier —

Tolle Sud! Der Deckel springt —
Heil dem Manne, dessen Hand
Deine junge Brut ergreifet
Und zerschmettert an der Felswand.

Gott sei Dank! die Sud verdampfet
In dem Kessel, der allmählich
Ganz verstummt. Es weicht mein Spleen,
Mein westöstlich dunkler Spleen —

Auch mein Flügelrößlein wiehert
Wieder heiter, scheint den bösen
Nachtalp von sich abzuschütteln,
Und die klugen Augen fragen:

„Reiten wir zurück nach Spanien
Zu dem kleinen Talmudisten,
Der ein großer Dichter worden,
Zu Jehuda ben Halevy?"

Ja, er ward ein großer Dichter,
Absoluter Traumweltsherrscher
Mit der Geisterkönigskrone,
Ein Poet von Gottes Gnade,

Der in heiligen Sirventen,
Madrigalen und Terzinen,
Kanzonetten und Ghaselen
Ausgegossen alle Flammen

Seiner gottgeküßten Seele!
Wahrlich, ebenbürtig war
Dieser Troubadour den besten
Lautenschlägern der Provence,

Poitou's und der Guienne,
Roussillon's und aller andern
Süßen Pomeranzenlande
Der galanten Christenheit.

Der galanten Christenheit
Süße Pomeranzenlande!
Wie sie duften, glänzen, klingen
In dem Zwielicht der Erinnrung!

Schöne Nachtigallenwelt!
Wo man, statt des wahren Gottes,
Nur den falschen Gott der Liebe
Und der Musen angebetet.

Klerici, mit Rosenkränzen
Auf der Glatze, sangen Psalmen
In der heitern Sprache d'oc;
Und die Laien, edle Ritter,

Stolz auf hohen Rossen trabend,
Spintisierten Vers und Reime
Zur Verherrlichung der Dame,
Der ihr Herze fröhlich diente.

Ohne Dame keine Minne,
Und es ward dem Minnesänger
Unentbehrlich eine Dame,
Wie dem Butterbrod die Butter.

Auch der Held, den wir besingen,
Auch Jehuda ben Halevy
Hatte seine Herzensdame;
Doch sie war besondrer Art.

Sie war keine Laura, deren
Augen, sterbliche Gestirne,
In dem Dome am Charfreitag
Den berühmten Brand gestiftet —

Sie war keine Chatelaine,
Die im Blüthenschmuck der Jugend
Bei Turnieren präsidierte
Und den Lorberkranz ertheilte —

Keine Kußrechtskasuistin
War sie, keine Doktrinärrin,
Die im Spruchkollegium
Eines Minnehofs docierte —

Jene, die der Rabbi liebte,
War ein traurig armes Liebchen,
Der Zerstörung Jammerbildnis,
Und sie hieß Jerusalem.

Schon in frühen Kindestagen
War sie seine ganze Liebe;
Sein Gemüthe machte beben
Schon das Wort Jerusalem.

Purpurflamme auf der Wange
Stand der Knabe, und er horchte,
Wenn ein Pilger nach Toledo
Kam aus fernem Morgenlande

Und erzählte, wie verödet
Und verunreint jetzt die Stätte,
Wo am Boden noch die Lichtspur
Von dem Fuße der Propheten —

Wo die Luft noch balsamieret
Von dem ew'gen Odem Gottes —
„O des Jammeranblicks!" rief
Einst ein Pilger, dessen Bart

Silberweiß hinabfloß, während
Sich das Barthaar an der Spitze
Wieder schwärzte und es aussah,
Als ob sich der Bart verjünge —

Ein gar wunderlicher Pilger
Mocht' es sein, die Augen lugten
Wie aus tausendjähr'gem Trübsinn,
Und er seufzt': „Jerusalem!

„Sie, die volkreich heil'ge Stadt
Ist zur Wüstenei geworden,
Wo Waldteufel, Wehrwolf, Schakal
Ihr verruchtes Wesen treiben —

„Schlangen, Nachtgevögel nisten
Im verwitterten Gemäuer;
Aus des Fensters luft'gem Bogen
Schaut der Fuchs mit Wohlbehagen.

„Hier und da taucht auf zuweilen
Ein zerlumpter Knecht der Wüste,
Der sein höckriges Kameel
In dem hohen Grase weidet.

„Auf der edlen Höhe Zion's,
Wo die goldne Veste ragte,
Deren Herrlichkeiten zeugten
Von der Pracht des großen Königs:

„Dort, von Unkraut überwuchert,
Liegen nur noch graue Trümmer,
Die uns ansehn schmerzhaft traurig,
Dass man glauben muss, sie weinten.

„Und es heißt, sie weinten wirklich
Einmal in dem Jahr, an jenem
Neunten Tag des Monats Ab —
Und mit thränend eignen Augen

„Schaute ich die dicken Tropfen
Aus den großen Steinen sickern,
Und ich hörte weheklagen
Die gebrochnen Tempelsäulen." —

Solche fromme Pilgersagen
Weckten in der jungen Brust
Des Jehuda ben Halevy
Sehnsucht nach Jerusalem.

Dichtersehnsucht! ahnend, träumend
Und fatal war sie, wie jene,
Die auf seinem Schloss zu Blaye
Einst empfand der edle Vidam,

Messer Geoffroy Rudello,
Als die Ritter, die zurück
Aus dem Morgenlande kehrten,
Laut beim Becherklang betheuert:

Ausbund aller Huld und Züchten
Perl' und Blume aller Frauen
Sei die schöne Melisande,
Markgräfin von Tripolis.

Jeder weiß, für diese Dame
Schwärmte jetzt der Troubadour;
Er besang sie, und es wurde
Ihm zu eng im Schlosse Blaye.

Und es trieb ihn fort. Zu Cette
Schiffte er sich ein, erkrankte
Aber auf dem Meer, und sterbend
Kam er an zu Tripolis.

Hier erblickt er Melisanden
Endlich auch mit Leibesaugen,
Die jedoch des Todes Schatten
In derselben Stunde deckten.

Seinen letzten Liebessang
Singend, starb er zu den Füßen
Seiner Dame Melisande,
Markgräfin von Tripolis.

Wunderbare Ähnlichkeit
In dem Schicksal beider Dichter!
Nur daß Jener erst im Alter
Seine große Wallfahrt antrat.

Auch Jehuda ben Halevy
Starb zu Füßen seiner Liebsten,
Und sein sterbend Haupt, es ruhte
Auf den Knien Jerusalem's.

III.

Nach der Schlacht bei Arabella
Hat der große Alexander
Land und Leute des Darius,
Hof und Harem, Pferde, Weiber,

Elephanten und Dariken,
Kron' und Scepter, goldnen Plunder,
Eingesteckt in seine weiten
Macedon'schen Pluderhosen.

In dem Zelt des großen Königs,
Der entflohn, um nicht höchstselbst
Gleichfalls eingesteckt zu werden,
Fand der junge Held ein Kästchen,

Eine kleine güldne Truhe,
Mit Miniaturbildwerken
Und mit inkrustierten Steinen
Und Kameen reich geschmückt —

Dieses Kästchen, selbst ein Kleinod
Unschätzbaren Werthes, diente
Zur Bewahrung von Kleinodien,
Des Monarchen Leibjuwelen.

Letztre schenkte Alexander
An die Tapfern seines Heeres,
Darob lächelnd, daß sich Männer
Kindisch freun an bunten Steinchen.

Eine kostbar schönste Gemme
Schickte er der lieben Mutter;
War der Siegelring des Cyrus,
Wurde jetzt zu einer Brosche.

Seinem alten Weltarschpauker
Aristoteles, Dem sandt' er
Einen Onyx für sein großes
Naturalienkabinett.

In dem Kästchen waren Perlen,
Eine wunderbare Schnur,
Die der Königin Atossa
Einst geschenkt der falsche Smerdis –

Doch die Perlen waren echt —
Und der heitre Sieger gab sie
Einer schönen Tänzerin
Aus Korinth, mit Namen Thais.

Diese trug sie in den Haaren,
Die bacchantisch aufgelöst,
In der Brandnacht, als sie tanzte
Zu Persepolis und frech

In die Königsburg geschleudert
Ihre Fackel, daß laut prasselnd
Bald die Flammenlohe aufschlug,
Wie ein Feuerwerk zum Feste.

Nach dem Tod der schönen Thais,
Die an einer babylon'schen
Krankheit starb zu Babylon
Wurden ihre Perlen dort

Auf dem Börsensaal vergantert.
Sie erstand ein Pfaff aus Memphis
Der sie nach Ägypten brachte,
Wo sie später auf dem Putztisch

Der Kleopatra erschienen,
Die die schönste Perl' zerstampft
Und mit Wein vermischt verschluckte,
Um Antonius zu foppen.

Mit dem letzten Omayaden
Kam die Perlenschnur nach Spanien,
Und sie schlängelt am Turban
Des Kalifen zu Corduva.

Abderham der Dritte trug sie
Als Brustschleife beim Turnier,
Wo er dreißig goldne Ringe
Und das Herz Zuleima's stach.

Nach dem Fall der Mohrenherrschaft
Gingen zu den Christen über
Auch die Perlen, und geriethen
In den Kronschatz von Kastilien.

Die kathol'schen Majestäten
Span'scher Königinnen schmückten
Sich damit bei Hoffestspielen,
Stiergefechten, Processionen,

So wie auch Autodafés,
Wo sie, auf Balkonen sitzend,
Sich erquickten am Geruche
Von gebratnen alten Juden.

Späterhin gab Mendizabel,
Satan's Enkel, diese Perlen
In Versatz, um der Finanzen
Deficit damit zu decken.

An dem Hof der Tuilerien
Kam die Schnur zuletzt zum Vorschein,
Und sie schimmerte am Halse
Der Baronin Salomon.

So erging's den schönen Perlen.
Minder abenteuerlich
Ging's dem Kästchen, dies behielt
Alexander für sich selber.

Er verschloss darin die Lieder
Des ambrosischen Homeros,
Seines Lieblings, und zu Häupten
Seines Bettes in der Nacht

Stand das Kästchen — Schlief der König,
Steigen draus hervor der Helden
Lichte Bilder, und sie schlichen
Gaukelnd sich in seine Träume.

Andre Zeiten, andre Vögel —
Ich, ich liebte weiland gleichfalls
Die Gesänge von den Thaten
Des Peliden, des Odysseus.

Damals war so sonnengoldig
Und so purpurn mir zu Muthe,
Meine Stirn umkränzte Weinlaub,
Und es tönten die Fanfaren —

Still davon! — gebrochen liegt
Jetzt mein stolzer Siegeswagen,
Und die Panther, die ihn zogen
Sind verreckt, so wie die Weiber,

Die mit Pauk' und Cymbelklängen
Mich umtanzten, und ich selbst
Wälze mich am Boden elend,
Krüppelelend — still davon!

Still davon! — es ist die Rede
Von dem Kästchen des Darius,
Und ich dacht' in meinem Sinne:
Käm' ich in Besitz des Kästchens,

Und mich zwänge nicht Finanznoth
Gleich dasselbe zu versilbern,
So verschlösse ich darin
Die Gedichte unsres Rabbi —

Des Jehuda ben Halevy
Festgesänge, Klagelieder,
Die Ghaselen, Reisebilder
Seiner Wallfahrt — Alles ließ' ich

Von dem besten Zophar schreiben
Auf der reinsten Pergamenthaut,
Und ich legte diese Handschrift
In das kleine goldne Kästchen.

Dieses stellt' ich auf den Tisch
Neben meinem Bett, und kämen
Dann die Freunde und erstaunten
Ob der Pracht der kleinen Truhe,

Ob den seltnen Basreliefen,
Die so winzig, doch vollendet
Sind zugleich, und ob den großen
Inkrustierten Edelsteinen —

Lächelnd würd' ich ihnen sagen:
Das ist nur die rohe Schale,
Die den bessern Schatz verschließet —
Hier in diesem Kästchen liegen

Diamanten, deren Lichter
Abglanz, Wiederschein des Himmels,
Herzblutglühende Rubinen,
Fleckenlose Turkoasen,

Auch Smaragde der Verheißung,
Perlen, reiner noch als jene,
Die der Königin Atossa
Einst geschenkt der falsche Smerdis,

Und die späterhin geschmücket
Alle Notabilitäten
Dieser mondumkreisten Erde
Thais und Kleopatra,

Isispriester, Mohrenfürsten,
Auch Hispaniens Königinnen
Und zuletzt die hochverehrte
Frau Baronin Salomon —

Diese weltberühmten Perlen,
Sie sind nur der bleiche Schleim
Eines armen Austerthiers,
Das im Meergrund blöde kränkelt:

Doch die Perlen hier im Kästchen
Sind entquollen einer schönen
Menschenseele, die noch tiefer,
Abgrundtiefer als das Weltmeer —

Denn es sind die Thränenperlen
Des Jehuda ben Halevy,
Die er ob dem Untergang
Von Jerusalem geweinet —

Perlenthränen, die, verbunden
Durch des Reimes goldnen Faden,
Aus der Dichtkunst güldnen Schmiede
Als ein Lied hervorgegangen.

Dieses Perlenthränenlied
Ist die vielberühmte Klage,
Die gesungen wird in allen
Weltzerstreuten Zelten Jakob's

An dem neunten Tag des Monats,
Der geheißen Ab, dem Jahrstag
Von Jerusalem's Zerstörung
Durch den Titus Vespasianus.

Ja, Das ist das Zionslied,
Das Jehuda ben Halevy
Sterbend auf den heil'gen Trümmern
Von Jerusalem gesungen —

Barfuß und im Büßerkittel
Saß er dorten auf dem Bruchstück
Einer umgestürzten Säule; —
Bis zur Brust herunter fiel

Wie ein greiser Wald sein Haupthaar,
Abenteuerlich beschattend
Das bekümmert bleiche Antlitz
Mit den geisterhaften Augen —

Also saß er und er sang,
Wie ein Seher aus der Vorzeit
Anzuschaun — dem Grab entstiegen
Schien Jeremias, der Alte —

Das Gevögel der Ruinen
Zähmte schier der wilde Schmerzlaut
Des Gesanges, und die Geier
Nahten horchend, fast mitleidig —

Doch ein frecher Sarazene
Kam desselben Wegs geritten,
Hoch zu Roß, im Bug sich wiegend
Und die blanke Lanze schwingend —

In die Brust des armen Sängers
Stieß er diesen Todesspeer,
Und er jagte rasch von dannen,
Wie ein Schattenbild beflügelt.

Ruhig floß das Blut des Rabbi,
Ruhig seinen Sang zu Ende
Sang er, und sein sterbeletzter
Seufzer war Jerusalem! — —

Eine alte Sage meldet,
Jener Sarazene sei
Gar kein böser Mensch gewesen,
Sondern ein verkappter Engel,

Der vom Himmel ward gesendet,
Gottes Liebling zu entrücken
Dieser Erde, und zu fördern
Ohne Qual ins Reich der Sel'gen.

Droben, heißt es, harrte seiner
Ein Empfang, der schmeichelhaft
Ganz besonders für den Dichter,
Eine himmlische Sürprise.

Festlich kam das Chor der Engel
Ihm entgegen mit Musik,
Und als Hymne grüßten ihn
Seine eignen Verse, jenes

Synagogen-Hochzeitkarmen,
Jene Sabbath-Hymenäen,
Mit den jauchzend wohlbekannten
Melodieen — welche Töne!

Englein bliesen auf Hoboen,
Englein spielten Violine,
Andre strichen auch die Bratsche,
Oder schlugen Pauk' und Cymbel.

Und Das sang und klang so lieblich,
Und so lieblich in den weiten
Himmelsräumen wiederhallt es:
„Lecho Daudi Likras Kalle."

IV.

Meine Frau ist nicht zufrieden
Mit dem vorigen Kapitel,
Ganz besonders in Bezug,
Auf das Kästchen des Darius.

Fast mit Bitterkeit bemerkt sie:
Daſs ein Ehemann, der wahrhaft
Religiöse sei, das Kästchen
Gleich zu Gelde machen würde,

Und damit für seine arme
Legitime Ehegattin
Einen Kaschemir zu kaufen,
Dessen sie so sehr bedürfe.

Der Jehuda ben Halevy,
Meinte sie, Der sei hinlänglich
Ehrenvoll bewahrt in einem
Schönen Futteral von Pappe

Mit chinesisch eleganten
Arabesken, wie die hübschen
Bonbonnièren von Marquis
Im Passage Panorama.

„Sonderbar!“ — setzt sie hinzu —
„Daſs ich niemals nennen hörte
Diesen großen Dichternamen,
Den Jehuda ben Halevy.“

Liebstes Kind, gab ich zur Antwort,
Solche holde Ignoranz,
Sie bekundet die Lakunen
Der französischen Erziehung,

Der Pariser Pensionate,
Wo die Mädchen, diese künft'gen
Mütter eines freien Volkes,
Ihren Unterricht genießen —

Alte Mumien, ausgestopfte
Pharaonen von Ägypten,
Merovinger Schattenkön'ge,
Ungepuderte Perücken,

Auch die Zopfmonarchen China's,
Porzellanpagodenkaiser —
Alle lernen sie auswendig,
Kluge Mädchen, aber, Himmel!

Fragt man sie nach großen Namen
Aus dem großen Goldzeitalter
Der arabisch-althispanisch
Jüdischen Poetenschule,

Fragt man nach dem Dreigestirn,
Nach Jehuda ben Halevy,
Nach dem Salomon Gabirol
Und dem Moses Iben Esra —

Fragt man nach dergleichen Namen
Dann mit großen Augen schaun
Uns die Kleinen an — alsdann
Stehn am Berge die Ochsinnen.

Rathen möcht' ich dir, Geliebte,
Nachzuholen das Versäumte
Und Hebräisch zu erlernen —
Laß Theater und Koncerte,

Widme ein'ge Jahre solchem
Studium, du kannst alsdann
Im Originale lesen
Iben Esra und Gabirol

Und, versteht sich, den Halevy
Das Triumvirat der Dichtkunst,
Das dem Saitenspiel Davidis
Einst entlockt die schönsten Laute.

Alcharisi — der, ich wette,
Dir nicht minder unbekannt ist,
Ob er gleich, französ'scher Witzbold,
Den Hariri überwitzelt

Im Gebiete der Makame,
Und ein Voltairianer war
Schon sechshundert Jahr' vor Voltair' —
Jener Alcharisi sagte:

„Durch Gedanken glänzt Gabirol
Und gefällt zumeist dem Denker,
Iben Esra glänzt durch Kunst
Und behagt weit mehr dem Künstler —

„Aber Beider Eigenschaften
Hat Jehuda ben Halevy,
Und er ist ein großer Dichter
Und ein Liebling aller Menschen."

Iben Esra war ein Freund
Und, ich glaube, auch ein Vetter
Des Jehuda ben Halevy,
Der in seinem Wanderbuche

Schmerzlich klagt, wie er vergebens
In Granada aufgesucht hat
Seinen Freund, und nur den Bruder
Dorten fand, den Medikus

Rabbi Meyer, auch ein Dichter
Und der Vater jener Schönen,
Die mit hoffnungsloser Flamme
Iben Esra's Herz entzunden —

Um das Mühmchen zu vergessen,
Griff er nach dem Wanderstabe,
Wie so mancher der Kollegen;
Lebte unstät, heimatlos.

Pilgernd nach Jerusalem,
Überfielen ihn Tartaren,
Die, an einen Gaul gebunden,
Ihn nach ihren Steppen schleppten.

Musste Dienste dort verrichten,
Die nicht würdig eines Rabbi
Und noch wen'ger eines Dichters,
Musste nämlich Kühe melken.

Einstens, als er unterm Bauche
Einer Kuh gekauert saß,
Ihre Euter hastig fingernd,
Dass die Milch floss in den Zuber —

Eine Position, unwürdig
Eines Rabbis, eines Dichters —
Da befiel ihn tiefe Wemuth
Und er fing zu singen an,

Und er sang so schön und lieblich,
Dass der Khan, der Fürst der Horde,
Der vorbei ging, ward gerühret
Und die Freiheit gab dem Sklaven.

Auch Geschenke gab er ihm,
Einen Fuchspelz, eine lange
Sarazenen-Mandoline
Und das Zehrgeld für die Heimkehr.

Dichterschicksal! böser Unstern,
Der die Söhne des Apollo
Tödlich nergelt, und sogar
Ihren Vater nicht verschont hat,

Als er, hinter Daphnen laufend,
Statt des weißen Nymphenleibes
Nur den Lorberbaum erfaßte,
Er, der göttliche Schlemihl!

Ja, der hohe Delphier ist
Ein Schlemihl, und gar der Lorber,
Der so stolz die Stirne krönet,
Ist ein Zeichen des Schlemihlthums.

Was das Wort Schlemihl bedeutet,
Wissen wir. Hat doch Chamisso
Ihm das Bürgerrecht in Deutschland
Längst verschafft, dem Worte nämlich

Aber unbekannt geblieben,
Wie des heil'gen Niles Quellen,
Ist sein Ursprung; hab' darüber
Nachgegrübelt manche Nacht.

Zu Berlin vor vielen Jahren
Wandt' ich mich deßhalb an unsern
Freund Chamisso, suchte Auskunft
Beim Dekane der Schlemihle.

Doch er konnt' mich nicht befried'gen
Und verwies mich drob an Hitzig,
Der ihm den Familiennamen
Seines schattenlosen Peters

Einst verrathen. Alsbald nahm ich
Eine Droschke und ich rollte
Zu dem Kriminalrath Hitzig,
Welcher ehmals Itzig hieß —

Als er noch ein Itzig war,
Träumte ihm, er säh' geschrieben
An dem Himmel seinen Namen
Und davor den Buchstab H.

„Was bedeutet dieses H?"
Frug er sich — „etwa Herr Itzig
Oder Heil'ger Itzig? Heil'ger
Ist ein schöner Titel — aber

„In Berlin nicht passend" — Endlich
Grübelnsmüd nannt' er sich Hitzig,
Und nur die Getreuen wussten:
In dem Hitzig steckt ein Heil'ger.

Heil'ger Hitzig! sprach ich also,
Als ich zu ihm kam, Sie sollen
Mir die Etymologie
Von dem Wort Schlemihl erklären.

Viel' Umschweife nahm der Heil'ge,
Konnte sich nicht recht erinnern,
Eine Ausflucht nach der andern,
Immer christlich — Bis mir endlich,

Endlich alle Knöpfe rissen
An der Hose der Geduld,
Und ich anfing so zu fluchen,
So gottlästerlich zu fluchen,

Dass der fromme Pietist,
Leichenblass und beineschlotternd,
Unverzüglich mir willfahrte
Und mir Folgendes erzählte:

„In der Bibel ist zu lesen,
Als zur Zeit der Wüstenwandrung
Israel sich oft erlustigt
Mit den Töchtern Kanaan's,

„Da geschah es, dass der Pinhas
Sahe, wie der edle Simri
Buhlschaft trieb mit einem Weibsbild
Aus dem Stamm der Kananiter,

„Und alsbald ergriff er zornig
Seinen Speer und hat den Simri
Auf der Stelle todtgestochen —
Also heißt es in der Bibel.

„Aber mündlich überliefert
Hat im Volke sich die Sage,
Dass es nicht der Simri war,
Den des Pinhas Speer getroffen,

„Sondern dass der Blinderzürnte,
Statt des Sünders, unversehens
Einen ganz Unschuld'gen traf,
Den Schlemihl ben Zuri Schadday." —

Dieser nun, Schlemihl I.,
Ist der Ahnherr des Geschlechtes
Derer von Schlemihl. Wir stamme
Von Schlemihl ben Zuri Schadday.

Freilich keine Heldenthaten
Meldet man von ihm, wir kennen
Nur den Namen und wir wissen,
Daſs er ein Schlemihl gewesen.

Doch geschätzet wird ein Stammbaum
Nicht ob seinen guten Früchten,
Sondern nur ob seinem Alter —
Drei Jahrtausend' zählt der unsre!

Jahre kommen und vergehen —
Drei Jahrtausende verflossen,
Seit gestorben unser Ahnherr,
Herr Schlemihl ben Zuri Schadday.

Längst ist auch der Pinhas todt —
Doch sein Speer hat sich erhalten,
Und wir hören ihn beständig
Über unsre Häupter schwirren.

Und die besten Herzen trifft er —
Wie Jehuda ben Halevy,
Traf er Moses Iben Esra,
Und er traf auch den Gabirol —

Den Gabirol, diesen treuen
Gottgeweihten Minnesänger,
Diese fromme Nachtigall,
Deren Rose Gott gewesen —

Diese Nachtigall, die zärtlich
Ihre Liebeslieder sang
In der Dunkelheit der gothisch
Mittelalterlichen Nacht!

Unerschrocken, unbekümmert
Ob den Fratzen und Gespenstern,
Ob dem Wust von Tod und Wahnsinn,
Die gespukt in jener Nacht —

Sie, die Nachtigall, sie dachte
Nur an ihren göttlich Liebsten,
Dem sie ihre Liebe schluchzte,
Den ihr Lobgesang verherrlicht!

Dreißig Lenze sah Gabirol
Hier auf Erden, aber Fama
Ausposaunte seines Namens
Herrlichkeit durch alle Lande.

Zu Corduba, wo er wohnte,
War ein Mohr sein nächster Nachbar,
Welcher gleichfalls Verse machte
Und des Dichters Ruhm beneidet'.

Hörte er den Dichter singen,
Schwoll dem Mohren gleich die Galle,
Und der Lieder Süße wurde
Bittre Wehmuth für den Neidhart.

Er verlockte den Verhaßten
Nächtlich in sein Haus, erschlug ihn
Dorten und vergrub den Leichnam
Hinterm Hause in dem Garten.

Aber siehe! aus dem Boden,
Wo die Leiche eingescharrt war,
Wuchs hervor ein Feigenbaum
Von der wunderbarsten Schönheit

Seine Frucht war seltsam länglich
Und von seltsam würz'ger Süße;
Wer davon genoß, versank
In ein träumerisch Entzücken.

In dem Volke ging darüber
Viel Gerede und Gemunkel,
Das am End' zu den erlauchten
Ohren des Kalifen kam.

Dieser prüfte eigenzüngig
Jenes Feigenphänomen,
Und ernannte eine strenge
Untersuchungskommission.

Man verfuhr summarisch. Sechzig
Bambushiebe auf die Sohlen
Gab man gleich dem Herrn des Baumes,
Welcher eingestand die Unthat.

Darauf riß man auch den Baum
Mit den Wurzeln aus dem Boden,
Und zum Vorschein kam die Leiche
Des erschlagenen Gabirol.

Diese ward mit Pomp bestattet
Und betrauert von den Brüdern;
An demselben Tage henkte
Man den Mohren zu Corduba.

Disputation.

In der Aula zu Toledo
Klingen schmetternd die Fanfaren;
Zu dem geistlichen Turnei
Wallt das Volk in bunten Scharen.

Das ist nicht ein weltlich Stechen,
Keine Eisenwaffe blitzet —
Eine Lanze ist das Wort,
Das scholastisch scharf gespitzet.

Nicht galante Paladins
Fechten hier, nicht Damendiener —
Dieses Kampfes Ritter sind
Kapuziner und Rabbiner.

Statt des Helmes tragen sie
Schabbesdeckel und Kapuzen;
Skapulier und Arbekanfeß
Sind der Harnisch, drob sie trutzen.

Welches ist der wahre Gott?
Ist es der Hebräer starrer
Großer Eingott, dessen Kämpe
Rabbi Juda, der Navarrer?

Oder ist es der dreifalt'ge
Liebegott der Christianer,
Dessen Kämpe Frater Jose,
Gardian der Franciskaner?

Durch die Macht der Argumente,
Durch der Logik Kettenschlüsse
Und Citate von Autoren,
Die man anerkennen müsse,

Will ein jeder Kämpe seinen
Gegner ad absurdum führen
Und die wahre Göttlichkeit
Seines Gottes demonstrieren.

Festgestellt ist: daß Derjen'ge,
Der im Streit ward überwunden,
Seines Gegners Religion
Anzunehmen sei verbunden,

Daß der Jude sich der Taufe
Heil'gem Sakramente füge,
Und im Gegentheil der Christ
Der Beschneidung unterliege.

Jedem von den beiden Kämpen
Beigesellt sind elf Genossen,
Die zu theilen sein Geschick
Sind in Freud' und Leid entschlossen.

Glaubenssicher sind die Mönche
Von des Gardians Geleitschaft,
Halten schon Weihwasserkübel
Für die Taufe in Bereitschaft,

Schwingen schon die Sprengelbesen
Und die blanken Räucherfässer —
Ihre Gegner unterdessen
Wetzen die Beschneidungsmesser.

Beide Rotten stehn schlagfertig
Vor den Schranken in dem Saale,
Und das Volk mit Ungeduld
Harret drängend der Signale.

Unterm güldnen Baldachin
Und umrauscht vom Hofgesinde
Sitzt der König und die Kön'gin;
Diese gleichet einem Kinde.

Ein französisch stumpfes Näschen,
Schalkheit kichert in den Mienen,
Doch bezaubernd sind des Mundes
Immer lächelnde Rubinen.

Schöne, flatterhafte Blume —
Daß sich ihrer Gott erbarme! —
Von dem heitern Seine-Ufer
Wurde sie verpflanzt, die Arme,

Hierher in den steifen Boden
Der hispanischen Grandezza;
Weiland hieß sie Blanch' de Bourbon,
Donna Blanka heißt sie jetzo.

Pedro wird genannt der König,
Mit dem Zusatz der Grausame;
Aber heute, milden Sinnes,
Ist er besser als sein Name.

Unterhält sich gut gelaunt
Mit des Hofes Edelleuten;
Auch den Juden und den Mohren
Sagt er viele Artigkeiten.

Diese Ritter ohne Vorhaut
Sind des Königs Lieblingsschranzen,
Sie befehl'gen seine Heere,
Sie verwalten die Finanzen.

Aber plötzlich Paukenschläge,
Und es melden die Trompeten,
Dass begonnen hat der Maulkampf,
Der Disput der zwei Athleten.

Der Gardian der Franciskaner
Bricht hervor mit frommem Grimme;
Polternd roh und widrig greinend
Ist abwechselnd seine Stimme.

In des Vaters und des Sohnes
Und des heil'gen Geistes Namen
Exorcieret er den Rabbi,
Jakob's maledeiten Samen.

Denn bei solchen Kontroversen
Sind oft Teufelchen verborgen
In dem Juden, die mit Scharfsinn,
Witz und Gründen ihn versorgen.

Nun die Teufel ausgetrieben
Durch die Macht des Exorcismus,
Kommt der Mönch auch zur Dogmatik
Kugelt ab den Katechismus.

Er erzählt, dass in der Gottheit
Drei Personen sind enthalten,
Die jedoch zu einer einz'gen,
Wenn es passend, sich gestalten —

Ein Mysterium, das nur
Von Demjen'gen wird verstanden,
Der entsprungen ist dem Kerker
Der Vernunft und ihren Banden.

Er erzählt: wie Gott der Herr
Ward zu Bethlehem geboren
Von der Jungfrau, welche niemals
Ihre Jungferschaft verloren;

Wie der Herr der Welt gelegen
In der Krippe, und ein Kühlein
Und ein Öchslein bei ihm stunden,
Schier andächtig, zwei Rindviehlein.

Er erzählte: wie der Herr
Vor den Schergen des Herodes
Nach Ägypten floh, und später
Litt die herbe Pein des Todes

Unter Pontio Pilato,
Der das Urtheil unterschrieben,
Von den harten Pharisäern,
Von den Juden angetrieben.

Er erzählte: wie der Herr,
Der entstiegen seinem Grabe
Schon am dritten Tag, gen Himmel
Seinen Flug genommen habe;

Wie er aber, wenn es Zeit ist,
Wiederkehren auf die Erde
Und zu Josaphat die Todten
Und Lebend'gen richten werde.

„Zittert, Juden!" rief der Mönch,
„Vor dem Gott, den ihr mit Hieben
Und mit Dornen habt gemartert,
Den ihr in den Tod getrieben.

„Seine Mörder, Volk der Rachsucht,
Juden, Das seid ihr gewesen —
Immer meuchelt ihr den Heiland,
Welcher kommt, euch zu erlösen.

„Judenvolk, du bist ein Aas,
Worin hausen die Dämonen;
Eure Leiber sind Kasernen
Für des Teufels Legionen.

„Thomas von Aquino sagt es,
Den man nennt den großen Ochsen
Der Gelehrsamkeit, er ist
Licht und Lust der Orthodoxen.

„Judenvolk, ihr seid Hyänen,
Wölfe, Schakals, die in Gräbern
Wühlen, um der Todten Leichnam
Blutfraßgierig aufzustöbern.

„Juden, Juden, ihr seid Säue,
Paviane, Nashornthiere,
Die man nennt Rhinocerosse,
Krokodile und Vampyre.

„Ihr seid Raben, Eulen, Uhus,
Fledermäuse, Wiedehöpfe,
Leichenhühner, Basilisken,
Galgenvögel, Nachtgeschöpfe.

„Ihr seid Vipern und Blindschleichen,
Klapperschlangen, gift'ge Kröten,
Ottern, Nattern — Christus wird
Eur verfluchtes Haupt zertreten.

„Oder wollt ihr, Maledeiten,
Eure armen Seelen retten?
Aus der Bosheit Synagoge
Flüchtet nach den frommen Stätten,

„Nach der Liebe lichtem Dome,
Wo im benedeiten Becken
Euch der Quell der Gnade sprudelt —
Drin sollt ihr die Köpfe stecken —

„Wascht dort ab den alten Adam
Und die Laster, die ihn schwärzen;
Des verjährten Grolles Schimmel,
Wascht ihn ab von euren Herzen!

„Hört ihr nicht des Heilands Stimme?
Euren neuen Namen rief er —
Lauset euch an Christi Brust
Von der Sünde Ungeziefer!

„Unser Gott, Der ist die Liebe,
Und er gleichet einem Lamme;
Um zu sühnen unsre Schuld,
Starb er an des Kreuzes Stamme.

„Unser Gott, Der ist die Liebe,
Jesus Christus ist sein Namen;
Seine Duldsamkeit und Demuth
Suchen wir stets nachzuahmen.

„Deßhalb sind wir auch so sanft,
So leutselig, ruhig, milde,
Hadern niemals, nach des Lammes,
Des Versöhners, Musterbilde.

„Einst im Himmel werden wir
Ganz verklärt zu frommen Englein,
Und wir wandeln dort gottselig,
In den Händen Liljenstenglein.

„Statt der groben Kutten tragen
Wir die reinlichsten Gewänder
Von Mousslin, Brokat und Seide,
Goldne Troddeln, bunte Bänder.

„Keine Glatze mehr! Goldlocken
Flattern dort um unsre Köpfe;
Allerliebste Jungfraun flechten
Uns das Haar in hübsche Zöpfe.

„Weinpokale wird es droben
Von viel weiterm Umfang geben,
Als die Becher sind hier unten,
Worin schäumt der Saft der Reben.

„Doch im Gegentheil viel enger,
Als ein Weibermund hienieden,
Wird das Frauenmündchen sein,
Das dort oben uns beschieden.

„Trinkend, küssend, lachend wollen
Wir die Ewigkeit verbringen,
Und verzückt Halleluja,
Kyrie Eleison singen."

Also schloss der Christ. Die Mönchlein
Glaubten schon, Erleuchtung träte
In die Herzen, und sie schleppten
Flink herbei das Taufgeräthe.

Doch die wasserscheuen Juden
Schütteln sich und grinsen schnöde.
Rabbi Juda, der Navarrer,
Hub jetzt an die Gegenrede:

„Um für deine Saat zu düngen
Meines Geistes dürren Acker,
Mit Mistkarren voll Schimpfwörter
Hast du mich beschmissen wacker.

„So folgt Jeder der Methode,
Dran er nun einmal gewöhnet.
Und anstatt dich drob zu schelten,
Sag' ich Dank dir, wohlversöhnet

„Die Dreieinigkeitsdoktrin
Kann für unsre Leut' nicht passen
Die mit Regula-de-tri
Sich von Jugend auf befassen.

„Daß in deinem Gotte drei,
Drei Personen sind enthalten,
Ist bescheiden noch, sechstausend
Götter gab es bei den Alten.

„Unbekannt ist mir der Gott,
Den ihr Christum pflegt zu nennen;
Seine Jungfer Mutter gleichfalls
Hab' ich nicht die Ehr' zu kennen.

„Ich bedaure, daß er einst,
Vor etwa zwölfhundert Jahren,
Ein'ge Unannehmlichkeiten
Zu Jerusalem erfahren.

„Ob die Juden ihn getödtet,
Das ist schwer jetzt zu erkunden,
Da ja das Corpus delicti
Schon am dritten Tag verschwunden.

„Daß er ein Verwandter sei
Unsres Gottes, ist nicht minder
Zweifelhaft; so viel wir wissen,
Hat der Letztre keine Kinder.

„Unser Gott ist nicht gestorben
Als ein armes Lämmerschwänzchen
Für die Menschheit, ist kein süßes
Philantröpfchen, Faselhänschen.

„Unser Gott ist nicht die Liebe;
Schnäbeln ist nicht seine Sache,
Denn er ist ein Donnergott
Und er ist ein Gott der Rache.

„Seines Zornes Blitze treffen
Unerbittlich jeden Sünder,
Und des Vaters Schulden büßen
Oft die späten Enkelkinder.

„Unser Gott, Der ist lebendig,
Und in seiner Himmelshalle
Existieret er drauf los
Durch die Ewigkeiten alle.

„Unser Gott, und Der ist auch
Ein gesunder Gott, kein Mythos
Bleich und dünne wie Oblaten
Oder Schatten am Kokythos.

„Unser Gott ist stark. In Händen
Trägt er Sonne, Mond, Gestirne;
Throne brechen, Völker schwinden,
Wenn er runzelt seine Stirne.

„Und er ist ein großer Gott.
David singt: Ermessen ließe
Sich die Größe nicht, — die Erde
Sei der Schemel seiner Füße.

„Unser Gott liebt die Musik,
Saitenspiel und Festgesänge;
Doch wie Ferkelgrunzen sind
Ihm zuwider Glockenklänge.

„Leviathan heißt der Fisch,
Welcher haust im Meeresgrunde;
Mit ihm spielet Gott der Herr
Alle Tage eine Stunde —

„Ausgenommen an den neunten
Tag des Monats Ab, wo nämlich
Eingeäschert ward sein Tempel;
An dem Tag ist er zu grämlich

„Des Leviathans Länge ist
Hundert Meilen, hat Flossfedern
Groß wie König Ok von Basan,
Und sein Schwanz ist wie ein Cedern.

„Doch sein Fleisch ist delikat,
Delikater als Schildkröten,
Und am Tag der Auferstehung
Wird der Herr zu Tische beten

„Alle frommen Auserwählten,
Die Gerechten und die Weisen —
Unsres Herrgotts Lieblingsfisch
Werden sie alsdann verspeisen.

„Theils mit weißer Knoblauchbrühe,
Theils auch braun in Wein gesotten,
Mit Gewürzen und Rosinen,
Ungefähr wie Matelotten.

„In der weißen Knoblauchbrühe
Schwimmen kleine Schäbchen Rettig —
So bereitet, Frater Jose,
Mundet dir das Fischlein, wett' ich!

„Auch die braune ist so lecker,
Nämlich die Rosinensauce,
Sie wird himmlisch wohl behagen
Deinem Bäuchlein, Frater Jose.

„Was Gott kocht, ist gut gekocht!
Mönchlein, nimm jetzt meinen Rath an,
Opfre hin die alte Vorhaut
Und erquick dich am Leviathan."

Also lockend sprach der Rabbi,
Lockend, ködernd, heimlich schmunzelnd,
Und die Juden schwangen schon
Ihre Messer wonnegrunzelnd,

Um als Sieger zu skalpieren
Die verfallenen Vorhäute,
Wahre spolia opima
In dem wunderlichen Streite.

Doch die Mönche hielten fest
An dem väterlichen Glauben
Und an ihrer Vorhaut, ließen
Sich derselben nicht berauben.

Nach dem Juden sprach aufs Neue
Der katholische Bekehrer;
Wieder schimpft er, jedes Wort
Ist ein Nachttopf, und kein leerer.

Darauf replicierr der Rabbi
Mit zurückgehaltnem Eifer;
Wie sein Herz auch überkocht,
Doch verschluckt er seinen Geifer.

Er beruft sich auf die Mischna,
Kommentare und Traktate;
Bringt auch aus dem Tausves-Jontof
Viel' beweisende Citate.

Aber welche Blasphemie
Musst' er von dem Mönche hören!
Dieser sprach: der Tausves-Jontof
Möge sich zum Teufel scheren.

„Da hört Alles auf, o Gott!"
Kreischt der Rabbi jetzt entsetzlich;
Und es reißt ihm die Geduld,
Rappelköpfig wird er plötzlich.

„Gilt Nichts mehr der Tausves-Jontof,
Was soll gelten? Zeter! Zeter!
Räche, Herr, die Missethat,
Strafe, Herr, den Übelthäter!

„Denn der Tausves-Jontof, Gott,
Das bist du! Und an dem frechen
Tausvesjontof-Leugner musst du
Deines Namens Ehre rächen.

„Lass den Abgrund ihn verschlingen,
Wie des Kora böse Rotte,
Die sich wider dich empört
Durch Emeute und Komplotte.

„Donnre deinen besten Donner!
Strafe, o mein Gott, den Frevel —
Hattest du doch zu Sodoma
Und Gomorrha Pech und Schwefel!

„Treffe, Herr, die Kapuziner,
Wie du Pharao'n getroffen,
Der uns nachgesetzt, als wir
Wohl bepackt davon geloffen.

„Hunderttausend Ritter folgten
Diesem König von Mizrajim,
Stahlbepanzert, blanke Schwerter
In den schrecklichen Jadajim.

„Gott! da hast du ausgestreckt
Deine Jad, und sammt dem Heere
Ward ertränkt, wie junge Katzen,
Pharao im rothen Meere.

„Treffe, Herr, die Kapuziner,
Zeige den infamen Schuften,
Dass die Blitze deines Zorns
Nicht verrauchten und verpufften.

„Deines Sieges Ruhm und Preis
Will ich singen dann und sagen,
Und dabei, wie Mirjam that,
Tanzen und die Pauke schlagen."

In die Rede grimmig fiel
Jetzt der Mönch dem Zornentflammten:
„Mag dich selbst der Herr verderben,
Dich Verfluchten und Verdammten!

„Trotzen kann ich deinen Teufeln,
Deinem schmutz'gen Fliegengotte,
Luzifer und Belzebube
Belial und Astarothe.

„Trotzen kann ich deinen Geistern,
Deinen dunkeln Höllenpossen,
Denn in mir ist Jesus Christus,
Habe seinen Leib genossen.

„Christus ist mein Leibgericht,
Schmeckt viel besser, als Leviathan
Mit der weißen Knoblauchsauce,
Die vielleicht gekocht der Satan.

„Ach! anstatt zu disputieren,
Lieber möcht' ich schmoren, braten
Auf dem wärmsten Scheiterhaufen
Dich und deine Kameraden."

Also tost in Schimpf und Ernst
Das Turnei für Gott und Glauben,
Doch die Kämpen ganz vergeblich
Kreischen, schelten, wüthen, schnauben.

Schon zwölf Stunden währt der Kampf,
Dem kein End' ist abzuschauen;
Müde wird das Publikum
Und es schwitzen stark die Frauen.

Auch der Hof wird ungeduldig,
Manche Zofe gähnt ein wenig.
Zu der schönen Königin
Wendet fragend sich der König:

„Sagt mir, was ist Eure Meinung?
Wer hat Recht von diesen Beiden?
Wollt Ihr für den Rabbi Euch
Oder für den Mönch entscheiden?"

Donna Blanka schaut ihn an,
Und wie sinnend ihre Hände
Mit verschränkten Fingern drückt sie
An die Stirn und spricht am Ende:

„Welcher Recht hat, weiß ich nicht —
Doch es will mich schier bedünken,
Daß der Rabbi und der Mönch
Daß sie alle Beide stinken.“

Aus dem Nachlaß.

(1840—1850.)

Hymnus.

Ich bin das Schwert, ich bin die Flamme.

Ich habe euch erleuchtet in der Dunkelheit, und als die Schlacht begann, focht ich voran, in der ersten Reihe.

Rund um mich her liegen die Leichen meiner Freunde, aber wir haben gesiegt. Wir haben gesiegt, aber rund umher liegen die Leichen meiner Freunde. In die jauchzenden Triumphgesänge tönen die Choräle der Todtenfeier. Wir haben aber weder Zeit zur Freude noch zur Trauer. Aufs Neue erklingen die Trommeten, es gilt neuen Kampf —

Ich bin das Schwert, ich bin die Flamme.

An einen politischen Dichter.

Du singst, wie einst Tyrtäus sang,
Von Heldenmuth beseelet,
Doch hast du schlecht dein Publikum
Und deine Zeit gewählet.

Beifällig horchen sie dir zwar,
Und loben, schier begeistert:
Wie edel dein Gedankenflug,
Wie du die Form bemeistert!

Sie pflegen auch beim Glase Wein
Ein Vivat dir zu bringen,
Und manchen Schlachtgesang von dir
Lautbrüllend nachzusingen.

Der Knecht singt gern ein Freiheitslied
Des Abends in der Schenke:
Das fördert die Verdauungskraft,
Und würzet die Getränke.

Stoßseufzer.

Unbequemer neuer Glauben!
Wenn sie uns den Herrgott rauben,
Hat das Fluchen auch ein End' —
Himmel-Herrgott-Sakrament!

Wir entbehren leicht das Beten,
Doch das Fluchen ist vonnöthen,
Wenn man gegen Feinde rennt —
Himmel-Herrgott-Sakrament!

Nicht zum Lieben, nein, zum Hassen,
Sollt ihr uns den Herrgott lassen,
Weil man sonst nicht fluchen könnt' —
Himmel-Herrgott-Sakrament!

Fragment.

Die Eule studierte Pandekten,
Kanonisches Recht und die Glossa,
Und als sie kam nach Welschland,
Sie frug: „Wo liegt Canossa?"

Die alten, matten Raben
Sie ließen die Flügel hangen,
Sie sprachen: „Das alte Canossa
Ist längstens untergegangen.

„Wir möchten ein neues bauen,
Doch fehlt dazu das Beste:
Die Marmorblöcke, die Quadern,
Und die gekrönten Gäste."

Zur Notiz.

Die Philister, die Beschränkten,
Diese geistig Eingeengten,
Darf man nie und nimmer necken.
Aber weite, kluge Herzen
Wissen stets in unsren Scherzen
Lieb' und Freundschaft zu entdecken.

In das Album einer Dame.

Hände küssen, Hüte rücken,
Kniee beugen, Häupter bücken
Kind, das ist nur Gaukelei,
Denn das Herz denkt nichts dabei.

Testament.

Ich mache jetzt mein Testament,
Es geht nun bald mit mir zu End'.
Nur wundre ich mich, daß nicht schon längstens
Mein Herz gebrochen vor Gram und Ängsten.

Du aller Frauen Huld und Zier,
Luise! ich vermache dir
Zwölf alte Hemden und hundert Flöhe,
Und dreimalhunderttausend Flüche.

Dem guten Freund, der mit gutem Rath
Mir immer rieth und nie was that,
Jetzt, als Vermächtnis, rath' ich ihm selber:
Nimm eine Kuh und zeuge Kälber.

Wem geb' ich meine Religion,
Den Glauben an Vater, Geist und Sohn?
Der Kaiser von China, der Rabbi von Posen,
Sie sollen Beide darum losen.

Den deutschen Freiheits- und Gleichheitstraum,
Die Seifenblasen vom besten Schaum,
Vermach' ich dem Censor der Stadt Krähwinkel;
Nahrhafter freilich ist Pumpernickel.

Die Thaten, die ich noch nicht gethan,
Den ganzen Vaterlandsrettungsplan,
Nebst einem Recept gegen Katzenjammer,
Vermach' ich den Helden der badischen Kammer.

Und eine Schlafmütz, weiß wie Kreid',
Vermach' ich dem Vetter, der zur Zeit
Für die Heidschnuckenrechte so kühn geredet;
Jetzt schweigt er wie ein echter Römer.

Und ich vermache dem Sittenwart
Und Glaubensvogt zu Stuttegard
Ein Paar Pistolen, (doch nicht geladen,)
Kann seiner Frau damit Furcht einjagen.

Ein treues Abbild von meinem St—ß
Vermach' ich der schwäbischen Schule; ich weiß,
Ihr wolltet mein Gesicht nicht haben,
Nun könnt ihr am Gegentheil euch laben.

Zwölf Krüge Seidlitzer Wasser vermach'
Ich dem edlen Dichtergemüth, das, ach!
Seit Jahren leidet an Sangesverstopfung;
Ihn tröstete Liebe, Glaube und Hoffnung.

Und Dieses ist ein Kodicill:
Für den Fall, daß Keiner annehmen will
Die erwähnten Legate, so sollen sie alle
Der römisch-katholischen Kirche verfallen.

Letzte Gedichte.

(1853—1856.)

Bimini.

Prolog.

Wunderglaube! blaue Blume,
Die verschollen jetzt, wie prachtvoll
Blühte sie im Menschenherzen
Zu der Zeit, von der wir singen!

Wunderglaubenszeit! Ein Wunder
War sie selbst. So viele Wunder
Gab es damals, daß der Mensch
Sich nicht mehr darob verwundert.

Wie im kühlsten Werkeltagslicht
Der Gewohnheit, sah der Mensch
Manchmal Dinge, Wunderdinge,
Welche überflügeln konnten

In der Tollheit selbst die tollsten
Fabeleien in Legenden
Frommer hirnverbrannter Mönche
Und in alten Ritterbüchern.

Eines Morgens, bräutlich blühend,
Tauchte aus des Oceanes
Blauen Fluthen ein Meerwunder,
Eine ganze neue Welt —

Eine neue Welt mit neuen
Menschensorten, neuen Bestien,
Neuen Bäumen, Blumen, Vögeln,
Und mit neuen Weltkrankheiten!

Unterdessen unsre alte,
Unsre eigne alte Welt,
Umgestaltet, ganz verwandelt
Wunderbarlich wurde sie.

Durch Erfindnisse des Geistes,
Des modernen Zaubergeistes,
Durch die Schwarzkunst Berthold Schwarzes
Und die noch viel schlaure Schwarzkunst

Eines Mainzer Teufelbanners,
So wie auch durch die Magie,
Welche waltet in den Büchern,
Die von bärt'gen Hexenmeistern

Aus Byzanz und aus Ägypten
Uns gebracht und hübsch verdolmetscht —
Buch der Schönheit heißt das eine,
Buch der Wahrheit heißt das andre.

Beide aber hat Gott selber
Abgefasst in zwei verschiednen
Himmelssprachen, und er schrieb sie,
Wie wir glauben, eigenhändig.

Durch die kleine Zitternadel,
Die des Seemanns Wünschelruthe,
Fand Derselbe damals auch
Einen Weg nach India,

Nach der lang gesuchten Heimat
Der Gewürze, wo sie sprießen
Schier in liederlicher Fülle,
Manchmal gar am Boden ranken

Die phantastischen Gewächse,
Kräuter, Blumen, Stauden, Bäume,
Die des Pflanzenreiches Adel
Oder Kronjuwelen sind,

Jene seltnen Specereien,
Mit geheimnisvollen Kräften,
Die den Menschen oft genesen,
Öfter auch erkranken machen —

Je nachdem sie mischt die Hand
Eines klugen Apothekers
Oder eines dummen Ungars
Aus dem * * * Banat.

Als sich nun die Gartenpforte
India's erschloß — balsamisch
Wogend jetzt ein Meer von Weihrauch,
Eine Sündfluth von wollüstig

Ungeheuerlichen Düften,
Sinnberauschend, sinnbetäubend,
Strömte plötzlich in das Herz,
In das Herz der alten Welt.

Wie gepeitscht von Feuerbränden,
Flammenruthen, in der Menschen
Adern ras'te jetzt das Blut,
Lechzend nach Genuß und Gold —

Doch das Gold allein blieb Losung,
Denn durch Gold, den gelben Kuppler,
Kann sich jeder leicht verschaffen
Alle irdischen Genüsse.

Gold war jetzt das erste Wort,
Das der Spanier sprach beim Eintritt
In des Indianers Hütte —
Erst nachher frug er nach Wasser.

Mexiko und Peru sahen
Dieses Golddursts Orgia,
Cortez und Pizarro wälzten
Goldbesoffen sich im Golde.

Bei dem Tempelsturm von Quito
Lopez Vacca stahl die Sonne,
Die zwölf Centner Goldes wog;
Doch dieselbe Nacht verlor er

Sie im Würfelspiele wieder,
Und im Volke blieb das Sprichwort:
„Das ist Lopez, der die Sonne
Hat verspielt vor Sonnenaufgang."

Heil Das waren große Spieler,
Große Diebe, Meuchelmörder,
(Ganz vollkommen ist kein Mensch.)
Doch sie thaten Wunderthaten,

Überflügelnd die Prouessen
Furchtbarlichster Soldateske,
Von dem großen Holofernes
Bis auf Haynau und Radetzki.

In der Zeit des Wunderglaubens
Thaten auch die Menschen Wunder;
Wer Unmögliches geglaubt,
Konnt' Unmögliches verrichten.

Nur der Thor war damals Zweifler,
Die verständ'gen Leute glaubten;
Vor den Tageswundern beugte
Gläubig tief sein Haupt der Weise.

Seltsam! Aus des Wunderglaubens
Wunderzeit klingt mir im Sinne
Heut beständig die Geschichte
Von Don Juan Ponce de Leon,

Welcher Florida entdeckte
Aber jahrelang vergebens
Aufgesucht die Wunderinsel
Seiner Sehnsucht: Bimini!

Bimini! bei deines Namens
Holdem Klang, in meiner Brust
Bebt das Herz, und die verstorbnen
Jugendträume, sie erwachen.

Auf den Häuptern welke Kränze,
Schauen sie mich an wehmüthig;
Todte Nachtigallen flöten,
Schluchzen zärtlich, wie verblutend.

Und ich fahre auf, erschrocken,
Meine kranken Glieder schüttelnd
Also heftig, daß die Näthe
Meiner Narrenjacke platzen —

Doch am Ende muß ich lachen,
Denn mich dünket, Papageien
Krischten drollig und zugleich
Melancholisch: Bimini.

Hilf mir, Muse, kluge Bergfee
Des Parnasses, Gottestochter,
Steh mir bei jetzt und bewähre
Die Magie der edlen Dichtkunst —

Zeige, daß du hexen kannst,
Und verwandle flugs mein Lied
In ein Schiff, ein Zauberschiff,
Das mich bringt nach Bimini!

Kaum hab' ich das Wort gesprochen,
Geht mein Wunsch schon in Erfüllung,
Und vom Stapel des Gedankens
Läuft herab das Zauberschiff.

Wer will mit nach Bimini?
Steiget ein, ihr Herrn und Damen!
Wind und Wetter dienend, bringt
Euch mein Schiff nach Bimini.

Leidet ihr am Zipperlein,
Edle Herren? Schöne Damen,
Habt ihr auf der weißen Stirn
Schon ein Rünzelchen entdeckt?

Folget mir nach Bimini,
Dorten werdet ihr genesen
Von den schändlichen Gebresten;
Hydropathisch ist die Kur!

Fürchtet Nichts, ihr Herrn und Damen.
Sehr solide ist mein Schiff;
Aus Trochäen, stark wie Eichen,
Sind gezimmert Kiel und Planken.

Phantasie sitzt an dem Steuer,
Gute Laune bläht die Segel,
Schiffsjung' ist der Witz, der flinke;
Ob Verstand an Bord? Ich weiß nicht!

Meine Raen sind Metaphern,
Die Hyperbel ist mein Mastbaum,
Schwarz-roth-gold ist meine Flagge,
Fabelfarben der Romantik —

Trikolore Barbarossa's,
Wie ich weiland sie gesehen
Im Kyffhäuser und zu Frankfurt
In dem Dome von Sankt Paul. —

Durch das Meer der Märchenwelt,
Durch das blaue Märchenweltmeer,
Zieht mein Schiff, mein Zauberschiff,
Seine träumerischen Furchen.

Funkenstäubend mir voran,
In dem wogenden Azur,
Plätschert, tummelt sich ein Heer
Von großköpfigen Delphinen —

Und auf ihrem Rücken reiten
Meine Wasserpostillone,
Amoretten, die bausbäckig
Auf bizarren Muschelhörnern

Schallende Fanfaren blasen —
Aber horch! da unten klingt
Aus der Meerestiefe plötzlich
Ein Gekicher und Gelächter.

Ach, ich kenne diese Laute,
Diese süßmoquanten Stimmen —
Das sind schnippische Undinen,
Nixen, welche skeptisch spötteln

Über mich, mein Narrenschiff,
Meine Narrenpassagiere,
Über meine Narrenfahrt
Nach der Insel Bimini.

I.

Einsam auf dem Strand von Cuba,
Vor dem stillen Wasserspiegel,
Steht ein Mensch, und er betrachtet
In der Fluth sein Konterfei.

Dieser Mensch ist alt, doch spanisch
Kerzensteif ist seine Haltung.
Halb seemännisch, halb soldatisch
Ist sein wunderlicher Anzug.

Weite Fischerhosen bauschen
Unter einem Rock von gelber
Elennshaut; von reichgesticktem
Goldstoff ist das Bandelier.

Daran hängt die obligate
Lange Klinge von Toledo,
Und vom grauen Filzhut wehen
Blutroth keck die Hahnenfedern.

Sie beschatten melancholisch
Ein verwittert Greisenantlitz,
Welches Zeit und Zeitgenossen
Übel zugerichtet haben.

Mit den Runzeln, die das Alter
Und Strapazen eingegraben,
Kreuzen sich fatale Narben
Schlechtgeflickter Säbelhiebe.

Eben nicht mit sonderlichem
Wohlgefallen scheint der Greis
In dem Wasser zu betrachten
Sein bekümmert Spiegelbildnis.

Wie abwehrend streckt er manchmal
Seine beiden Hände aus,
Schüttelt dann das Haupt, und seufzend
Spricht er endlich zu sich selber:

„Ist das Juan Ponce de Leon,
Der als Page an dem Hofe
Von Don Gomez trug die stolze
Schleppe der Alkadentochter?

„Schlank und luftig war der Fant,
Und die goldnen Locken spielten
Um das Haupt, das voll von Leichtsinn
Und von rosigen Gedanken.

„Alle Damen von Sevilla
Kannten seines Pferdes Hufschlag,
Und sie flogen rasch ans Fenster
Wenn er durch die Straßen ritt.

„Rief der Reiter seinen Hunden,
Mit der Zung' am Gaumen schnalzend,
Dann durchdrang der Laut die Herzen
Hocherröthend schöner Frauen.

„Ist das Jean Ponce de Leon,
Der ein Schreck der Mohren war,
Und, als wären's Distelköpfe,
Niederhieb der Turbanhäupter?

„Auf dem Blachfeld vor Granada
Und im Angesicht des ganzen
Christenheers hat Don Gonzalvo
Mir den Ritterschlag ertheilet.

„An dem Abend jenes Tages,
In dem Zelte der Infantin
Tanzte ich, beim Klang der Geigen,
Mit des Hofes schönen Damen.

„Aber weder Klang der Geigen
Noch Gekose schöner Damen
Habe ich gehört am Abend
Jenes Tages — wie ein Füllen

„Stampfte ich des Zeltes Boden,
Und vernahm nur das Geklirre,
Nur das liebliche Geklirre
Meiner ersten goldnen Sporen.

„Mit den Jahren kam der Ernst
Und der Ehrgeiz, und ich folgte
Dem Columbus auf der zweiten
Großen Weltentdeckungsreise.

„Treusam blieb ich ihm ergeben,
Diesem andern großen Christoph,
Der das Licht des Heils getragen
Zu den Heiden durch das Wasser.

„Ich vergesse nicht die Milde
Seines Blickes. Schweigsam litt er,
Klagte nur des Nachts den Sternen
Und den Wellen seine Leiden.

Als der Admiral zurück ging
Nach Hispanien, nahm ich Dienste
Bei Ojeda, und ich schiffte
Mit ihm aus auf Abenteuer.

„Don Ojeda war ein Ritter
Von der Fußzeh' bis zum Scheitel,
Keinen bessern zeigte weiland
König Artus' Tafelrunde.

„Fechten, fechten war die Wollust
Seiner Seele. Heiter lachend
Focht er gegen wilde Rotten,
Die ihn zahllos oft umzingelt.

„Als ihn traf ein gift'ger Wurfspieß,
Nahm er stracks ein glühend rothes
Eisen, brannte damit aus
Seine Wunde, heiter lachend.

„Einst, bis an die Hüfte watend
Durch Moräste, deren Ausgang
Unbekannt, aufs Gradewohl,
Ohne Speise, ohne Wasser,

„Hatten wir schon dreißig Tage
Uns dahingeschleppt; von hundert
Zwanzig Mann schon (mehr als) achtzig
Waren auf dem Marsch verschmachtet —

„Und der Sumpf ward immer tiefer
Und wir jammerten verzweifelnd —
Doch Ojeda sprach uns Muth ein,
Unverzagt und heiter lachend.

„Später ward ich Waffenbruder
Des Bilbao — dieser Held,
Der so muthig wie Ojeda,
War kriegskund'ger in Entwürfen.

„Alle Adler des Gedankens
Nisteten in seinem Haupte,
Und in seinem Herzen herrlich
Strahlte Großmuth wie die Sonne.

„Ihm verdankt die Krone Spanien
Hundert Königthümer, größer
Als Europa und viel reicher
Als Venezia und Flandern.

„Zur Belohnung für die hundert
Königthümer, die viel größer
Als Europa und viel reicher
Als Venezia und Flandern,

„Gab man ihm ein hänfen Halsband
Einen Strick; gleich einem Sünder
Ward Bilbao auf dem Marktplatz
Sankt Sebastian's gehenkt.

„Kein so ritterlicher Degen,
Auch von gringerm Heldensinn,
Doch ein Feldherr sonder Gleichen,
War der Cortez Don Fernando.

„In der winzigen Armada,
Welche Mexiko erobert,
Nahm ich Dienste — die Strapazen
Fehlten nicht bei diesem Feldzug.

„Dort gewann ich sehr viel Gold,
Aber auch das gelbe Fieber —
Ach! ein gutes Stück Gesundheit
Ließ ich bei den Mexikanern.

„Mit dem Golde hab ich Schiffe
Ausgerüstet. Meinem eignen
Stern vertrauend, hab' ich endlich
Hier entdeckt die Insel Cuba,

„Die ich jetzo guberniere
Für Juanna von Castilien
Und Fernand von Arragon,
Die mir allerhöchst gewogen.

„Habe nun erlangt, wonach
Stets die Menschen gierig laufen;
Fürstengunst und Ruhm und Würden,
Auch den Calatrava-Orden.

„Bin Statthalter, ich besitze
Wohl an hunderttausend Pesos,
Gold in Barren, Edelsteine,
Säcke voll der schönsten Perlen —

„Ach, beim Anblick dieser Perlen
Werd' ich traurig, denn ich denke:
Besser wär's, ich hätte Zähne,
Zähne wie in meiner Jugend —

„Jugendzähne! Mit den Zähnen
Ging verloren auch die Jugend —
Denk' ich dran, schmachvoll ohnmächtig
Knirsch' ich mit den morschen Stummeln.

„Jugendzähne, nebst der Jugend,
Könnt' ich euch zurück erkaufen,
Gerne gäbe ich dafür
Alle meine Perlensäcke,

„Alle meine Edelsteine,
All mein Gold, an hunderttausend
Pesos werth, und obendrein
Meinen Calatrava-Orden —

„Nehmt mir Reichthum, Ruhm und Würden,
Nennt mich nicht mehr Excellenza,
Nennt mich lieber Junger Maulaff',
Junger Gimpel, Bengel, Rotznas'!

„Hochgebenedeite Jungfrau,
Hab Erbarmen mit dem Thoren,
Der sich schamhaft heimlich abzehrt,
Und verbirgt sein eitles Elend!

„Jungfrau! dir allein enthüll' ich
Mein Gemüthe, dir gestehend,
Was ich nimmermehr gestände
Einem Heil'gen in dem Himmel —

„Diese Heil'gen sind ja Männer,
Und, Caracho auch im Himmel
Soll kein Mann mitleidig lächeln
Über Juan Ponce de Leon.

„Du, o Jungfrau, bist ein Weib,
Und obgleich unwandelbar
Deine unbefleckte Schönheit,
Weiblich klugen Sinnes fühlst du,

„Was er leidet, der vergänglich
Arme Mensch, wenn seines Leibes
Edle Kraft und Herrlichkeit
Dorrt und hinwelkt bis zum Zerrbild!

„Ach, viel glücklicher, als wir,
Sind die Bäume, die gleichzeitig
Einer und derselbe Herbstwind
Ihres Blätterschmucks entkleidet —

Alle stehn kahl im Winter,
Und da giebt's kein junges Bäumchen,
Dessen grünes Laub verhöhnte
Die verwelkten Waldgenossen.

„Ach! bei uns, den Menschen, lebt
Jeder seine eigne Jahrzeit;
Während bei dem Einen Winter,
Ist es Frühling bei dem Andern,

„Und der Greis fühlt doppelt schmerzlich
Seine Ohnmacht bei dem Anblick
Jugendlicher Überkräfte —
Hochgebenedeite Jungfrau!

„Rüttle ab von meinen Gliedern
Dieses winterliche Alter,
Das mit Schnee bedeckt mein Haupt,
Und mein Blut gefrieren macht —

„Sag der Sonne, daß sie wieder
Gluth in meine Adern gieße,
Sag dem Lenze, daß er wecke
In der Brust die Nachtigallen —

„Ihre Rosen, gieb sie wieder
Meinen Wangen, gieb das Goldhaar
Wieder meinem Haupt, o Jungfrau —
Gieb mir meine Jugend wieder!“

Als Don Juan Ponce de Leon
Vor sich hinsprach Solcherlei,
Plötzlich in die beiden Hände
Drückte er sein Antlitz schmerzhaft.

Und er schluchzte und er weinte
So gewaltig und so stürmisch,
Daſs die hellen Thränengüsse
Troffen durch die magern Finger.

II.

Auf dem Festland bleibt der Ritter
Treu den alten Seemannsbräuchen,
Und wie einst auf seinem Schiffe
Schläft er Nachts in einem Hamak.

Auch die Wellenschlagbewegung,
Die so oft ihn eingeschläfert,
Will der Ritter nicht entbehren,
Und er läſst den Hamak schaukeln.

Dies Geschäft verrichtet Kaka
Alte Indianerin,
Die vom Ritter die Muskitos
Abwehrt mit dem Pfauenwedel.

Während sie die luft'ge Wiege
Mit dem greisen Kinde schaukelt,
Lullt sie eine märchenhafte
Alte Weise ihrer Heimat.

Liegt ein Zauber in dem Singsang?
Oder in des Weibes Stimme,
Die so flötend wie Gezwitscher
Eines Zeisigs? Und sie singt:

„Kleiner Vogel Kolibri,
Führe uns nach Bimini;
Fliege du voran, wir folgen
In bewimpelten Pirogen.

„Kleines Fischchen Bribibi,
Führe uns nach Bimini;
Schwimme du voran, wir folgen,
Rudernd mit bekränzten Stängen.

„Auf der Insel Bimini
Blüht die ew'ge Frühlingswonne,
Und die goldnen Lerchen jauchzen
Am Azur ihr Tirili.

„Schlanke Blumen überwuchern
Wie Savannen dort den Boden,
Leidenschaftlich sind die Düfte
Und die Farben üppig brennend.

„Große Palmenbäume ragen
Draus hervor, mit ihren Fächern
Wehen sie den Blumen unten
Schattenküsse, holde Kühle.

„Auf der Insel Bimini
Quillt die allerliebste Quelle;
Aus dem theuren Wunderborn
Fließt das Wasser der Verjüngung.

„So man eine welke Blume
Netzet mit etwelchen Tropfen
Dieses Wassers, blüht sie auf,
Und sie prangt in frischer Schöne.

„So man ein verdorrtes Reis
Netzet mit etwelchen Tropfen
Dieses Wassers, treibt es wieder
Neue Knospen, lieblich grünend.

„Trinkt ein Greis von jenem Wasser,
Wird er wieder jung; das Alter
Wirft er von sich, wie ein Käfer
Abstreift seine Raupenhülle.

„Mancher Graukopf der zum blonden
Jüngling sich getrunken hatte,
Schämte sich zurückzukehren
Als Gelbschnabel in die Heimat —

„Manches Mütterchen insgleichen,
Die sich wieder jung geschlückert,
Wollte nicht nach Hause gehen
Als ein junges Ding von Dirnlein —

„Und die guten Leutchen blieben
Immerdar in Bimini;
Glück und Lenz hielt sie gefesselt
In dem ew'gen Jugendlande . . .

„Nach dem ew'gen Jugendlande,
Nach dem Eiland Bimini
Geht mein Sehnen und Verlangen:
Lebet wohl, ihr lieben Freunde!

„Alte Katze Mimili,
Alter Haushahn Kikriki,
Lebet wohl, wir kehren nie,
Nie zurück von Bimini!"

Also sang das Weib. Der Ritter
Horcht dem Liede schlummertrunken;
Manchmal nur, als wie im Traume
Lallt er kindisch: Bimini!"

III.

Heiter überstrahlt die Sonne
Golf und Strand der Insel Cuba;
In dem blauen Himmel hängen
Heute lauter Violinen.

Rothgeküsst vom kecken Lenze,
In dem Mieder von Smaragden,
Bunt geputzt wie eine Braut
Blüht und glüht die schöne Insel.

Auf dem Strande, farbenschillernd,
Wimmelt Volk von jedem Stande,
Jedem Alter; doch die Herzen
Pochen wie vom selben Pulsschlag.

Denn derselbe Trostgedanke
Hat sie Alle gleich ergriffen,
Gleich beseligt — Er bekundet
Sich im stillen Freudezittern

Einer alten Beguine,
Die sich an den Krücken hinschleppt,
Und, den Rosenkranz abkugelnd,
Ihre Paternoster murmelt —

Es bekundet sich derselbe
Trostgedanken in dem Lächeln
Der Signora, die auf güldnem
Palankin getragen wird,

Und, im Munde eine Blume,
Kokettirt mit dem Hidalgo,
Der, die Schnurrbartzipfel kräuselnd,
Fröhlich ihr zur Seite wandelt —

Wie auf dem Gesicht der steifen
Soldateske, zeigt die Freude
Sich im klerikalen Antlitz,
Das sich menschlich heut entrunzelt —

Wie vergnügt der dünne Schwarzrock
Sich die Hände reibt! wie fröhlich!
Wie der feiste Kapuziner
Streichelt froh sein Doppelkinn!

Selbst der Bischof, der gewöhnlich
Griesgram aussieht, wenn er Messe
Lesen soll, weil dann sein Frühstück
Ein'gen Aufschub leiden muß —

Selbst der Bischof schmunzelt freudig,
Freudig glänzen die Karbunkeln
Seiner Nase und im Festschmuck
Wackelt er einher vergnüglich

Unterm Purpurbaldachin,
Eingeräuchert von Chorknaben,
Und gefolgt von Clericis,
Die mit Goldbrokat bedeckt sind

Und goldgelbe Sonnenschirme
Über ihre Köpfe halten,
Kolossalen Champignons,
Welche wandeln, schier vergleichbar.

Nach dem hohen Gottestische
Geht der Zug, nach dem Altare,
Welcher unter freiem Himmel
Hier am Meeresstrand errichtet

Und verzieret ward mit Blumen,
Heil'genbildchen, Palmen, Bändern,
Silbernem Geräth, Goldflittern,
Und Wachskerzen, lustig funkelnd.

Seine Eminenz der Bischof
Hält das Hochamt hier am Meere.
Und mit Weihe und Gebet
Will er hier den Segen sprechen

Über jene kleine Flotte,
Welche, auf der Rhede schaukelnd,
Im Begriff ist abzusegeln
Nach der Insel Bimini.

Ja, die Schiffe dort, sie sind es,
Welche Juan Ponce de Leon
Ausgerüstet und gemannt,
Um die Insel aufzusuchen,

Wo das Wasser der Verjüngung
Lieblich sprudelt — Von dem Ufer
Viele tausend Segenswünsche
Folgen ihm, dem Menschheitsretter,

Ihm, dem edlen Weltwohlthäter —
Hofft doch Jeder, dass der Ritter
Bei der Rückkehr einst auf Cuba
Ihm ein Fläschchen Jugend mitbringt

Mancher schlückert schon im Geiste
Solche Labung und sie schaukeln
Sich vor Wonne, wie die Schiffe,
Die dort ankern auf der Rhede.

Es besteht aus fünf Fahrzeugen
Die Flottille — eine große
Karawelle, zwei Felucken
Und zwei kleine Brigantinen.

Admiralschiff ist die große
Karawelle, und die Flagge
Zeigt das Wappen von Castilien.
Arragonien und Leon.

Einer Lauberhütte gleich,
Ist sie ausgeschmückt mit Maien,
Blumenkränzen und Guirlanden
Und mit flatternd bunten Wimpeln.

Frau Speranza heißt das Schiff,
Und am Hintertheil als Puppe
Steht der Donna Konterfei,
Lebensgroß skulptiert aus Eichholz

Und bemalt mit ganz vorzüglich
Wohlgefirnißten Kouleuren,
Welche Wind und Wetter trotzen,
Ein stattliche Figura.

Ziegelroth ist das Gesichte,
Ziegelroth ist Hals und Busen,
Der aus grünem Mieder quillt:
Auch des Rockes Farb' ist grün.

Grün ist auch des Hauptes Kranz,
Pechschwarz ist das Haar, die Augen
Und die Brauen gleichfalls pechschwarz.
In der Hand hält sie ein Anker.

Die Armada der Flotille,
Sie besteht etwa aus hundert
Achtzig Mann, darunter sind
Nur sechs Weiber und sechs Priester.

Achtzig Mann und eine Dame
Sind am Bord der Karawelle,
Welche Juan Ponce de Leon
Selbst befehligt. Kaka heißt

Jene Dame, ja die alte
Kaka ist jetzt eine Dame,
Heißt Señora Juanita,
Seit der Ritter sie erhoben

Zur Großfliegenwedelmeistrin,
Oberhamakschaukeldame,
Und Mundschenkin künft'ger Jugend
Auf der Insel Bimini.

Als Symbol des Amtes hält sie
In der Hand ein Goldpokal,
Trägt auch eine hochgeschürzte
Tunika, wie eine Hebe.

Kostbarliche Brüssler Kanten,
Perlenschnüre, viele Dutzend,
Decken spöttisch die verwelkten
Braunen Reize der Señora.

Rokoko-anthropophagisch,
Karaibisch-Pompadour,
Hebet sich der Haarwulstkopfputz,
Der gespickt ist mit unzähl'gen

Vögelein, die, groß wie Käfer,
Durch des prächtigen Gefieders
Farbenschmelz wie Blumen aussehn,
Die formiert aus Edelsteinen.

Diese närrische Frisur
Von Gevögel passt vortrefflich
Zu der Kaka wunderlichem
Papageienvogelantlitz.

Seitenstück zu dieser Fratze
Bildet Juan Ponce de Leon,
Welcher, zuversichtlich glaubend
An die baldige Verjüngung,

Sich im Voraus schon geworfen
Ins Kostüm der lieben Jugend,
Und sich bunt herausgeputzt
In der Geckentracht der Mode:

Schnabelschuhn mit Silberglöcklein,
Wie'n Gelbschnabel, und geschlitzte
Hosen, wo das rechte Bein
Rosafarben, während grün,

Grün gestreift das linke Bein —
Wohlgepuffte Atlasjacke,
Kurzer Mantel, keck geachselt —
Ein Barett mit drei Straußfedern

Also ausstaffiert, in Händen
Eine Laute haltend, tänzelt
Auf und ab der Admiral
Und ertheilt die Schiffsbefehle.

Er befiehlt, dass man die Anker
Lichten soll, im Augenblicke,
Wo des Hochamts Ende melden
Von dem Strande die Signale.

Er befiehlt, dass bei der Abfahrt
Die Kanonen aller Schiffe
Mit drei Dutzend Ehrenschüssen
Cuba salutieren sollen.

Er befiehlt — und lacht und dreht sich
Auf dem Absatz wie ein Kreisel —
Bis zur Trunkenheit berauscht ihn
Süßer Hoffnung toller Traumtrank —

Und er kneift die armen Saiten
Seiner Laute, daß sie wimmern,
Und mit altgebrochner Stimme
Meckert er die Singsangworte:

„Kleiner Vogel Kolibri,
Kleines Fischchen Bridibi,
Fliegt und schwimmt voraus, und zeiget
Uns den Weg nach Bimini!“

IV.

Juan Ponce de Leon wahrlich
War kein Thor, kein Faselante,
Als er unternahm die Irrfahrt
Nach der Insel Bimini.

Ob der Existenz der Insel
Hegt' er niemals einen Zweifel —
Seiner alten Kaka Singsang
War ihm Bürgschaft und Gewähr.

Mehr als andre Menschenkinder
Wundergläubig ist der Seemann:
Hat er doch vor Augen stets
Flammend groß die Himmelswunder,

Während ihn umrauscht beständig
Die geheimnisvolle Meerfluth,
Deren Schoß entstiegen weiland
Donna Venus Aphrodite. —

In den folgenden Trochäen
Werden wir getreu berichten,
Wie der Ritter viel' Strapazen,
Ungemach und Drangsal ausstand —

Ach, anstatt von altem Siechthum
Zu genesen, ward der Aermste
Heimgesucht von vielen neuen
Leibesübeln und Gebresten.

Während er die Jugend suchte,
Ward er täglich noch viel älter,
Und verrunzelt, abgemergelt
Kam er endlich in das Land.

In das stille Land, wo schaurig
Unter schattigen Cypressen
Fließt ein Flüsslein, dessen Wasser
Gleichfalls wunderthätig heilsam —

Lethe heißt das gute Wasser!
Trink daraus, und du vergisst
All dein Leiden — ja, vergessen
Wirst du, was du je gelitten —

Gutes Wasser! gutes Land!
Wer dort angelangt, verlässt es
Nimmermehr — denn dieses Land
Ist das wahre Bimini.

Ruhelechzend.

Lass bluten deine Wunden, lass
Die Thränen fließen unaufhaltsam —
Geheime Wollust schwelgt im Schmerz,
Und Weinen ist ein süßer Balsam.

Verwundet dich nicht fremde Hand,
So musst du selber dich verletzen;
Auch danke hübsch dem lieben Gott,
Wenn Zähren deine Wangen netzen.

Des Tages Lärm verhallt, es steigt
Die Nacht herab mit langen Flören.
In ihrem Schoße wird kein Schelm,
Kein Tölpel deine Ruhe stören.

Hier bist du sicher vor Musik,
Vor des Pianofortes Folter,
Und vor der großen Oper Pracht
Und schrecklichem Bravourgepolter.

Hier wirst du nicht verfolgt, geplagt
Vom eitlen Virtuosenpacke
Und vom Genie Giacomo's
Und seiner Weltberühmtheitsklacke.

O Grab, du bist das Paradies
Für pöbelscheue, zarte Ohren —
Der Tod ist gut, doch besser wär's,
Die Mutter hätt' uns nie geboren.

Im Mai.

Die Freunde, die ich geküsst und geliebt,
Die haben das Schlimmste an mir verübt.
Mein Herze bricht; doch droben die Sonne
Lachend begrüßt sie den Monat der Wonne.

Es blüht der Lenz. Im grünen Wald
Der lustige Vogelgesang erschallt.
Und Mädchen und Blumen, sie lächeln jungfräulich —
O schöne Welt, du bist abscheulich!

Da lob' ich mir den Orkus fast;
Dort kränkt uns nirgends ein schnöder Kontrast;
Für leidende Herzen ist es viel besser
Dort unten am stygischen Nachtgewässer.

Sein melancholisches Geräusch,
Der Stymphaliden ödes Gekreisch,
Der Furien Singsang, so schrill und grell,
Dazwischen des Cerberus Gebell —

Das passt verdrießlich zu Unglück und Qual —
Im Schattenreich, dem traurigen Thal,
In Proserpinens verdammten Domänen,
Ist Alles in Einklang mit unseren Thränen.

Hier oben aber — wie grausamlich
Sonne und Rosen stechen sie mich!
Mich höhnt der Himmel, der bläulich und mailich —
O schöne Welt, du bist abscheulich!

Leib und Seele.

Die arme Seele spricht zum Leibe:
„Ich lass' nicht ab von dir, ich bleibe
Bei dir — ich will mit dir versinken
In Tod und Nacht, Vernichtung trinken!
Du warst ja stets mein zweites Ich,
Das liebevoll umschlungen mich,
Als wie ein Festkleid von Satin,
Gefüttert weich mit Hermelin —
Weh mir! jetzt soll ich gleichsam nackt,
Ganz ohne Körper, ganz abstrakt,
Hinlungern als ein sel'ges Nichts
Dort oben in dem Reich des Lichts,

In jenen kalten Himmelshallen,
Wo schweigend die Ewigkeiten wallen
Und mich angähnen — sie klappern dabei
Langweilig mit ihren Pantoffeln von Blei.
O, Das ist grauenhaft; o bleib,
Bleib bei mir, du geliebter Leib!"

Der Leib zur armen Seele spricht:
„O tröste dich und gräm dich nicht!
Ertragen müssen wir in Frieden,
Was uns vom Schicksal ward beschieden.
Ich war der Lampe Docht, ich muss
Verbrennen; du, der Spiritus,
Wirst droben auserlesen sein,
Zu leuchten als ein Sternelein
Vom reinsten Glanz — Ich bin nur Plunder,
Materie nur, wie morscher Zunder
Zusammensinkend, und ich werde,
Was ich gewesen, eitel Erde.
Nun lebe wohl und tröste dich!
Vielleicht auch amüsiert man sich
Im Himmel besser, als du meinst.
Siehst du den großen Bären einst
(Nicht Meyer-Bär) im Sternensaal,
Grüß ihn von mir vieltausendmal!"

Rothe Pantoffeln.

Gar böse Katze, so alt und grau,
Sie sagte, sie sei eine Schusterfrau;
Auch stand vor ihrem Fenster ein Lädchen,
Worin Pantoffeln für junge Mädchen,
Pantöffelchen von Maroquin,
Von Safian und von Satin,
Von Sammt, mit goldenen Borden garniert
Und buntgeblümten Bändern verziert.
Am lieblichsten dort zu schauen war
Ein scharlachrothes Pantöffelchenpaar;
Es hat mit seiner Farbenpracht
Gar manchem Dirnchen ins Herz gelacht.

Eine junge weiße Edelmaus,
Die ging vorbei dem Schusterhaus,
Kehrt' wieder um, dann blieb sie stehn,
Thät nochmals durch das Fenster sehn —

Sprach endlich: „Ich grüß' Euch, Frau Kitze, Frau Katze,
Gar schöne rothe Pantöffelchen hat Sie;
Sind sie nicht theuer, ich kauf' sie Euch ab,
Sagt mir, wie Viel ich zu zahlen hab'."

Die Katze rief: „Mein Jüngferlein,
Ich bitte gehorsamst, treten Sie ein,
Geruhen Sie, mein Haus zu beehren
Mit Dero Gegenwart; es verkehren
Mit mir die allerschönsten Madel
Und Herzoginnen, der höchste Adel —
Die Töffelchen will ich wohlfeil lassen —
Doch lasst uns sehn, ob sie Euch passen —
Ach, treten Sie ein und nehmen Sie Platz" —

So flötet die boshaft listige Katz,
Und das weiße, unerfahrene Ding
In die Mördergrub', in die Falle ging —
Auf eine Bank setzt sich die Maus
Und streckt ihr kleines Beinchen aus,
Um anzuprobieren die rothen Schuhe —
Sie war ein Bild von Unschuld und Ruhe —
Da packt sie plötzlich die böse Katze
Und würgt sie mit der grimmigen Tatze
Und beißt ihr ab das arme Köpfchen,
Und spricht: „Mein liebes, weißes Geschöpfchen,
Mein Mäuschen, du bist mausetodt!
Jedoch die Pantöffelchen scharlachroth,
Die will ich stellen auf deine Gruft;
Und wenn die Weltposaune ruft
Zum jüngsten Tanz, o weiße Maus,
Aus deinem Grab steigst du heraus,
Ganz wie die Andern, und sodann
Ziehst du die rothen Pantöffelchen an."

Moral.

Ihr weißen Mäuschen, nehmt euch in Acht,
Lasst euch nicht ködern von weltlicher Pracht!
Ich rath' euch, lieber barfuß zu laufen,
Als bei der Katze Pantoffeln zu kaufen.

Babylonische Sorgen.

Mich ruft der Tod — Ich wollt', o Süße,
Dass ich dich in einem Wald verließe,
In einem jener Tannenforsten,
Wo Wölfe heulen, Geier horsten

Und schrecklich grunzt die wilde Sau,
Des blonden Ebers Ehefrau.

Mich ruft der Tod — Es wär' noch besser,
Müsst' ich auf hohem Seegewässer
Verlassen dich, mein Weib, mein Kind,
Wenngleich der tolle Nordpol-Wind
Dort peitscht die Wellen, und aus den Tiefen
Die Ungethüme, die dort schliefen,
Haifisch' und Krokodile, kommen
Mit offnem Rachen emporgeschwommen —
Glaub mir, mein Kind, mein Weib, Mathilde,
Nicht so gefährlich ist das wilde,
Erzürnte Meer und der trotzige Wald,
Als unser jetziger Aufenthalt!
Wie schrecklich auch der Wolf und der Geier,
Haifische und sonstige Meerungeheuer:
Viel grimmere, schlimmere Bestien enthält
Paris, die leuchtende Hauptstadt der Welt,
Das singende, springende, schöne Paris,
Die Hölle der Engel, der Teufel Paradies —
Daſs ich dich hier verlassen soll,
Das macht mich verrückt, Das macht mich toll!

Mit spöttischem Sumsen mein Bett umschwirrn
Die schwarzen Fliegen; auf Nas' und Stirn
Setzen sie sich — fatales Gelichter!
Etwelche haben wie Menschengesichter,
Auch Elephantenrüssel daran,
Wie Gott Ganesa in Hindostan. — —
In meinem Hirne rumort es und knackt,
Ich glaube, da wird ein Koffer gepackt,
Und mein Verstand reist ab — o wehe! —
Noch früher, als ich selber gehe.

Das Sklavenschiff.

I.

Der Superkargo Mynheer von Koek
Sitzt rechnend in seiner Kajüte;
Er kalkuliert der Ladung Betrag
Und die probabeln Profite.

„Der Gummi ist gut, der Pfeffer ist gut,
Dreihundert Säcke und Fässer;
Ich habe Goldstaub und Elfenbein —
Die schwarze Waare ist besser.

„Sechshundert Neger tauschte ich ein
Spottwohlfeil am Senegalflusse.
Das Fleisch ist hart, die Sehnen sind stramm
Wie Eisen vom besten Gusse.

„Ich hab' zum Tausche Branntewein,
Glasperlen und Stahlzeug gegeben;
Gewinne daran achthundert Procent,
Bleibt mir die Hälfte am Leben.

„Bleiben mir Neger dreihundert nur
Im Hafen von Rio-Janeiro,
Zahl dort mir hundert Dukaten per Stück
Das Haus Gonzales Perreiro."

Da plötzlich wird Mynheer van Koek
Aus seinen Gedanken gerissen;
Der Schiffschirurgus tritt herein,
Der Doktor van der Smissen.

Das ist eine klapperdürre Figur,
Diese Nase voll rother Warzen —
„Nun, Wasserfeldscherer", ruft van Koek,
„Wie geht's meinen lieben Schwarzen?"

Der Doktor dankt der Nachfrage und spricht:
„Ich bin zu melden gekommen,
Daß heute Nacht die Sterblichkeit
Bedeutend zugenommen.

„Im Durchschnitt starben täglich zwei,
Doch heute starben sieben,
Vier Männer, drei Frauen — Ich hab' den Verlust
Sogleich in die Kladde geschrieben.

„Ich inspicierte die Leichen genau;
Denn diese Schelme stellen
Sich manchmal todt, damit man sie
Hinabwirft in die Wellen.

„Ich nahm den Todten die Eisen ab;
Und wie ich gewöhnlich thue,
Ich ließ die Leichen werfen ins Meer
Des Morgens in der Frühe.

„Es schossen alsbald hervor aus der Fluth
Haifische, ganze Heere,
Sie lieben so sehr das Negerfleisch;
Das sind meine Pensionäre.

„Sie folgten unseres Schiffes Spur,
Seit wir verlassen die Küste;
Die Bestien wittern den Leichengeruch,
Mit schnupperndem Fraßgelüste.

„Es ist possierlich anzusehn,
Wie sie nach den Todten schnappen!
Die fasst den Kopf, Die fasst das Bein,
Die andern schlucken die Lappen.

„Ist Alles verschlungen, dann tummeln sie sich
Vergnügt um des Schiffes Planken
Und glotzen mich an, als wollten sie
Sich für das Frühstück bedanken.“

Doch seufzend fällt ihm in die Red'
Van Koek: Wie kann ich lindern
Das Übel? wie kann ich die Progression
Der Sterblichkeit verhindern?“

Der Doktor erwidert: „Durch eigne Schuld
Sind viele Schwarze gestorben;
Ihr schlechter Odem hat die Luft
Im Schiffsraum so sehr verdorben.

„Auch starben Viele durch Melancholie,
Dieweil sie sich tödlich langweilen;
Durch etwas Luft, Musik und Tanz
Lässt sich die Krankheit heilen.“

Da ruft van Koek: „Ein guter Rath!
Mein theurer Wasserfeldscherer
Ist klug wie Aristoteles,
Des Alexander's Lehrer.

„Der Präsident der Societät
Der Tulpenveredlung in Delfte
Ist sehr gescheit, doch hat er nicht
Von Eurem Verstande die Hälfte.

„Musik! Musik! Die Schwarzen solln
Hier auf dem Verdecke tanzen,
Und wer sich beim Hopsen nicht amüsiert
Den soll die Peitsche kuranzen.“

II.

Hoch aus dem blauen Himmelszelt
Viel' tausend Sterne schauen,
Sehnsüchtig glänzend, groß und klug,
Wie Augen von schönen Frauen.

Sie blicken hinunter in das Meer,
Das weithin überzogen
Mit phosphorstrahlendem Purpurduft;
Wollüstig girren die Wogen.

Kein Segel flattert am Sklavenschiff,
Es liegt wie abgetakelt;
Doch schimmern Laternen auf dem Verdeck,
Wo Tanzmusik spektakelt.

Die Fiedel streicht der Steuermann,
Der Koch, Der spielt die Flöte,
Ein Schiffsjung' schlägt die Trommel dazu,
Der Doktor bläst die Trompete.

Wohl hundert Neger, Männer und Fraun,
Sie jauchzen und hopsen und kreisen
Wie toll herum; bei jedem Sprung
Taktmäßig klirren die Eisen.

Sie stampfen den Boden mit tobender Lust,
Und manche schwarze Schöne
Umschlingt wollüstig den nackten Genoß —
Dazwischen ächzende Töne.

Der Büttel ist Maître des plaisirs,
Und hat mit Peitschenhieben
Die lässigen Tänzer stimuliert,
Zum Frohsinn angetrieben.

Und Dideldumdei und Schnedderedeng!
Der Lärm lockt aus den Tiefen
Die Ungethüme der Wasserwelt,
Die dort blödsinnig schliefen.

Schlaftrunken kommen geschwommen heran
Haifische, viele hundert;
Sie glotzen nach dem Schiff hinauf,
Sie sind verdutzt, verwundert.

Sie merken, daß die Frühstückstund'
Noch nicht gekommen, und gähnen,
Aufsperrend den Rachen; die Kiefer sind
Bepflanzt mit Sägezähnen.

Und Dideldumdei und Schnedderedeng —
Es nehmen kein Ende die Tänze.
Die Haifische beißen vor Ungeduld
Sich selber in die Schwänze.

Ich glaube, sie lieben nicht die Musik,
Wie Viele von ihrem Gelichter.
„Trau keiner Bestie, die nicht liebt
Musik!" sagt Albion's Dichter.

Und Schnedderedeng und Didelduмdei —
Die Tänze nehmen kein Ende.
Am Fockmast steht Mynheer van Koek
Und faltet betend die Hände:

„Um Christi willen verschone, o Herr,
Das Leben der schwarzen Sünder!
Erzürnten sie dich, so weißt du ja,
Sie sind so dumm wie die Rinder.

„Verschone ihr Leben um Christi willn,
Der für uns Alle gestorben!
Denn bleiben mir nicht dreihundert Stück,
So ist mein Geschäft verdorben."

Der Philanthrop.

Das waren zwei liebe Geschwister,
Die Schwester war arm, der Bruder war reich.
Zum Reichen sprach die Arme:
„Gieb mir ein Stückchen Brot."

Zur Armen sprach der Reiche:
„Laß mich nur heut in Ruh.
Heut geb' ich mein jährliches Gastmahl
Den Herren vom großen Rath.

„Der Eine liebt Schildkrötensuppe,
Der Andre Ananas,
Der Dritte ißt gern Fasanen
Mit Trüffeln von Perigord.

„Der Vierte speist nur Seefisch,
Der Fünfte verzehrt auch Lachs,
Der Sechste, Der frißt Alles,
Und trinkt noch mehr dazu."

Die arme, arme Schwester
Ging hungrig wieder nach Haus;
Sie warf sich auf den Strohsack
Und seufzte tief und starb.

Wir müssen Alle sterben!
Des Todes Sense trifft
Am End' den reichen Bruder,
Wie er die Schwester traf.

Und als der reiche Bruder
Sein Stündlein kommen sah,
Da schickt' er zum Notare
Und machte sein Testament.

Beträchtliche Legate
Bekam die Geistlichkeit,
Die Schulanstalten, das große
Museum für Zoologie.

Mit edlen Summen bedachte
Der große Testator zumal
Die Judenbekehrungsgesellschaft
Und das Taubstummen-Institut.

Er schenkte eine Glocke
Dem neuen Sankt-Stephansthurm;
Die wiegt fünfhundert Centner
Und ist vom besten Metall.

Das ist eine große Glocke
Und läutet spat und früh;
Sie läutet zum Lob und Ruhme
Des unvergeßlichen Manns.

Sie meldet mit eherner Zunge,
Wie viel er Gutes gethan
Der Stadt und seinen Mitbürgern
Von jeglicher Konfession.

Du großer Wohlthäter der Menschheit,
Wie im Leben, soll auch im Tod
Jedwede deiner Wohlthaten
Verkünden die große Glock'!

Das Leichenbegängnis wurde
Gefeiert mit Prunk und Pracht;
Es strömte herbei die Menge,
Und staunte ehrfurchtsvoll.

Auf einem schwarzen Wagen,
Der gleich einem Baldachin
Mit schwarzen Straußfederbüscheln
Gezieret, ruhte der Sarg.

Der strotzte von Silberblechen
Und Silberstickerein;
Es macht auf schwarzem Grunde
Das Silber den schönsten Effekt.

Den Wagen zogen sechs Rosse,
In schwarze Decken vermummt;
Die fielen gleich Trauermänteln
Bis zu den Hufen hinab.

Dicht hinter dem Sarge gingen
Bediente in schwarzer Livrée,
Schneeweiße Schnupftücher haltend
Vor dem kummerrothen Gesicht.

Sämmtliche Honoratioren
Der Stadt, ein langer Zug
Von schwarzen Paradekutschen,
Wackelte hinten nach.

In diesem Leichenzuge,
Versteht sich, befanden sich auch
Die Herren vom hohen Rathe,
Doch waren sie nicht komplet.

Es fehlte Jener, der gerne
Fasanen mit Trüffeln aß;
War kurz vorher gestorben
An einer Indigestion

Bertha.

Sie that so fromm, sie that so gut,
Ich glaubt' einen Engel zu lieben;
Sie schrieb die schönsten Briefe mir,
Und konnt' keine Blume betrüben.

In Bälde sollte Hochzeit sein,
Das hörten die lieben Verwandten,
Die Bertha war ein dummes Ding,
Denn sie folgte den Basen und Tanten.

Sie hielt nicht Treu, sie hielt nicht Schwur,
Ich habe es gern ihr vergeben;
Sie hätte in der Ehe sonst
Verbittert mir Lieben und Leben.

Denk' ich nun an ein treulos Weib,
So denke an Bertha ich wieder,
Und habe nur noch einen Wunsch:
Sie komme recht glücklich nieder.

Im Dome.

Des Oberkirchners Töchterlein
Führt' mich in die heiligen Hallen;
Ihr Haar war blond, ihr Wuchs war klein,
Ihr Tuch vom Halse gefallen.

Ich sah für einiger Groschen Preis
Die Gräber und Kreuze und Lichte
Im alten Dom; da ward mir heiß —
Ich sah in Elsbeth's Gesichte.

Und schaute wieder hie und da
Die heiligen Kirchenmonstranzen;
Im Unterrock, Halleluja!
Die Weiber am Fenster tanzen.

Des Oberkirchners Töchterlein
Blieb mit mir zusammen stehen;
Sie hat ein Augenpaar gar fein,
Drin habe ich Alles gesehen.

Des Oberkirchners Töchterlein
Führt' mich aus den heiligen Hallen;
Ihr Hals war roth, ihr Mund war klein,
Ihr Tuch vom Busen gefallen.

Jammerthal.

Der Nachtwind durch die Luken pfeift,
Und auf dem Dachstublager
Zwei arme Seelen gebettet sind;
Sie schauen so blaß und so mager.

Die eine arme Seele spricht:
„Umschling mich mit deinen Armen,
An meinen Mund drück fest deinen Mund,
Ich will an dir erwarmen.“

Die andre arme Seele spricht:
„Wenn ich dein Auge sehe,
Verschwindet mein Elend, der Hunger, der Frost
Und all mein Erdenwehe.“

Sie küssten sich viel, sie weinten noch mehr,
Sie drückten sich seufzend die Hände,
Sie lachten manchmal und sangen sogar,
Und sie verstummten am Ende.

Am Morgen kam der Kommissär,
Und mit ihm kam ein braver
Chirurgus, welcher konstatiert
Den Tod der beiden Kadaver.

„Die strenge Wittrung,“ erklärte er,
„Mit Magenleere vereinigt,
Hat Beider Ableben verursacht, sie hat
Zum mindestens solches beschleunigt.“

Wenn Fröste eintreten, setzt' er hinzu,
Sei höchst nothwendig Verwahrung
Durch wollene Decken; er empfahl
Gleichfalls gesunde Nahrung.

Eduard.

Panaschierter Leichenwagen,
Schwarzbehängte Trauerpferde!
Ihm, den sie zu Grabe tragen,
Glückte Nichts auf dieser Erde.

War ein junger Mann. Er hätte
Gern wie Andre sich erquicket
An dem irdischen Bankette,
Doch es ist ihm nicht geglücket

Lieblich ward ihm eingeschenket
Der Champagner, perlenschäumend;
Doch er saß, das Haupt gesenket,
Melancholisch ernst und träumend.

Manchmal ließ er in den Becher
Eine stille Thräne fließen,

Während rings umher die Zecher
Ihre Lust erschallen ließen.

Nun geh schlafen! Viel freudsamer
Wachst du auf in Himmelssälen,
Und kein Weltrausch-Katzenjammer
Wird dich dort wie Andre quälen.

Die Launen der Verliebten.

(Eine wahre Geschichte, nach ältern Dokumenten wiedererzählt und aufs Neue in schöne deutsche Reime gebracht.)

Der Käfer saß auf dem Zaun betrübt;
Er hat sich in eine Fliege verliebt.

„Du bist, o Fliege meiner Seele,
Die Gattin, die ich auserwähle.

„Heirathe mich und sei mir hold!
Ich hab' einen Bauch von eitel Gold.

„Mein Rücken ist eine wahre Pracht;
Da flammt der Rubin, da glänzt der Smaragd."

„„O daſs ich eine Närrin wär'!
Ein'n Käfer nehm' ich nimmermehr.

„„Mich lockt nicht Gold, Rubin und Smaragd;
Ich weiß, daſs Reichthum nicht glücklich macht.

„„Nach Idealen schwärmt mein Sinn,
Weil ich eine stolze Fliege bin. — —""

Der Käfer flog fort mit großem Grämen;
Die Fliege ging ein Bad zu nehmen.

„„Wo ist denn meine Magd, die Biene,
Daſs sie beim Waschen mich bediene;

„„Daſs sie mir streichle die feine Haut,
Denn ich bin eines Käfers Braut.

„„Wahrhaftig, ich mach' eine große Partie;
Viel schöneren Käfer gab es nie.

„„Sein Rücken ist eine wahre Pracht;
Da flammt der Rubin, da glänzt der Smaragd.

„„Sein Bauch ist gülden, hat noble Züge;
Vor Neid wird bersten gar manche Schmeißfliege.

„„Spute dich, Bienchen, und frisier mich,
Und schnüre die Taille und parfümier mich;

„„Reib mich mit Rosenessenzen, und gieße
Lavendelöl auf meine Füße,

„„Damit ich gar nicht stinken thu',
Wenn ich in des Bräut'gams Armen ruh'.

„„Schon flirren heran die blauen Libellen,
Und huldigen mir als Ehrenmamsellen.

„„Sie winden mir in den Jungfernkranz
Die weiße Blüthe der Pomeranz'.

„„Viel' Musikanten sind eingeladen,
Auch Sängerinnen, vornehme Cikaden.

„„Rohrdommel und Horniß, Bremse und Hummel,
Sie sollen trompeten und schlagen die Trummel;

„„Sie sollen aufspielen zum Hochzeitfest —
Schon kommen die buntbeflügelten Gäst',

„„Schon kommt die Familie, geputzt und munter;
Gemeine Insekten sind viele darunter.

„„Heuschrecken und Wespen, Muhmen und Basen,
Sie kommen heran — die Trompeten blasen.

„„Der Pastor Maulwurf im schwarzen Ornat,
Da kommt er gleichfalls — es ist schon spat.

„„Die Glocken läuten, bim=bam, bim=bam —
Wo bleibt mein liebster Bräutigam?"" — —

Bim=bam, bim=bam, klingt Glockengeläute,
Der Bräutigam aber flog fort ins Weite.

Die Glocken läuten, bim bam, bim=bam —
„„Wo bleibt mein liebster Bräutigam?""

Der Bräutigam hat unterdessen
Auf einem fernen Misthaufen gesessen.

Dort blieb er sitzen sieben Jahr',
Bis daß die Braut verfaulet war.

Der tugendhafte Hund.*)

Ein Pudel, der mit gutem Fug
Den schönen Namen Brutus trug,
War viel berühmt im ganzen Land
Ob seiner Tugend und seinem Verstand.

*) Die hier folgenden Gedichte sind Bruchstücke der von Heine als Pathengeschenk für den Sohn seines Verlegers bestimmten Fabeln.

Er war ein Muster der Sittlichkeit,
Der Langmuth und Bescheidenheit.
Man hörte ihn loben, man hörte ihn preisen
Als einen vierfüßigen Nathan den Weisen.
Er war ein wahres Hundejuwel!
So ehrlich und treu! eine schöne Seel'!
Auch schenkte sein Herr in allen Stücken
Ihm volles Vertrauen, er konnte ihn schicken
Sogar zum Fleischer Der edle Hund
Trug dann einen Hängekorb im Mund,
Worin der Metzger das schön gehackte
Rindfleisch, Schaffleisch, auch Schweinefleisch packte. –
Wie lieblich und lockend das Fett gerochen:
Der Brutus berührte keinen Knochen,
Und ruhig und sicher, mit stoischer Würde,
Trug er nach Hause die kostbare Bürde.

Doch unter den Hunden wird gefunden
Auch eine Menge von Lumpenhunden —
Wie unter uns, — gemeine Köter,
Tagdiebe, Neidharte, Schwerenöther,
Die ohne Sinn für sittliche Freuden
Im Sinnenrausch ihr Leben vergeuden!
Verschworen hatten sich solche Racker
Gegen den Brutus, der treu und wacker,
Mit seinem Korb im Maule, nicht
Gewichen von dem Pfade der Pflicht. —

Und eines Tages, als er kam
Vom Fleischer und seinen Rückweg nahm
Nach Hause, da ward er plötzlich von allen
Verschwornen Bestien überfallen;
Da ward ihm der Korb mit dem Fleisch entrissen,
Da fielen zu Boden die leckersten Bissen,
Und fraßbegierig über die Beute
Warf sich die ganze hungrige Meute. —
Brutus sah Anfangs dem Schauspiel zu
Mit philosophischer Seelenruh';
Doch als er sah, daſs solchermaßen
Sämmtliche Hunde schmausten und fraßen,
Da nahm auch er an der Mahlzeit Theil
Und speiste selbst eine Schöpsenkeul'.

Moral.

Auch du, mein Brutus, auch du, du frisst?
So ruft wehmüthig der Moralist.

Ja, böses Beispiel kann verführen;
Und, ach! gleich allen Säugethieren,
Nicht ganz und gar vollkommen ist
Der tugendhafte Hund — er frisst!

Pferd und Esel.

Auf eisernen Schienen, so schnell wie der Blitz
Dampfwagen und Dampfkutschen
Mit dem schwarzbewimpelten Rauchfangmast
Prasselnd vorüberrutschen.

Der Tross kam einem Gehöfte vorbei,
Wo über die Hecke guckte
Langhalsig ein Schimmel; neben ihm stand
Ein Esel, der Disteln schluckte.

Mit stierem Blick sah lange das Pferd
Dem Zuge nach. Es zittert
An allen Gliedern, und seufzt und spricht:
„Der Anblick hat mich erschüttert!

„Wahrhaftig, wär' ich nicht von Natur
Bereits gewesen ein Schimmel,
Erbleichend vor Schrecken wär' mir die Haut
Jetzt weiß geworden, — o Himmel!

„Bedroht ist das ganze Pferdegeschlecht
Von schrecklichen Schicksalsschlägen
Obgleich ein Schimmel, schau' ich doch
Einer schwarzen Zukunft entgegen.

„Uns Pferde tödtet die Konkurrenz
Von diesen Dampfmaschinen —
Zum Reiten, zum Fahren wird sich der Mensch
Des eisernen Viehes bedienen.

„Und kann der Mensch zum Reiten uns,
Zum Fahren uns entbehren —
Ade der Hafer! Ade das Heu!
Wer wird uns dann ernähren?

„Des Menschen Herz ist hart wie Stein;
Der Mensch giebt keinen Bissen
Umsonst. Man jagt uns aus dem Stall,
Wir werden verhungern müssen.

„Wir können nicht borgen und stehlen nicht,
Wie jene Menschenkinder.
Auch schmeicheln nicht, wie der Mensch und der Hund —
Wir sind verfallen dem Schinder.“

So klagte das Ross, und seufzte tief.
Der Langohr unterdessen
Hat mit der gemüthlichsten Seelenruh'
Zwei Distelköpfe gefressen.

Er leckte die Schnauze mit der Zung',
Und gemüthlich begann er zu sprechen:
„Ich will mir wegen der Zukunft nicht
Schon heute den Kopf zerbrechen.

„Ihr stolzen Rosse seid freilich bedroht
Von einem schrecklichen Morgen.
Für uns bescheidne Esel jedoch
Ist keine Gefahr zu besorgen.

„So Schimmel wie Rappen, so Schecken wie Fuchs,
Ihr seid am Ende entbehrlich;
Uns Esel jedoch ersetzt Hans Dampf
Mit seinem Schornstein schwerlich.

„Wie klug auch die Maschinen sind,
Welche die Menschen schmieden,
Dem Esel bleibt zu jeder Zeit
Sein sicheres Dasein beschieden.

„Der Himmel verlässt seine Esel nicht,
Die ruhig im Pflichtgefühle,
Wie ihre frommen Väter gethan,
Tagtäglich traben zur Mühle.

„Das Mühlrad klappert, der Müller mahlt,
Und schüttet das Mehl in die Säcke;
Das trag' ich zum Bäcker, der Bäcker backt,
Und der Mensch frisst Bröte und Wecke.

„In diesem uralten Naturkreislauf
Wird ewig die Welt sich drehen,
Und ewig unwandelbar, wie die Natur,
Wird auch der Esel bestehen.“

Moral.

Die Ritterzeit hat aufgehört,
Und hungern muss das stolze Pferd.
Dem armen Luder, dem Esel, aber
Wird niemals fehlen sein Heu und Haber.

Die Libelle.

Es tanzt die schöne Libelle
Wohl auf des Baches Welle;
Sie tanzt daher, sie tanzt dahin,
Die schimmernde, flimmernde Gauklerin.

Gar mancher junge Käfer-Thor
Bewundert ihr Kleid von blauem Flor,
Bewundert des Leibchens Emaille
Und auch die schlanke Taille.

Gar mancher junge Käfer-Thor
Sein bischen Käfer-Verstand verlor;
Die Buhlen sumsen von Lieb' und Treu,
Versprechen Holland und Brabant dabei.

Die schöne Libelle lacht und spricht:
„Holland und Brabant brauch' ich nicht,
Doch sputet euch, ihr Freier,
Und holt mir ein Fünkchen Feuer.

„Die Köchin kam in Wochen,
Muss selbst mein Süpplein kochen;
Die Kohlen des Herdes erloschen sind —
Holt mir ein Fünkchen Feuer geschwind."

Kaum hatt' die Falsche gesprochen das Wort,
Die Käfer flatterten eilig fort.
Sie suchen Feuer, und lassen bald
Weit hinter sich den Heimatwald.

Sie sehen Kerzenlicht, ich glaube
In einer erleuchteten Gartenlaube;
Und die Verliebten, mit blindem Muth
Stürzten sie sich in die Kerzengluth.

Knisternd verzehrten die Flammen der Kerzen
Die Käfer und ihre liebenden Herzen;
Die Einen büßten das Leben ein,
Die Andern nur die Flügelein.

O wehe dem Käfer, welchem verbrannt
Die Flügel sind! Im fremden Land
Muss er wie ein Wurm am Boden kriechen.
Mit feuchten Insekten, die häßlich riechen.

„Die schlechte Gesellschaft," hört man ihn klagen,
„Ist im Exil die schlimmste der Plagen.
Wir müssen verkehren mit einer Schar
Von Ungeziefer, von Wanzen sogar,

„Die uns behandeln als Kameraden,
Weil wir im selben Schmutze waten —
Drob klagte schon der Schüler Virgil's,
Der Dichter der Hölle und des Exils.

„Ich denke mit Gram an die bessere Zeit,
Wo ich mit beflügelter Herrlichkeit
Im Heimath-Äther gegaukelt,
Auf Sonnenblumen geschaukelt,

„Aus Rosenkelchen Nahrung sog
Und vornehm war, und Umgang pflog
Mit Schmetterlingen von adligem Sinn,
Und mit der Cikade, der Künstlerin —

„Jetzt sind meine armen Flügel verbrannt;
Ich kann nicht zurück ins Vaterland,
Ich bin ein Wurm, und ich verrecke
Und ich verfaule im fremden Drecke.

„O, daß ich nie gesehen hätt'
Die Wasserfliege, die blaue Kokett'
Mit ihrer feinen Taille —
Die schöne falsche Kanaille!"

Die Libelle.

(Andere Bearbeitung.)

Es ist die Libelle, die blaue,
Im Käferland die schönste Person.
Die Schmetterlinge sind mit Passion
Verliebt in die schöne Fraue.

Sie ist so fein von Hüften,
Sie trägt ein Flügelkleid von Gaze;
In jeder Bewegung Ebenmaß,
Gaukelt sie keck in den Lüften.

Die bunten Buhlen fliegen
Ihr nach, und mancher junge Fant
Schwört laut: „Ich geb' dir Holland und Brabant,
Willst du meiner Brunst dich fügen."

Da spricht die falsche Libelle:
„Holland und Brabant, die brauch' ich nicht;
Ich brauche nur ein Fünkchen Licht,
Damit ich mein Stübchen erhelle."

Kaum hören sie diese Töne,
Und die Verliebten flattern wetteifernd fort;
Sie suchen geschäftig von Ort zu Ort
Ein Fünkchen Licht für die Schöne.

Sieht Einer eine Kerze,
So stürzt er drauf zu, wie blind und bethört,
Und die Flamme den armen Käfer verzehrt,
Ihn und sein liebendes Herze.

Die Fabel ist japanisch;
Doch auch in Deutschland, liebes Kind,
Giebt es Libellen, und sie sind
Gar sehr perfid und satanisch.

Mimi.

„Bin kein sittsam Bürgerkätzchen,
Nicht im frommen Stübchen spinn' ich.
Auf dem Dach, in freier Luft,
Eine freie Katze bin ich

„Wenn ich sommernächtlich schwärme
Auf dem Dache, in der Kühle,
Schnurrt und knurrt in mir Musik,
Und ich singe, was ich fühle."

Also spricht sie. Aus dem Busen
Wilde Brautgesänge quellen,
Und der Wohllaut lockt herbei
Alle Katerjunggesellen.

Alle Katerjunggesellen,
Schnurrend, knurrend alle kommen,
Mit Mimi zu musicieren,
Liebelechzend, lustentglommen.

Das sind keine Virtuosen,
Die entweiht jemals für Lohngunst
Die Musik, sie blieben stets
Die Apostel heil'ger Tonkunst.

Brauchen keine Instrumente,
Sie sind selber Bratsch' und Flöte:
Eine Pauke ist ihr Bauch,
Ihre Nasen sind Trompeten

Sie erheben ihre Stimmen
Zum Koncert gemeinsam jetzo;
Das sind Fugen wie von Bach
Oder Guido von Arezzo.

Das sind tolle Symphonien,
Wie Kapricen von Beethoven
Oder Berlioz, Der wird
Schnurrend, knurrend übertroffen.

Wunderbare Macht der Töne!
Zauberklänge sonder Gleichen!
Sie erschüttern selbst den Himmel,
Und die Sterne dort erbleichen.

Wenn sie hört die Zauberklänge,
Wenn sie hört die Wundertöne,
So verhüllt ihr Angesicht
Mit dem Wolkenflor Selene.

Nur das Lästermaul, die alte
Prima-Donna Philomele,
Rümpft die Nase, schnupft und schmäht
Mimi's Singen — kalte Seele!

Doch gleichviel! Das musicieret,
Trotz dem Neide der Signora,
Bis am Horizont erscheint
Rosig lächelnd Fee Aurora.

Die Wahlesel.

Die Freiheit hat man satt am End',
Und die Republik der Thiere
Begehrte, daß ein einz'ger Regent
Sie absolut regiere.

Jedwede Thiergattung versammelte sich
Wahlzettel wurden geschrieben;
Parteisucht wüthete fürchterlich,
Intrigen wurden getrieben.

Das Komité der Esel ward
Von Alt-Langohren regieret!
Sie hatten die Köpfe mit einer Kokard',
Die schwarz-roth-gold, verzieret.

Es gab eine kleine Pferdepartei,
Doch wagte sie nicht zu stimmen;
Sie hatte Angst vor dem Geschrei
Der Alt-Langohren, der grimmen.

Als Einer jedoch die Kandidatur
Des Rosses empfahl, mit Zeter
Ein Alt-Langohr in die Rede ihm fuhr,
Und schrie: „Du bist ein Verräther!

„Du bist ein Verräther, es fließt in dir
Kein Tropfen vom Eselsblute;
Du bist kein Esel, ich glaube schier,
Dich warf eine welsche Stute.

„Du stammst vom Zebra vielleicht, die Haut
Sie ist gestreift zebräisch;
Auch deiner Stimme näselnder Laut
Klingt ziemlich ägyptisch-hebräisch.

„Und wärst du kein Fremdling, so bist du doch nur
Verstandesesel, ein kalter;
Du kennst nicht die Tiefen der Eselsnatur,
Dir klingt nicht ihr mystischer Psalter.

„Ich aber versenkte die Seele ganz
In jenes süße Gedösel!
Ich bin ein Esel, in meinem Schwanz
Ist jedes Haar ein Esel.

„Ich bin kein Römling, ich bin kein Slav';
Ein deutscher Esel bin ich,
Gleich meinen Vätern. Sie waren so brav,
So pflanzenwüchsig, so sinnig.

„Sie spielten nicht mit Galanterei
Frivole Lasterspiele,
Sie trabten täglich, frisch-fromm-fröhlich-frei,
Mit ihren Säcken zur Mühle.

„Die Väter sind nicht todt! Im Grab
Nur ihre Häute liegen,
Die sterblichen Hüllen. Vom Himmel herab
Schaun sie auf uns mit Vergnügen.

„Verklärte Esel im Gloria-Licht!
Wir wollen euch immer gleichen
Und niemals von dem Pfad der Pflicht
Nur einen Fingerbreit weichen.

„O welche Wonne, ein Esel zu sein!
Ein Enkel von solchen Langohren!
Ich möcht' es von allen Dächern schrein:
Ich bin als ein Esel geboren!

„Der große Esel, der mich erzeugt,
Er war von deutschem Stamme;
Mit deutscher Eselsmilch gesäugt
Hat mich die Mutter, die Mamme.

„Ich bin ein Esel, und will getreu,
Wie meine Väter, die Alten,
An der alten, lieben Eselei,
Am Eselthume halten.

„Und weil ich ein Esel, so rath' ich euch,
Den Esel zum König zu wählen;
Wir stiften das große Eselreich,
Wo nur die Esel befehlen.

„Wir alle sind Esel! I—A! I—A!
Wir sind keine Pferdeknechte.
Fort mit den Rossen! Es lebe, hurrah!
Der König vom Eselsgeschlechte!"

So sprach der Patriot. Im Saal
Die Esel Beifall rufen.
Sie waren alle national,
Und stampften mit den Hufen.

Sie haben des Redners Haupt geschmückt
Mit einem Eichenkranze.
Er dankte stumm, und hochbeglückt
Wedelt' er mit dem Schwanze.

Aus der Zopfzeit.

Fabel.

Zu Kassel waren zwei Ratten,
Die Nichts zu essen hatten.

Sie sahen sich lange hungrig an;
Die eine Ratte zu wispern begann:

„Ich weiß einen Topf mit Hirsebrei,
Doch leider steht eine Schildwach' dabei;

„Sie trägt kurfürstliche Uniform,
Und hat einen Zopf, der ist enorm;

„Die Flinte ist geladen mit Schrot,
Und wer sich naht, Den schießt sie todt."

Die andere Ratte knistert
Mit ihren Zähnchen und wispert:

„Des Kurfürsten Durchlaucht sind gescheit,
Er liebt die gute alte Zeit,

„Die Zeit der alten Katten
Die lange Zöpfe hatten.

„Durch ihre Zöpfe die Katten
Wetteiferten mit den Ratten.

„Der Zopf ist aber das Sinnbild nur
Des Schwanzes, den uns verlieh die Natur;

„Wir auserwählten Geschöpfe,
Wir haben natürliche Zöpfe.

„O Kurfürst, liebst du die Katten,
So liebst du auch die Ratten;

„Gewiss für uns dein Herze klopft,
Da wir schon von der Natur bezopft.

„O gieb, du edler Philozopf,
O gieb uns frei den Hirsetopf,

„O gieb uns frei den Topf mit Brei,
Und löse ab die Schildwach' dabei!

„Für solche Huld, für solchen Brei,
Wir wollen dir dienen mit Lieb und Treu'.

„Und stirbst du einst, auf deinem Grab
Wir schneiden uns traurig die Schwänze ab,

„Und flechten sie um dein Haupt als Kranz;
Dein Lorbeer sei ein Rattenschwanz!"

Der Wanzerich.

1.

Es saß ein brauner Wanzerich
Auf einem Pfennig und spreizte sich,
Wie ein Rentier, und sprach: „Wer Geld hat
Auch Ehr' und Ansehn in der Welt hat,
Wer Geld hat, ist auch lieblich und schön —
Es kann kein Weib ihm widerstehn;
Die Weiber erbleichen schon und zittern,
Sobald sie meinen Odem wittern.
Ich habe manche Sommernacht
Im Bett der Königin zugebracht;
Sie wälzte sich auf ihren Matratzen,
Und musste sich beständig kratzen."

Ein lustiger Zeisig, welcher gehört
Die prahlenden Worte, war drob empört;
Im heiteren Unmuth sein Schnäbelein schliff er,
Und auf das Insekt ein Spottlied pfiff er.

Gemein und schmutzig, der Wanzerich,
Wie Wanzen pflegen, rächte er sich:
Er sagte, dass ihm der Zeisig grollte,
Weil er kein Geld ihm borgen wollte.

Und die Moral? Der Fabulist
Verschweigt sie heute mit klugem Zagen,
Denn mächtig verbündet in unseren Tagen
Das reiche Ungeziefer ist.
Es sitzt mit dem Geldsack unter dem A —,
Und trommelt siegreich den Dessauer Marsch

2.

Das Ungeziefer jeden Lands,
Es bildet eine heil'ge Allianz;
Zumal die musikalischen Wanzen,
Die Komponisten von schlechten Romanzen,
(Welche, wie Schlesinger's Uhr, nicht gehn,)
Allüberall in Bündnis stehn.
Da ist der Mozart der Krätze in Wien,
Die Perle ästhetischer Pfänderleiher,
Der intrigiert mit dem Lorbeer-Meyer,
Dem großen Maestro in Berlin.

Da werden Artikelchen ausgeheckt,
Die eine Blattlaus, ein Miten-Insekt,
Für baares Geld in die Presse schmuggelt —
Das lügt und kriecht und katzenbuckelt,
Und hat dabei die Melancholik.
Das Publikum glaubt oft der Lüge,
Aus Mitleid: es sind so leidend die Züge
Der Heuchler und ihr Dulderblick —
Was willst du thun in solchen Nöthen?
Du musst die Verleumdung ruhig ertragen,
Du darfst nicht reden, du darfst nicht klagen:
Willst du das schnöde Geschmeiß zertreten,
Verstänkert es dir die Luft, die süße,
Und schmutzig würden deine Füße,
Das Beste ist schweigen — Ein andermal
Erklär' ich euch der Fabel Moral.

König Langohr I.

Bei der Königswahl, wie sich versteht,
Hatten die Esel die Majorität.
Und es wurde ein Esel zum König gewählt.
Doch hört, was jetzt die Chronik erzählt:

Der gekrönte Esel bildete sich
Jetzt ein, dass er einem Löwen glich;
Er hing sich um eine Löwenhaut,
Und brüllte wie ein Löwe so laut.
Er pflegte Umgang nur mit Rossen —
Das hat die alten Esel verdrossen.
Bulldoggen und Wölfe waren sein Heer,
Drob murrten die Esel noch viel mehr.
Doch als er den Ochsen zum Kanzler erhoben,
Vor Wuth die Esel ras'ten und schnoben.
Sie drohten sogar mit Revolution!
Der König erfuhr es, und stülpte die Kron'
Sich schnell aufs Haupt und wickelte schnell
Sich in ein muthiges Löwenfell.
Dann ließ er vor seines Thrones Stufen
Die malkontenten Esel rufen,
Und hat die folgende Rede gehalten:

„Hochmögende Esel, ihr jungen und alten!
Ihr glaubt, dass ich ein Esel sei
Wie ihr, ihr irrt euch, ich bin ein Leu;
Das sagt mir Jeder an meinem Hofe,

Von der Edeldame bis zur Zofe.
Mein Hofpoet hat ein Gedicht
Auf mich gemacht, worin er spricht:
„Wie angeboren dem Kamele
Der Buckel ist, ist deiner Seele
Die Großmuth des Löwen angeboren —
Es hat dein Herz keine langen Ohren!"
So singt er in seiner schönsten Strophe,
Die Jeder bewundert an meinem Hofe.
Hier bin ich geliebt; die stolzesten Pfauen
Wetteifern, mein königlich Haupt zu krauen.
Die Künste beschütz' ich; man muss gestehn,
Ich bin zugleich August und Mäcen.
Ich habe ein schönes Hoftheater;
Die Heldenrollen spielt ein Kater.
Die Mimin Mimi, die holde Puppe,
Und zwanzig Möpse bilden die Truppe.
Ich hab' eine Maler-Akademie
Gestiftet für Affen von Genie.
Als ihren Direktor hab' ich in Petto,
Den Rafael des Hamburger Ghetto,
Lehmann vom Dreckwall, zu engagieren;
Er soll mich auch selber porträtieren.
Ich hab' eine Oper, ich hab' ein Ballett,
Wo halb entkleidet und ganz kokett
Gar allerliebste Vögel singen
Und höchst talentvolle Flöhe springen.
Kapellenmeister ist Meyer-Bär,
Der musikalische Millionär;
Jetzt schreibt der große Bären-Meyer
Ein Festspiel zu meiner Vermählungsfeier.
Ich selber übe die Tonkunst ein wenig,
Wie Friedrich der Große, der Preußenkönig.
Er blies die Flöte, ich schlage die Laute,
Und manches schöne Auge schaute
Sehnsüchtig mich an, wenn ich mit Gefühl
Geklimpert auf meinem Saitenspiel.
Mit Freude wird einst die Königin
Entdecken, wie musikalisch ich bin!
Sie selbst ist eine vollkommene Stute
Von hoher Geburt, vom reinsten Blute.
Sie ist eine nahe Anverwandte
Von Don Quixote's Rosinante;
Ihr Stammbaum bezeugt, dass sie nicht minder
Verwandt mit dem Bayard der Heymonskinder;
Sie zählt auch unter ihren Ahnen

Gar manchen Hengst, der unter den Fahnen
Gottfried's von Bouillon gewiehert hat,
Als Dieser erobert die heilige Stadt.
Vor Allem aber durch ihre Schöne
Glänzt sie! Wenn sie schüttelt die Mähne,
Und wenn sie schnaubt mit den rosigen Nüstern,
Jauchzt auf mein Herz, entzückt und lüstern —
Sie ist die Blume und Krone der Mähren,
Und wird mir einen Kronerben bescheren.
Ihr seht, verknüpft mit dieser Verbindung
Ist meiner Dynastie Begründung.
Mein Name wird nicht untergehn,
Wird ewig in Klio's Annalen bestehn.
Die hohe Göttin wird von mir sagen,
Daß ich ein Löwenherz getragen
In meiner Brust, daß ich weise und klug
Regiert, und auch die Laute schlug."

Hier rülpste der König, doch unterbrach er
Nicht lange die Rede, und weiter sprach er:

„Hochmögende Esel, ihr jungen und alten!
Ich werd' euch meine Gunst erhalten,
So lang' ihr derselben würdig seid.
Zahlt eure Steuern zur rechten Zeit,
Und wandelt stets der Tugend Bahn,
Wie weiland eure Väter gethan,
Die alten Esel! In Frost und Schwüle
Sie trugen geduldig die Säcke zur Mühle,
Wie ihnen gebot die Religion; —
Sie wussten Nichts von Revolution —
Kein Murren entschlüpfte der dicken Lippe,
Und an der Gewohnheit frommen Krippe
Fraßen sie ruhig ihr friedliches Heu!
Die alte Zeit, sie ist vorbei.
Ihr neueren Esel seid Esel geblieben,
Doch ohne Bescheidenheit zu üben.
Ihr wedelt kümmerlich mit dem Schwanz,
Doch drunter lauert die Arroganz.
Ob eurer albernen Miene hält
Für ehrliche Esel euch die Welt;
Ihr seid unehrlich und boshaft dabei,
Trotz eurer demüthigen Eselei.
Steckt man euch Pfeffer in den St—ß,
Sogleich erhebt ihr des Eselgeschreis
Entsetzliche Laute! Ihr möchtet zerfleischen
Die ganze Welt, und könnt nur kreischen.

Unsinniger Jähzorn, der Alles vergisst!
Ohnmächtige Wuth, die lächerlich ist!
Eur dummes Gebreie, es offenbart,
Wie viele Tücken jeder Art,
Wie ganz gemeine Schlechtigkeit
Und blöde Niederträchtigkeit
Und Gift und Galle und Arglist sogar
In der Eselshaut verborgen war."

Hier rülpste der König, doch unterbrach er
Nicht lange die Rede, und weiter sprach er:

„Hochmögende Esel, ihr jungen und alten!
Ihr seht, ich kenne euch! Ungehalten,
Ganz allerhöchst ungehalten bin ich,
Dass ihr so schamlos widersinnig
Verunglimpft habt mein Regiment.
Auf eurem Eselsstandpunkt könnt
Ihr nicht die großen Löwen-Ideen
Von meiner Politik verstehen.
Nehmt euch in Acht! In meinem Reiche
Wächst manche Buche und manche Eiche,
Woraus man die schönsten Galgen zimmert,
Auch gute Stöcke. Ich rath' euch, bekümmert
Euch nicht ob meinem Schalten und Walten!
Ich rath' euch, ganz das Maul zu halten!
Die Raisonneure, die frechen Sünder,
Die lass' ich öffentlich stäupen vom Schinder;
Sie sollen im Zuchthaus Wolle kratzen.
Wird Einer gar von Aufruhr schwatzen,
Und Straßen entpflastern zur Barrikade —
Ich lass' ihn henken ohne Gnade.
Das hab' ich euch, Esel, einschärfen wollen!
Jetzt könnt ihr euch nach Hause trollen."

Als diese Rede der König gehalten,
Da jauchzten die Esel, die jungen und alten;
Sie riefen einstimmig: „I-A! I-A!
Es lebe der König! Hurrah! Hurrah!"

Die Wanderratten.

Es giebt zwei Sorten Ratten:
Die hungrigen und satten.
Die satten bleiben vergnügt zu Haus,
Die hungrigen aber wandern aus.

Sie wandern viel' tausend Meilen,
Ganz ohne Rasten und Weilen,
Gradaus in ihrem grimmigen Lauf,
Nicht Wind noch Wetter hält sie auf.

Sie klimmen wohl über die Höhen,
Sie schwimmen wohl durch die Seen;
Gar manche ersäuft oder bricht das Genick.
Die lebenden lassen die todten zurück.

Es haben diese Käuze
Gar fürchterliche Schnäuze;
Sie tragen die Köpfe geschoren egal,
Ganz radikal, ganz rattenkahl.

Die radikale Rotte
Weiß Nichts von einem Gotte.
Sie lassen nicht taufen ihre Brut,
Die Weiber sind Gemeindegut.

Der sinnliche Rattenhaufen,
Er will nur fressen und saufen,
Er denkt nicht, während er säuft und frisst,
Daß unsre Seele unsterblich ist.

So eine wilde Ratze,
Die fürchtet nicht Hölle, nicht Katze;
Sie hat kein Gut, sie hat kein Geld
Und wünscht aufs Neue zu theilen die Welt.

Die Wanderratten, o wehe!
Sie sind schon in der Nähe.
Sie rücken heran, ich höre schon
Ihr Pfeifen, die Zahl ist Legion.

O wehe! wir sind verloren,
Sie sind schon vor den Thoren!
Der Bürgermeister und Senat,
Sie schütteln die Köpfe, und Keiner weiß Rath.

Die Bürgerschaft greift zu den Waffen,
Die Glocken läuten die Pfaffen.
Gefährdet ist das Palladium
Des sittlichen Staats, das Eigenthum.

Nicht Glockengeläute, nicht Pfaffengebete,
Nicht hochwohlweise Staatsdekrete,
Auch nicht Kanonen, viel' Hundertpfünder,
Sie helfen euch heute, ihr lieben Kinder!

Heut helfen euch nicht die Wortgespinste
Der abgelebten Redekünste,
Man fängt nicht Ratten mit Syllogismen,
Sie springen über die feinsten Sophismen.

Im hungrigen Magen Eingang finden
Nur Suppenlogik mit Knödelgründen,
Nur Argumente von Rinderbraten,
Begleitet mit Göttinger Wurst-Citaten.

Ein schweigender Stockfisch, in Butter gesotten
Behaget den radikalen Rotten
Viel besser, als ein Mirabeau
Und alle Redner seit Cicero.

Jung-Katerverein für Poesie-Musik.

Der philharmonische Katerverein
War auf dem Dache versammelt
Heut Nacht — doch nicht aus Sinnenbrunst
Da ward nicht gebuhlt und gerammelt.

Es paßt kein Sommernachthochzeitstraum,
Es passen nicht Lieder der Minne
Zur Winterjahrzeit, zu Frost und Schnee;
Gefroren war jede Rinne.

Auch hat überhaupt ein neuer Geist
Der Katzenschaft sich bemeistert;
Die Jugend zumal, der Jung-Kater ist
Für höheren Ernst begeistert.

Die alte frivole Generation
Verröchelt; ein neues Bestreben,
Ein Katzenfrühling der Poesie,
Regt sich in Kunst und Leben.

Der philharmonische Katerverein,
Er kehrt zur primitiven
Kunstlosen Tonkunst jetzt zurück,
Zum schnauzenwüchsig Naiven.

Er will die Poesiemusik,
Rouladen ohne Triller,
Die Instrumental- und Vokalpoesie,
Die keine Musik ist, will er.

Er will die Herrschaft des Genies,
Das freilich manchmal stümpert,
Doch in der Kunst oft unbewusst
Die höchste Staffel erklimpert.

Er huldigt dem Genie, das sich
Nicht von der Natur entfernt hat,
Sich nicht mit Gelehrsamkeit brüsten will
Und wirklich auch Nichts gelernt hat.

Dies ist das Programm des Katervereins,
Und voll von diesem Streben
Hat er sein erstes Winterkoncert
Heut Nacht auf dem Dache gegeben.

Doch schrecklich war die Exekution
Der großen Idee, der pompösen —
Häng dich, mein theurer Berlioz,
Daſs du nicht dabei gewesen!

Das war ein Charivari, als ob
Einen Kuhschwanzhopsaschleifer
Plötzlich aufspielten, branntweinberauscht,
Drei Dutzend Dudelsackpfeifer.

Das war ein Tauhu-Wauhu, als ob
In der Arche Noä anfingen
Sämmtliche Thiere unisono
Die Sündfluth zu besingen.

O, welch ein Krächzen und Heulen und Knurrn,
Welch ei Miaun und Gegröhle!
Die alten Schornsteine stimmten ein
Und schnauften Kirchenchoräle.

Zumeist vernehmbar war ein Stimm',
Die kreischend zugleich und matte,
Wie einst die Stimme der Sonntag war,
Als sie keine Stimme mehr hatte.

Das tolle Koncert! Ich glaube, es ward
Ein großes Tedeum gesungen,
Zur Feier des Siegs, den über Vernunft
Der frechste Wahnsinn errungen.

Vielleicht auch ward vom Katerverein
Die große Oper probieret,
Die Ungarns größter Pianist
Für Charenton komponieret.

Es hat bei Tagesanbruch erst
Der Sabbath ein Ende genommen;
Eine schwangere Köchin ist dadurch
Zu früh in die Wochen gekommen.

Die sinnebethörte Wöchnerin
Hat ganz das Gedächtnis verloren;
Sie weiß nicht mehr, wer der Vater ist
Des Kindes, das sie geboren.

War es der Peter? War es der Paul?
Sag, Liese, wer ist der Vater?
Die Liese lächelt verklärt und spricht:
„O, Liszt! du himmlischer Kater!“

Guter Rath.

Lass dein Grämen und dein Schämen!
Werbe keck und fordre laut,
Und man wird sich dir bequemen,
Und du führest heim die Braut.

Wirf dein Gold den Musikanten,
Denn die Fiedel macht das Fest;
Küsse deine Schwiegertanten,
Denkst du gleich: „Hol' euch die Pest!“

Rede gut von einem Fürsten
Und nicht schlecht von einer Frau;
Knickre nicht mit deinen Würsten,
Wenn du schlachtest eine Sau.

Ist die Kirche dir verhasst, Thor,
Desto öfter geh hinein;
Zieh den Hut ab vor dem Pastor,
Schick ihm auch ein Fläschchen Wein.

Fühlst du irgendwo ein Jücken,
Kratze dich als Ehrenmann;
Wenn dich deine Schuhe drücken,
Nun, so zieh Pantoffeln an.

Hat versalzen dir die Suppe
Deine Frau, bezähm die Wuth,
Sag ihr lächelnd: „Süße Puppe,
Alles, was du kochst, ist gut.“

Trägt nach einem Shawl Verlangen
Deine Frau, so kauf ihr zwei;
Kauf ihr Spitzen, goldne Spangen,
Und Juwelen noch dabei.

Wirst du diesen Rath erproben,
Dann, mein Freund! genießest du
Einst das Himmelreich dort oben,
Und du hast auf Erden Ruh'.

Erinnerung an Hammonia.

Waisenkinder, zwei und zwei,
Wallen fromm und froh vorbei,
Tragen alle blaue Röckchen,
Haben alle rothe Bäckchen —
O, die hübschen Waisenkinder!

Jeder sieht sie an gerührt,
Und die Büchse klingeliert;
Von geheimen Vaterhänden
Fließen ihnen reiche Spenden —
O, die hübschen Waisenkinder!

Frauen, die gefühlvoll sind,
Küssen manchem armen Kind
Sein Rotznäschen und sein Schnütchen,
Schenken ihm ein Zuckerdütchen —
O, die hübschen Waisenkinder!

Schmuhlchen wirft verschämten Blicks
Einen Thaler in die Büchs —
Denn er hat ein Herz — und heiter
Schleppt er seinen Zwerchsack weiter.
O, die hübschen Waisenkinder!

Einen goldnen Louisd'or
Giebt ein frommer Herr; zuvor
Guckt er in die Himmelshöhe,
Ob der liebe Gott ihn sähe? —
O, die hübschen Waisenkinder!

Litzenbrüder, Arbeitsleut',
Hausknecht', Küper feiern heut;
Werden manche Flasche leeren
Auf das Wohlsein dieser Gören —
O, die hübschen Waisenkinder!

Schutzgöttin Hammonia
Folgt dem Zug inkognita,
Stolz bewegt sie die enormen
Massen ihrer hintern Formen —
O, die hübschen Waisenkinder!

Vor dem Thor, auf grünem Feld,
Rauscht Musik im hohen Zelt,
Das bewimpelt und beflittert;
Dorten werden abgefüttert
Diese hübschen Waisenkinder.

Sitzen dort in langer Reih,
Schmausen gütlich süßen Brei,
Torten, Kuchen, leckre Speischen,
Und sie knuspern wie die Mäuschen.
Diese hübschen Waisenkinder.

Leider kommt mir in den Sinn
Jetzt ein Waisenhaus, worin
Kein so fröhliches Gastieren;
Gar elendig lamentieren
Dort Millionen Waisenkinder.

Die Montur ist nicht egal,
Manchem fehlt das Mittagsmahl;
Keiner geht dort mit dem Andern,
Einsam kummervoll dort wandern
Viel' Millionen Waisenkinder.

Das Hohelied.

Des Weibes Leib ist ein Gedicht,
Das Gott der Herr geschrieben
Ins große Stammbuch der Natur,
Als ihn der Geist getrieben.

Ja, günstig war die Stunde ihm,
Der Gott war hochbegeistert;
Er hat den spröden, rebellischen Stoff
Ganz künstlerisch bemeistert.

Fürwahr, der Leib des Weibes ist
Das Hohelied der Lieder;
Gar wunderbare Strophen sind
Die schlanken, weißen Glieder.

O welche göttliche Idee
Ist dieser Hals, der blanke,
Worauf sich wiegt der kleine Kopf,
Der lockige Hauptgedanke!

Der Brüstchen Rosenknospen sind
Epigrammatisch gefeilet;
Unsäglich entzückend ist die Cäsur,
Die streng den Busen theilet.

Den plastischen Schöpfer offenbart
Der Hüften Parallele;
Der Zwischensatz mit dem Feigenblatt
Ist auch eine schöne Stelle.

Das ist kein abstraktes Begriffspoem!
Das Lied hat Fleisch und Rippen,
Hat Hand und Fuß; es lacht und küßt
Mit schöngereimten Lippen.

Hier athmet wahre Poesie!
Anmuth in jeder Wendung!
Und auf der Stirne trägt das Lied
Den Stempel der Vollendung.

Lobsingen will ich dir, o Herr,
Und dich im Staub anbeten!
Wir sind nur Stümper gegen dich,
Den himmlischen Poeten.

Versenken will ich mich, o Herr,
In deines Liedes Prächten;
Ich widme seinem Studium
Den Tag mitsammt den Nächten.

Ja, Tag und Nacht studier' ich dran,
Will keine Zeit verlieren;
Die Beine werden mir so dünn —
Das kommt vom vielen Studieren

Lied der Marketenderin.

Aus dem dreißigjährigen Kriege.

Und die Husaren lieb' ich sehr,
Ich liebe sehr Dieselben;
Ich liebe sie ohne Unterschied,
Die blauen und die gelben.

Und die Musketiere lieb' ich sehr,
Ich liebe die Musketiere,
Sowohl Rekrut als Veteran,
Gemeine und Officiere.

Die Kavallerie und die Infanterie,
Ich liebe sie Alle, die Braven;
Auch hab' ich bei der Artillerie
Gar manche Nacht geschlafen.

Ich liebe den Deutschen, ich lieb' den Franzos,
Die Welschen und Niederländschen,
Ich liebe den Schwed, den Böhm und Spanjol,
Ich lieb' in ihnen den Menschen.

Gleichviel, von welcher Heimat, gleichviel,
Von welchem Glaubensbund ist
Der Mensch, er ist mir lieb und werth,
Wenn nur der Mensch gesund ist.

Das Vaterland und die Religion,
Das sind nur Kleidungsstücke —
Fort mit der Hülle! dass ich ans Herz
Den nackten Menschen drücke.

Ich bin ein Mensch, und der Menschlichkeit
Geb' ich mich hin mit Freude!
Und wer nicht gleich bezahlen kann,
Für Den hab' ich die Kreide.

Der grüne Kranz vor meinem Zelt,
Der lacht im Licht der Sonne;
Und heute schenk' ich Malvasier
Aus einer frischen Tonne.

Schnapphahn und Schnapphenne.

Derweilen auf dem Lotterbette
Mich Laura's Arm umschlang — der Fuchs,
Ihr Herr Gemahl, aus meiner Buchs
Stibitzt er mir die Bankbillette.

Da steh' ich nun mit leeren Taschen!
War Laura's Kuss gleichfalls nur Lug?
Ach! was ist Wahrheit? Also frug
Pilat und thät die Händ' sich waschen.

Die böse Welt, die so verdorben,
Verlass' ich bald, die böse Welt.
Ich merke: hat der Mensch kein Geld,
So ist der Mensch schon halb gestorben.

Nach euch, ihr ehrlich reinen Seelen,
Die ihr bewohnt das Reich des Lichts,
Sehnt sich mein Herz. Dort braucht ihr Nichts,
Und braucht deßhalb auch nicht zu stehlen.

Hans ohne Land.

„Leb wohl, mein Weib," sprach Hans ohne Land
„Mich rufen hohe Zwecke:
Ein andres Weidwerk harret mein,
Ich schieße jetzt andre Böcke.

„Ich lass' dir mein Jagdhorn zurück, du kannst
Mit Tuten, wenn ich entfernet,
Die Zeit vertreiben; du hast ja zu Haus
Das Posthorn blasen gelernet.

„Ich lass' dir auch meinen Hund zurück,
Daß er die Burg behüte;
Mich selbst bewache mein deutsches Volk
Mit pudeltreuem Gemüthe.

„Sie bieten mir an die Kaiserkron',
Die Liebe ist kaum zu begreifen;
Sie tragen mein Bild in ihrer Brust
Und auf den Tabakspfeifen.

„Ihr Deutschen seid ein großes Volk,
So simpel und doch so begabet!
Man sieht euch wahrhaftig nicht an, daß ihr
Das Pulver erfunden habet.

„Nicht Kaiser, Vater will ich euch sein,
Ich werde euch glücklich machen —
O schöner Gedanke! er macht mich so stolz,
Als wär' ich die Mutter der Gracchen.

„Nicht mit dem Verstand, nein, mit dem Gemüth
Will ich mein Volk regieren
Ich bin kein Diplomatikus
Und kann nicht politisieren.

„Ich bin ein Jäger, ein Mensch der Natur,
Im Walde aufgewachsen
Mit Gemsen und Schnepfen, mit Rehbock und Sau,
Ich mache nicht Worte, nicht Faxen.

„Ich ködre durch keine Proklamation,
Durch keinen gedruckten Lockwisch;
Ich sage: Mein Volk, es fehlt der Lachs,
Begnüge dich heut mit dem Stockfisch.

„Gefall' ich dir nicht als Kaiser, so nimm
Den ersten besten Lausangel;
Ich habe zu essen auch ohne dich,
Ich litt in Tyrol nicht Mangel.

„So red' ich; doch jetzt, mein Weib, leb wohl!
Ich kann nicht länger weilen;
Des Schwiegervaters Postillon
Erwartet mich schon mit den Gäulen.

„Reich mir geschwind die Reisemütz'
Mit dem schwarz=roth=goldnen Bande —
Bald siehst du mich mit dem Diadem
Im alten Kaisergewande.

„Bald schaust du mich in dem Pluvial,
Dem Purpurtalar, dem schönen,
Den weiland dem Kaiser Otto geschenkt
Der Sultan der Sarazenen.

Darunter trag' ich die Dalmatika,
Worin gestickt mit Juwelen
Ein Zug von fabelhaftem Gethier,
Von Löwen und Kamelen.

„Ich trage die Stola auf der Brust,
Die ist gezieret bedeutsam
Mit schwarzen Adlern im gelben Grund;
Die Tracht ist äußerst kleidsam.

„Leb wohl! Die Nachwelt wird sagen, daß ich
Verdiente, die Krone zu tragen —
Wer weiß? Die Nachwelt wird vielleicht
Halt gar Nichts von mir sagen."

Erinnerung aus Krähwinkel's Schreckenstagen.

Wir, Bürgermeister und Senat,
Wir haben folgendes Mandat
Stadtväterlichst an alle Klassen
Der treuen Bürgerschaft erlassen:

„Ausländer, Fremde, sind es meist,
Die unter uns gesät den Geist
Der Rebellion. Dergleichen Sünder,
Gottlob! sind selten Landeskinder.

„Auch Gottesleugner sind es meist;
Wer sich von seinem Gotte reißt,
Wird endlich auch abtrünnig werden
Von seinen irdischen Behörden.

„Der Obrigkeit gehorchen, ist
Die erste Pflicht für Jud' und Christ.
Es schließe Jeder seine Bude,
Sobald es dunkelt, Christ und Jude.

„Wo ihrer Drei beisammen stehn,
Da soll man auseinander gehn.
Des Nachts soll Niemand auf den Gassen
Sich ohne Leuchte sehen lassen.

„Es liefre seine Waffen aus
Ein Jeder in dem Gildenhaus;
Auch Munition von jeder Sorte
Wird deponiert am selben Orte.

„Wer auf der Straße raisonniert,
Wird unverzüglich füsiliert;
Das Raisonnieren durch Geberden
Soll gleichfalls hart bestrafet werden.

„Vertrauet eurem Magistrat,
Der fromm und liebend schützt den Staat
Durch huldreich hochwohlweises Walten;
Euch ziemt es, stets das Maul zu halten."

Die Audienz.

(Eine alte Fabel.)

„Ich lass' nicht die Kindlein, wie Pharao,
Ersäufen im Nilstromwasser;
Ich bin auch kein Herodestyrann,
Kein Kinderabschlachtenlasser.

„Ich will, wie einst mein Heiland that,
Am Anblick der Kinder mich laben;
Laß zu mir kommen die Kindlein, zumal
Das große Kind aus Schwaben."

So sprach der König; der Kämmerer lief,
Und kam zurück und brachte
Herein das große Schwabenkind,
Das seinen Diener machte.

Der König sprach: „Du bist wohl ein Schwab'?
Das ist just keine Schande."
„„Gerathen!"" erwidert der Schwab', „„ich bin
Geboren im Schwabenlande.""

„Stammst du von den sieben Schwaben ab?"
Frug Jener. „„Ich thu' abstammen
Nur von einem einz'gen,"" erwidert der Schwab',
„„Doch nicht von allen zusammen.""

Der König frug ferner: „Sind dieses Jahr
Die Knödel in Schwaben gerathen?"
„„Ich danke der Nachfrag',"" antwortet der Schwab'
„„Sie sind sehr gut gerathen.""

„Habt ihr noch große Männer?" frug
Der König. „„Im Augenblicke
Fehlt es an großen,"" erwidert der Schwab',
„„Wir haben jetzt nur dicke.""

„Hat Menzel," frug weiter der König, „seitdem
Noch viel' Maulschellen erhalten?"
„„Ich danke der Nachfrag',"" erwidert der Schwab',
„„Er hat noch genug an den alten.""

Der König sprach: „Du bist nicht so dumm,
Als wie du aussiehst, mein Holder."
„„Das kommt,"" erwidert der Schwab', „„weil mich
In der Wiege vertauscht die Kobolder.""

Der König sprach: „Es pflegt der Schwab'
Sein Vaterland zu lieben —
Nun sage mir, was hat dich fort
Aus deiner Heimat getrieben?"

Der Schwabe antwortet: „„Tagtäglich gab's
Nur Sauerkraut und Rüben;
Hätt' meine Mutter Fleisch gekocht,
So wär' ich dort geblieben.""

„Erbitte dir eine Gnade," sprach
Der König. Da kniete nieder
Der Schwabe und rief: „„O geben Sie, Sire,
Dem Volke die Freiheit wieder!

„„Der Mensch ist frei, es hat die Natur
Ihn nicht geboren zum Knechte —
O geben Sie, Sire, dem deutschen Volk
Zurück seine Menschenrechte!""

Der König stand erschüttert tief —
Es war eine schöne Scene; —
Mit seinem Rockärmel wischte sich
Der Schwab' aus dem Auge die Thräne.

Der König sprach endlich: „Ein schöner Traum!
Leb wohl, und werde gescheiter;
Und da du ein Somnambülericht,
So geb' ich dir zwei Begleiter,

„Zwei sichre Gendarmen, Die sollen dich
Bis an die Grenze führen —
Leb wohl! ich muss zur Parade gehn,
Schon hör' ich die Trommel rühren."

So hat die rührende Audienz
Ein rührendes Ende genommen.
Doch ließ der König seitdem nicht mehr
Die Kindlein zu sich kommen.

Kobes I.

Im Jahre achtundvierzig hielt,
Zur Zeit der großen Erhitzung,
Das Parlament des deutschen Volks
Zu Frankfurt seine Sitzung.

Damals ließ auch auf dem Römer dort
Sich sehen die weiße Dame,
Das unheilkündende Gespenst;
Die Schaffnerin ist sein Name.

Man sagt, sie lasse sich jedesmal
Des Nachts auf dem Römer sehen,
So oft einen großen Narrenstreich
Die lieben Deutschen begehen.

Dort sah ich sie selbst um jene Zeit
Durchwandeln die nächtliche Stille
Der öden Gemächer, wo aufgehäuft
Des Mittelalters Gerülle.

Die Lampe und ein Schlüsselbund
Hielt sie in den bleichen Händen;
Sie schloß die großen Truhen auf
Und die Schränke an den Wänden.

Da liegen die Kaiser-Insignia,
Da liegt die goldne Bulle,
Der Scepter, die Krone, der Apfel des Reichs
Und manche ähnliche Schrulle.

Da liegt das alte Kaiser-Ornat,
Verblichen purpurner Plunder,
Die Garderobe des deutschen Reichs,
Verrostet, vermodert jetzunder.

Die Schaffnerin schüttelt wehmüthig das Haupt
Bei diesem Anblick, doch plötzlich
Mit Widerwillen ruft sie aus:
„Das Alles stinkt entsetzlich!

„Das Alles stinkt nach Mäusedreck,
Das ist verfault und verschimmelt,
Und in dem stolzen Lumpenkram
Das Ungeziefer wimmelt.

„Wahrhaftig, auf diesem Hermelin,
Dem Krönungsmantel, dem alten,
Haben die Katzen des Römerquartiers
Ihr Wochenbett gehalten.

„Da hilft kein Ausklopfen! Daß Gott sich erbarm'
Des künftigen Kaisers! Mit Flöhen
Wird ihn der Krönungsmantel gewiß
Auf Lebenszeit versehen.

„Und wisset, wenn es den Kaiser juckt,
So müssen die Völker sich kratzen —
O Deutsche! Ich fürchte, die fürstlichen Flöh',
Die kosten euch manchen Batzen.

„Jedoch wozu noch Kaiser und Flöh'?
Verrostet ist und vermodert
Das alte Kostüm — Die neue Zeit
Auch neue Röcke fodert.

„Mit Recht sprach auch der deutsche Poet
Zum Rothbart im Kyffhäuser:
„„Betracht' ich die Sache ganz genau,
So brauchen wir gar keinen Kaiser!""

„Doch wollt ihr durchaus ein Kaiserthum,
Wollt ihr einen Kaiser küren,
Ihr lieben Deutschen! lasst euch nicht
Von Geist und Ruhm verführen.

„Erwählet kein Patricierkind,
Erwählet einen vom Plebse,
Erwählt nicht den Fuchs und nicht den Leu,
Erwählt den dümmsten der Schöpse.

„Erwählt den Sohn Kolonia's,
Den dummen Kobes von Köllen;
Der ist in der Dummheit fast ein Genie,
Er wird sein Volk nicht prellen.

„Ein Klotz ist immer der beste Monarch,
Das zeigt Äsop in der Fabel;
Er frisst uns arme Frösche nicht,
Wie der Storch mit dem langen Schnabel.

„Seid sicher, der Kobes wird kein Tyrann,
Kein Nero, kein Holofernes;
Er hat kein grausam antikes Herz,
Er hat ein weiches, modernes.

„Der Krämerstolz verschmähte dies Herz,
Doch an die Brust des Heloten
Der Werkstatt warf der Gekränkte sich
Und ward die Blume der Knoten.

„Die Brüder der Handwerksburschenschaft
Erwählten zum Sprecher den Kobes;
Er theilte mit ihnen ihr letztes Stück Brot,
Sie waren voll seines Lobes.

„Sie rühmten, dass er nie studiert
Auf Universitäten,
Und Bücher schrieb aus sich selbst heraus,
Ganz ohne Fakultäten.

„Ja, seine ganze Ignoranz
Hat er sich selbst erworben;
Nicht fremde Bildung und Wissenschaft
Hat je sein Gemüth verdorben.

„Gleichfalls sein Geist, sein Denken blieb
Ganz frei vom Einfluss abstrakter
Philosophie — Er blieb Er selbst!
Der Kobes ist ein Charakter.

„In seinem schönen Auge glänzt
Die Thräne, die stereotype;
Und eine dicke Dummheit liegt
Beständig auf seiner Lippe.

Er schwätzt und flennt und flennt und schwätzt,
Worte mit langen Ohren!
Eine schwangere Frau, die ihn reden gehört,
Hat einen Esel geboren.

„Mit Bücherschreiben und Stricken vertreibt
Er seine müßigen Stunden;
Es haben die Strümpfe, die er gestrickt
Sehr großen Beifall gefunden.

„Apoll und die Musen muntern ihn auf,
Sich ganz zu widmen dem Stricken —
Sie erschrecken, so oft sie in seiner Hand
Einen Gänsekiel erblicken.

„Das Stricken mahnt an die alte Zeit
Der Funken. Auf ihrem Wachtposten
Standen sie strickend — die Helden von Köln,
Sie ließen die Eisen nicht rosten.

„Wird Kobes Kaiser, so ruft er gewiss
Die Funken wieder ins Leben,
Die tapfere Schar wird seinen Thron
Als Kaisergarde umgeben.

„Wohl' möcht' ihn gelüsten, an ihrer Spitz'
In Frankreich einzudringen,
Elsass, Burgund und Lothringerland
An Deutschland zurückzubringen.

„Doch fürchtet Nichts, er bleibt zu Haus;
Hier fesselt ihn friedliche Sendung,
Die Ausführung einer hohen Idee,
Des Kölner Doms Vollendung.

„Ist aber der Dom zu Ende gebaut,
Dann wird sich der Kobes erbosen
Und mit dem Schwerte in der Hand
Zur Rechenschaft ziehn die Franzosen.

„Er nimmt ihnen Elsaß und Lothringen ab,
Das sie dem Reiche entwendet,
Er zieht auch siegreich nach Burgund —
Sobald der Dom vollendet.

„Ihr Deutsche! bleibt ihr bei eurem Sinn
Wollt ihr durchaus einen Kaiser,
So sei es ein Karnevalskaiser von Köln,
Und Kobes der Erste heiß' er!

„Die Gecken des Kölner Faschingsvereins,
Mit klingelnden Schellenkappen,
Die sollen seine Minister sein;
Er trage den Strickstrumpf im Wappen.

„Der Drickes sei Kanzler, und nenne sich
Graf Drickes von Drickeshausen;
Die Staatsmaitresse Marizzebill,
Die soll den Kaiser lausen.

„In seiner guten, heil'gen Stadt Köln
Wird Kobes residieren —
Und hören die Kölner die frohe Mähr,
Sie werden illuminieren.

„Die Glocken, die eisernen Hunde der Luft,
Erheben ein Freudengebelle,
Und die heil'gen drei Kön'ge aus Morgenland
Erwachen in ihrer Kapelle.

„Sie treten hervor mit dem Klappergebein,
Sie tänzeln vor Wonne und springen.
Halleluja und Kyrie
Eleison hör' ich sie singen.“ — —

So sprach das weiße Nachtgespenst,
Und lachte aus voller Kehle;
Das Echo scholl so schauerlich
Durch alle die hallenden Säle.

Vermittlung.

Du bist begeistert, du hast Muth —
Auch Das ist gut!
Doch kann man mit Begeistrungsschätzen
Nicht die Besonnenheit ersetzen.

Der Feind, ich weiß es, kämpfet nicht
Für Recht und Licht —
Doch hat er Flinten und nicht minder
Kanonen, viele Hundertpfünder.

Nimm ruhig dein Gewehr zur Hand —
Den Hahn gespannt —
Und ziele gut — wenn Leute fallen,
Mag auch dein Herz vor Freude knallen.

Affrontenburg.

Die Zeit verfließt, jedoch das Schloß,
Das alte Schloß mit Thurm und Zinne
Und seinem blöden Menschenvolk,
Es kommt mir nimmer aus dem Sinne.

Ich sehe stets die Wetterfahn',
Die auf dem Dach sich rasselnd drehte.
Ein Jeder blickte scheu hinauf,
Bevor er nur den Mund aufthäte.

Wer sprechen wollt', erforschte erst
Den Wind, aus Furcht, es möchte plötzlich
Der alte Brummbär Boreas
Anschnauben ihn nicht sehr ergötzlich.

Die Klügsten freilich schwiegen ganz —
Denn ach, es gab an jenem Orte
Ein Echo, das im Wiederklatsch
Boshaft verfälschte alle Worte.

Inmitten im Schloßgarten stand
Ein sphinxgezierter Marmorbronnen,
Der immer trocken war, obgleich
Gar manche Thräne dort geronnen.

Vermaledeiter Garten! Ach,
Da gab es nirgends eine Stätte,
Wo nicht mein Herz gekränket ward,
Wo nicht mein Aug' geweinet hätte.

Da gab's wahrhaftig keinen Baum,
Worunter nicht Beleidigungen
Mir zugefüget worden sind
Von feinen und von groben Zungen.

Die Kröte, die im Gras gelauscht,
Hat Alles mitgetheilt der Ratte,
Die ihrer Muhme Viper gleich
Erzählt, was sie vernommen hatte.

Die hat's gesagt dem Schwager Frosch
Und solcherweis erfahren konnte
Die ganze schmutz'ge Sippschaft stracks
Die mir erwiesenen Affronte.

Des Gartens Rosen waren schön,
Und lieblich lockten ihre Düfte;
Doch früh hinwelkend starben sie
An einem sonderbaren Gifte.

Zu Tod ist auch erkrankt seitdem
Die Nachtigall, der edle Sprosser,
Der jenen Rosen sang sein Lied; –
Ich glaub', vom selben Gift genoß er.

Vermaledeiter Garten! Ja,
Es war, als ob ein Fluch drauf laste;
Manchmal am hellen, lichten Tag
Mich dort Gespensterfurcht erfasste.

Mich grinste an der grüne Spuk,
Er schien mich grausam zu verhöhnen,
Und aus den Taxusbüschen drang
Alsbald ein Ächzen, Röcheln, Stöhnen.

Am Ende der Allee erhob
Sich die Terrasse, wo die Wellen
Der Nordsee zu der Zeit der Fluth
Tief unten am Gestein zerschellen.

Dort schaut man weit hinaus ins Meer,
Dort stand ich oft in wilden Träumen.
Brandung war auch in meiner Brust –
Das war ein Tosen, Rasen, Schäumen –

Ein Schäumen, Rasen, Tosen war's,
Ohnmächtig gleichfalls wie die Wogen,
Die kläglich brach der harte Fels,
Wie stolz sie auch herangezogen.

Mit Neid sah ich die Schiffe ziehn
Vorüber nach beglückten Landen —
Doch mich hielt das verdammte Schloss
Gefesselt in verfluchten Banden.

Warnung.

Verletze nicht durch kalten Ton
Den Jüngling, welcher dürftig, fremd,
Um Hülfe bittend zu dir kömmt —
Er ist vielleicht ein Göttersohn.

Siehst du ihn wieder einst, sodann
Die Gloria sein Haupt umflammt;
Den strengen Blick, der dich verdammt,
Dein Auge nicht ertragen kann.

Duelle.

Zwei Ochsen disputierten sich
Auf einem Hofe fürchterlich.
Sie waren beide zornigen Blutes
Und in der Hitze des Disputes
Hat einer von ihnen, zornentbrannt,
Den andern einen Esel genannt.
Da „Esel" ein Tusch ist bei den Ochsen,
So mussten die beiden John Bulle sich boxen

Auf selbigem Hofe zu selbiger Zeit
Geriethen auch zwei Esel in Streit,
Und heftig stritten die beiden Langohren,
Bis einer so sehr die Geduld verloren,
Dass er ein wildes I-a ausstieß,
Und den andern einen Ochsen hieß.
Ihr wisst, ein Esel fühlt sich tuschiert,
Wenn man ihn Ochse tituliert.
Ein Zweikampf folgte, die beiden stießen
Sich mit den Köpfen, mit den Füßen,
Gaben sich manchen Tritt in den Podex,
Wie es gebietet der Ehre Kodex

Und die Moral? Ich glaub', es giebt Fälle,
Wo unvermeidlich sind die Duelle;
Es muss sich schlagen der Student,
Den man einen dummen Jungen nennt.

Erlauschtes.

„O kluger Jekef, wie Viel hat dir
Der lange Christ gekostet,
Der Gatte deines Töchterleins?
Sie war schon ein bischen verrostet.

„Du zahltest sechzig tausend Mark?
Du zahltest vielleicht auch siebzig?
Ist nicht zu Viel für Christenfleisch —
Dein Töchterlein war so schnippsig.

„Ich bin ein Schlemihl! Wohl doppelt so Viel
Hat man mir abgenommen,
Und hab' für all mein schönes Geld
Nur Schund, nur Schofel bekommen."

Der kluge Jekef lächelt so klug,
Und spricht wie Nathan der Weise:
„Du giebst zu Viel und zu rasch, mein Freund,
Und du verdirbst uns die Preise.

„Du hast nur dein Geschäft im Kopf,
Denkst nur an Eisenbahne;
Doch ich bin ein Müßiggänger, ich geh'
Spazieren und brüte Plane.

„Wir überschätzen die Christen zu sehr,
Ihr Werth hat abgenommen;
Ich glaube, für hundert tausend Mark
Kannst du einen Papst bekommen.

„Ich hab' für mein zweites Töchterlein
Jetzt einen Bräut'gam im Petto,
Der ist Senator und misst sechs Fuß,
Hat keine Kousinen in Ghetto.

„Nur vierzig tausend Mark Kourant
Geb' ich für diesen Christen;
Die Hälfte der Summe zahl' ich komptant,
Den Rest verzinst in Fristen.

„Mein Sohn wird Bürgermeister einst
Trotz seinem hohen Rücken;
Ich setz' es durch — der Wandrahm soll
Sich vor meinem Samen bücken.

„Mein Schwager, der große Spitzbub', hat
Mir gestern zugeschworen:
„Du kluger Jekef, es geht an dir
Ein Talleyrand verloren.““

Das waren die Worte, die mir einst,
Als ich spazieren gegangen
Zu Hamburg auf den Jungfernstieg,
Ans Ohr vorüber klangen.

An Eduard G.

Du hast nun Titel, Aemter, Würden, Orden,
Hast Wappenschild mit panaschiertem Helm,
Du bist vielleicht auch Excellenz geworden —
Für mich jedoch bist du ein armer Schelm.

Mir imponieret nicht der Seelenadel,
Den du dir anempfunden sehr geschickt,
Obgleich er glänzt wie eine Demantnadel,
Die des Philisters weißes Brusthemd schmückt.

O Gott! ich weiß, in deiner goldbetreßten
Hofuniform, gar kümmerlich, steckt nur
Ein nackter Mensch, behaftet mit Gebresten,
Ein seufzend Ding, die arme Kreatur.

Ich weiß, bedürftig, wie die andern Alle;
Bist du der Atzung, f—st auch jedenfalls
Wie sie — deßhalb mit dem Gemeinplatzschwalle
Von Hochgefühlen bleibe mir vom Hals?

Simplicissimus I.

Der Eine kann das Unglück nicht,
Der Andre nicht das Glück verdauen.
Durch Männerhaß verdirbt der Eine,
Der Andre durch die Gunst der Frauen.

Als ich dich sah zum ersten Mal,
War fremd dir alles galante Gehöfel;
Es deckten die plebejischen Hände
Noch nicht Glacéhandschuhe von Rehfell.

Das Röcklein, das du trugest, war grün
Und zählte schon sehr viele Lenze;
Die Ärmel zu kurz, zu lang die Schöße,
Erinnernd an Bachstelzenschwänze.

Du trugest ein Halstuch, das der Mama
Als Serviette gedienet hatte;
Noch wiegte sich nicht dein Kinn so vornehm
In einer gestickten Atlaskravatte.

Die Stiefel sahen so ehrlich aus,
Als habe Hans Sachs sie fabricieret;
Noch nicht mit gleißend französischem Firnis,
Sie waren mit deutschem Thran geschmieret.

Nach Bisam und Moschus rochest du nicht,
Am Halse hing noch keine Lorgnette,
Du hattest noch keine Weste von Sammet
Und keine Frau und goldne Kette.

Du trugest dich zu jener Zeit
Ganz nach der allerneusten Mode
Von Schwäbisch-Hall — Und dennoch, damals
War deines Lebens Glanzperiode.

Du hattest Haare auf dem Kopf,
Und unter den Haaren, groß und edel,
Wuchsen Gedanken, aber jetzo
Ist kahl und leer dein armer Schädel.

Verschwunden ist auch der Lorberkranz,
Der dir bedecken könnte die Glatze —
Wer hat dich so gerauft? Wahrhaftig,
Siehst aus wie eine geschorene Katze!

Die goldnen Dukaten des Schwiegerpapas,
Des Seidenhändlers, sind auch zerronnen —
Der Alte klagt: bei der deutschen Dichtkunst
Habe er keine Seide gesponnen.

Ist Das der Lebendige, der die Welt
Mit all' ihren Knödeln, Dampfnudeln und Würste
Verschlingen wollte, und in den Hades
Verwies den Pückler-Muskau, den Fürsten?

Ist Das der irrende Ritter, der einst,
Wie jener andre, der Manchaner,
Absagebriefe schrieb an Tyrannen,
Im Stiele der keckſten Tertianer?

Ist Das der Generalissimus
Der deutschen Freiheit, der Gonfaloniere
Der Emancipation, der hoch zu Rosse
Einher ritt vor seinem Freischaarenheere?

Der Schimmel, den er ritt, war weiß,
Wie alle Schimmel, worauf die Götter
Und Helden geritten, die längst verschimmelt;
Begeistrung jauchzte dem Vaterlandsretter.

Es war ein reitender Virtuos,
Ein Liszt zu Pferde, ein somnambüler
Marktschreier, Hansnarr, Philistergünstling,
Ein miserabler Heldenspieler!

Als Amazone ritt neben ihm
Die Gattin mit der langen Nase;
Sie trug auf dem Hut eine kecke Feder,
Im schönen Auge blitzte Extase.

Die Sage geht, es habe die Frau
Vergebens bekämpft den Kleinmuth des Gatten,
Als Flintenschüsse seine zarten
Unterleibsnerven erschüttert hatten.

Sie sprach zu ihm: „Sei jetzt kein Has',
Entmemme dich deiner verzagten Gefühle,
Jetzt gilt es zu siegen oder zu sterben —
Die Kaiserkrone steht auf dem Spiele.

„Denk an die Noth des Vaterlands
Und an die eignen Schulden und Nöthen.
In Frankfurt lass' ich dich krönen, und Rothschild
Borgt dir wie andren Majestäten.

„Wie schön der Mantel von Hermelin
Dich kleiden wird! Das Vivatschreien,
Ich hör' es schon; ich seh' auch die Mädchen,
Die weißgekleidet dir Blumen streuen" —

Vergebliches Mahnen! Antipathien
Giebt es, woran die Besten siechen,
Wie Goethe nicht den Rauch des Tabaks,
Kann unser Held kein Pulver riechen.

Die Schüsse knallen — der Held erblasst,
Er stottert manche unsinnige Phrase,
Er phantasieret gelb — die Gattin
Hält sich das Tuch vor der langen Nase.

So geht die Sage — Ist sie wahr?
Wer weiß es? Wir Menschen sind nicht vollkommen.
Sogar der große Horatius Flaccus
Hat in der Schlacht Reißaus genommen.

Das ist auf Erden des Schönen Loos!
Die Feinen gehn unter, ganz wie die Plumpen;
Ihr Lied wird Makulatur, sie selber,
Die Dichter, werden am Ende Lumpen.

Zur Teleologie.

(Fragment.)

Beine hat uns zwei gegeben
Gott der Herr, um fortzustreben,
Wollte nicht, daß an der Scholle
Unsre Menschheit kleben solle;
Um ein Stillstandsknecht zu sein,
Gnügte uns ein einz'ges Bein.

Augen gab uns Gott ein Paar,
Daß wir schauen rein und klar;
Um zu glauben, was wir lesen,
Wär ein Auge gnug gewesen.
Gott gab uns die Augen beide,
Daß wir schauen und begaffen,
Wie er hübsch die Welt erschaffen
Zu des Menschen Augenweide;
Doch beim Gaffen in den Gassen
Sollen wir die Augen brauchen,
Und uns dort nicht treten lassen
Auf die armen Hühneraugen,
Die uns ganz besonders plagen,
Wenn wir enge Stiefel tragen.

Gott versah uns mit zwei Händen
Daß wir doppelt Gutes spenden;
Nicht um doppelt zuzugreifen
Und die Beute aufzuhäufen
In den großen Eisentruhn,
Wie gewisse Leute thun —
(Ihren Namen auszusprechen,
Dürfen wir uns nicht erfrechen —
Hängen würden wir sie gern.
Doch sie sind so große Herrn!
Philanthropen, Ehrenmänner,
Manche sind auch unsre Gönner,
Und man macht aus deutschen Eichen
Keine Galgen für die Reichen).

Gott gab uns nur eine Nase,
Weil wir zwei in einem Glase

Nicht hineinzubringen wüssten,
Und den Wein verschlappern müssten.

Gott gab uns nur einen Mund,
Weil zwei Mäuler ungesund.
Mit dem einen Maule schon
Schwätzt zu viel der Erdensohn.
Wenn er doppeltmäulig wär',
Fräß' und lög' er auch noch mehr.
Hat er jetzt das Maul voll Brei,
Muss er schweigen unterdessen,
Hätt' er aber Mäuler zwei,
Löge er sogar beim Fressen.

Mit zwei Ohren hat versehn
Uns der Herr. Vorzüglich schön
Ist dabei die Symmetrie.
Sind nicht ganz so lang wie die,
So er unsern grauen, braven
Kameraden anerschaffen.
Ohren gab uns Gott die beiden,
Um von Mozart, Gluck und Haydn,
Meisterstücke anzuhören —
Gäb' es nur Tonkunst-Kolik
Und Hämorrhoidal-Musik
Von dem großen Meyerbeer,
Schon ein Ohr hinlänglich wär'. —

Als zur blonden Teutelinde
Ich in solcher Weise sprach,
Seufzte sie und sagte: Ach!
Grübeln über Gottes Gründe,
Kritisieren unsern Schöpfer,
Ach, Das ist, als ob der Topf
Klüger sein wollt' als der Töpfer!
Doch der Mensch fragt stets: Warum?
Wenn er sieht, dass Etwas dumm.
Freund, ich hab' dir zugehört,
Und du hast mir gut erklärt,
Wie zum weisesten Behuf
Gott dem Menschen zwiefach schuf
Augen, Ohren, Arm' und Bein',
Während er ihm gab nur ein
Exemplar von Nas' und Mund —
Doch nun sage mir den Grund:
Gott, der Schöpfer der Natur,
Warum schuf er . . . . .

Guter Rath.

Gieb ihren wahren Namen immer
In deiner Fabel ihren Helden.
Wagst du es nicht, ergeht's dir schlimmer:
Zu deinem Eselbilde melden
Sich gleich ein Dutzend graue Thoren —
„Das sind ja meine langen Ohren!"
Ruft Jeder, „dieses gräßlich grimme
Gebreie ist ja meine Stimme!
Der Esel bin ich! Obgleich nicht genannt,
Erkennt mich doch mein Vaterland,
Mein Vaterland Germania:
Der Esel bin ich! I-A! I-A!" —
Hast einen Dummkopf schonen wollen,
Und zwölfe sind es, die dir grollen.

Päan.

(Fragment.)

Streiche von der Stirn den Lorber,
Der zu lang herunterbammelt,
Und vernimm mit freiem Ohr, Beer,
Was dir meine Lippe stammelt.

Ja, nur stammeln, stottern kann ich,
Trete vor den großen Mann ich,
Dessen hoher Genius
Ist ein wahrer Kunstgenuß,
Dessen Ruhm ein Meisterstück ist,
Und kein Zufall, nicht ein Glück ist,
Das im Schlafe ohne Müh'
Manchem kömmt, er weiß nicht wie,
Wie z. B. jenem Rotznas',
Dem Rossini oder Mozart.

Nein, der Meister, der uns theuer,
Unser lieber Beeren-Meyer,
Darf sich rühmen: er erschuf
Selber seines Namens Ruf,
Durch die Macht der Willenskraft,
Durch des Denkens Wissenschaft,
Durch politische Gespinste
Und die feinsten Rechenkünste —

Und sein König, sein Protektor,
Hat zum Generaldirektor
Sämmtlicher Musikanstalten
Ihn ernannt und mit Gewalten
Ausgerüstet, ...

die ich heute unterthänigst ehrfurchtsvoll in Anspruch
nehme.

Die Menge thut es.

„Die Pfannekuchen, die ich gegeben bisher für drei Silbergroschen, ich geb' sie nunmehr für zwei Silbergroschen; die Menge thut es.“

Nie löscht, als wär' sie gegossen in Bronce,
Mir im Gedächtnis jene Annonce,
Die einst ich las im Intelligenz-Blatt
Der intelligenten Borussenhauptstadt.

Borussenhauptstadt, mein liebes Berlin,
Dein Ruhm wird blühen ewig grihn
Als wie die Beeme deiner Linden —
Leiden sie immer noch an Winden?
Wie geht's dem Thiergarten? Giebt's dort noch ein Thier,
Das ruhig trinkt sein blondes Bier,
Mit der blonden Gattin, in den Hütten,
Wo kalte Schale und fromme Sitten?

Borussenhauptstadt, Berlin, was machst du?
Ob welchem Eckensteher lachst du?
Zu meiner Zeit gab's noch keine Nante:
Es haben damals nur gewitzelt
Der Herr Wisotzki und der bekannte
Kronprinz, der jetzt auf dem Throne sitzelt.
Es ist ihm seitdem der Spaß vergangen,
Und den Kopf mit der Krone läßt er hangen.
Ich habe ein Faible für diesen König;
Ich glaube, wir sind uns ähnlich ein wenig.
Ein vornehmer Geist, hat viel Talent —
Auch ich, ich wäre ein schlechter Regent.
Wie mir, ist auch zuwider ihm
Die Musik, das edle Ungethüm;
Aus diesem Grund protegiert auch er
Den Musikverderber, den Meyerbeer.
Der König von ihm bekam kein Geld,
Wie fälschlich behauptet die böse Welt.

Man lügt so viel! Auch keinen Dreier
Kostet der König dem Beerenmeyer.
Derselbe dirigiert für ihn
Die große Oper zu Berlin,
Und doch auch er, der edle Mensch,
Wird nur bezahlt en monnaie de singe,
Mit Titel und Würden — Das ist gewiss,
Er arbeitet dort für den Roi de Prusse.

Denk' ich an Berlin, auch vor mir steht
Sogleich die Universität.
Dort reiten vorüber die rothen Husaren,
Mit klingendem Spiel, Trompetenfanfaren
Es dringen die soldatesken Töne
Bis in die Aula der Musensöhne.
Wie geht es dort den Professoren
Mit mehr oder minder langen Ohren?
Wie geht es dem elegant geleckten,
Süßlichen Troubadour der Pandekten,
Dem Savigny? Die holde Person,
Vielleicht ist sie längst gestorben schon —
Ich weiß es nicht — ihr dürft's mir entdecken,
Ich werde nicht zu sehr erschrecken.
Auch Lott' ist todt! Die Sterbestunde,
Sie schlägt für Menschen wie für Hunde,
Zumal für Hunde jener Zunft,
Die immer angebellt die Vernunft,
Und gern zu einem römischen Knechte
Den deutschen Freiling machen möchte.
Und der Maßmann mit der platten Nas',
Hat Maßmann noch nicht gebissen ins Gras?
Ich will es nicht wissen, o sagt es mir nicht,
Wenn er verreckt — ich würde weinen.
O mag er noch lange im Lebenslicht
Hintrippeln auf seinen kurzen Beinchen,
Das Wurzelmännchen, das Alräunchen
Mit dem Hängewanst! O diese Figur
War meine Lieblingskreatur
So lange Zeit — ich sehe sie noch —
So klein sie war, sie soff wie ein Loch,
Mit seinen Schülern, die bierentzügelt
Den armen Turnmeister am Ende geprügelt.
Und welche Prügel! Die jungen Helden,
Sie wollten beweisen, dass rohe Kraft
Und Flegelthum noch nicht erschlafft
Beim Enkel von Hermann und Thusnelden!

Die ungewaschnen germanischen Hände,
Sie schlugen so gründlich, Das nahm kein Ende,
Zumal in den St—ß die vielen Fußtritte,
Die das arme Luder geduldig litte.
Ich kann, rief ich, dir nicht versagen
All' meine Bewundrung; wie kannst du ertragen
So viele Prügel? du bist ein Brutus?
Doch Maßmann sprach: „Die Menge thut es."

Und appropos: wie sind gerathen
In diesem Jahr die Teltower Rüben
Und sauren Gurken in meiner lieben
Borussenstadt? Und die Literaten,
Befinden sie sich noch frisch und munter?
Und ist immer noch kein Genie darunter?
Jedoch, wozu ein Genie? wir laben
Uns besser an frommen, bescheidenen Gaben,
Auch sittliche Menschen haben ihr Gutes —
Zwölf machen ein Dutzend — die Menge thut es.

Und wie geht's in Berlin den Leutenants
Der Garde? Haben Sie noch ihre Arroganz
Und ihre ungeschnürte Taille?
Schwadronieren sie noch von Kanaille?
Ich rathe euch, nehmt euch in Acht,
Es bricht noch nicht, jedoch es kracht;
Und es ist das Brandenburger Thor
Noch immer so groß und so weit wie zuvor.
Und man könnt' euch auf einmal zum Thor hinaus schmeißen,
Euch Alle, mitsammt den Prinzen von Preußen —

Die Menge thut es.

Antwort.

(Fragment.)

Es ist der rechte Weg, den du betreten,
Doch in der Zeit magst du dich weidlich irren;
Das sind nicht Düfte von Muskat und Myrrhen,
Die jüngst aus Deutschland mir verletzend wehten.

Wir dürfen nicht Viktoria trompeten,
So lang' noch Säbel tragen unsre Sbirren;
Mich ängstet, wenn die Vipern Liebe girren,
Und Wolf und Esel Freiheitslieder flöten —.

. . . .

1649—1793—???.

Die Britten zeigten sich sehr rüde
Und ungeschliffen als Regicide.
Schlaflos hat König Karl verbracht
In Whitehall seine letzte Nacht.
Vor seinem Fenster sang der Spott
Und ward gehämmert an seinem Schafott.

Viel höflicher nicht die Franzosen waren.
In einem Fiaker haben Diese
Den Ludwig Capet zum Richtplatz gefahren;
Sie gaben ihm keine Calèche de Remise,
Wie nach der alten Etikette
Der Majestät gebühret hätte.

Noch schlimmer erging's der Marie Antoinette,
Denn sie bekam nur eine Charrette;
Statt Chambellan und Dame d'Atour
Ein Sanskülotte mit ihr fuhr.
Die Wittwe Capet hob höhnisch und schnippe
Die dicke habsburgische Unterlippe.

Franzosen und Britten sind von Natur
Ganz ohne Gemüth; Gemüth hat nur
Der Deutsche, er wird gemüthlich bleiben
Sogar im terroristischen Treiben.
Der Deutsche wird die Majestät
Behandeln stets mit Pietät.
In einer sechsspännigen Hofkarosse,
Schwarz panaschiert und beflort die Rosse,
Hoch auf dem Bock mit der Trauerpeitsche
Der weinende Kutscher — so wird der deutsche
Monarch einst nach dem Richtplatz kutschiert
Und unterthänigst guillotiniert.

Citronia.

Das war in jener Kinderzeit,
Als ich noch trug ein Flügelkleid,
Und in die Kinderschule ging,
Wo ich das ABC anfing —
Ich war das einz'ge kleine Bübchen
In jenem Vogelkäfigstübchen,
Ein Dutzend Mädchen allerliebst
Wie Vöglein haben dort gepiepst,
Gezwitschert und getiriliert,
Auch ganz erbärmlich buchstabiert,
Frau Hindermans im Lehnstuhl saß,
Die Brille auf der langen Nas'
(Ein Eulenschnabel war's vielmehr),
Das Köpflein wackelnd hin und her,
Und in der Hand die Birkenruth,
Womit sie schlug die kleine Brut,
Das weinend kleine arme Ding,
Das harmlos einen Fehl beging. — — —
Es wurde von der alten Frau
Geschlagen, bis es braun und blau. —
Mißhandelt und beschimpft zu werden,
Das ist des Schönen Loos auf Erden.

Citronia hab ich genannt
Das wunderbare Zauberland,
Das einst ich bei der Hindermans
Erblickt im goldnen Sonnenglanz —
Es war so zärtlich ideal,
Citronenfarbig und oval,
So anmuthvoll und freundlich mild
Und stolz empört zugleich — dein Bild,
Du erste Blüthe meiner Minne!
Es kam mir niemals aus dem Sinne.
Das Kind ward Jüngling und jetzunder
Bin ich ein Mann sogar — o Wunder,
Der goldne Traum der Kinderzeit
Taucht wieder auf in Wirklichkeit!
Was ich gesucht die Kreuz und Quer,
Es wandelt leiblich vor mir her,
Ich hauche ein der holden Nähe
Gewürzten Odem — doch, o Wehe!
Ein Vorhang von schwarzbrauner Seide
Raubt mir die süße Augenweide!

Der dumme Lappen, der so dünne
Wie das Gewebe einer Spinne,
Verhüllet mir die Gloria
Des Zauberlands Citronia!

Ich bin wie König Tantalus,
Mich lockt und neckt zugleich Genuss:
Der Trunk, wonach die Lippen dürsten,
Entgleitet mir wie jenem Fürsten;
Die Frucht, die ich genösse gern,
Sie ist mir nah und doch so fern!
Ein Fluch dem Wurme, welcher spann
Die Seide und ein Fluch dem Mann,
Dem Weber, welcher wob den Taft,
Woraus der dunkle schauderhaft
Infame Vorhang ward gemacht,
Der mir verfinstert alle Pracht
Und allen goldnen Sonnenglanz
Citronia's, des Zauberlands.

Manchmal mit voller Fiebergluth
Faßt mich ein Wahnsinnübermuth.
O die verwünschte Scheidewand!
Es treibt mich dann mit kecker Hand
Die seidne Hülle abzustreifen,
Nach meinem nahen Glück zu greifen.
Jedoch aus allerlei Rücksichten
Muß ich auf solche That verzichten.
Auch ist dergleichen Dreistigkeit
Nicht mehr im Geiste unsrer Zeit!

Nachwort:

Unverblümt an andern Orten,
Werdet ihr mit klaren Worten,
Später ganz ausführlich lesen,
Was Citronia gewesen.
Unterdeß — wer ihn versteht,
Einen Meister nie verräth —
Wißt ihr doch, daß jede Kunst
Ist am Ende blauer Dunst.
Was war jene Blume, welche
Weiland mit dem blauen Kelche

So romantisch süß geblüht
In des Ofterdingers Lied?
War's vielleicht die blaue Nase
Seiner mitschwindsücht'gen Base,
Die im Adelsstifte starb?
Mag vielleicht von blauer Farb'
Ein Strumpfband gewesen sein,
Das beim Hofball fiel vom Bein
Einer Dame: — Firlefanz!
Hony soit qui mal y pense!

Kalte Herzen.

Als ich dich zum ersten Male
In der Welt von Pappe sah,
Spieltest du in Gold und Seide
Shylock's Tochter: Jessika.

Klar und kalt war deine Stimme,
Kalt und klar war deine Stirne
Und du glichst, o Donna Clara,
Einer schönen Gletscherfirne.

Und der Jud' verlor die Tochter,
Und der Christ nahm dich zum Weibe;
Armer Shylock, ärm'rer Lorenz!
Und mir fror das Herz im Leibe.

Als ich dich zum and'ren Male
In vertrauter Nähe sah,
War ich dir der Don Lorenzo
Und du warst mir Jessika.

Und du schienst berauscht von Liebe,
Und ich war berauscht von Weine,
Küßte trunken deine Augen,
Diese kalten Edelsteine.

Plötzlich ward mir eh'standslüstern;
Hatte ich den Kopf verloren?
Oder war in deiner Nähe
Der Verstand mir nur erfroren?

Nach Sibirien, nach Sibirien!
Führte mich die Hochzeitsreise,
Einer Steppe glich das Eh'bett,
Kalt und starr und grau von Eise.

In der Steppe lag ich einsam
Und mir froren alle Glieder,
Leise wimmern hört ich meine
Halberstarrten Liebeslieder.

Und ich darf ein schneeig Kissen
An das heiße Herz mir drücken.
Amor klappern alle Zähne,
Jessika kehrt mir den Rücken. —

*

Ach und diese armen Kinder,
Meine Lieder, meine Witze,
Werden sämmtlich nun geboren
Mit erfrorner Nasenspitze!

Meine Muse hat den Schnupfen
— Musen sind sensible Thiere —
Und sie sagt mir: Lieber Heinrich,
Lass mich ziehn, eh' ich erfriere.

O, ihr kalten Liebestempel,
Matt erwärmt von Pfennigskerzen,
Warum zeigt mein Liebescompas
Nach dem Nordpol solcher Herzen?

Lotusblume.

(An die Mouche.)

Wahrhaftig, wir beide bilden
Ein kurioses Paar,
Die Liebste ist schwach auf den Beinen
Der Liebhaber lahm sogar.

Sie ist ein leidendes Kätzchen,
Und er ist krank wie ein Hund,
Ich glaube im Kopfe sind beide
Nicht sonderlich gesund.

Sie sei eine Lotusblume,
Bildet die Liebste sich ein;
Doch er, der blasse Geselle,
Vermeint der Mond zu sein.

Die Lotusblume erschließet
Ihr Kelchlein im Mondenlicht,
Doch statt des befruchtenden Lebens
Empfängt sie nur ein Gedicht.

„In der Frühe".

Meine gute, liebe Frau,
Meine güt'ge Frau Geliebte,
Hielt bereit den Morgenimbiss,
Braunen Kaffee, weiße Sahne.

Und sie schenkt ihn selber ein,
Scherzend, kosend, lieblich lächelnd.
In der ganzen Christenheit
Lächelt wohl kein Mund so lieblich!

Auch der Stimme Flötenton
Findet sich nur bei den Engeln,
Oder allenfalls hienieden
Bei den besten Nachtigallen.

Übersetzung eines hebräischen Sabbathliedes.*)

Komme, Freund, der Braut entgegen, lass uns den Sabbath begrüßen!
Schamor und Sachor ließ uns Gott der Einzige in einem Wort
vernehmen;
Gott ist einzig und sein Name einzig; preisen und rühmen wir ihn!
Komme, Freund ꝛc.

Auf und dem Sabbath entgegen; er ist ein Quell des Segens;
geweiht vom Anfang;
Der Schluss der Arbeit, doch der Anfang im Gedanken.
Komme, Freund ꝛc.

*) Von Jehuda ben Halevy. — Vgl. Heine's Gedicht „Prinzessin Sabbath" im Romanzero.

O Heiligthum des Königs, königliche Stadt, ermanne dich und erhebe dich aus deinen Trümmern;
Du hast lange genug im Thale der Klagen gesessen; der Herr wird sich deiner erbarmen!
Komme, Freund &c.

Sei wieder jung und erhebe dich aus dem Staube, lege die Heldenkleider meines Volkes an,
Durch den Sohn Isai's, den Bethlemiten, wird uns die Freiheit.
Komme, Freund &c.

Erwache, erwache, dein Licht ist erschienen, komme, o Licht, erwache, erwache.
Singe begeisterte Lieder; Gottes Majestät ist dir erschienen
Komme, Freund &c.

Schäme dich nicht und geh' nicht gebogen;
Die Stadt wird wieder aus ihrem Schutte erbaut werden.
Komme, Freund &c.

Zu Spott und Schande werden deine Feinde, Alle, die dich gequält, werden erliegen;
Dein Gott wird sich mit dir freuen, wie der Bräutigam sich freuet mit der Braut.
Komme, Freund &c.

Rechts und links wirst du dich ausbreiten, und Gott lobpreisen durch den Nachkommen Davids,
O der Freude, o des Jubels!
Komme, Freund &c.

Komme in Frieden, Krone des Gatten; in Freude und Wonne unter den Gläubigen des ausgewählten Volkes, komme, o Braut, komme, o Braut!

Zum „Lazarus“.

1.

Laß die heil'gen Parabolen,
Laß die frommen Hypothesen
Suche die verdammten Fragen
Ohne Umschweif uns zu lösen.

Warum schleppt sich blutend, elend,
Unter Kreuzlast der Gerechte,
Während glücklich als ein Sieger
Trabt auf hohem Roß der Schlechte?

Woran liegt die Schuld? Ist etwa
Unser Herr nicht ganz allmächtig?
Oder treibt er selbst den Unfug?
Ach, Das wäre niederträchtig.

Also fragen wir beständig,
Bis man uns mit einer Handvoll
Erde endlich stopft die Mäuler —
Aber ist Das eine Antwort?

2.

Es hatte mein Haupt die schwarze Frau
Zärtlich ans Herz geschlossen;
Ach! meine Haare wurden grau,
Wo ihre Thränen geflossen.

Sie küßte mich lahm, sie küßte mich krank,
Sie küßte mir blind die Augen;
Das Mark aus meinem Rückgrat trank
Ihr Mund mit wildem Saugen.

Mein Leib ist jetzt ein Leichnam, worin
Der Geist ist eingekerkert —
Manchmal wird ihm unwirsch zu Sinn,
Er tobt und rast und berserkert.

Ohnmächtige Flüche! Dein schlimmster Fluch
Wird keine Fliege tödten.
Ertrage die Schickung, und versuch,
Gelinde zu flennen, zu beten.

3.

Wie langsam kriechet sie dahin,
Die Zeit, die schauderhafte Schnecke!
Ich aber, ganz bewegungslos
Blieb ich hier auf demselben Flecke.

In meine dunkle Zelle dringt
Kein Sonnenstrahl, kein Hoffnungschimmer;
Ich weiß, nur mit der Kirchhofsgruft
Vertausch' ich dies fatale Zimmer.

Vielleicht bin ich gestorben längst;
Es sind vielleicht nur Spukgestalten
Die Phantasieen, die des Nachts
Im Hirn den bunten Umzug halten.

Es mögen wohl Gespenster sein,
Altheidnisch göttlichen Gelichters;
Sie wählen gern zum Tummelplatz
Den Schädel eines todten Dichters. —

Die schaurig süßen Orgia,
Das nächtlich tolle Geistertreiben,
Sucht des Poeten Leichenhand
Manchmal am Morgen aufzuschreiben.

4.

Einst sah ich viele Blumen blühen
An meinem Weg; jedoch zu faul,
Mich pflückend nieder zu bemühen,
Ritt ich vorbei auf stolzem Gaul.

Jetzt, wo ich todessiech und elend,
Jetzt, wo geschaufelt schon die Gruft,
Oft im Gedächtnis höhnend, quälend,
Spukt der verschmähten Blumen Duft.

Besonders eine feuergelbe
Viole brennt mir stets im Hirn.
Wie reut es mich, dass ich dieselbe
Nicht einst genoss, die tolle Dirn'.

Mein Trost ist: Lethe's Wasser haben
Noch jetzt verloren nicht die Macht,
Das dumme Menschenherz zu laben
Mit des Vergessens süßer Nacht.

5.

Ich habe verlacht, bei Tag und bei Nacht,
So Männer wie Frauenzimmer,
Ich habe große Dummheiten gemacht —
Die Klugheit bekam mir noch schlimmer.

Die Magd ward schwanger und gebar —
Wozu das viele Gewimmer?
Wer nie im Leben thöricht war,
Ein Weiser war er nimmer.

6.

Ich sah sie lachen, sah sie lächeln,
Ich sah sie ganz zu Grunde gehn;
Ich hört' ihr Weinen und ihr Röcheln,
Und habe ruhig zugesehn.

Leidtragend folgt' ich ihren Särgen,
Und bis zum Kirchhof ging ich mit,
Hernach, ich will es nicht verbergen,
Speist' ich zu Mittag mit App'tit.

Doch jetzt auf einmal mit Betrübnis
Denk' ich der längstverstorbnen Schar;
Wie lodernd plötzliche Verliebnis
Stürmt's auf im Herzen wunderbar!

Besonders sind es Julchens Thränen,
Die im Gedächtnis rinnen mir;
Die Wehmuth wird zu wildem Sehnen,
Und Tag und Nacht ruf' ich nach ihr! — —

Oft kommt zu mir die todte Blume
Im Fiebertraum; alsdann zu Muth
Ist mir, als böte sie posthume
Gewährung meiner Liebesgluth.

O zärtliches Phantom, umschließe
Mich fest und fester, deinen Mund
Drück ihn auf meinen Mund — versüße
Die Bitternis der letzten Stund'!

7.

Du warst ein blondes Jungfräulein, so artig,
So niedlich und so kühl — vergebens harrt' ich
Der Stunde, wo dein Herze sich erschlösse,
Und sich daraus Begeisterung ergösse —

Begeisterung für jene hohen Dinge,
Die zwar Verstand und Prosa achten gringe,
Für die jedoch die Edlen, Schönen, Guten
Auf dieser Erde schwärmen, leiden, bluten.

Am Strand des Rheins, wo Rebenhügel ragen,
Ergingen wir uns einst in Sommertagen.
Die Sonne lachte; aus den liebevollen
Kelchen der Blumen Wohlgerüche quollen.

Die Purpurnelken und die Rosen sandten
Uns rothe Küsse, die wie Flammen brannten.
Im kümmerlichsten Gänseblümchen schien
Ein ideales Leben aufzublühn.

Du aber gingest ruhig neben mir,
Im weißen Atlaskleid, voll Zucht und Zier,
Als wie ein Mädchenbild gemalt von Netscher;
Ein Herzchen im Korsett wie'n kleiner Gletscher.

8.

Vom Schöppenstuhle der Vernunft
Bist du vollständig freigesprochen;
Das Urtheil sagt: „Die Kleine hat
Durch Thun und Reden Nichts verbrochen."

Ja, stumm und thatlos standest du,
Als mich verzehrten tolle Flammen —
Du schürtest nicht, du sprachst kein Wort,
Und doch muß dich mein Herz verdammen.

In meinen Träumen jede Nacht
Klagt eine Stimme, die bezichtet
Des bösen Willens dich und sagt,
Du habest mich zu Grund gerichtet.

Sie bringt Beweis und Zeugnis bei,
Sie schleppt ein Bündel von Urkunden;
Jedoch am Morgen, mit dem Traum,
Ist auch die Klägerin verschwunden.

Sie hat in meines Herzens Grund
Mit ihren Akten sich geflüchtet —
Nur Eins bleibt im Gedächtnis mir,
Das ist: ich bin zu Grund gerichtet.

9.

Ein Wetterstrahl, beleuchtend plötzlich
Des Abgrunds Nacht, war mir dein Brief:
Er zeigte blendend hell, wie tief
Mein Unglück ist, wie tief entsetzlich.

Selbst dich ergreift ein Mitgefühl!
Dich, die in meines Lebens Wildnis
So schweigsam standest wie ein Bildnis,
Das marmorschön und marmorkühl.

O Gott, wie muss ich elend sein!
Denn sie sogar beginnt zu sprechen,
Aus ihrem Auge Thränen brechen,
Der Stein sogar erbarmt sich mein!

Erschüttert hat mich, was ich sah!
Auch du erbarm dich mein und spende
Die Ruhe mir, o Gott, und ende
Die schreckliche Tragödia.

10.

Die Gestalt der wahren Sphinx
Weicht nicht ab von der des Weibes;
Faselei ist jener Zusatz
Des betatzten Löwenleibes.

Todesdunkel ist das Räthsel
Dieser wahren Sphinx. Es hatte
Kein so schweres zu errathen
Frau Jokastens Sohn und Gatte.

Doch zum Glücke kennt sein eignes
Räthsel nicht das Frauenzimmer:
Spräch' es aus das Lösungswort,
Fiele diese Welt in Trümmer.

11.

Es sitzen am Kreuzweg drei Frauen,
Sie grinsen und spinnen,
Sie seufzen und sinnen;
Sie sind gar hässlich anzuschauen.

Die erste trägt den Rocken,
Sie dreht die Fäden,
Befeuchtet jeden;
Desshalb ist die Hängelippe so trocken.

Die Zweite lässt tanzen die Spindel;
Das wirbelt im Kreise,
In drolliger Weise;
Die Augen der Alten sind roth wie Zindel

Es hält die dritte Parze
In Händen die Schere,
Sie summt Miserere;
Die Nase ist spitz, drauf sitzt eine Warze.

O spute dich und zerschneide
Den Faden, den bösen,
Und laß mich genesen
Von diesem schrecklichen Lebensleide!

12.

Mich locken nicht die Himmelsauen
Im Paradies, im sel'gen Land;
Dort find' ich keine schönre Frauen,
Als ich bereits auf Erden fand.

Kein Engel mit den feinsten Schwingen
Könnt' mir ersetzen dort mein Weib;
Auf Wolken sitzend Psalmen singen,
Wär' auch nicht just mein Zeitvertreib.

O Herr! ich glaub', es wär' das Beste,
Du ließest mich in dieser Welt;
Heil nur zuvor mein Leibgebreste,
Und sorge auch für etwas Geld.

Ich weiß, es ist voll Sünd' und Laster
Die Welt; jedoch ich bin einmal
Gewöhnt, auf diesem Erdpechpflaster
Zu schlendern durch das Jammerthal.

Genieren wird das Weltgetreibe
Mich nie, denn selten geh' ich aus;
In Schlafrock und Pantoffeln bleibe
Ich gern bei meiner Frau zu Haus.

Laß mich bei ihr! Hör' ich sie schwätzen,
Trinkt meine Seele die Musik
Der holden Stimme mit Ergetzen.
So treu und ehrlich ist ihr Blick!

Gesundheit nur und Geldzulage
Verlang' ich, Herr! O laß mich froh
Hinleben noch viel' schöne Tage
Bei meiner Frau im statu quo!

13.

„Nicht gedacht soll seiner werden!"
Aus dem Mund der armen alten
Esther Wolf hört' ich die Worte,
Die ich treu im Sinn behalten.

Ausgelöscht sein aus der Menschen
Angedenken hier auf Erden,
Ist die Blume der Verwünschung —
Nicht gedacht soll seiner werden!

Herz, mein Herz, ström aus die Fluthen
Deiner Klagen und Beschwerden,
Doch von ihm sei nie die Rede
Nicht gedacht soll seiner werden!

Nicht gedacht soll seiner werden,
Nicht im Liede, nicht im Buche —
Dunkler Hund, im dunkeln Grabe,
Du verfaulst mit meinem Fluche;

Selbst am Auferstehungstage,
Wenn, geweckt von den Fanfaren
Der Posaunen, schlotternd wallen
Zum Gericht die Todtenscharen,

Und alldort der Engel abliest
Vor den göttlichen Behörden
Alle Namen der Geladnen —
Nicht gedacht soll seiner werden!

14.

Die Liebe begann im Monat März,
Wo mir erkrankte Sinn und Herz.
Doch als der Mai, der grüne, kam:
Ein Ende all mein Trauern nahm.

Es war am Nachmittag um Drei
Wohl auf der Moosbank der Einsiedelei,
Die hinter der Linde liegt versteckt,
Da hab' ich ihr mein Herz entdeckt.

Die Blumen dufteten. Im Baum
Die Nachtigall sang, doch hörten wir kaum
Ein einziges Wort von ihrem Gesinge,
Wir hatten zu reden viel' wichtige Dinge.

Wir schwuren uns Treue bis in den Tod.
Die Stunden schwanden, das Abendroth
Erlosch. Doch saßen wir lange Zeit
Und weinten in der Dunkelheit.

15.

Dich fesselt mein Gedankenbann,
Und was ich dachte, was ich sann,
Das musst du denken, musst du sinnen —
Du kannst nicht meinem Geist entrinnen.

Stets weht dich an sein wilder Hauch,
Und wo du bist, da ist er auch;
Du bist sogar im Bett nicht sicher
Vor seinem Kusse und Gekicher!

Mein Leib liegt todt im Grab, jedoch
Mein Geist, der ist lebendig noch,
Er wohnt gleich einem Hauskobolde
In deinem Herzchen, meine Holde!

Vergönn das traute Nestchen ihm,
Du wirst nicht los das Ungethüm,
Und flöhest du bis China, Japan —
Du wirst nicht los den armen Schnapphahn!

Denn überall, wohin du reist,
Sitzt ja im Herzen dir mein Geist,
Und denken musst du, was ich sann —
Dich fesselt mein Gedankenbann!

16.

Lass mich mit glühnden Zangen kneipen,
Lass grausam schinden mein Gesicht,
Lass mich mit Ruthen peitschen, stäupen —
Nur warten, warten lass mich nicht!

Lass mit Torturen aller Arten
Verrenken, brechen mein Gebein,
Doch lass mich nicht vergebens warten,
Denn warten ist die schlimmste Pein!

Den ganzen Nachmittag bis Sechse
Hab' gestern ich umsonst geharrt —
Umsonst; du kamst nicht, kleine Hexe,
So dass ich fast wahnsinnig ward.

Die Ungeduld hielt mich umringelt
Wie Schlangen; — jeden Augenblick
Fuhr ich empor, wenn man geklingelt,
Doch kamst du nicht — ich sank zurück!

Du kamest nicht — ich rase, schnaube,
Und Satanas raunt mir ins Ohr:
Die Lotosblume, wie ich glaube,
Moquiert sich deiner, alter Thor!

17.

Wer ein Herz hat und im Herzen
Liebe trägt, ist überwunden
Schon zur Hälfte; und so lieg' ich
Jetzt geknebelt und gebunden — —

Wenn ich sterbe, wird die Zunge
Ausgeschnitten meiner Leiche;
Denn sie fürchten, redend käm' ich
Wieder aus dem Schattenreiche.

Stumm verfaulen wird der Todte
In der Gruft, und nie verrathen
Werd' ich die an mir verübten
Lächerlichen Frevelthaten.

18.

Nachts, erfasst vom wilden Geiste,
Streck' ich die geballten Fäuste
Drohend aus — jedoch erschlafft
Sinkt der Arm, mir fehlt die Kraft.

Leib und Seele sind gebrochen,
Und ich sterbe ungerochen.
Auch kein Blutsfreund, zornentflammt,
Übernimmt das Rächeramt.

Ach! Blutsfreunde sind es eben,
Welche mir den Tod gegeben,
Und die schnöde Meuchelthat
Ward verübet durch Verrath.

Siegfried gleich, dem hörnen Recken,
Wussten sie mich hinzustrecken —
Leicht erspäht Familienlist,
Wo der Held verwundbar ist.

19.

Ganz entsetzlich ungesund
Ist die Erde, und zu Grund,
Ja, zu Grund muss Alles gehn,
Was hienieden groß und schön.

Sind es alten Wahns Phantasmen,
Die dem Boden als Miasmen
Stumm entsteigen und die Lüfte
Schwängern mit dem argen Gifte?

Holde Frauenblumen, welche
Kaum erschlossen ihre Kelche
Den geliebten Sonnenküssen,
Hat der Tod schon fortgerissen.

Helden, trabend hoch zu Ross,
Trifft unsichtbar das Geschoss;
Und die Kröten sich beeifern,
Ihren Lorber zu begeifern.

Was noch gestern stolz gelodert,
Das ist heute schon vermodert;
Seine Leier mit Verdruss
Bricht entzwei der Genius.

O wie klug sind doch die Sterne,
Halten sich in sichrer Ferne
Von dem bösen Erdenrund,
Das so tödtlich ungesund.

Kluge Sterne! wollen nicht
Leben, Ruhe, Himmelslicht
Hier einbüßen, hier auf Erden,
Und mit uns elendig werden —

Wollen nicht mit uns versinken
In den Twieten, welche stinken,
In dem Mist, wo Würmer kriechen,
Welche auch nicht lieblich riechen —

Wollen immer ferne bleiben
Vom fatalen Erdentreiben,
Von dem Klüngel und Geruddel,
Von dem Erdenkuddelmuddel.

Mitleidsvoll aus ihrer Höhe
Schaun sie oft auf unser Wehe;
Eine goldne Thräne fällt
Dann herab auf diese Welt.

20.

Mein Tag war heiter, glücklich meine Nacht.
Mir jauchzte stets mein Volk, wenn ich die Leier
Der Dichtkunst schlug. Mein Lied war Lust und Feuer,
Hat manche schöne Gluthen angefacht.

Noch blüht mein Sommer, dennoch eingebracht
Hab' ich die Ernte schon in meine Scheuer —
Und jetzt soll ich verlassen, was so theuer,
So lieb und theuer mir die Welt gemacht!

Der Hand entsinkt das Saitenspiel. In Scherben
Zerbricht das Glas, das ich so fröhlich eben
An meine übermüth'gen Lippen presste.

O Gott! wie häßlich bitter ist das Sterben!
O Gott! wie süß und traulich lässt sich leben
In diesem traulich süßen Erdenneste!

21.

Ich seh' im Stundenglase schon
Den kargen Sand zerrinnen.
Mein Weib, du engelsüße Person!
Mich reißt der Tod von hinnen.

Er reißt mich aus deinem Arm, mein Weib,
Da hilft kein Widerstehen,
Er reißt die Seele aus dem Leib —
Sie will vor Angst vergehen.

Er jagt sie aus dem alten Haus,
Wo sie so gerne bliebe.
Sie zittert und flattert — „Wo soll ich hinaus?"
Ihr ist wie dem Floh im Siebe.

Das kann ich nicht ändern, wie sehr ich mich sträub',
Wie sehr ich mich winde und wende;
Der Mann und das Weib, die Seel' und der Leib,
Sie müssen sich trennen am Ende.

22.

Den Strauß, den mir Mathilde band
Und lächelnd brachte, mit bittender Hand
Weis' ich ihn ab — Nicht ohne Grauen
Kann ich die blühenden Blumen schauen.

Sie sagen mir, daſs ich nicht mehr
Dem schönen Leben angehör',
Daſs ich verfallen dem Todtenreiche,
Ich arme unbegrabne Leiche.

Wenn ich die Blumen rieche, befällt
Mich heftiges Weinen — Von dieser Welt
Voll Schönheit und Sonne, voll Lust und Lieben,
Sind mir die Thränen nur geblieben.

Wie glücklich war ich, wenn ich sah
Den Tanz der Ratten der Opera —
Jetzt hör' ich schon das fatale Geschlürfe
Der Kirchhofratten und Grab-Maulwürfe.

O Blumendüfte, ihr ruft empor
Ein ganzes Ballet, ein ganzes Chor
Von parfümierten Erinnerungen —
Das kommt auf einmal herangesprungen,

Mit Kastagnetten und Cymbelklang,
In flittrigen Röckchen, die nicht zu lang;
Doch all ihr Tändeln und Kichern und Lachen,
Es kann mich nur noch verdrießlicher machen!

Fort mit den Blumen! Ich kann nicht ertragen
Die Düfte, die von alten Tagen
Mir boshaft erzählt viel' holde Schwänke —
Ich weine, wenn ich ihrer gedenke — —

23.

Ich war, o Lamm, als Hirt bestellt,
Zu hüten dich auf dieser Welt;
Hab' dich mit meinem Brot geätzt,
Mit Wasser aus dem Born geletzt.
Wenn kalt der Wintersturm gelärmt,
Hab' ich dich an der Brust erwärmt.
Hier hielt ich fest dich angeschlossen;
Wenn Regengüsse sich ergossen,
Und Wolf und Waldbach um die Wette
Geheult im dunkeln Felsenbette,
Du bangtest nicht, hast nicht gezittert.
Selbst wenn den höchsten Tann zersplittert
Der Wetterstrahl — in meinem Schoß
Du schliefest still und sorgenlos

Mein Arm wird schwach, es schleicht herbei
Der blasse Tod! Die Schäferei,
Das Hirtenspiel, es hat ein Ende.
O Gott, ich leg' in deine Hände
Zurück den Stab. — Behüte du
Mein armes Lamm, wenn ich zur Ruh'
Bestattet bin — und dulde nicht,
Dass irgendwo ein Dorn sie sticht —
O schütz' ihr Fließ vor Dornenhecken
Und auch vor Sümpfen, die beflecken;
Lass überall zu ihren Füßen
Das allerliebste Futter sprießen;
Und lass sie schlafen, sorgenlos,
Wie einst sie schlief in meinem Schoß.

24.

Die Söhne des Glückes beneid' ich nicht
Ob ihrem Leben — beneiden
Will ich sie nur ob ihrem Tod,
Dem schmerzlos raschen Verscheiden.

Im Prachtgewand, das Haupt bekränzt
Und Lachen auf der Lippe,
Sitzen sie froh beim Lebensbankett —
Da trifft sie jählings die Hippe.

Im Festkleid und mit Rosen geschmückt,
Die noch wie lebend blühten,
Gelangen in das Schattenreich
Fortuna's Favoriten.

Nie hatte Siechthum sie entstellt,
Sind Todte von guter Miene,
Und huldreich empfängt sie an ihrem Hof
Zarewna Proserpine.

Wie sehr muss ich beneiden ihr Loos!
Schon sieben Jahre mit herben,
Qualvollen Gebresten wälz' ich mich
Am Boden, und kann nicht sterben!

O Gott, verkürze meine Qual,
Damit man mich bald begrabe;
Du weißt ja, dass ich kein Talent
Zum Martyrthume habe.

Ob deiner Inkonsequenz, o Herr,
Erlaube, daß ich staune:
Du schufest den fröhlichsten Dichter, und raubst
Ihm jetzt seine gute Laune.

Der Schmerz verdumpft den heitern Sinn
Und macht mich melancholisch,
Nimmt nicht der traurige Spaß ein End',
So werd' ich am Ende katholisch.

Ich heule dir dann die Ohren voll,
Wie andre gute Christen —
O Miserere! Verloren geht
Der beste der Humoristen!

25.

Mir lodert und wogt im Hirn eine Flut
Von Wäldern, Bergen und Fluren;
Aus dem tollen Wust tritt endlich hervor
Ein Bild mit festen Konturen.

Das Städtchen, das mir im Sinne schwebt,
Ist Godesberg, ich denke.
Dort wieder unter dem Lindenbaum
Sitz' ich vor der alten Schenke.

Der Hals ist mir trocken, als hätt' ich verschluckt
Die untergehende Sonne.
Herr Wirth! Herr Wirth! Eine Flasche Wein
Aus Eurer besten Tonne!

Es fließt der holde Rebensaft
Hinunter in meine Seele,
Und löscht bei dieser Gelegenheit
Den Sonnenbrand der Kehle.

Und noch eine Flasche, Herr Wirth! Ich trank
Die erste in schnöder Zerstreuung,
Ganz ohne Andacht! Mein edler Wein,
Ich bitte dich drob um Verzeihung.

Ich sah hinauf nach dem Drachenfels,
Der, hochromantisch beschienen
Vom Abendroth, sich spiegelt im Rhein
Mit seinen Burgruinen.

Ich horchte dem fernen Winzergesang
Und dem kecken Gezwitscher der Finken —
So trank ich zerstreut, und an den Wein
Dacht' ich nicht während dem Trinken.

Jetzt aber steck' ich die Nase ins Glas,
Und ernsthaft zuvor beguck' ich
Den Wein, den ich schlucke; manchmal auch,
Ganz ohne zu gucken, schluck' ich.

Doch sonderbar! Während dem Schlucken wird mir
Zu Sinne, als ob ich verdoppelt,
Ein andrer armer Schlucker sei
Mit mir zusammen gekoppelt.

Der sieht so krank und elend aus,
So bleich und abgemergelt.
Gar schmerzlich verhöhnend schaut er mich an,
Wodurch er mich seltsam nergelt.

Der Bursche behauptet, er sei ich selbst,
Wir wären nur Eins, wir Beide,
Wir wären ein einziger armer Mensch,
Der jetzt am Fieber leide.

Nicht in der Schenke von Godesberg,
In einer Krankenstube
Des fernen Paris befänden wir uns —
Du lügst, du bleicher Bube!

Du lügst, ich bin so gesund und roth
Wie eine blühende Rose,
Auch bin ich stark, nimm dich in Acht,
Dass ich mich nicht erbose!

Er zuckte die Achseln und seufzte: „O Narr!'
Das hat meinen Zorn entzügelt;
Und mit dem verdammten zweiten Ich
Hab' ich mich endlich geprügelt.

Doch sonderbar! jedweden Puff,
Den ich dem Burschen ertheile,
Empfinde ich am eignen Leib,
Und ich schlage mir Beule auf Beule.

Bei dieser fatalen Balgerei
Ward wieder der Hals mir trocken,
Und will ich rufen nach Wein den Wirth,
Die Worte im Munde stocken.

Mir schwinden die Sinne und traumhaft hör'
Ich von Kataplasmen reden,
Auch von der Mixtur — einen Eßlöffel voll —
Zwölf Tropfen stündlich in jeden.

26.

Wenn sich die Blutegel vollgesogen,
Man streut auf ihren Rücken bloß
Ein bischen Salz und sie fallen ab —
Doch dich, mein Freund, wie werd' ich dich los?

Mein Freund, mein Gönner, mein alter Blutsauger,
Wo find' ich für dich das rechte Salz?
Du hast mir liebreich ausgesaugt
Den letzten Tropfen Rückgratschmalz.

Auch bin ich seitdem so abgemagert,
Ein ausgebeutet armes Skelett —
Du aber schwollest stattlich empor,
Die Wänglein sind roth, das Bäuchlein ist fett.

O Gott, schick mir einen braven Banditen,
Der mich ermordet mit raschem Stoß —
Nur diesen langweil'gen Blutegel nicht,
Der langsam saugt — wie werd' ich ihn los?

27.

Im lieben Deutschland daheime,
Da wachsen viel' Lebensbäume;
Doch lockt die Kirsche noch so sehr,
Die Vogelscheuche schreckt noch mehr.

Wir lassen uns wie Spatzen
Einschüchtern von Teufelsfratzen;
Wie auch die Kirsche lacht und blüht,
Wir singen ein Entsagungslied:

Die Kirschen sind von außen roth,
Doch drinnen steckt als Kern der Tod;
Nur droben, wo die Sterne,
Giebt's Kirschen ohne Kerne.

Gott Vater, Gott Sohn, Gott heiliger Geist,
Die unsere Seele lobt und preist —
Nach diesen sehnet ewiglich
Die arme deutsche Seele sich.

Nur wo die Engel fliegen,
Da wächst das ew'ge Vergnügen;
Hier unten ist Alles Sünd' und Leid
Und saure Kirsche und Bitterkeit.

28.

Geleert hab' ich nach Herzenswunsch
Der Liebe Kelch ganz ausgeleert;
Das ist ein Trank, der uns verzehrt
Wie flammenheißer Kognakpunsch.

Da lob' ich mir die laue Wärme
Der Freundschaft; jedes Seelenweh
Stillt sie, erquickend die Gedärme
Wie eine fromme Tasse Thee.

29.

Die Liebesgluthen, die so lodernd flammten,
Wo gehn sie hin, wenn unser Herz verglommen?
Sie gehn dahin, woher sie einst gekommen,
Zur Hölle, wo sie braten, die Verdammten.

30.

Es geht am End', es ist kein Zweifel,
Der Liebe Gluth, sie geht zum Teufel.
Sind wir einmal von ihr befreit,
Beginnt für uns die bessre Zeit,
Das Glück der kühlen Häuslichkeit,
Der Mensch genießet dann die Welt,
Die immer lacht fürs liebe Geld.
Er speist vergnügt sein Leibgericht,
Und in den Nächten wälzt er nicht
Schlaflos sein Haupt, er ruhet warm
In seiner treuen Gattin Arm.

31.

Welcher Frevel, Freund! Abtrünnig
Wirst du deiner fetten Hanne,
Und du liebst jetzt jene spinnig
Dürre, magre Marianne!

Lässt man sich vom Fleische locken,
Das ist immer noch verzeihlich;
Aber Buhlschaft mit den Knochen,
Diese Sünde ist abscheulich!

Das ist Satan's böse Tücke,
Er verwirret unsre Sinne:
Wir verlassen eine Dicke,
Und wir nehmen eine Dünne!

32.

Glaube nicht, dass ich aus Dummheit
Dulde deine Teufeleien;
Glaub auch nicht, ich sei ein Herrgott,
Der gewohnt ist zu verzeihen.

Deine Nücken, deine Tücken
Hab' ich freilich still ertragen.
Andre Leut' an meinem Platze
Hätten längst dich todtgeschlagen.

Schweres Kreuz! Gleichviel, ich schlepp' es!
Wirst mich stets geduldig finden —
Wisse, Weib, dass ich dich liebe,
Um zu büßen meine Sünden.

Ja, du bist mein Fegefeuer,
Doch aus deinen schlimmen Armen
Wird geläutert mich erlösen
Gottes Gnade und Erbarmen.

33.

Hab' eine Jungfrau nie verführet
Mit Liebeswort, mit Schmeichelei;
Ich hab' auch nie ein Weib berühret,
Wusst' ich, dass sie vermählet sei.

Wahrhaftig, wenn es anders wäre,
Mein Name, er verdiente nicht
Zu strahlen in dem Buch der Ehre;
Man dürft' mir spucken ins Gesicht.

34.

Ewigkeit, wie bist du lang,
Länger noch als tausend Jahr';
Tausend Jahre brat' ich schon,
Ach! und ich bin noch nicht gar.

Ewigkeit, wie bist du lang,
Länger noch als tausend Jahr';
Und der Satan kommt am End',
Frisst mich auf mit Haut und Haar.

35.

Stunden, Tage, Ewigkeiten
Sind es, die wie Schnecken gleiten;
Diese grauen Riesenschnecken
Ihre Hörner weit ausrecken.

Manchmal in der öden Leere,
Manchmal in dem Nebelmeere
Strahlt ein Licht, das süß und golden,
Wie die Augen meiner Holden.

Doch im selben Nu zerstäubet
Diese Wonne, und mir bleibet
Das Bewusstsein nur das schwere,
Meiner schrecklichen Misere.

36.

Worte! Worte! keine Thaten!
Niemals Fleisch, geliebte Puppe,
Immer Geist und keinen Braten,
Keine Knödel in der Suppe!

Doch vielleicht ist dir zuträglich
Nicht die wilde Lendenkraft,
Welche galoppieret täglich
Auf dem Roß der Leidenschaft.

Ja, ich fürchte fast, es riebe,
Zartes Kind, dich endlich auf
Jene wilde Jagd der Liebe,
Amor's Steeple-chase-Wettlauf.

Viel gesünder, glaub' ich schier,
Ist für dich ein kranker Mann
Als Liebhaber, der gleich mir
Kaum ein Glied bewegen kann.

Deßhalb unsrem Herzensbund,
Liebste, widme deine Triebe;
Solches ist dir sehr gesund,
Eine Art Gesundheitsliebe.

37.

Für eine Grille — keckes Wagen! —
Hab' ich das Leben eingesetzt;
Und nun das Spiel verloren jetzt,
Mein Herz, du darfst dich nicht beklagen.

Die Sachsen sagen: „Minschenwille
Ist Minschen-Himmelryk" — Ich gab
Das Leben hin, jedoch ich hab'
Verwirklicht meines Herzens Grille!

Die Seligkeit, die ich empfunden
Darob, war nur von kurzer Frist:
Doch wer von Wonne trunken ist,
Der rechnet nicht nach eitel Stunden.

Wo Seligkeit, ist Ewigkeit;
Hier lodern alle Liebesflammen
In eine einz'ge Gluth zusammen,
Hier giebt es weder Raum noch Zeit.

38.

Mittelalterliche Roheit
Weicht dem Aufschwung schöner Künste:
Instrument moderner Bildung
Ist vorzüglich das Klavier.

Auch die Eisenbahnen wirken
Heilsam aufs Familienleben,
Sintemal sie uns erleichtern
Die Entfernung von der Sippschaft.

Wie bedaur' ich, daß die Darre
Meines Rückgratmarks mich hindert,
Lange Zeit noch zu verweilen
In dergleichen Fortschrittswelt!

39.

Es gab den Dolch in deine Hand
Ein böser Dämon in der bösen Stunde —
Ich weiß nicht, wie der Dämon hieß —
Ich weiß nur, daß vergiftet war die Wunde.

In stillen Nächten denk' ich oft,
Du solltest mal dem Schattenreich entsteigen,
Und lösen alle Räthsel mir
Und mich von deiner Unschuld überzeugen.

Ich harre dein — o komme bald!
Und kommst du nicht, so steig' ich selbst zur Hölle,
Daß ich alldort vor Satanas
Und allen Teufeln dich zur Rede stelle.

Ich komme, und wie Orpheus einst
Trotz' ich der Unterwelt mit ihren Schrecken —
Ich finde dich, und wolltest du
Im tiefsten Höllenpfuhle dich verstecken.

Hinunter jetzt ins Land der Qual,
Wo Händeringen nur und Zähneklappen —
Ich reiße dir die Larve ab,
Der angeprahlten Großmuth Purpurlappen —

Jetzt weiß ich, was ich wissen wollt',
Und gern, mein Mörder, will ich dir verzeihen;
Doch hindern kann ich nicht, daß jetzt
Schmachvoll die Teufel dir ins Antlitz speien.

40.

Sie küßten mich mit ihren falschen Lippen,
Sie haben mir kredenzt den Saft der Reben,
Und haben mich dabei mit Gift vergeben —
Das thaten mir die Magen und die Sippen.

Es schmilzt das Fleisch von meinen armen Rippen
Ich kann mich nicht vom Siechbett mehr erheben,
Arglistig stahlen sie mein junges Leben —
Das thaten mir die Magen und die Sippen.

Ich bin ein Christ — wie es im Kirchenbuche
Bescheinigt steht — deßhalb, bevor ich sterbe,
Will ich euch fromm und brüderlich verzeihen.

Es wird mir sauer — ach! mit einem Fluche
Möcht' ich weit lieber euch vermaledeien:
Daß euch der Herr verdamme und verderbe!

41.

Es kommt der Tod — jetzt will ich sagen,
Was zu verschweigen ewiglich
Mein Stolz gebot: für dich, für dich,
Es hat mein Herz für dich geschlagen!

Der Sarg ist fertig, sie versenken
Mich in die Gruft Da hab' ich Ruh'.
Doch du, doch du, Marie, du,
Wirst weinen oft und mein gedenken.

Du ringst sogar die schönen Hände —
O tröste dich — Das ist das Loos,
Das Menschenloos: — was gut und groß
Und schön, Das nimmt ein schlechtes Ende.

Halleluja.

Am Himmel Sonn' und Mond und Stern',
Sie zeugen von der Macht des Herrn;
Und schaut des Frommen Aug' nach oben,
Den Schöpfer wird er preisen, loben.

Ich brauche nicht so hoch zu gaffen,
Auf Erden schon find' ich genung
Kunstwerke, welche Gott erschaffen,
Die würdig der Bewunderung.

Ja, lieben Leute, erdenwärts
Senkt sich bescheidentlich mein Blick,
Und findet hier das Meisterstück
Der Schöpfung: unser Menschenherz.

Wie herrlich auch der Sonne Pracht,
Wie lieblich auch in stiller Nacht
Das Mondenlicht, der Sterne Glanz,
Wie strahlend der Kometenschwanz —

Die Himmelslichter allesammt,
Sie sind mir eitel Pfennigskerzen,
Vergleich' ich sie mit jenem Herzen,
Das in der Brust des Menschen flammt.

Das ist die Welt in Miniatur,
Hier giebt es Berge, Wald und Flur,
Einöden auch mit wilden Bestjen,
Die oft das arme Herz beläst'gen.

Hier stürzen Bäche, rauschen Flüsse,
Hier gähnen Gründe, Felsabschüsse,
Viel' bunte Gärten, grüne Rasen,
Wo Lämmlein oder Esel grasen. —

Hier giebt's Fontänen, welche springen,
Derweilen arme Nachtigallen,
Um schönen Rosen zu gefallen,
Sich an den Hals die Schwindsucht singen.

Auch an Abwechslung fehlt es nicht;
Heut ist das Wetter warm und licht,
Doch morgen schon ist's herbstlich kalt,
Und nebelgrau die Flur, der Wald.

Die Blumen, sie entlauben sich,
Die Winde stürmen fürchterlich,
Und endlich flockt herab der Schnee,
Zu Eis erstarren Fluss und See.

Jetzt aber giebt es Winterspiele,
Vermummt erscheinen die Gefühle,
Ergeben sich dem Mummenschanz
Und dem berauschten Maskentanz. —

Freilich, inmitten dieser Freuden
Beschleicht sie oft geheimes Leiden,
Trotz Mummenschanz und Tanzmusik,
Sie seufzen nach verlornem Glück. —

Da plötzlich kracht's. — Erschrecke nicht!
Es ist das Eis, das jetzo bricht;
Die Rinde schmilzt, die frostig glatte,
Die unser Herz umschlossen hatte.

Entweichen muss, was kalt und trübe,
Es kehrt zurück — o Herrlichkeit! —
Der Lenz, die schöne Jahreszeit,
Geweckt vom Zauberstab der Liebe! —

Groß ist des Herren Gloria,
Hier unten groß, wie in der Höh',
Ich singe ihm eine Kyrie
Eleison und Halleluia.

Er schuf so schön, er schuf so süß
Das Menschenherze, und er blies
Hinein des eignen Odems Geist,
Des Odems, welcher Liebe heißt.

Fort mit der Lyra Griechenlands,
Fort mit dem liederlichen Tanz
Der Musen, fort! In frömmern Weisen
Will ich den Herrn der Schöpfung preisen.

Fort mit der Heiden Musika!
David's frommer Harfenklang
Begleite meinen Lobgesang!
Mein Psalm ertönt: Halleluja!

Himmelfahrt.

Der Leib lag auf der Todtenbahr',
Jedoch die arme Seele war,
Entrissen irdischem Getümmel,
Schon auf dem Wege nach dem Himmel.

Dort klopft' sie an die hohe Pforte,
Und seufzte tief und sprach die Worte:
„Sankt Peter, komm und schließe auf!
Ich bin so müde vom Lebenslauf —
Ausruhen möcht' ich auf seidnen Pfühlen
Im Himmelreich, ich möchte spielen
Mit lieben Englein Blindekuh
Und endlich genießen Glück und Ruh!"

Man hört Pantoffelgeschlappe jetzund,
Auch klirrt es wie ein Schlüsselbund,
Und aus einem Gitterfenster am Thor
Sankt Peter's Antlitz schaut hervor

Er spricht: „Es kommen die Vagabunde,
Zigeuner, Polacken und Lumpenhunde,
Die Tagediebe, die Hottentotten —
Sie kommen einzeln und in Rotten
Und wollen in den Himmel hinein
Und Engel werden und selig sein.
Holla! Holla! Für Galgengesichter
Von eurer Art, für solches Gelichter
Sind nicht erbaut die himmlischen Hallen —
Ihr seid dem leidigen Satan verfallen.
Fort, fort von hier! und trollt euch schnelle
Zum schwarzen Pfuhle der ewigen Hölle!" —

So brummt der Alte, doch kann er nicht
Im Polterton verharren, er spricht
Gutmüthig am Ende die tröstenden Worte:
„Du arme Seele, zu jener Sorte
Halunken scheinst du nicht zu gehören —
Nu! Nu! ich will deinen Wunsch gewähren,
Weil heute mein Geburtstag just
Und mich erweicht barmherzige Lust —
Nenn mir daher die Stadt und das Reich,
Woher du bist; sag mir zugleich,
Ob du vermählt warst? -- Ehliches Dulden
Sühnt oft des Menschen ärgste Schulden;
Ein Ehmann braucht nicht in der Hölle zu schmoren,
Ihn läßt man nicht warten vor Himmelsthoren."

Die Seele antwortet: „Ich bin aus Preußen,
Die Vaterstadt ist Berlin geheißen.
Dort rieselt die Spree, und in ihr Bette
Pflegen zu wässern die jungen Kadette;
Sie fließt gemüthlich über, wenn's regent —
Berlin ist auch eine schöne Gegend!
Dort bin ich Privatdocent gewesen,
Und hab' über Philosophie gelesen —
Mit einem Stiftsfräulein war ich vermählt,
Doch hat sie oft entsetzlich krakehlt,
Besonders wenn im Haus kein Brot —
Drauf bin ich gestorben und bin jetzt todt."

Sankt Peter rief: „O weh! o weh!
Die Philosophie ist ein schlechtes Metier.
Wahrhaftig, ich begreife nie,
Warum man treibt Philosophie.
Sie ist langweilig und bringt Nichts ein,
Und gottlos ist sie obendrein;
Da lebt man nur in Hunger und Zweifel,
Und endlich wird man geholt vom Teufel.
Gejammert hat wohl deine Xantuppe
Oft über die magere Wassersuppe,
Woraus niemals ein Auge von Fett
Sie tröstend angelächelt hätt' —
Nun, sei getrost du arme Seele!
Ich habe zwar die strengsten Befehle,
Jedweden, der sich je im Leben
Mit Philosophie hat abgegeben,
Zumalen mit der gottlos deutschen,
Ich soll ihn schimpflich von hinnen peitschen —
Doch mein Geburtstag, wie gesagt,

Ist eben heut, und fortgejagt
Sollst du nicht werden, ich schließe dir auf
Das Himmelsthor, und jetzo lauf
Geschwind herein —

„Jetzt bist du geborgen!
Den ganzen Tag, vom frühen Morgen
Bis Abends spät, kannst du spazieren
Im Himmel herum, und träumend flanieren
Auf edelsteingepflasterten Gassen.
Doch wisse, hier darfst du dich nie befassen
Mit Philosophie; du würdest mich
Kompromittieren fürchterlich —
Hörst du die Engel singen, so schneide
Ein schiefes Gesicht verklärter Freude —
Hat aber gar ein Erzengel gesungen,
Sei gänzlich von Begeistrung durchdrungen,
Und sag ihm, dass die Malibran
Niemals besessen solchen Sopran —
Auch applaudiere immer die Stimm'
Der Cherubim und der Seraphim,
Vergleiche sie mit Signor Rubini,
Mit Mario und Tamburini —
Gieb ihnen den Titel von Excellenzen
Und knicke nicht mit Reverenzen.
Die Sänger, im Himmel wie auf Erden,
Sie wollen alle geschmeichelt werden —
Der Weltkapellenmeister hier oben,
Er selbst sogar hört gerne loben
Gleichfalls seine Werke, er hört es gern,
Wenn man lobsinget Gott dem Herrn,
Und seinem Preis und Ruhm ein Psalm
Erklingt im dicksten Weihrauchqualm.

„Vergiss mich nicht. Wenn dir die Pracht
Des Himmels einmal Langweile macht,
So komm zu mir; dann spielen wir Karten.
Ich kenne Spiele von allen Arten,
Vom Lanzknecht bis zum König Pharo.
Wir trinken auch — Doch, Apropos!
Begegnet dir von ungefähr
Der liebe Gott, und fragt dich, woher
Du seiest, so sage nicht: aus Berlin,
Sag lieber: aus München oder aus Wien."

Die Wahlverlobten.

Du weinst und siehst mich an, und meinst
Dass du ob meinem Elend weinst —
Du weißt nicht, Weib! dir selber gilt
Die Thrän', die deinem Aug' entquillt.

O, sage mir, ob nicht vielleicht
Zuweilen dein Gemüth beschleicht
Die Ahnung, die dir offenbart,
Dass Schicksalswille uns gepaart?
Vereinigt, war uns Glück hienieden,
Getrennt, nur Untergang beschieden.

Im großen Buche stand geschrieben,
Wir sollten uns einander lieben.
Dein Platz, er sollt' an meiner Brust sein,
Hier wär' erwacht dein Selbstbewusstsein;
Ich hätt' dich aus dem Pflanzenthume
Erlöst, emporgeküsst, o Blume,
Empor zu mir, zum höchsten Leben —
Ich hätt' dir eine Seel' gegeben.

Jetzt, wo gelöst die Räthsel sind,
Der Sand im Stundenglas verrinnt —
O weine nicht, es musste sein —
Ich scheide, und du welkst allein;
Du welkst, bevor du noch geblüht,
Erlöschest, eh' du noch geglüht;
Du stirbst, dich hat der Tod erfasst,
Bevor du noch gelebet hast.

Ich weiß es jetzt. Bei Gott! du bist es,
Die ich geliebt. Wie bitter ist es,
Wenn im Momente des Erkennens
Die Stunde schlägt des ew'gen Trennens!
Der Willkomm ist zu gleicher Zeit
Ein Lebewohl! Wir scheiden heut
Auf immerdar. Kein Wiedersehn
Giebt es für uns in Himmelshöhn.
Die Schönheit ist dem Staub verfallen,
Du wirst zerstieben, wirst verhallen.
Viel anders ist es mit Poeten,
Die kann der Tod nicht gänzlich tödten.
Uns trifft nicht weltliche Vernichtung,
Wir leben fort im Land der Dichtung,
In Avalun, dem Feenreiche —
Leb wohl auf ewig, schöne Leiche!

Für die Mouche.

Es träumte mir von einer Sommernacht,
Wo bleich, verwittert, in des Mondes Glanze
Bauwerke lagen, Reste alter Pracht,
Ruinen aus der Zeit der Renaissance.

Nur hie und da, mit dorisch ernstem Knauf,
Hebt aus dem Schutt sich einzeln eine Säule,
Und schaut ins hohe Firmament hinauf,
Als ob sie spotte seiner Donnerkeile.

Gebrochen auf dem Boden liegen rings
Portale, Giebeldächer und Skulpturen,
Wo Mensch und Thier vermischt, Centaur und Sphinx,
Satyr, Chimäre — Fabelzeitfiguren.

Es steht ein offner Marmorsarkophag
Ganz unverstümmelt unter den Ruinen,
Und gleichfalls unversehrt im Sarge lag
Ein todter Mann mit leidend sanften Mienen.

Karyatiden mit gerecktem Hals,
Sie scheinen mühsam ihn emporzuhalten.
An beiden Seiten sieht man ebenfalls
Viel' basrelif gemeißelte Gestalten.

Hier sieht man des Olympos Herrlichkeit
Mit seinen liederlichen Heidengöttern,
Adam und Eva stehn dabei, sind Beid'
Versehn mit keuschem Schurz von Feigenblättern.

Hier sieht man Troja's Untergang und Brand,
Paris und Helena, auch Hektor sah man:
Moses und Aaron gleich daneben stand,
Auch Esther, Judith, Holofern und Haman.

Deßgleichen war zu sehn der Gott Amur,
Phöbus Apoll, Vulkanus und Frau Venus,
Pluto und Proserpine und Merkur,
Gott Bacchus und Priapus und Silenus.

Daneben stand der Esel Balaam's
— Der Esel war zum Sprechen gut getroffen —
Dort sah man auch die Prüfung Abraham's
Und Loth, der mit den Töchtern sich besoffen.

Hier war zu schaun der Tanz Herodias',
Das Haupt des Täufers trägt man auf der Schüssel,
Die Hölle sah man hier und Satanas,
Und Petrus mit dem großen Himmelsschlüssel.

Abwechselnd wieder sah man hier skulpiert
Des geilen Jovis Brunst und Frevelthaten,
Wie er als Schwan die Leda hat verführt,
Die Danae als Regen von Dukaten.

Hier war zu sehn Diana's wilde Jagd,
Ihr folgen hochgeschürzte Nymphen, Doggen,
Hier sah man Herkules in Frauentracht,
Die Spindel drehend hält sein Arm den Rocken.

Daneben ist der Sinai zu sehn,
Am Berg steht Israel mit seinen Ochsen,
Man schaut den Herrn als Kind im Tempel stehn
Und disputieren mit den Orthodoxen.

Die Gegensätze sind hier grell gepaart,
Des Griechen Lustsinn und der Gottgedanke
Judäa's! Und in Arabeskenart
Um beide schlingt der Epheu seine Ranke.

Doch, wunderbar! derweilen solcherlei
Bildwerke träumend ich betrachtet habe,
Wird plötzlich mir zu Sinn, ich selber sei
Der todte Mann im schönen Marmorgrabe.

Zu Häupten aber meiner Ruhestätt'
Stand eine Blume, räthselhaft gestaltet,
Die Blätter schwefelgelb und violett,
Doch wilder Liebreiz in der Blume waltet.

Das Volk nennt sie die Blum' der Passion
Und sagt, sie sei dem Schädelberg entsprossen,
Als man gekreuzigt hat den Gottessohn,
Und dort sein welterlösend Blut geflossen.

Blutzeugnis, heißt es, gebe diese Blum',
Und alle Marterinstrumente, welche
Dem Henker dienten bei dem Märtyrthum,
Sie trüge sie abkonterfeit im Kelche.

Ja, alle Requisiten der Passion
Sähe man hier, die ganze Folterkammer,
Zum Beispiel: Geißel, Stricke, Dornenkron',
Das Kreuz, den Kelch, die Nägel und den Hammer.

Solch eine Blum' an meinem Grabe stand,
Und über meinen Leichnam niederbeugend,
Wie Frauentrauer, küsst sie mir die Hand,
Küsst Stirne mir und Augen, trostlos schweigend.

Doch, Zauberei des Traumes! Seltsamlich,
Die Blum' der Passion, die schwefelgelbe,
Verwandelt in ein Frauenbildnis sich,
Und das ist Sie — die Liebste, ja Dieselbe!

Du warst die Blume, du geliebtes Kind,
An deinen Küssen musst' ich dich erkennen.
So zärtlich keine Blumenlippen sind,
So feurig keine Blumenthränen brennen!

Geschlossen war mein Aug', doch angeblickt
Hat meine Seel' beständig dein Gesichte,
Du sahst mich an, beseligt und verzückt
Und geisterhaft beglänzt vom Mondenlichte.

Wir sprachen nicht, jedoch mein Herz vernahm,
Was du verschwiegen dachtest im Gemüthe —
Das ausgesprochne Wort ist ohne Scham,
Das Schweigen ist der Liebe keusche Blüthe

Lautloses Zwiegespräch! man glaubt es kaum,
Wie bei dem stummen, zärtlichen Geplauder
So schnell die Zeit verstreicht im schönen Traum
Der Sommernacht, gewebt aus Lust und Schauder.

Was wir gesprochen, frag es niemals, ach!
Den Glühwurm frag, was er dem Grase glimmert,
Die Welle frage, was sie rauscht im Bach,
Den Westwind frage, was er weht und wimmert.

Frag, was er strahlet, den Karfunkelstein,
Frag, was sie duften, Nachtviol' und Rosen —
Doch frage nie, wovon im Mondenschein
Die Marterblume und ihr Todter kosen!

Ich weiß es nicht, wie lange ich genoss
In meiner schlummerkühlen Marmortruhe
Den schönen Freudentraum. Ach, es zerfloss
Die Wonne meiner ungestörten Ruhe!

O Tod! mit deiner Grabesstille, du,
Nur du kannst uns die beste Wollust geben;
Den Kampf der Leidenschaft, Lust ohne Ruh',
Gibt uns für Glück das albern rohe Leben!

Doch wehe mir! es schwand die Seligkeit,
Als draußen plötzlich sich ein Lärm erhoben;
Es war ein scheltend, stampfend wüster Streit,
Ach, meine Blum' verscheuchte dieses Toben!

Ja, draußen sich erhob mit wildem Grimm
Ein Zanken, ein Gekeife, ein Gekläffe.
Ich glaubte zu erkennen manche Stimm' —
Es waren meines Grabmals Basreliefe.

Spukt in dem Stein der alte Glaubenswahn?
Und disputieren diese Marmorschemen?
Der Schreckensruf des wilden Waldgotts Pan
Wetteifernd wild mit Mosis Anathemen!

O, dieser Streit wird enden nimmermehr,
Stets wird die Wahrheit hadern mit dem Schönen,
Stets wird geschieden sein der Menschheit Heer
In zwei Partein: Barbaren und Hellenen.

Das fluchte, schimpfte! gar kein Ende nahm's
Mit dieser Kontroverse, der langweil'gen,
Da war zumal der Esel Balaam's,
Der überschrie die Götter und die Heil'gen!

Mit diesem J—a, J—a, dem Gewieher,
Dem schluchzend ekelhaften Mißlaut, brachte
Mich zur Verzweiflung schier das dumme Thier,
Ich selbst zuletzt schrie auf — und ich erwachte.

Epilog.

Unser Grab erwärmt der Ruhm.
Thorenworte! Narrenthum!
Eine bessre Wärme giebt
Eine Kuhmagd, die verliebt
Uns mit dicken Lippen küsst
Und beträchtlich riecht nach Mist.
Gleichfalls eine bessre Wärme
Wärmt dem Menschen die Gedärme,
Wenn er Glühwein trinkt und Punsch
Oder Grog nach Herzenswunsch
In den niedrigsten Spelunken,
Unter Dieben und Halunken,
Die dem Galgen sind entlaufen,
Aber leben, athmen, schnaufen,
Und beneidenswerther sind,
Als der Thetis großes Kind. —

Der Pelide sprach mit Recht:
„Leben wie der ärmste Knecht
In der Oberwelt ist besser,
Als am stygischen Gewässer
Schattenführer sein, ein Heros,
Den besungen selbst Homeros."

Der Scheidende.

Erstorben ist in meiner Brust
Jedwede weltlich eitle Lust,
Schier ist mir auch erstorben drin
Der Haß des Schlechten, sogar der Sinn
Für eigne und für fremde Noth —
Und in mir lebt nur noch der Tod!

Der Vorhang fällt, das Stück ist aus,
Und gähnend wandelt jetzt nach Haus
Mein liebes deutsches Publikum
Die guten Leutchen sind nicht dumm;
Das speist jetzt ganz vergnügt zu Nacht,
Und trinkt sein Schöppchen, singt und lacht —
Er hatte Recht, der edle Heros,
Der weiland sprach im Buch Homeros:
Der kleinste lebendige Philister
Zu Stukkert am Neckar, viel glücklicher ist er,
Als ich, der Pelide, der todte Held,
Der Schattenfürst in der Unterwelt.

Noten.

I.

Zu Seite 9:

Rhampsenit.

„Des Königs Rhampsenitus Reichthum an Geld, sagten die ägyptischen Priester, sei so groß gewesen, dass ihn keiner der nachmaligen Könige überbieten oder ihm nahe kommen konnte. Da er nun seine Schätze in Sicherheit aufbewahren wollte, habe er ein steinernes Gemach erbaut, das mit einer seiner Wände an den äußern Flügel seines Hauses stieß. Der Werkmeister davon habe nun, aus bösen Absichten, Folgendes angestellt. Einen der Steine habe er so eingerichtet, dass er sich von zwei Männern oder von Einem leicht aus der Wand herausnehmen ließ. Und als dieses Gemach aufgeführt war, verwahrte der König seine Schätze darin. Nach Verlauf einiger Zeit berief nun der Baumeister, kurz vor seinem Lebensende, seine Söhne (deren er zwei hatte) und erzählte Denselben, wie er für sie gesorgt, dass sie vollauf zu leben hätten, und den Kunstgriff, den er bei Erbauung des königlichen Schatzes angewendet habe; und nach genauer Beschreibung, wie der Stein herauszunehmen sei, gab er ihnen die Maße dazu, mit dem Bedeuten, wenn sie immer auf diese Acht hätten, würden sie Verwalter von den Schätzen des Königs sein. Darauf endigte er sein Leben; seine Söhne aber schoben das Werk nicht lange auf: sie gingen des Nachts zur Königsburg, fanden wirklich den Stein in dem Gebäude auf, konnten auch leicht damit umgehen, und nahmen eine Menge Schätze heraus. Als nun der König wieder einmal das Gemach öffnete, wunderte er sich, die Gefäße von den Schätzen nicht voll zu sehen, wusste aber doch Niemanden Schuld zu geben, da die Siegel (an der Thüre) unversehrt waren, und das Gemach verschlossen. Doch als er bei zwei- und dreimaligem Öffnen die Schätze immer vermindert sah (denn die Diebe hörten nicht auf zu plündern), da machte er's also. Er ließ Schlingen verfertigen und legte sie um die Gefäße her, worin die Schätze waren. Da nun die Diebe kamen wie zuvor, und einer hineinschlüpfte und an ein Gefäß ging, wurde er sogleich in der Schlinge gefangen. So wie er aber seine Noth bemerkte, rief er sogleich seinem Bruder, gab ihm die Sache zu erkennen, und hieß Denselben eiligst hereinschlüpfen und ihm den Kopf abschneiden, damit er nicht, sähe man ihn und fände wer er sei, Denselben ebenfalls ins Verderben brächte. Dem schien Das wohlgesprochen, und er befolgte es wirklich, passte dann den Stein wieder in die Fuge, und ging nach Hause mit dem Kopf seines Bruders. Wie es nun Tag ward und der König in das Gemach trat, wurde er ganz betroffen durch den Anblick von dem Leibe des Diebs, der ohne Kopf in der Schlinge stak, während das Gemach unbeschädigt war, ohne Eingang und ohne ein Schlupfloch nach außen. In dieser Verlegenheit soll er es nun also gemacht haben. Er hing den Leichnam des Diebes an der Mauer auf und stellte Wächter dazu, mit dem Befehl, falls sie Einen weinen oder wehklagen sähen, Den sollten sie ergreifen und zu ihm führen. Als nun der Leichnam aufgehängt war, soll es seiner Mutter arg gewesen sein. Sie sprach mit ihrem übriggebliebenen Sohne, und gebot ihm, es zu veranstalten, wie er nur könne, dass er den Leib seines Bruders herunterkriege; und, wenn er Das unterlassen wollte, drohte sie ihm, zum König zu gehen und anzuzeigen, dass er die Schätze habe. Als sich nun die Mutter so hart anließ gegen den übriggebliebenen Sohn, und Alles, was er ihr sagte, vergeblich war, soll er folgenden Kunstgriff angewandt haben. Er schirrte Esel an, legte ihnen Schläuche voll Wein auf und trieb alsdann die Esel vor sich her; und als er an die Wache des aufgehängten Todten kam, so zog er drei oder vier aufgebundene Zipfel der Schläuche auf. Als nun der

Wein auslief, schlug er sich vor den Kopf mit lautem Geschrei, als wisse er nicht, zu welchem Esel er sich zuerst wenden solle. Die Wächter aber sahen nicht sobald die Menge Wein, die auslief, als sie sämmtlich mit Gefäßen in den Weg rannten und den ausfließenden Wein als gute Beute einsammelten, worüber er sich zornig stellte und Alle ausschalt. Da ihm aber die Wächter zuredeten, stellte er sich, als werde er allmählich ruhiger, und sein Zorn lasse nach; und zuletzt trieb er die Esel aus dem Wege und schirrte sie zurecht. Wie nun ein Wort das andere gab, auch Der und Jener seinen Spaß mit ihm hatte und ihn zum Lachen brachte, gab er ihnen noch einen Schlauch dazu, und jetzt beschlossen sie, an Ort und Stelle sich zum Trinken zu legen, wollten auch ihn dabei haben und hießen ihn bleiben, um hier bei ihnen mitzutrinken, wozu er sich denn auch verstand und dablieb. Endlich, als sie ihm beim Trinken herzlich schön thaten, gab er ihnen noch einen zweiten Schlauch dazu. Da wurden die Wächter vom tüchtigen Zechen übermäßig betrunken, und, vom Schlaf überwältigt, streckten sie sich an derselben Stelle hin, wo sie getrunken hatten. Nun nahm er, da es schon tief in der Nacht war, den Leib des Bruders herunter, und schor auch noch allen Wächtern zum Schimpf den rechten Backenbart ab, legte dann den Leichnam auf die Esel und trieb sie nach Haus, nachdem er so, was ihm seine Mutter geboten, vollzogen hatte.

Der König soll es aber, als ihm gemeldet wurde, der Leichnam des Diebes sei entwendet, sehr arg empfunden haben; und da er durchaus ausfindig machen wollte, wer in aller Welt Solches angestellt habe, soll er, was mir einmal nicht glaubwürdig ist, Folgendes gethan haben. Er ließ seine Tochter in der Bude feil sitzen, und gab ihr auf, Jeden ohne Unterschied anzunehmen; ehe sie aber zusammenkämen, müsse ihr Jeder den klügsten und den sündlichsten Streich sagen, den er in seinem Leben ausgeführt, und wenn da Einer die Geschichte mit dem Dieb erzähle, Den solle sie ergreifen, und nicht herauslassen. Dies that das Mädchen, wie es ihr vom Vater geboten war; der Dieb aber, der verstand, wo Das hinaus wolle, beschloss, den König noch an Verschlagenheit zu übertreffen, und soll Folgendes gethan haben. Er schnitt den ganzen Arm vom frischen Leichnam bei der Schulter ab und nahm ihn unter dem Mantel mit. So ging er zur Tochter des Königs, und da sie ihn ebenso wie die Andern befragte, erzählte er ihr, als seinen sündlichsten Streich, dass er seinem Bruder, der im Schatz des Königs in eine Schlinge fiel, den Kopf abgeschnitten, und als den klügsten, dass er die Wächter trunken gemacht und den aufgehängten Leichnam seines Bruders heruntergenommen habe. Als sie Das hörte, wollte sie ihn fassen; der Dieb aber streckte ihr im Dunkeln den Arm des Todten hin, worauf sie dann zugriff und ihn hielt, in der Meinung, seinen eigenen Arm festzuhalten; und nun ließ er denselben los und entwischte schnell zur Thüre hinaus. Als nun auch Dieses dem König hinterbracht wurde, ward er ganz betroffen über die Schlauigkeit und Kühnheit des Menschen. Zuletzt soll er aber in sämmtliche Städte eine Verkündigung haben ausgehen lassen, mit Gewährung von Straflosigkeit und mit großen Versprechungen, wenn er sich vor sein Angesicht stellen würde. Dem habe der Dieb getraut und sich ihm gestellt; und Rhampsenitus habe ihn höchlich bewundert, ja ihm jene Tochter zur Hausfrau gegeben, als dem allergescheitesten Menschen; wiefern er nämlich die Ägyptier über alle Andere setzte, und ihn über die Ägyptier.

(Herodor's Geschichte, zweites Buch, 121. Kapitel.)

II.

Zu Seite 18:

Schlachtfeld bei Hastings.

Sépulture du roi Harold.

„Deux moines saxons, Asgod et Ailrik, députés par l'abbé de Waltham, demandèrent et obtinrent de transporter dans leur église les restes de leur bienfaiteur. Ils allèrent à l'amas des corps dépouillés d'armes et de vêtements, les examinèrent avec soin l'un après l'autre, et ne reconnurent point celui qu'ils

cherchaient, tant ses blessures l'avaient défiguré. Tristes, et désespérant de réussir seuls dans cette recherche, ils s'adressèrent à une femme que Harold, avant d'être roi, avait entretenue comme maîtresse, et la prièrent de se joindre à eux. Elle s'appellait Édithe, et on la surnommait la Belle au cou de cygne. Elle consentit à suivre les deux moines, et fut plus habile qu'eux à découvrir le cadavre de celui qu'elle avait aimé."

(p. 348 de l'histoire de la conquête de l'Angleterre par les Normands, par Aug. Thierry.)

III.

Zu Seite 95:

Erinnerung.

„Auch der kleine Wilhelm liegt dort (auf dem Kirchhofe), und daran bin ich schuld. Wir waren Schulkameraden im Franciskanerkloster (zu Düsseldorf) und spielten auf jener Seite desselben, wo zwischen steinernen Mauern die Düssel fließt, und ich sagte: „Wilhelm, hol doch das Kätzchen, das eben hineingefallen" — und lustig stieg er hinab auf das Brett, das über dem Bach lag, riss das Kätzchen aus dem Wasser, fiel aber selbst hinein, und als man ihn herauszog, war er nass und todt. — Das Kätzchen hat noch lange Zeit gelebt."

(H. Heine's „Reisebilder" — Sämmtl. Werke, Band A, Seite 101.)

IV.

Zu Seite 112:

Jehuda ben Halevy.

„Das Lied, das der Levit Jehuda gesungen, — ist als Prachtdiadem um der Gemeinde Haupt geschlungen, — als Perlenschnur hält es ihren Hals umrungen. — Er, des Sangestempels Säul' und Schaft, — weilend in den Hallen der Wissenschaft, — der Gewaltige, der Liedesspeerschwinger, — der die Riesen des Gesanges hingestreckt, ihr Sieger und Bezwinger. — Seine Lieder nehmen den Weisen den Dichtermuth, — fast schwindet vor ihnen Assaph's und Jeduthan's Kraft und Gluth, — und der Korachiten Gesang — däucht zu lang. — Er drang in der Dichtkunst Speicher und plünderte die Vorräthe, — und entführte die herrlichsten Geräthe, — er ging hinaus und schloss das Thor, dass Keiner nach ihm es betrete. — Und Denen, die folgen den Spuren seines Ganges, — zu erlernen die Kunst seines Sanges, — nicht seines Siegeswagens Staub zu erreichen gelang es. — Alle Sänger führen im Munde sein Wort, — und küssen seiner Füße Ort. — Denn in der künstlichen Rede Werke — zeigt sich seiner Sprache Kraft und Stärke. — Mit seinen Gebeten reißt er die Herzen hin, sie überwindend — in seinen Liebesliedern mild wie der Thau, und wie feurige Kohlen zündend, — und in seinen Klagetönen — lässt er strömen die Wolke der Thränen, — in den Briefen und Schriften, die er verfasst, — ist alle Poesie eingefasst."

(Rabbi Salomo Ab-Charisi über Rabbi Jehuda ben Halevy.)

